# Weltgeschichte

## für Haus und Schule

von

**Ferdinand Schmidt.**

Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu.

**Zehnte Lieferung.**

Das Werk erscheint in ca. 30 Heften à

5 Sgr.

Berlin
Verlag von Albert Goldschmidt.

# Geschichte des Mittelalters

von

Ferdinand Schmidt.

Mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

---

Illustrationen:

I. Die Taufe Wittekind's.
II. Gottesdienst der ersten Christen in den Catacomben.
III. Gottfried von Bouillon vor Jerusalem.

---

Dieser Band bildet den zweiten Theil von Ferdinand Schmidt's Weltgeschichte für Haus und Schule.

Berlin.

Verlag von Albert Goldschmidt.

# Inhalt.

# Vom Eintritt des Christenthums bis zum Untergange des weströmischen Reiches.

## Jesus Christus.

Das wichtigste Ereigniß der Weltgeschichte ist der Eintritt des Christenthums, dessen Stifter Jesus von Nazareth ist.

Welch eine erhabene Gestalt erscheint in der Person Jesu auf der Weltbühne!

Des Welterlösers Worte, die sich auf Lehre und Wandel beziehen, sind verständlich auch dem einfältigsten Sinne, in ihnen findet unser tiefstes Leben Ausdruck, und doch ist sein Wesen, wie es sich in seiner Ankündigung, in seinem Kommen, Scheiden und in seiner Nachwirkung ausspricht, ein unerforschliches Geheimniß: es gleicht dem Aether des Himmels, der lichtvoll vor uns liegt und uns, so viel wir auch aus ihm herausgelesen und herausgedeutet haben, von unergründlicher Tiefe bleibt. Denn wahrlich, nur blöder Sinn oder Hochmuth oder beides im Verein kann es bestreiten, daß so viel der Himmel höher ist als die Erde, um so viel das absolute Wissen über Jesu das Wissen, das die Menschheit über ihn erlangt hat, überragt. Erhält dies einerseits den erhebenden Anreiz des Forschens, des Sichversenkens in den Schooß des Ewigen, so bleibt der Menschheit andrerseits die Helle und Fülle der verständlichen Lehre und des Beispiels für den Wandel, die das Gedeihen des Einzelnen und des Ganzen ermöglichen.

Suchen wir hiernach zunächst eine Vorstellung des Eindrucks zu gewinnen, den die Person Jesu und seine Lehre auf seine Zeit hervorbrachte.

Es wird uns dies nur gelingen, wenn wir uns vergegenwärtigen, von welchen Ansichten und Empfindungen die damalige Menschheit beherrscht ward.

Beginnen wir mit dem Volke der Juden.

Das jüdische Land, von Pompejus erobert, war dem großen römischen Staate einverleibt worden und hatte somit seine politische Selbstständigkeit verloren. Herodes, der zur Zeit unter dem erschlichenen Titel „König" im Namen Roms das Land verwaltete, ein eben so gewissenloser und blutgieriger als kluger Mann, arbeitete eifrig daran, nun auch noch die nationale Eigenart des jüdischen Volkes zu ersticken und es somit auch seinem Wesen nach römisch zu machen. So bekam Jerusalem u. A. nicht nur ein Theater für die pantomimischen Darstellungen, es bekam auch einen Circus und ein Amphitheater und damit seine Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen.

Dies und Aehnliches rief im Volke eine tiefe Bewegung hervor. Fromme Juden, von Abscheu erfüllt gegen die Gräuel, die sie von der Obrigkeit des Landes eingeführt und gefördert sahen, gedachten inbrünstiger noch als bisher der Verheißungen, die zuletzt in der Zeit der Propheten ihrem Volke geworden und die von einem Messias, einem Retter sprachen, dessen Kommen der Anfang eines Friedensreiches bedeuten sollte. Ihnen war der Verheißene ein Friedensfürst.

Das war der Glaube einer kleinen Zahl, zu der namentlich die Essäer gehörten. In dem übrigen Volke war zwar der Messiasglaube auch wieder erwacht; allein das Bild des Erhofften und Ersehnten hatte mit dem Bilde Jener nichts gemein. Man wünschte sich einen politischen Befreier vom Römerjoche, einen Fürsten, dessen Schwert schärfer noch schneide als das Schwert David's und dessen Pracht und Herrlichkeit noch weit über die Salomo's gehe. „Israel in seiner Herrlichkeit" dachte man sich als den von der Schmach römischer Knechtschaft frei gewordenen Staat, der Rache nimmt für den erduldeten Frevel, der das Weltreich Rom stürzt, sich der politischen Geltung nach an seine Stelle setzt und Jerusalem zum Mittelpunkte der Weltherrschaft erhebt. „Den meisten Juden," sagte in der Folge Tacitus, „wohnte die Ueberzeugung bei, es sei in alten Priesterschriften enthalten, es werde zu eben der Zeit das Morgenland Kräfte gewinnen und aus Judäa Kommende werden die Herren der Welt werden." Der Mehrheit des Volkes galt demnach der Verheißene für einen weltlichen Heros, einen Kriegsfürsten.

So sah es aus in der jüdischen Welt.

Und wunderbar, auch die heidnische Welt lebte damals in der Erwartung eines Retters und Helfers, eines Erlösers aus dem Zustande des Unbefriedigtseins, der Rathlosigkeit. Sagen, die von einem goldenen Zeitalter reden, das verloren gegangen sei, das aber wiederkehren werde, beschäftigten gerade um die Zeit mehr denn je der

Menschen Gemüther; man führte prophetische Sprüche der Sibyllen an, welche „auf den Ablauf eines Weltalters und den Anfang einer neuen Weltrechnung hindeuteten, die mit einem großen Könige beginnen werde, der aus dem Morgenlande kommen solle und den anerkennen müsse, wer da wünsche, daß es ihm wohlergehe."

Nicht der Volksglaube allein sprach sich in dieser Weise aus, auch in den Werken der Dichter gewannen derartige Vorstellungen Gestalt, und selbst diejenigen römischen Philosophen, die sich von dem Götterglauben abgewandt und es bis zur Annahme eines einigen Wesens, das Himmel und Erde regiere, gebracht hatten, beschäftigten sich mit Vorliebe mit der Idee von einer Menschwerdung des Göttlichen und einer dadurch bewirkten Erneuerung des menschlichen Geschlechts. Sie hingen vornehmlich Plato an, der von einem „Logos" oder Urgrunde der Dinge geredet hatte, und dem dieser Logos „ein göttliches Wesen" war, „durch welches die sichtbare Welt geschaffen ist, ja das Kind, die Ausgeburt des höchsten Guten, die das höchste Gut sich selber ähnlich erzeugt hat." Kann es Verwunderung erregen, wenn die Weisesten der Römer, die es vor Augen sahen, wie, nachdem der sittliche Inhalt der römischen und griechischen Götterverehrung verflüchtigt und nur ein leerer Ceremoniendienst zurückgeblieben war, der keine Macht über die Gemüther hatte, — wenn diese Männer, Trost suchend bei den hervorragendsten Geistern der Vergangenheit, mit Vorliebe bei Vorstellungen verweilten, von denen nicht nur ihre Dichter und ihr Volk beherrscht wurden, sondern die sie auch in andern Religionssystemen wiederfanden? Der Messiasglaube der Juden war ihnen bekannt, und die Betrachtung der Glaubenssysteme fern wohnender Völker zeigte ihnen, daß auch in jenen — in anderartigem Gepräge — die Idee der Welt- und Menschenerneuerung Ausdruck gefunden hatte. Die Gautamajünger hofften auf eine neue Menschwerdung ihres Buddha, die Chinesen auf den großen Weisen, der im Westen erscheinen werde, die Ormuzd-Anbeter auf ihren Sosiosch. Es wird eine Kriegszeit sein, erzählten sich die Perser, daß das vergossene Blut Mühlen treibt, und der Thau roth gefärbt vom Himmel fällt, Seuchen werden die Lebendigen dahinraffen, Alles, was die Erde hervorbringt, wird mit Unreinigkeit gemischt sein. Endlich kommt der Erlöser Sosiosch, der das Gute auf Erden zur Herrschaft bringen wird, wie es im Himmel waltet.

So war das Denken nnd Empfinden der jüdischen, so der heidnischen Welt.

Da ward Jesus geboren zu Bethlehem im jüdischen Lande. In

welcher äußerlichen Unscheinbarkeit geht sein Leben hin — er, des armen Zimmermanns Sohn, hat nicht, da er sein Haupt hinlegt. Einige arme Männer aus dem Volke begleiten ihn, als er im dreißigsten Jahre zu lehren beginnt. Schnell vollzieht sich das äußere Geschick. Seine Lehre widerstreitet der herrschenden verweltlichten Priesterlehre. Er wird angeklagt, verurtheilt, er erleidet den Kreuzestod.

Dies war geschehen — die große Welt hatte kaum etwas davon vernommen.

Aber nur dem Endlichen ist der Tod beschieden, dem Unendlichen, dem Göttlichen nicht. Und göttlich in dem höchsten Sinne des Wortes war der Geist, der in sterblicher Hülle eine kurze Zeit in Verkehr getreten war mit einer Zahl von auserwählten Menschen. Für sie war Jesus nicht todt, für sie stand sein Geist, sein ganzes Dasein verklärt in ihrem Bewußtsein auf. Die Erscheinung war für sie zu groß gewesen, um sie sogleich auch nur annähernd würdigen zu können. Und ein solches Leben hatte abgeschlossen mit einem Tode, wie ihn ein Verbrecher zu erleiden hat! Nach den Tagen der Erstarrung über das Unerhörte, das geschehen war, kam der Engel heiliger Begeisterung über sie, und was ihrem Verständniß todt gewesen war, begann Leben zu gewinnen. Und nun durchleben sie, indem sie Gesehenes und Gehörtes einander erglühten Herzens mittheilen, noch einmal sein Leben, und während ihnen früher nur einzelne Lichtblitze des Verständnisses seines Wesens geworden waren, verwandelt sich mehr und mehr seine Gestalt in ihrer Erinnerung zu einem Strahlenbilde, sein Wandel auf Erden wird zu einem Epos, mit dem kein anderes sich vergleichen läßt, sein letztes Wirken und sein Tod eine Tragödie, bei der Himmel und Erde mitwirken.

Stumpfe Seelen, fähig einzig zur Aufnahme alles möglichen Außenwerks des Wissens, aber unfähig der Abspiegelung des innern Gedankens tiefeingehender Ereignisse, haben gesagt: das Leben Jesu ist eine Dichtung seiner Jünger. Ihnen hat schon Rousseau geantwortet: „Es würde viel unbegreiflicher sein, daß Mehrere nach Verabredung diese Geschichte gemacht, als das Einer sie gelebt hätte. Sie ist unerfindbar, es ist in ihr das sittliche Ideal verwirklicht!"

Die jene irrthümliche Behauptung aufstellen, denken an den äußern Rahmen des Lebens Jesu, vergessen aber den Inhalt. Wie, wenn Jemand sagte, das Leben eines Rafael, eines Phidias sei eine Dichtung? Gehören nicht zu dem Leben Beider unnachahmliche Werke der Malerei und der plastischen Kunst? Würde bei jener Annahme gemeint sein können, daß diese Werke auch mitgedichtet worden seien? Der Inhalt

des Lebens Jesu stehet auf einem andern Gebiete, und es ist, wenn schon Werke der Kunst Offenbarungen aus dem idealen Reiche sind, dieser Inhalt eine unvergleichlich höhere Geistesoffenbarung. In dem großen Sinne dagegen, in dem wir den strahlenden Sternenhimmel, ja das ganze Weltall, in dem wir den Frühling unserer Erde, dessen Blüthenformen und Blüthenduft symbolisch uns den Erntesegen verkünden, dessen Licht Schöpfungswunder vollzieht, indem es alles Todte in neue Kreise des Lebens zieht, Dichtungen Gottes nennen können, in diesem Sinne mag man die Geschichte des Lebens Jesu, wie sie in jenem Kreise von Männern und Frauen ihre erste Gesammtgestalt erhielt und in der sie der übrigen Menschheit überliefert ward, ein Gedicht nennen. Die Geschichte Jesu nach ihrem Entstehen, ihrer Bedeutung und ihrer innersten Wahrheit zu würdigen, wird freilich nur dem möglich sein, der von dem ihr durchströmenden Geiste berührt worden ist.

Lassen wir sie in ihren wesentlichen Zügen an uns vorübergehen. Nicht ein Königspalast, eine Hütte war die Stätte seiner Geburt, seine Wiege war eine Krippe. Maria, die Mutter, entbehrt alles weltlichen Schmuckes, nicht aber des höchsten Schmuckes der Weiblichkeit: Jungfräulichkeit und Demuth. Die Herrscher der Welt vernahmen nichts von dem großen Ereigniß, wohl aber Hirten des Feldes, fromme Männer, der kleinen Zahl derer angehörend, die gläubigen Sinnes auf das Kommen des Friedensfürstens hofften. Ein Stern von wunderbarer Klarheit führt Weise aus dem Morgenlande herzu, denn das Zeichen des Himmels gilt ihnen als Ankündigung, daß der erhoffte Retter geboren sei. Als der zwölfjährige Jesu zum ersten Male in den Tempel zu Jerusalem kommt, nehmen Empfindungen und Gedanken, die der Eindruck des heiligen Ortes in ihm erweckt, ihn in dem Maße gefangen, daß er darüber auf Tage alles Andere vergißt. Ehe er zu lehren beginnt, zieht er sich auf eine Zeit in eine Wüste zurück, sein großes Werk überdenkend. Das Bild der Versuchung zeigt, daß er klar erkennt, welcher Mittel er sich zu bedienen haben würde, wollte er ein Reich von dieser Welt gründen, es zeigt aber auch, daß die Güter dieser Welt, Gut, Genuß, Ehre, keine Macht über ihn haben. Nun beginnt er zu lehren und spricht die erhabensten Wahrheiten in den schlichtesten Worten aus. Er lehrt, wo er Menschen findet, die ihn hören wollen, am See, auf dem Berge, im Tempel, in der Halle Salomon's. „Aus der Natur entlehnt er die Bilder für seine Gedanken oder knüpft diese an die Erscheinungen der Außenwelt. Er ist der gute Hirt, der die verlorenen Schafe sucht

und aus den Dornen löst, er spricht die Worte der Wahrheit wie der Säemann den Samen ausstreut, der aufgeht je nachdem die Herzen der Hörer beschaffen sind; aus ihren Gärten, von ihren Netzen beruft er seine Jünger, daß sie arbeiten im Weinberge des Herrn, daß sie Menschenfischer werden. Die Vögel unter dem Himmel, die der Vater alle ernährt und behütet, die Lilien auf dem Felde, herrlicher als Salomon's Königspracht, werden ihm zum Beweise der Vorsehung, der alldurchwaltenden Liebe. Giebt der Mensch seinem Kinde keinen Stein, wenn es Brot verlangt, keine Schlange, wenn es einen Fisch begehrt, wie viel mehr wird der himmlische Vater unser Gebet erhören! Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan! Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere von selbst zufallen." Er herzt die Kinder, er will, daß sie früh der Wahrheit zugeführt werden, er ruft Wehe über den, der ein Kind irre macht im Guten und Rechten. „Die Kinder sind ihm in ihrer Demuth und Bescheidenheit, in ihrer anspruchslosen Einfalt und Unschuld, in ihrer Arglosigkeit und Liebe, in ihrer Aufrichtigkeit, Geradheit und Empfänglichkeit für das Göttliche die Bilder der höchsten Vollendung, zu denen sich der Mensch in seinem Bewußtsein emporarbeiten soll, so daß er bewußt wird und ist, was sie unbewußt sind. Darum fordert er seine Jünger auf, daß sie wieder werden sollen wie die Kinder; deshalb stellt er den in Eitelkeit und Rangsucht streitenden Jüngern das Kind mit der Aufforderung vor, diesem ähnlich zu werden; deshalb giebt er auf die Frage, wer der Größeste im Himmelreich sei, die Antwort: „Wer sich selbst erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größeste im Himmelreich." Er betont die leibliche und geistige Erziehung der Kinder; höher jedoch als der Leib und seine Entwickelung steht ihm das Geistesleben und damit die geistige Erziehung. Denn „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder erlöse?" Die Mühseligen und Beladenen tröstet er, die Kranken macht er gesund, die Armen an Geist belehret er, denen aber, die, ihm nachfolgend, Hungrige und Durstige erquicken, Entblößte kleiden, Kranke und Gefangene besuchen, verkündet er, daß er ihnen ihr Erbarmen anrechnen werde, als habe es ihm selbst gegolten.

Mehr und mehr treten die Grundzüge des Reiches der Liebe, das er stiften will, hervor. Am liebsten nennt er sich „Menschensohn", damit sagend, er sei nicht gekommen, daß „die Menschen ihm dienen,

sondern daß er den Menschen diene." Weil seine Zeit Denjenigen, auf den sie hofft, den „Messias" (griechisch Christus) nennt, faßt er selbst auch den Inhalt seines irdischen Berufs in dem Gedanken und Titel des „Messias" zusammen. Damit seine göttliche Sendung bekundend und Glauben an diese fordernd, macht er jedoch die Jüngerschaft nicht davon abhängig, daß man eine bestimmte Vorstellung von dem Wesen und der Beschaffenheit seiner Person habe, wie er auch keinesweges den Glauben an eine solche Vorstellung als eine Bedingung zur Seligkeit bezeichnet. Wohl aber sagt er: Selig sind die Barmherzigen, die reines Herzens sind, die Sanftmüthigen, die Gottes Wort hören und bewahren. Nicht einmal eine hohe Meinung über seine Person stellt er auf als Bedingung der Zugehörigkeit zu dem Reiche, das er stiftet, denn als er mit den Worten „Guter Meister" angeredet wird, entgegnet er: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut denn Gott allein." Die Seinen sollen ihn „bekennen vor Menschen"; damit verlangte er aber vornehmlich das thatsächliche Bekenntniß der Nachfolge in Leben und Wandel; die Frage, ob er Gott selbst oder Mensch oder ein Drittes gewesen (worüber später so viel und so bitter gestritten wurde), tritt nirgends in der Geschichte Jesu auf. Der Jünger erste Antwort über ihn lautet: „Jesus war ein Prophet, mächtig in Thaten und Worten, vor Gott und allem Volk." Doch schon hat die Priesterschaft vernommen, daß Jesus nicht dasjenige als Bedingung der Seligkeit aufstelle, was sie als solches bezeichnet: knechtisches Beobachten der Ceremonialgesetze. Ihrer Behauptung entgegen sagt er der Samariterin am Brunnen, die Zeit sei nahe, ja sie sei schon da, in der die wahrhaftigen Beter Gott weder auf dem Berge, den die Samariter als den Ort der Anbetung bezeichneten, noch in Jerusalem anbeten würden, und er fügt erläuternd hinzu: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten," damit verkündend, daß des Menschen Herz der Tempel der Anbetung Gottes, der Glaube an ihn der Altar, die alle selbstsüchtigen Gedanken verzehrende Liebe zu Gott die Opferflamme dieses Altars sein solle.

Die Priester, die sich als die alleinigen Hüter und Verwalter des religiösen Wesens ansahen, fühlten sich nicht nur in ihrem Stolze beleidigt, sie sagten sich auch im Stillen, daß Verbreitung jener Lehre Schmälerung nicht nur ihres Ansehens, sondern auch der ihnen zum großen Theile zu Gute kommenden Tempeleinkünfte nach sich ziehen müsse.

Was hilft es einer solchen Selbstsucht gegenüber, daß Jesus laut

verkündet, er sei nicht gekommen, das mosaische Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen, und daß er erklärend hinzusetzt, das Gesetz müsse Ausdruck in der Gesinnung, diese bis in die Tiefen durchläuternd, und diese wiederum Ausdruck in That und Wandel finden! Die jüdischen Priester rufen laut, die Religion sei bedroht, während einzig und allein — wie sie sich dessen wohl bewußt sind! — ihr angemaßtes Ansehen und ihre Einkünfte es waren.

Das ist der Anfang ihrer schweren Schuld. Nun hebt ihr heimlicher und offener Kampf gegen Jesu an; sie suchten ihn mit listigen Worten zu fangen. Seine Antworten, Aussprüche der Wahrheit und des Lebens, sind Worte des Gerichts für sie. Er, der die Liebe selbst ist, kann doch auch der Wahrheit keinen Abbruch thun, und wenn die Wahrheit schneidend ist wie ein Schwert, so verschuldet er es nicht, sondern die verschulden es, die sie trifft, dadurch, daß sie Böses an sich haben. Diese aber hassen ihn jetzt bis auf den Tod, da sie, von Selbstsucht und Hochmuth verhärtet, nicht zur Erkenntniß ihrer Schuld und somit auch nicht zur Erneuerung ihres Geistes gelangen. Jesus kündigt ihnen an, daß das Reich Gottes, dessen Träger Israel bisher gewesen, und das nun eine verklärtere Form annehmen solle, die Form, auf die von Propheten alter Zeit verwiesen worden sei, sich in der Heidenwelt ausbauen werde.

Als Jesus endlich in dem Gleichniß vom barmherzigen Samariter die gottzugewandte Gesinnung, die sich in der Liebesthat gegen den Mitbruder ausspricht, als wesentliches Erkennungszeichen der Kinder Gottes hinstellt und über jeglichen Priesterdienst und jegliches Priesterwissen, sofern Eines und das Andere nicht getragen wird oder durchdrungen ist von jener Gesinnung, den Stab bricht, stehet der jüdischen Priester Entschluß fest, ihn aus dem Wege zu räumen.

Sie hätten es nicht vermocht, wäre die Zahl der gläubigen Juden nicht zu gering gewesen; aber, wie oben nachgewiesen wurde, befand sich das Volk in seiner großen Mehrheit in einem politisch aufgeregten Zustande, und das Bild des Messias, das es in sich trug, hatte nichts von den hehren Zügen an sich, die aus den Verheißungen der Propheten hervorleuchteten, es war dasselbe vielmehr von dem verweltlichten Sinne der Zeit in das eines weltlichen Fürsten verwandelt worden, der das Schwert des Rächers und Eroberers schwang. Bisher hatte ein Reich das andere abgelöst in der Weltherrschaft. Immer war die Größe mit dem Schwerte und die innere sichtbare Herrlichkeit durch die Verwendung des Raubes hergestellt worden, für die der Krieg den Ausdruck Beute erfunden hat. Diese Bahn zu

betreten, gelüstete es die Juden, und daher fehlte ihnen die Empfänglichkeit zur Aufnahme der Lehre Jesu. Sie horchten wohl zuweilen auf, sie kamen wohl herzu, wenn sie vernahmen, der Mann, der Messias genannt werde, lehre da oder dort, es gab auch Augenblicke, in denen sich der Strahl besserer Erkenntniß Bahn brach; aber das Gewölk der verweltlichten Anschauungen, von dem das Gemüth des Volkes belagert war, behauptete dann immer wieder den Sieg. Selbst Männer, die nicht politisches, sondern religiöses Begehren herzutrieb, ließen wieder ab von Jesu, wenn sie vernahmen, zu dem Friedensreiche, das gestiftet werden solle, seien nicht ausschließlich Juden, es seien auch Samariter, ja sogar Heiden berufen; denn nach der von der Priesterschaft in ihnen genährten Meinung war das Volk der Juden das auserwählte Volk Gottes, und sie meinten, daß, wenn diesem eine neue Weihe beschieden sei, Samariter und Heiden daran nicht Theil nehmen dürften.

Unter solchen Umständen wagte es endlich die herrschende jüdische Priesterzunft, an die Ausführung des beschlossenen Werkes zu gehen. Die Priester erheben, nachdem es ihnen gelungen, einen der Jünger Jesu durch Versprechungen zum Verrath zu bewegen, die Anklage gegen Jesu und wissen den römischen Landpfleger Pontius Pilatus dahin zu bringen, daß er, aus Besorgniß, in Rom verdächtigt zu werden, das von ihnen ausgesprochene, auf Tod lautende Urtheil unterzeichnet.

Nun folgt für Jesus nach weltlicher Seite hin die tiefste Erniedrigung, denn ihn trifft, nachdem er von Spott und Hohn reichlich überschüttet worden ist, der bittere Kreuzestod; in geistiger Beziehung dagegen wird gerade diese Erniedrigung, die um so schmerzensvoller für ihn ist, da er sich von allen Menschen, sogar von seinen Jüngern, verlassen sieht, Anlaß zu seiner höchsten Erhöhung. In dem Maße die Außendinge (in der Bibelsprache „Welt" genannt) Macht haben, sündhafte Empfindungen und Gedanken in der Seele des Menschen zu erregen, in dem Maße ist sie unfrei, denn sie ist eben abhängig von der „Welt." Dies in Betracht gezogen, zeigt Jesu Leiden, daß auch das Bitterste nicht im Stande war, auch nur auf einen Augenblick in dem Tempel seiner Seele eine Regung aufkommen zu lassen, die mit seiner Lehre von der Gottes- und Bruderliebe in Widerspruch stand. So hatte er im vollsten, im tiefsten Sinne „die Welt überwunden," und indem er äußerlich unterlag, stand er als herrlichster Sieger da, wie nie die Welt einen gleichen sah. Erhabene, Züge der Liebe hatte die Menschheit auch sonst schon wahrgenommen

eine solche Höhe und Vollendung der Liebe noch nie, und nur der Blick auf ein solches Scheiden konnte später aus einer Paulus-Seele den Hymnus der Liebe entlocken: Die Liebe höret nimmer auf! — Es ist vollbracht! — Das Dulderhaupt mit der Dornenkrone senkt sich auf die Brust hinab. Da ist's, als ob selbst die sonst unfühlende Natur Empfindung gewinne. Der Himmel verfinstert sich, die Erde bebt, der Vorhang des Tempels zerreißt von oben bis unten, Gräber öffnen sich, und Todte erheben sich, zu schauen, was Unerhörtes geschah. Wie erschütternd und voll tiefen Sinnes ist die Schilderung für den, der die symbolische Sprache der Bibel zu würdigen versteht! — „Unschuldiger und gewaltiger," sagt L. v. Ranke, „erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als Jesu Wandel, seine Lehre, sein Leben und Sterben; aus jedem seiner Sprüche weht der reine Gottesodem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von fern zu vergleichen wäre." Der Pfingsttag zeigt der Welt, wie und in welcher Art der Geschiedene wieder auferstanden ist. Die Jünger künden von ihm, daß es denen, die kalten Herzens sind, erscheint, als seien sie „voll süßen Weines." Also erscheint die Sprache Begeisterter stets dem kalten Sinne. Ein Ereigniß, das die Herzen eines Kreises schlichter Menschen in einer Weise in Glut setzt, wie es hier geschah, muß einen göttlichen Inhalt haben. Vieles giebt es, das der Menschen Gemüth mit dem süßen Weine der Begeisterung erfüllt, die eine andere Sprache spricht, als die der kalten Berechnung, deren Wahrheit nach andern Gesetzen bemessen werden muß, als die sind, die in Dingen der Welt gelten. Große Ereignisse treten in der Erinnerung auf in der Pracht und dem Farbenglanze der Morgensonne. So ward das Leben Jesu nicht dem jüdischen Volke allein, so ward es der ganzen Welt verkündet, und wie die Sonne das Gewölk in Glanz und Purpur kleidet, so wurde von dem in seinem innersten Wesen göttlichen Ereignisse das Gewölk der Meinungen in der Menschen Gemüther durchleuchtet, also, daß in der Fassung des Ueberlieferten Gleichniß und Ereigniß in erläuternder Weise einander durchdringen.

Aber es gab Deren, denen die neue Lehre als eine Thorheit und ein Aergerniß galt. Mehr muß es verwundern, daß es heut noch Menschen solcher Art giebt. Sie lassen ihr Urtheil durch Nebendinge trüben, behauptend, die Völker hätten sich auch mit dem Beistande anderer Religionen zu ihrer heutigen Kulturhöhe zu erheben vermocht, und sie weisen auf glänzende Zeiten und hervorragende Personen des

vorchristlichen Völkerlebens hin. Und doch, wie wird ihre Weisheit zur Thorheit, wenn wir sie nöthigen, uns Rede zu stehen über die Grundanschauungen der von ihnen mehr als billig gepriesenen Zeiten und Völker! In welchem Volke ward denn vor Christus der Gott angebetet, als dessen Kinder alle Menschen gelten? Hatte nicht jedes Volk, selbst das Volk der Juden nicht ausgeschlossen, seinen besonderen Gott? Dieser Gott war — nach der Anschauung der Betheiligten — einem Volke geneigt, den andern Völkern feindselig, und dieser Feindschaft gaben die Völker thatsächlich Ausdruck. Das zog, das erhielt, ja das verstärkte die Scheidewand des Hasses zwischen Volk und Volk; Völkerhaß empfing an den Altären der Gottesverehrung seine Heiligung! —

Aber innerhalb des einzelnen Volkes da war wohl Freiheit und Wohlbefinden? Da galt wohl, zwar noch nicht in vollkommener Ausübung, aber doch in Anerkennung als Grundrecht der Menschen — wenn nicht das Gesetz der Bruderliebe, so doch das Gesetz der Gleichberechtigung? — Die Frage ist verneint, so wie sie gestellt ist. „Nicht einmal zur äußern Freiheit im echten Sinne“, sagt Eyth, „hatte man es gebracht. Frage den Orient und seine Despoten! Siehe das Streben Alexander's und das der Römer an! Wohl haben Griechen und Römer — und sie fast allein! — die Hände ausgestreckt nach jener goldnen Frucht, aber sie vermochten nicht, sie zu erlangen. Indem sie zugleich alle auswärtigen Völker als Barbaren eben so haßten als verachteten, brachten es die Griechen nur bis zur Freiheit des „gebornen“ Hellenen in ihrem kleinen Lande, die Römer zuletzt nur zu der zweifelhaften Freiheit eines „römischen Bürgers“ in einer ausgedehnten Ländermasse.“ Die Zahl der freien Griechen zählte nach Hunderten, die der ihnen dienenden Sclaven nach Tausenden. Und von der Ansicht, daß es so sein müsse, waren selbst die von uns in anderer Beziehung bewunderten Weisen des Volkes beherrscht. Nach Plato's Ansicht war der Mord, an einem Sclaven begangen, kein Verbrechen. „Was ein Ochse dem Herrn,“ sagte Aristoteles, „das ist der Sclave dem Reichen; der Sclave fühlt wohl Vernunft, aber er hat sie nicht.“ Entwürdigender noch als die Sclaven in Griechenland wurden die Sclaven in Rom behandelt. Cato der Aeltere, mit Recht in vieler Beziehung als sittenstrenger Mann gepriesen, ertheilt in seinen Belehrungen über den Ackerbau u. A. den Rath, sich — aus ökonomischen Rücksichten — alter Sclaven rechtzeitig durch Verkauf zu entledigen und stellt sie mit rostig oder morsch werdenden Ackerwerkzeugen auf eine Linie! — Grauenhafteres geschah

in den Gladiatorenkämpfen und den Kämpfen mit wilden Thieren, die zur Belustigung der freien Römer abgehalten wurden. In Rom konnte man Sclaven als Kettenhunde vor den Palästen der Reichen sehen; in Rom ist's geschehen, daß Schwelger, um schmackhaftere Bissen zu erzielen, ihre Muränen mit dem Fleische geschlachteter Sclavenkinder fütterten. Dazu war aber auch noch innerhalb der Gesellschaft der Bevorrechteten die größere Hälfte — Weiber und Kinder — unterdrückt. So stand es mit der Freiheit des Einzelmenschen bei den Griechen und den Römern.

Da trat Christus auf und rief der staunenden Welt zu, es solle Keiner Herr und Keiner Sclave sein, Alle sollten Brüder sein!

Wohl hatte auch Moses schon gesagt, der Mensch solle den Nächsten lieben als sich selbst; aber erst Christus erklärt, daß ein jeder Mensch unser Nächster sei; erst er sagt, daß wer seinen Nächsten nicht liebe, dadurch sicher bekunde, daß er auch Gott nicht liebe; erst er erläutert, daß das Gebot der Liebe zum Nächsten dem Gebote, das Liebe zu Gott fordert, vollständig gleich sei; ja er lebt der Menschheit dies Gebot in vollkommenster Weise gleichsam vor. Wie dieses „Vorleben" zu verstehen sei, sagt uns ein Wort von M. Carriere: „Gott wie alles Gute und Schöne will nicht blos gedacht, sondern erfahren und erlebt sein und kann für die Anschauung und das Gefühl nicht vollkommener offenbar werden, als in der Gestalt und dem Leben eines Menschen, das dem gottgedachten Urbilde der Menschheit entspricht und in sich das innere Selbst des Vaters zur Erscheinung bringt. Darum sagt Christus: „Wer mich siehet, der siehet den Vater!" —

Bei den Griechen und Römern hatte es geheißen: Wir, der kleine, herrschende Theil, sind die von unserm Gotte Bevorrechteten. Die Juden hatten diese Bevorrechtung bis auf die Grenzen ihres Landes ausgedehnt. Jetzt ward das Wort verkündet: Ihr Alle seid Kinder Gottes, weß Landes und Volkes Ihr auch seid, und weß Standes Ihr auch waret! — Gehet hin und lehret alle Völker! — Das war die Proclamation des Christenthums als Weltreligion, als Religion der Bruderliebe! —

Für die Mehrzahl der Menschen der damals Lebenden war dies ein Erlösungsruf. Die Mühseligen und Beladenen, die den Ruf vernahmen, fühlten wonneschauend den Morgen des neuen Menschheitstages, fühlten das Glück Aller, und „es brannten die Herzen, die

heiligen Lehren von Jesu, dem himmlischen Meister, zu hören." Es war — dem Grundsatze nach — das Alte vergangen und Alles neu geworden.

Was war damit für die folgenden Geschlechter der Menschen gewonnen? Alles — wenn man an den Plan des Menschheitstempels, der vorgezeichnet, und den Grund, der mit dem Opfer des Lebens gelegt war, denkt, — Nichts, wenn ins Auge gefaßt wird, daß der Aufbau des Tempels davon abhing, ob der Kampf gegen die Mächte der Welt wahrhafte Nachfolge finden werde. Das sollten Diejenigen bald erfahren, die sich Jünger des großen Tempelmeisters nannten. Die Mächte dieser Welt verlachten Anfangs die neue Lehre als eine „Thorheit", dann, als sie sahen, wie diese „Thorheit" den aus der Selbstsucht hervorgegangenen Sitten und Gebräuchen gegenüber in ihrer Wirkung der Frühlingssonne vergleichbar sich erwies, unter deren Strahlen Eis und Schnee schmilzt und der Schooß der Erde sich aufthut, begannen sie der neuen Lehre in ihren Anhängern den Leidensgang des Erlösers zu bereiten, und als auch dies nicht zum Ziele führte, da suchte die römische Staatskunst sich der neuen Lehre zu bemächtigen, um sie zu weltlicher Dienstbarkeit zu erniedrigen, und es entsproß diesen Bestrebungen später das verweltlichte Priesterthum, das Papstthum. Nebenher jedoch ging das Erlösungswerk seinen Weg, denn es fehlte nie an Solchen, die nach dem für alle Zeit gegebenen Tempelplane, der, so viel auch die Weltmächte auf seine Vernichtung bedacht waren, der Menschheit erhalten blieb, weiter baueten. Der Weiterbau und der Kampf dagegen — das ist im Wesentlichen der Inhalt der Geschichte seit Christus bis heut.

## Die Germanen der ältesten Zeit.

### Einführendes Wort.

Das Heldenthum des Schwertes hatte die Menschheit kennen gelernt; jetzt war für dieselbe gewonnen als Vorbild zur Nachfolge das Heldenthum des sittlichen Geistes. Wie hoch und hehr stehet der Weltheiland gegenüber allen Heroen der alten Zeit! Das war ein Cäsar, dem keiner derer auch nur annähernd glich, die bisher die Bewunderung der Welt auf sich gezogen, ein Heracles, der mehr als eine lernäische Schlange überwunden hatte! Für die Menschheit war

wieder der Anknüpfungspunkt gewonnen an den seligen Zustand, von dem die Sagen aller Völker künden, an die paradiesische Zeit, in der das Böse noch nicht Herrschaft gewonnen hatte, und zugleich an die Zeit, die prophetisch als einst wiederkehrend bezeichnet worden war.

Und mit welchen Mitteln sollte dies Reich gegründet werden? Sie waren entsprechend dem Liebes-Odem, der jene Sagen und diese Prophezeihungen durchhauchte. Stecke dein Schwert in die Scheide! Das hätte Jesus nicht nur seinem Jünger Petrus, der ihn vertheidigen wollte, das hatte er allen seinen Nachfolgern zugerufen. Nicht Gewaltthat konnte die Schwelle sein, die zu dem neuen Tempel der Menschheit führte. „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun." Liebe bis zum Tode, ja über das Grab hinaus — sie sollte die alleinige Herrscherin des neuen Reiches werden, das gemeint ist, wenn mit wahrhaftem Glauben und mit vollkommen klarem Bewußtsein gebetet wird: „Dein Reich komme!" Den weltlichen Legionen, zählend nach Hunderttausenden von Kriegern, hatte Jesus eine Hand voll Jünger entgegen zu setzen; — sie sollten die Welt erobern! Und sie eroberten die Welt, damit das größte Wunder der Weltgeschichte vollführend.

Unter Griechen und Römern gewannen die Sendlinge des neuen Reiches ihren ersten Anhang. Wir werden über den Gang, den das Christenthum nahm, der Leidens- und Siegesgang zugleich war, weiterhin zu berichten haben. Zuvor jedoch ist es nothwendig, eines Volkes in seiner ältesten Zeit zu gedenken, das von der Vorsehung berufen war, gegenüber den zum größeren Theile verderbten Griechen und Römern, der Hauptträger des Christenthums zu werden.

Wir meinen das Volk der Germanen.

Als Jesus geboren wurde, befand sich das Volk der Germanen ebenfalls im Heidenthum, aber dieses Heidenthum glich einer Nacht mit blitzenden Sternen und einer Lichtröthe im Ost, wie Eines und das Andere in einem gleich verheißungsvollem Glanze an dem Glaubenshimmel anderer heidnischer Völker nie wahrgenommen worden ist. Es war ein Volk, hoch und hehr geartet an Leib, Seele und Gemüth, das — ziehen wir seine spätere weltgeschichtliche Bedeutung in Betracht — zu jener Zeit, von der Dunkelheit seiner Wälder umschlossen, einem köstlichen Schatze glich, der in einer mit seltsamen Zeichen versehenen Truhe ruhet.

Haben wir die Germanen in ihrer Ursprünglichkeit kennen gelernt, dann wird uns ihr Kampf gegen die Römer, ihre Stellung zum Christenthume und die Aufgabe, die ihnen, gegenüber dem Romanen-

thume und dem in diesem auftauchenden geistlichen Cäsarenthume, der Papstmacht, von der Vorsehung zugewiesen ward, verständlich werden.

## Einwanderung aus Asien.

Aus dem Dunkel der Geschichte tritt uns das Volk der Germanen mit ausgeprägter Eigenart entgegen. Welche Geschicke dieses Volk durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende vor dieser Zeit durchzumachen hatte, verräth uns kein geschichtliches Denkmal. Zu dem Ergebniß aber hat es die Wissenschaft der Sprachforschung gebracht, daß das ferne Hochasien (von Herder „Arche" genannt, die einst in grauester Vorzeit während der in den ältesten Sagen als Sündflut bezeichneten Erdrevolution einen Völkerkern rettete) auch die Wiege der Germanen ist, daß sie aus dem indogermanischen Urstamme, einem einfachen, kräftigen Hirtenvolke, ausgingen. Dieser indogermanische Urstamm nannte sich selbst Arja, d. h. das Volk der Hohen, Vortrefflichen. Am gebräuchlichsten ist der Name Arier geworden.

Die Zweige, die sich von dem arischen Urstamme lösten, nahmen, entsprechend ihren neuen Wohnsitzen und den daselbst sie betreffenden Geschicken, verschiedenartige Gepräge an: nur einzelne Wurzelwörter der Sprachen künden heut noch, daß die Urväter einem Volke angehörten. Zwei Zweige des Stammes verbreiteten sich in grauer Vorzeit im Süden und Osten von der asiatischen Hochebene, und es entstanden aus ihnen das Volk der Perser und das altindische Volk. Von diesen Völkern sprachen wir früher (Th. I., S. 59 und 80); hier haben wir sie gänzlich außer Betracht zu lassen. Ein Anderes ist es mit den sich von dem arischen Stamme lösenden größeren Völkerwellen, die sich westwärts bewegten und sich über verschiedene Theile Europas ergossen. Aus einer dieser Völkerwellen, die den Süden Europas einnahmen, entstanden zwei Völkerschaften, die Griechen und die Italiener. Ihre Hauptentwickelung fällt in die ältere Zeit. Aus einer andern sich aus der Urheimath lösenden und sich über Europa ergießenden Völkerwelle entstand das Volk der Celten, aus einer folgenden das der Germanen und der Slaven.

Die Celten hatten sich im fünften Jahrhundert v. Chr. bis zum äußersten Westen Europas ausgebreitet; von da ab wurde ihre Bewegung wieder eine rückläufige. Die Bedrängniß, in die Rom eine Zeit lang durch sie gerieth, ist Theil I., S. 332 geschildert worden. Damit aber hatten die Celten den Höhepunkt ihrer Macht erreicht,

sie wurden von dieser Zeit ab von den Römern und den Germanen fortgesetzt mit Erfolg bekriegt. Heut finden sich Reste dieser Völkerschaft nur noch an den äußersten Küsten des atlantischen Meeres, in der Bretagne, Wales und Irland.

Die Germanen waren ihnen nachgerückt und hatten in der Zeit, in der die Celten noch mächtig waren und außer in Britannien, Gallien, Norditalien und in den Alpen auch in Süddeutschland fest saßen, Mittel- und Norddeutschland und Scandinavien inne. Den Namen „Germanen" sollen ihnen die Celten gegeben haben; seine Bedeutung ist nach einigen Auslegern „Nachbarn", nach anderen „Rufer im Streit." Ihnen nach rückten die Slaven, sich ausbreitend nach Westen bis zur Weichsel, nördlich bis zum weißen, südlich bis zum schwarzen Meere.

Der Zug der Cimbern und Teutonen aus dem Norden Deutschlands nach Illyrien, Gallien und Italien (Theil I., S. 399) zeigte, daß ihnen ihre Wohnsitze zu eng geworden waren. Von da ab begannen die Germanen auf der ganzen Linie gegen den Süden und Westen vorzurücken, die celtischen Völkerschaften, auf die sie trafen (Helvetier, Bojer, Gothiner u. s. w.) wurden überwältigt, theils unterjocht, theils über den Rhein und die Donau gedrängt.

So war in Bezug auf die Wohnsitze die Stellung der Hauptvölkerschaften Europas zu einander, als Cäsar die Unterwerfung der Gallier vollendete. Die Germanen hatten sich dem römischen Staate in einer besorgnißerregenden Weise kundbar gemacht. Darin liegt der Grund, daß Rom am linken Rheinufer und am rechten Donauufer feste Plätze anlegte oder bereits angelegte möglichst verstärkte. Man dachte in jener Zeit weniger daran, die Germanen im eigenen Lande anzugreifen, als sich ihrer stürmenden Angriffe zu erwehren.

## Natur des Landes.

Wir haben uns das Landgebiet, das die Germanen damals inne hatten, und das sich vom Rhein bis zur Weichsel und von der Donau bis zur Nord- und Ostsee erstreckte, als zum größten Theile mit Waldung bestanden vorzustellen. Cäsar berichtet von der den Römern grauenvoll erscheinenden hercynischen Gebirgswaldung, die bei den Cevennen in Gallien beginnend sich sechzig Tagereisen weit bis zu den Karpathen hingezogen habe. Im Tacitus lesen wir: „Das Land war im Ganzen voll starrer Waldung und scheußlicher Sümpfe," und Seneca thut den Ausspruch: „Auf Germanien lastet beständig

ein trüber Himmel." Letztere Urtheile über Wälder und Sümpfe und über den Himmel Germaniens haben wir mit einiger Einschränkung anzunehmen, da wir nicht außer Betracht lassen dürfen, daß sie von Männern herrühren, über deren mit vielfachen Reizen der Natur geschmückten Heimathlande ein krystallner Himmel sich wölbt, an dem selten graue Nebellagen aufsteigen. Wir geben aber zu, daß die aus den kühlen Wäldern, den feuchten Wiesengründen und den durch vielfachen Austritt der ungezähmten Ströme entstehenden Sümpfen aufsteigenden Nebel den Himmel zumeist in Grau hüllten; doch ziehen wir daraus mit nichten den Schluß, daß dieser Umstand der Pracht des Naturlebens Abbruch that, vielmehr, daß diese Pracht derartig war, daß das verwöhnte Auge des Südländers sie nicht zu würdigen verstand, zumal das Land die Heimath eines Volkes war, dessen erstes Zusammentreffen mit den Römern in diesen jenen „cimbrischen Schrecken" hervorgerufen hatte, der sich nie wieder gänzlich verlor, und der zugleich von der Ahnung begleitet war, daß in den dunklen Wäldern Germaniens von den Nornen der Schicksalsfaden Roms gesponnen werde.

Von dem großen hercynischen Walde sind uns u. A. in dem Odenwalde, dem Spessart, dem Schwarzwalde, dem Thüringer Walde, dem Harz, dem Böhmerwalde 2c. heut noch Reste erhalten, und wer eine oder die andere dieser Waldungen durchwandert, der kann sich annähernd eine Vorstellung von der einst vorhandenen Urwaldung machen. Aber auch sonst hat Deutschland heut noch der Waldungen viele, in denen man eine Vorstellung von jenem Urwalde gewinnen kann. In der feuchten Luft gelangten namentlich die Laubhölzer, die Eichen, Buchen, Erlen, Eschen und Birken, zu kräftiger Entwickelung. Es gab Waldstellen, auf denen Bäume und Gesträuche, lebendes und moderndes Gehölz, Brombeergerank und unzählige kleinere Pflanzen und bemooste Steine in ihrem wirren Durcheinander undurchdringliche Dickichte bildeten. Da sie kühnen Eindringlingen nicht selten zu Labyrinthen wurden, in denen jene den Tod fanden, bevölkerte sie die Phantasie unserer Vorfahren mit fabelhaften Thieren, mit Einhörnern, Drachen und Schlangenkönigen. Nicht minder wie jene Walddickichte bedrohten die Moore, deren braungraue, vom Wurzelgeflecht der Sumpfpflanzen sich bildende Decke zur Frühjahrszeit vom aufquellenden Grundwasser emporgehoben ward, Jeden, der sie zu beschreiten wagte, mit Tod und Verderben.

War auf solchen Stellen das Grauen mit eingewebt in die Naturbilder, so war Pracht und Lieblichkeit doch auch hier vorherrschend. Der unerschöpfliche Born der Natur erschuf ein wonniges Grünen

und Blühen, der Schleedorn prangte in jedem Frühlinge im Blüthenschnee, der Ginster wandelte ganze Streifen in hellleuchtendes Gold, das Haidekraut streckte seine pfirsichroth gefärbten Blüthensträuße empor, am Sumpfesrande stand lächelnd das Vergißmeinnicht, aus dem Grün des üppigen Grases schimmerte das Veilchen hervor, sich fast nur durch seinen Duft verrathend, den sonnigen Abhang schmückten der purpurne Mohn und die blaue Glockenblume: wer vermöchte es, alle anmuthigen Kinder des Waldes und Feldes aus den in unzählbaren Formen und in verschiedensten Farben auftretenden Pflanzenreiche aufzuzählen! — Die Waldespoesie, die heut noch die Enkel des starkmuthigen Volkes, das einst in diesen Wäldern wohnte, mit Wonneschauern erfüllt und diejenigen unter ihnen, denen die Gabe des Gesanges verliehen ist, zu Sängern erquickender Weisen macht, war in reichster Fülle und ursprünglicher Weise überall vorhanden.

Entsprechend dem Pflanzenleben war das Thierleben. Die Uferränder der Seen, Flüsse und Bäche waren in der wärmeren Jahreszeit umschwirrt von den Heeren zartgeflügelter blauer, grüner und brauner Libellen, emsige Bienen schöpften zumeist die süße Labe aus den Kelchen des Haidekrauts, Wald- und Wiesenschmetterlinge gaukelten eben so frohgemuth, als es heut geschieht, von Blume zu Blume, ob ihnen gleich damals besondere Namen noch nicht gegeben und sie von Gelehrten noch nicht in Systeme eingereiht worden waren.

Und nun das Vogelleben! Schaaren von Schwimm- und Sumpfvögeln bevölkerten die Flüsse, Seen und Bäche. Es fehlte weder der wilde Schwan noch der Storch, weder der Reiher noch die wilde Ente und der Taucher, weder die wilde Gans noch die Rohrdommel, die Schnepfe, der Staar. Den Wald aber machten die Vögelschaaren zum singenden Walde. Von den bald flüsternden, bald dumpfrauschenden Baumwipfeln erklang der Taube Girren, der Drossel helltönender Gesang, des Pirols melodischer Ruf. Der schwarze, der grau-grüne, der blaue und der purpurhäuptige Specht hämmerten, wie es heut geschieht, an den trockenen Aesten der Föhren, Holzmaden als leckre Speise suchend, zierliche Goldhähnchen hingen, lebenden Blüthen gleichend, an den äußersten Spitzen der Fichtenzweige, Zaunkönige schlüpften an schattigen Stellen durch die dichten Gezweige oder durch Steinspalten, an den grauen Stämmen der Eichen und den röthlich-bräunlichen, mit flirrendem Seidenbast geschmückten Stämmen der Fichten rannten graue Baumläufer empor, das Rebhuhn, nach Nahrung und Gefahr gleichzeitig spähend, führte seine junge Brut auf das Wiesengrün, aus dem dichten Tannen- und Haselnuß-

gebüsch erschollen die lockenden Rufe des Auerhahns und des Birkhuhns, hoch oben aber über Wald, Wiesen und Seen zogen Raubvögel, Falken, Habichte und auch Adler ihre Kreise, die krummgeschnäbelten Häupter nach der Tiefe gewandt und scharfen Blickes spähend nach Fischen, Ringelnattern, Vögeln oder auch nach vierbeinigem Waldgethier. Deren gab es ebenfalls in Fülle; Hasen, Rehe, Hirsche belebten in Schaaren die Waldgegenden. Wildschweine, die des Tages über in ihren Moorbädern erquickende Rast hielten, durchstrichen zur Nachtzeit, die Dickichte mit Geprassel durchbrechend, Tiefen und Höhen. Aber unter den Vierfüßlern waren auch Thiere vertreten, die jetzt unsre Wälder nicht mehr bergen: Wölfe, wilde Katzen, Luchse, Bären, das schnellfüßige, dichtfellige Elenn und der wilde Ur oder Auerochse, der in alten Zeiten Wiesant genannt ward.

Das war das Leben des Waldes, und dieser Wald war die Heimath unserer Vorfahren. Wie, dürften wir darüber leicht hinweggehen? Nimmermehr, wollen wir anders zu einer möglichst richtigen Beurtheilung des innersten Wesens unserer Urväter gelangen! Unsere Vorfahren standen gänzlich unter dem Eindruck des sie umgebenden Naturlebens: es prägte sich dasselbe in ihrem Sinn und Wesen in geistiger Weise aus. Demnach kann mit gutem Recht gesagt werden: Ihre Umgebung genau anschauen, sich ein möglichst klares Bild von derselben machen, heißt zugleich in ihre Seelen schauen. Dieser Behauptung möge ein Wort Alexander von Humboldt's zur Bekräftigung dienen: „So geheimnißvoll und unzertrennlich als Geist und Sprache, der Gedanke und das befruchtende Wort sind, eben so schmilzt, ihm gleichsam unbewußt, die Außenwelt mit dem Innersten im Menschen, mit dem Gedanken und der Empfindung zusammen." Wer demgemäß von dem Naturleben Germaniens in jenen Urzuständen ein möglichst richtiges Bild in sich hervorruft, der ist ebenso davor bewahrt, sich unsere Vorfahren als Theater-Figuren, aufgeputzt von Theaterschneidern, wie sie in so manchen modernen Dichtungen auftreten, vorzustellen, als er fern davon ist, sich dieselben als dem Thierreiche nahe stehende Calibane oder gar, wie in neuester Zeit keck verkündet wurde, als eine Art boshafter Affen zu denken, aus denen die „römische Kultur" Menschen machte; vielmehr wird er von vorn herein zu der richtigen Annahme gelangen, er habe es mit ihnen als mit einem Schlage rüstiger Menschen zu thun, in deren Anschauung und Character sich das Bild der sie umgebenden Natur, ihre Kraft, ihre Schrecken, aber auch ihre ursprüngliche Anmuth und Lieblichkeit abspiegelt. Ihnen, die in Schriftzeichen Erinnerungen nicht aufzu-

bewahren verstanden, war es aus ihrem geistigen Gesichtskreise entschwunden, daß ihre Voreltern in grauer Vergangenheit aus fernem Ost in Germaniens Wälder eingewandert waren; ein schwacher Rest religiösen Glaubens war Alles, was sie aus ältester Zeit in ihre Zeit hinüber genommen hatten. Sie hielten das Land Germanien für ihr ursprüngliches Heimathland, und der Hinblick auf dies Land und seine Natur hatte in ihnen eine Reihe von Vorstellungen über ihr Lebensdasein erweckt. Man bedenke wohl, daß ihnen somit, wie allen Urvölkern, außer jenem schwachen Reste religiöser Vorstellungen, den ihre Ahnen ihnen vererbt hatten, die sie umgebende Natur die einzige Quelle der Belehrung und, so lange sie in Absonderung von andern Völkern lebten, der einzige Anlaß zur Entfaltung von religiösen Ahnungen und Vorstellungen war.

## Das Volk.

Gehen wir nun daran, nach dieser Vorbereitung ein greifbares Bild der Körperlichkeit und Geistigkeit unserer Vorfahren zu gewinnen. Bei Vorführung der Waldesschrecknisse hat sich dem Leser ohne Zweifel die Vorstellung aufgedrängt, daß ein Gang damals von einer einsam gelegenen Hütte zu einer andern — nach unsern Begriffen — ein gefahrvolles Unternehmen war. Gefaßt und gerüstet mußte der Mann auf solcher Wanderung sein, mit den wilden Thieren des Waldes in jedem Augenblicke einen Kampf auf Leben und Tod auszukämpfen. Wir kaufen heut gefahrlos unsre Kleider: damals galt es, mit dem Bären, dem Wolfe oder dem wilden Ur um das Kleid zu ringen, und Einer mußte dabei sein Leben lassen. Das forderte Kräfte und Gesinnungen in den Seelen unserer Voreltern heraus, wie sie die Jetztzeit gar nicht zur Entwicklung zu bringen vermag. Das erschuf Männer mit „stählerner Brust“, ein dem Kriege zujauchzendes Geschlecht. Die Berichte der Römer heben an unsern Vorfahren vielfach die „trotzig blickenden“ blauen Augen, das volle blonde Haar, die weiße Haut mit dem milden Roth der Wangen und die Mächtigkeit und Wohlgestalt hervor. „So schön erschien der jugendliche Leib der Deutschen dem Südländer, daß der Christenglaube den Boten des Herrn, den Engeln, germanischen Typus verlieh.“ Als das Christenthum in Rom Wurzel gefaßt hatte, sah der Stadtpräfect blondgelockte germanische Knaben auf dem Sclavenmarkte. Staunend betrachtete er sie, und als er vernommen hatte, sie gehörten dem Stamme der heidnischen Angeln an, rief er: „Wehe, daß der Geist der Finsterniß

Menschen umfängt, die solch strahlendes Antlitz haben!" - Berühmte Römer haben uns Urtheile über unsre Vorfahren hinterlassen, ja als eine besondere Gunst müssen wir es betrachten, daß der bedeutendste Geschichtsschreiber der Römer, der edelgesinnte Tacitus, seinen größten Fleiß darauf verwandte, sich über die Germanen auf das Genaueste zu unterrichten, und daß seine meisterhafte Schilderung ihres Lebens und ihrer Sitten nicht verloren gegangen ist. Indem er begeisterten Herzens sein Gemälde entwarf, leitete ihn zugleich im Hinblick auf sein Volk — so scheint es — eine zwiefache Absicht: einmal wollte er den Römern die Gefahr, in der sie sich, einem so furchtbaren Feinde gegenüber, befanden, in lebhafter Weise vorführen, für's Andere wollte er seinen sittenlosen Landsleuten ein möglichst kräftiges Bild eines zwar rohen, aber biderben Volksstammes geben; durch Beides beabsichtigte er, sein Volk zur Vorsicht und zu ernster Einkehr in sich zu mahnen. Der erste der umfassendsten Berichte über unsere Vorfahren führt sie demnach in den Geschichtstempel als ein Volk ein, von dem andere Völker zu lernen haben, und diese Mission, Lehrer der Völker zu sein, ist unserem Volke geblieben. Doch lassen wir nunmehr Tacitus reden.

Ueber das kriegerische Wesen unserer Vorfahren äußert er sich folgendermaßen: „Waffen anzulegen ist Keinem erlaubt, bevor nicht die Gemeinde ihn für wehrhaft erklärt hat. Dann schmückt in der Versammlung selbst entweder einer der Vorsteher oder der Vater oder ein Anverwandter den Jüngling mit Schild und Frame (Spieß): dies ist ihre Toga, dies der Jugend erste Ehrenstufe; bis dahin sind sie Glieder des Hauses, nun des Gemeinwesens. Vornehme Abkunft, große Verdienste der Väter verleihen auch dem Knaben schon Auszeichnung beim Fürsten; sie werden den übrigen Rüstigeren und längst Erprobten beigesellt, und Keiner schämt sich, im Gefolge aufzutreten. Dieses hat sogar seine Rangordnung, nach der Wahl dessen, der es anführt. — Nur eine Art von Schauspiel bei jeder Zusammenkunft. Nackte Jünglinge springen zum Zeitvertreibe tanzend zwischen aufgesteckte Schwerter und Spieße hinein. Die Uebung hat Kunst, die Kunst Anstand erzeugt. Nicht um Lohn oder Gewinn thun sie es; des kühnen Muthwillens Preis ist die Belustigung der Zuschauer. — Selten bedienen sie sich der Schwerter oder größerer Lanzen. Sie führen Spieße, oder nach ihrer Benennung Framen, mit schmaler und kurzer Eisenspitze, aber so scharf und zum Gebrauche bequem, daß sie mit demselben Wehrzeuge nach Erforderniß von nahe und von fern kämpfen. Der Reiter wenigstens behilft sich mit Schild und Frame. Das Fußvolk schleudert auch Pfeile, Jeder mehrere, und

ungeheuer weit. Sie streiten nackt oder im leichten Kriegsmantel. Ihr Anzug ist ohne Prunk; nur die Schilde sind mit auserlesenen Farben bemalt; Wenige sind mit Panzer, nur hier und da Einer mit Helm oder Sturmhaube versehen. Die Pferde zeichnen sich weder durch Schönheit noch durch Schnelligkeit aus; aber sie werden auch nicht, wie die unsrigen, zu allerhand Wendungen abgerichtet. Sie reiten gerade aus, oder mit zusammenhängender Schwenkung zur Rechten, in so geschlossenem Umschwunge, daß keiner zurückbleibt. Im Ganzen besteht ihre Hauptstärke im Fußvolke; deshalb streiten sie in gemischten Haufen, wo die Schnelligkeit der Fußgänger sich dem Reiterkampfe treulich anfügt, indem man die Auserlesenen der gesammten Jugend vor die Schlachtreihen stellt. Auch die Anzahl ist bestimmt; jeder Gau liefert Hundert; so werden sie auch bei den Ihrigen genannt, und was Anfangs Zahlbestimmung war, ist nun Ehrenname. Die Schlachtordnung ist in Keilrotten aufgestellt. Zurückweichen, wofern man nur wieder ansetzt, heißt ihnen viel mehr Klugheit als Zaghaftigkeit. Die Leichname der Ihrigen tragen sie, auch in unentschiedenen Gefechten, weg. Den Schild zurücklassen, ist die größte Schande. Solch ein Ehrloser darf weder Opfern beiwohnen, noch in Volksversammlungen treten. Kommt es zur Schlacht, so ist es Schande für den Fürsten, an Tapferkeit nachzustehen, Schande für das Gefolge, nicht dem Fürsten an Tapferkeit nachzukommen. Ehrlos und geschändet ist, wer, den Anführer überlebend, aus der Schlacht zurückkehrt."

Wie von Tacitus anderer Orte, so wird von anderen gleichzeitigen Schriftstellern angeführt, daß bei einzelnen Stämmen neben den Framen auch andere Waffen gebräuchlich waren: die im Feuer gehärtete und mit metallnen Spitzen beschlagene Keule, der einfache Steinkeil mit dem Holzstiel, der Speer, auch „Lanze, Spieß, Spitz," später „Gleve" genannt, die Schleuder, mit welcher oval gearbeitete Steine oder im Feuer gehärtete Thonkugeln geworfen wurden, der Wurfspieß, „Ger" genannt, und auch Bogen und Pfeile. Panzer kamen in ältester Zeit nur bei Königen oder hervorragenden Personen vor. Die erste Art Bedeckung des Kopfes im Kriege waren die Kopfhäute des Auerochsen, des Hirsches, des Elenns, doch wurde meist unbedeckten Hauptes gefochten. Trefflich schildert G. Freitag die Art des Angriffs der Germanen, zugleich dabei den Gegensatz zwischen römischer und deutscher Art hervorhebend. „Weit anders war der Germane im Kampf als der Römer. Sich vorsichtig decken, die Kraft sparen, unnützes Wagniß vermeiden, jede Gunst des Bodens benutzen, den Rückzug offen halten,

aus jedem Lager eine Festung bilden, war römische Kriegskunst. Wild anstürmen, sich rücksichtslos aussetzen, sorglos der Tapferkeit des Einzelnen und dem Schreck, den man dem Feinde einjagte, vertrauen, war deutsche Art. Der römische Soldat schützte bei dem Kampfe Haupt und Schultern mit Eisen, den Leib mit dem Lederwamms; der germanische Fußkämpfer warf vor der Schlacht seine Kleider ab und kämpfte zuweilen nackt bis auf den Schurz über den Lenden, trotzig mit bloßer Brust dem feindlichen Geschoß entgegendringend. Den Deutschen war der Kampf wie ein Fest, sie schmückten und banden dazu ihre lockigen Haare wie Mädchen, er war zugleich eine religiöse Feier, mit Gesang zu ihrem Gotte brachen sie in die Feinde." Die Waffen galten unsern Vorfahren für geheiligt, darum schwuren sie bei ihnen ihre Eide. „Wer," fragt Seneca, „ist kühner, als der Germane?" und Sidonius sagt rühmend von ihnen: „Nur der Tod überwindet sie, nicht die Furcht; ihre Mienen drohen noch im Tode, ihr Muth überlebt sie selber." — Eine Stelle aus ihren heiligen Gesängen lautet:

„Kühnheit steht besser
Als Klagen ihm an,
Der fertig ist zur letzten Fahrt.
Bis auf einen Tag
Ist mein Alter bestimmt
Und meines Lebens Länge.

Frisch und freudig
Sei der Freien Sohn
Und kühn im Kampf.
Muthig muß
Der Mann sein und heiter
Bis zum Todestag."

Sprichwörter, die schon in ältester Zeit vielfach gehört wurden, waren: „Das ist der Tod kühner Männer, in den Hals gehauen werden." — „Nur zwei Seiten hat die Gefahr: ich werde leben, oder ich werde sterben." — „Viel Feind, viel Ehr!" — Wir führen hierbei einige Stellen aus dem Schatze der Spruchweisheit auf, den die „Edda" (über dies Buch wird später Näheres gesagt werden) enthält: „Selbst ist der Mann." — „Selig ist, wer selbst sich mag im Leben löblich rathen." — „Das schönste Leben ist dem beschieden, der recht weiß, was er weiß." — „Ein Trunk mag frommen, wenn man ungetrübt sich den Sinn bewahrt." — „Betrunkenheit ist ein übler Reisegefährte, während Verstand und Einsicht das beste Gepäck sind." — „Keiner

ist so gut, daß ihm nichts mangle, noch so böse, daß er zu nichts nütze." — „Ganz unglücklich ist Niemand, der eine an Söhnen, der andre an Habe, der dritte an edlem Thun gesegnet." — Besonders characteristisch ist die Erzählung von Asdis und ihren Söhnen Grettir, dem Starken, und Illugi, dem erst Fünfzehnjährigen. Sie entsendet sie zum Kampf, sprechend: „Ihr geht nun dahin, meine Söhne, in den gemeinsamen Tod. Es kann Keiner dem entgehen, was ihm geschaffen ist; ich sehe euch zum letzten Male, ihr werdet durch Waffen fallen, denn also sah ich es im Traume." Sie weinte bitterlich; aber Grettir sprach: „Weine nicht, Mutter! Man wird sagen, du habest Söhne gehabt und nicht Töchter, wenn wir den Waffentod sterben." Sie gingen und kehrten nicht wieder zurück. Eines der höchsten Zeichen der Furchtlosigkeit gab Sörli, der Starke. Er ist von Högni im Kampfe auf Leben und Tod überwunden worden, und sein Gegner kniet auf ihm. Högni, der beim Ringen das Schwert weggeworfen hatte, spricht: „Meine Waffe ist mir nicht zur Hand, wie ein Bergkobold dir die Kehle durchbeißen, mag ich nicht; bleib' also liegen, bis ich mein Schwert geholt habe. Ich will sehen, ob das Gerücht wahr ist, das dich den Muthigsten aller Männer nennt!" — Högni geht nach seiner Waffe, und Sörli bleibt unbeweglich liegen. Da bietet Högni ihm nicht blos das Leben, sondern auch seine Freundschaft an. „Groß sind die Germanen an Körper," sagte Agrippa, des Kaiser Augustus' Feldherr, „größer aber noch sind ihre Seelen." Häufig wurden Blutsfreundschaften geschlossen. Die Krieger, die sich auf solche Weise verbanden, verwundeten sich und ließen, während sie unter einem durch Spieße gehaltenen Rasenstücke standen, ihr Blut zusammenrinnen. Dies gab der Treue bis in den Tod die höchste Weihe.

Während Tacitus als bemerkenswerth bei den Festmahlen der Germanen nur den Schwerttanz erwähnt, wird von andern Schriftstellern der Gesang, durch den die Freude des Festmahls erhöht ward, namentlich aber eine Eigenthümlichkeit des Gesanges hervorgehoben. Daß die Germanen ihre Helden in Liedern feierten, wird vielfach berichtet, und gerade derartige Lieder wurden namentlich bei Festmahlen — entgegen dem Gebrauch bei den Griechen, den Römern und den Celten — nicht von einzelnen kunstgeübten Sängern, sondern von der Gesammtheit gesungen. Der Grund davon ist in dem Gemüth der Deutschen zu suchen. Der Herzensantheil an dem Inhalt der Lieder überwog die Freude an der schönen Form: sobald nur das neue Lied, das ein Dichter- und Sängermund verkündet hatte, vom Gedächtniß der Betheiligten erfaßt war, wurde es von Allen gesungen,

beim Mahle und nach dem Mahle, und so wanderten die Sänge und Klänge von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr hinaus in die Ferne, und sie wurden auf ihrer Wanderung von der mitempfindenden und mitdichtenden Seele des Volkes vielfach in unbewußter Weise vervollständigt. Diese Eigenart blieb auch ferner bei den Deutschen bestehen, und es ist diesem Umstande zuzuschreiben, daß in Deutschland zu allen Zeiten ein fast unerschöpflicher Schatz von Volksliedern vorhanden war. Unsere Vorfahren sangen ferner auch bei ihren Opfern und bei ihren Begräbnissen; sie sangen auch vor und nach der Schlacht. Die Schlachtgesänge wurden durch Vorhalten der Schilde vor den Mund verstärkt.

Ueber ihre Wohnungen sagt Tacitus: „Daß die Völker Germaniens nirgends in Städten wohnen, ist hinlänglich bekannt: nicht einmal zusammengebaute Häuser dulden sie. Abgesondert und zerstreut siedeln sie sich an, wo ein Quell, eine Flur, ein Gehölz einladet. Die Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise aus verbundenen und zusammenhängenden Gebäuden an; Jeder umgiebt sein Haus mit einem Hofraum, sei es gegen Feuersgefahr, oder aus Unkunde des Bauwesens. Nicht einmal Bruchsteine oder Ziegel sind bei ihnen in Gebrauch; sie nehmen zu Allem einförmlichen Baustoff, ohne Ansehen und Anmuth." So redet der Römer im Anblick seiner Kunsttempel. Schlicht und einfach waren sicherlich die Wohnhäuser, die Wände zumeist von geschichtetem Holzwerk und Lehm, die Dächer von Stroh hergestellt. Ziehen wir andre Nachrichten mit in Betracht, so möchten ländliche Bauerhäuser, wie wir sie heut noch am weitesten ab von den Verkehrsstraßen finden, uns das Bild der Wohngebäude unserer Vorfahren geben.

Hören wir Tacitus noch über einige ihrer Gebräuche. „Bewirthung und Gastfreundschaft übt kein anderes Volk so freigebig aus; irgend einen Menschen vom Hause abweisen, wird für sündlich gehalten; Jeder bewirthet den Gast nach Vermögen mit reichlicher Kost. Wechselseitige Aussöhnung von Feinden, Abschließung von Eheverbindungen, Wahl der Häupter und endlich Friede und Krieg wird meistens beim Gastmahle verhandelt, als ob zu keiner Zeit für aufrichtige Gedanken die Seele offener, oder für große feuriger sei. Dieses Volk ohne List und Trug öffnet noch das Innere der Brust bei zwangloser Fröhlichkeit. Hat nun Jeder ohne Rückhalt seine Meinung dargelegt, so wird dieselbe des folgenden Tages von Neuem vorgenommen, und jedem Zeitpunkt widerfährt sein Recht. Sie rathschlagen, wo keine Verstellung, und beschließen, wo keine Bethörung stattfindet. Silber und Gold

haben die Götter — soll ich sagen aus Huld oder aus Zorn? — ihnen versagt. Dennoch wollte ich nicht behaupten, daß Germanien keine Ader Gold oder Silber erzeuge, denn wer hat danach geforscht? Besitz und Gebrauch reizet sie nicht sehr. Man sieht bei ihnen silbernes Geschirr, womit ihre Gesandten und Häupter beschenkt worden, nicht in höherem Werthe stehen, als irdenes."

Ueber ihre Kleidung liegen mehrfache Nachrichten aus älterer Zeit vor. „Die allgemeine Tracht," sagt Tacitus, „ist ein Rock, mit einer Spange, oder in deren Ermangelung mit einem Dorn zugemacht. Die Reicheren zeichnet eigene Kleidung aus, nicht wallend, wie die der Sarmater und Parther, sondern enge und jedes Glied ausdrückend. Sie tragen auch Thierfelle; die Nächsten am Rheinufer ohne Wahl, die Entfernteren auserlesene, da kein Handel ihnen andern Schmuck liefert. Die weibliche Tracht ist von der männlichen nicht unterschieden, nur daß die Weiber sich häufiger in leinene Gewänder hüllen, die sie mit Purpurstreifen zieren; die Kleidung läuft oben nicht in Aermel aus, so daß Schultern und Arme nackt sind, auch die Brust ist oben unverhüllt. Nach Cäsar hatten die Germanen „sich der Gewohnheit ergeben, in dem kalten Lande gar keine Kleider zu tragen, ausgenommen Felle, deren Kleinheit einen großen Theil der Körpers bloß läßt, und in den Flüssen sich zu baden." — Pompejus Mela sagt: „Unbekleidet leben sie bis zur Zeit der Reife; die Männer hüllen sich in kurze Gewänder, oder in Baumbast, mag der Winter auch noch so streng sein." — „Kein schöneres Gewand als Leinenzeug kennen die deutschen Frauen," sagt der ältere Plinius. Vielfach wurden die Germanen von den Römern „bepelzte Männer" genannt. Unter den Cimbern, wird erzählt, seien Priesterinnen gewesen „grau vor Alter, in weißen Kleidern, darüber Mäntel von feinstem Flachs, mit einem ehernen Gürtel, unbeschuht." Dies und Anderes in Betracht ziehend, gelangt Jacob Falk ein seinem Werk „Trachten und Modewelt" zu der Annahme, daß Vornehme unter dem rauhen Mantel noch ein enganschließendes Gewand trugen, daß die Beinbekleidung ganz gefehlt, und daß man vorherrschend Leinen- und grobe Wollenzeuge zu Kleidern verwandt habe. Thierhäute wurden wahrscheinlich hauptsächlich aus dem Grunde benutzt, weil sie dem Manne ein kriegerisches Ansehen gaben, und weil sie überdies den Gedanken nahe legten, daß der Träger solchen Gewandes sich dasselbe in männlichem Kampfe erstritten habe. Das Aufheften kleinerer Stücke anderfarbigen Pelzwerkes galt frühzeitig schon als Schmuck und erhielt sich bis weit in das Mittelalter hinein. Der Gebrauch der Frauen, Leinenzeug zu

tragen, setzt voraus, das Flachsbau und Weberei von ihnen betrieben wurde. Purpurstreifen mögen wohl selten zur Verzierung verwandt sein; wahrscheinlich hatten sie irgend ein weniger kostbares Roth zur Einfassung. Entsprechend ihrer Frische und ungetrübten Lebenslust wählten unsere Vorfahren gewiß auch gern hellere Farben bei ihrer Kleidung; doch scheint es, als sei Weiß und Schwarz — das helle und dunkle Reich ihrer Gottheiten andeutend — vorherrschend gebraucht worden.

Rühmend wird von allen Berichterstattern älterer Zeit der keusche, züchtige Sinn unserer Altvordern hervorgehoben. In voller Kraft und Männlichkeit erst gingen sie die Ehen ein. Das Mädchen, das der Unschuld Ehrenkranz verlor, wurde, mochte sie durch Schönheit und Reichthum auch noch so sehr sich auszeichnen, von keinem Manne als Gattin begehrt: sie war und blieb der allgemeinsten Verachtung preisgegeben. Ehebruch wurde mit dem schimpflichsten Tode bestraft. Den schuldigen Mann und die schuldige Frau band man zusammen, warf sie in eine Grube, durchstach sie mit einem Pfahl, bedeckte sie mit Dornen und schüttete darnach die Grube zu. Mehr als anderswo das Gesetz, sagt Tacitus, habe in Germanien edle Sitte, edle Gesinnung gewirkt. Dort habe man — im Gegensatze zu dem hochcivilisirten Rom — nicht über Laster gelacht. — In dem Weibe sahen die Männer etwas Heiliges, Vorahnendes; sie achteten ihres Rathes und horchten ihrer Aussprüche. „Nur eine Frau zu haben," sagt Carriere, „war Volkssitte, und die Morgengabe des Bräutigams an die Braut war ein Roß, ein Schild und ein Schwert; an der Schwelle der Hochzeitkammer wurde die Frau daran erinnert, in Arbeit und Gefahr des Mannes Genossin zu sein. Allerdings ist es kein sanftes und zartes Bild, wenn die teutonischen Frauen sich mit geschwungenen Streitäxten ihren fliehenden Männern entgegenwerfen und mit ihnen sich gemeinsam unter die Feinde stürzen, wenn die, welche in die Gewalt der Römer gerathen, sich lieber erdrosseln, als ihre Keuschheit preisgeben, oder wenn die Priesterinnen der Cimbern das Opfer der Kriegsgefangenen vollziehen, um aus dem in den ehernen Kessel strömenden Blute zu weissagen; aber das Bild ist dem rauhen Heldenalter gemäß, und es wird großartig schön, wenn die Brukterer von Velleda sich die Losung der Befreiungsschlacht holen und ihr die Siegesopfer zu Füßen legen. Und dabei bereiteten die Frauen, die Friedensweberinnen, dem streitbaren Manne das ruhige Glück des Hauses, und ihre linde Hand verband und heilte seine Wunden." Es ist das, was die teutonischen Frauen nach obiger Mittheilung den weichenden

Männern gegenüber thaten, als ein Act der Verzweiflung anzusehen; in der Regel war, wie Tacitus berichtet, ihre Haltung bei ähnlichen Gelegenheiten ein andere. „Es sind wankende, ja schon weichende Schlachtreihen von Frauen hergestellt worden durch unablässiges Flehen, durch Darhalten der Brust und Hinweisen auf die nahe Gefangenschaft, die sie, die Germanen, weit empfindlicher für ihre Gattinnen fürchten, und dieses geht so weit, daß die Gemüther derjenigen Gemeinden wirksamer verpflichtet werden, denen man unter den Geißeln auch edle Jungfrauen abfordert." — „So leben sie unter der Obhut reiner Sitten, nicht durch verführerische Schauspiele, noch durch wollustreizende Gastmähler verdorben."

Im Trinken arteten sie nicht selten aus. Auch im Würfelspiel gingen sie bisweilen so weit, daß sie auf den äußersten letzten Wurf Freiheit und Leben setzten. Daß auch der jüngere und stärkere Mann, wenn er in diesem tollkühnen Spiel verloren hatte, sich der Knechtschaft freiwillig hingab, staunten die Römer an; solche Höhe der Redlichkeit und des Biedersinns verstanden sie nicht zu würdigen.

Die Sclaven wurden nicht so hart wie in Rom behandelt, aber doch immerhin auch hart. Sie wurden Schälke genannt. Sie zu geißeln, sagt Tacitus, sei selten gewesen; „häufiger dagegen" fährt er fort, „bringt man sie um, nicht aus Zucht und Strenge, sondern aus Ungestüm und Jähzorn, gleich als Feinde, nur daß es ungestraft geschieht." Wer kann sich wundern, daß auch die Germanen, wie alle heidnischen Völker des Glaubens lebten, daß ein Theil der Mitmenschen bestimmt sei, in Sclavenknechtschaft zu leben? „Die Ländereien werden nach der Zahl der Anbauer von der Gesammtheit abwechselnd in Besitz genommen und dann unter die Einzelnen nach dem Range vertheilt. Die Ausdehnung der Gefilde erleichtert die Theilung. Sie wechseln alljährlich mit dem Saatlande um, manches bleibt brach liegen; denn sie wetteifern nicht durch Fleiß mit der Fruchtbarkeit und Größe des Bodens, daß sie Baumpflanzungen anlegten, Wiesen abzäunten, Gärten wässerten. Nur Getreide wird dem Erdboden abgefordert, daher sie auch das Jahr nicht in vier Zeiten abtheilen; nur Winter, Frühling und Sommer haben bei ihnen Sinn und Benennung; des Herbstes Name ist, wie seine Gaben, unbekannt. — Bei Bestattung keine Rangsucht; darauf allein halten sie, daß die Leichname ausgezeichneter Männer mit besonderer Holzart verbrannt werden. Weder Teppiche noch Wohlgerüche werden auf den Holzstoß gehäuft; jedem wird seine Rüstung, manchem auch sein Streitroß ins Feuer mitgegeben. Die Grabstätte bildet ein Rasenhügel. Der Denk-

mäler stolze, thürmende Pracht verschmähen sie, als die Abgeschiedenen drückend. Wehklagen und Thränen enden sie schnell, langsam Betrübniß und Schmerz. Frauen ziemt Trauer, Männern Andenken."

Es möge diesem Abschnitt — nach G. Zeiß — noch eine Bemerkung über die Namen und Wohnplätze der einzelnen germanischen Stämme in der ersten geschichtlichen Zeit hinzugefügt werden. Die Ingävonen (Edlen) wohnten im Tieflande längs der Küste, die Hermionen (Starken) waren im Oberlande, die Istären (Vornehmen) im Osten ausgebreitet. Die Bewohner des Felslandes in Scandinavien hießen Hillevionen. Das waren die vier Hauptstämme der ältesten Zeit. Die Sprache, ursprünglich eine, läßt die Scheidung in vier große Stämme erkennen. Die Sprache des Oststammes war die gothische, in welcher das älteste Denkmal deutscher Sprache erhalten ist.

Die Hauptstämme gingen in eine Zahl kleinerer Stämme aus. Den Herminonen gehörten zu die Sigamber, Gubernen, Marsen, Ubirer, Usipier, Tenchtherer, Tubanten, Ampsivarier, Chamaven, Brukterer, die Westsueven, welche später unter den beiden Namen der Chatten und der Hermunduren bekannt werden, die Batаver, Cherusker, Angrivarier, Longobarden, Markomannen, Quaden, die ligischen Völker und die Bastarnen. Zu den im östlichen Flachlande wohnenden Istävonen gehörten die Semnonen, das Hauptvolk der Sueven, die Varinen, die Burgundionen und die Gothen. An den Küsten der Nord- und Ostsee wohnten die Ingävonen, in sich schließend die Friesen, Chauken, Cimbern, Teutonen, Sachsen (Saxonen), Angeln, Juten, Suardonen, Rugier, Turcilinger und die Sciren jenseits der Weichsel, der am weitesten gen Nordost wohnende deutsche Stamm.

## Die germanische Götterlehre.

Wir haben, nachdem uns die Naturumgebung und die körperliche Erscheinung unserer Vorfahren bekannt geworden ist, bei Gelegenheit der Vorführung ihrer Sitten und Gebräuche bereits helle Blicke in ihr Inneres, in ihr Seelen- und Gemüthsleben gethan. Dieses möge sich uns jetzt ganz erschließen, indem wir von der Welt ihres Glaubens reden.

Welch eine Wunderwelt! Welch eine Mächtigkeit großartiger Anschauungen, welch ein Funkeln und Blitzen hohen Geistes-, hehren Gefühlslebens!

Nur einen schwachen Glaubenskern hatten sie, als sie vor Jahrhunderten in Germanien eingewandert waren, aus ihrer Urheimath

mitgebracht: ihre Glaubenswelt, die uns mit Bewunderung und Staunen erfüllt, erwuchs auf heimischem Boden.

Vermögen wir es, uns mit aller Lebhaftigkeit des Gefühls in ihre besondere Lage hinein zu denken, dann wird es uns klar werden, auf welche Weise unsere Vorfahren zu dieser ihrer Glaubenswelt, die eine Dichtung im großartigsten Stile ist, gelangten. Der Leser wolle es mir gestatten, als überleitenden Gedanken ihm eine Stelle aus einer meiner früher erschienenen Schriften*) vorzuführen: Der lebendige Odem Gottes, der durch die Natur weht und ohn' Aufhören schöpferische Wunder in ihr hervorbringt, war das Einzige, was die Seelen unserer Voreltern berührte; mit unbefangenem Sinne schaueten sie hinein in den Spiegel des Göttlichen, in die Natur. Birgt und verräth nicht das Werk den Gedanken des Künstlers? Zwischen den Altvordern und dem Göttlichen lagen noch keine aufgehäuften Berge bedruckten Lumpenpapiers, keine Maschinenwerkstätten mit ihrem klappernden, schmetternden Räderwerke und ihrer vom Gas- und Oeldunst verpesteten Atmosphäre, keine Zimmer und Säle mit ihren kleinen Erbärmlichkeiten des Luxus und der Verweichlichung, kein hochmüthiges Allerweltswissen — nur jenes Buch, die Schrift, „die Gott allein geschrieben" — lag vor ihnen aufgeschlagen, und in dies schaueten sie hinein mit ahnender Seele. Wir sind belehrt über die Erscheinungen der Natur, oder — was der Wahrheit wohl näher kommt — glauben es doch zu sein und blicken nun auf Manches mit Gleichgültigkeit, was als ernste und erschütternde Frage, in „fragwürdiger Gestalt," vor die Seelen unserer unbelehrten Vorfahren trat. Fast Alles, was sie um sich sahen, gestaltete sich ihnen zum Wunder. „Geheimnißvoll am lichten Tag" lag auch vor ihnen die Gotteswelt, „Himmelskräfte sahen sie nicht auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen, mit segenduftenden Schwingen vom Himmel bis zur Erde dringen," — aber sie ahnten sie. Was wir „Kräfte" nennen, gestaltete sich in ihren kindlichen Anschauungen zu göttlichen Wesen. Ganz andere Hieroglyphen, als es uns die auf todtem Papier und verwitterten Steinen sind, erschienen ihnen in der Natur in jedem lebendigen, belebten oder auch todten Wesen. Die auf- und untergehende Sonne in ihrer Pracht, der zwischen den goldenen Sternen einsam dahin wandelnde und fortgesetzter Veränderung unterworfene silberne Mond, der buntgefiederte Vogel des Waldes, der sich auf schwankendem, flüsterndem Zweige sein künstliches Haus baut, der

*) Preußens Geschichte in Wort und Bild. Berlin bei Franz Lobeck.

ihnen Labe bietende lebendige Quell, der murmelnde, zwischen blumigen Ufern fließende Bach, der Strom, der heut sein klares, vielfach gestaltetes Leben in sich bergendes Gewässer sanft dahinführt, morgen verheerend über die Ufer ergießt, der Schwan auf den krystallnen Wogen des blauen Sees, die Nachtigall, die im dunkeln Gebüsch ihren weithin tönenden Wundergesang erhebt — das waren Hieroglyphen des unermeßlich großen Wunderbuches der Natur, wahrlich Zeichen und Buchstaben, die heut noch den einsam Wandelnden mit eindringender Gewalt zur Deutung auffordern und Ahnungen in ihm erwecken! —

Auf welche Art aber sind wir zu den Deutungen aus jenen alten Tagen gelangt?

Die Sprachwissenschaft allein hätte die Schätze uns nicht zu schaffen vermocht, deren wir bereits uns zu erfreuen haben. Ein besonders günstiger Umstand ist der Sache zu Hülfe gekommen.

Bei den in Scandinavien wohnenden Germanen fand das Christenthum später Eingang als in Deutschland. Als nun im neunten Jahrhundert Harald Schönhaar Alleinherrscher in Norwegen geworden war, zogen viele Edle und Bauern, die sich nicht beugen wollten, nach Island und gründeten sich auf dieser ferngelegenen vulkanischen Insel eine neue Heimath. „Dämmerung und Nacht umhüllt dort den langen Winterhimmel, den des Nordlichts magnetische Gewitter mit röthlich zuckenden Strahlen spärlich beleuchten. In hohen grauen Wogen brandet das Meer um die Küsten, oder bei Sonnenaufgang von hellgrünen Streiflichtern durchzogen; in vielen Buchten rauscht die Flut ins Land hinein. Feuerspeiende Berge ragen aus dem Schnee empor, und die schwarzen Lavamassen liegen neben den krystallnen Gewölben der Gletscher wie dem langen Winter der rascheinbrechende kurze Sommer folgt, dessen nicht untergehende Sonne die grünen Matten mit Blumen schmückt." Der lodernde Feuerheerd in der Winterzeit war der Ort, an dem von jetzt ab die starkgesinnten Männer, die das Freiheits- und Selbstständigkeitsgefühl auf das ferne Eiland getrieben hatte, einander die in der Heimath vernommenen Sagen erzählten, die in den germanischen Stämmen verbreiteten Lieder, sehnsüchtig des heimischen Bodens gedenkend, sangen. Diese Feuerheerde auf Island wurden Glutstätten für die religiöse Poesie des Germanenthums. Endlich brach das Licht des Christenthums auch für die germanischen Einwanderer auf dieser Insel an. Der Uebergang Aller zum Christenthum, der in das Jahr 1180 fällt, war ein friedlicher. Anerkennenswerth wie dieser Umstand für die Betheiligten

war es, daß sie — entgegen dem Verfahren anderer Orte — sich nicht feindselig gegen den Schatz ihrer Sagen und Lieder verhielten, in dem gleichsam die Seele ihrer Vorfahren, d. i. deren Fühlen und Denken, lebte, daß vielmehr dieser Sagenschatz gesammelt wurde. Der weise Sämund Sigfusson, heißt es, habe die Sammlung um das Jahr 1180 veranstaltet, und es ward ihr der Name Edda, d. i. Eltermutter, gegeben. Daß die Urgroßmutter im Kreise ihrer Kinder und Enkel von der Vergangenheit Kunde gebe, sei ja auch, wie Jacob Grimm bemerkt, ganz im Sinne des Alterthums. In Versform traten die gesammelten Stücke uns entgegen. „Es waltet," sagt Scherr, „in diesen Dichtungen der harte Krafthauch des nordischen Naturlebens und ein concentrirtes Feuer, dessen verhaltene Gluten manchmal plötzlich hervorbrechen und wie Lavaströme über die Eiswände des Hekla rollen." Ein Jahrhundert später erfolgte eine Nachlese in Prosa, veranstaltet von Snorre Sturleson, und es werden die beiden Schriften nun mit den Namen der älteren und der jüngeren Edda bezeichnet.

Die nordische Mythologie, ein Zweig der germanischen, ist, weil sie sich länger erhielt, zu weiterer Entfaltung gelangt, aber da die religiöse Anschauung des Gesammt-Germanenthums ihr Grund und Boden ist, so ist sie in ihrem tiefsten Wesen Fleisch und Bein von derselben, und mit ihr haben wir durch Vermittelung Jacob Grimm's und anderer ihm nach Geist und Streben verwandter Männer über das religiöse Leben unserer Altvordern eine tiefeingehende Darstellung erhalten.

Die Gebilde des olympischen Götterhimmels haben in ihrer künstlerischen Darstellung, in der sie uns in Dichtwerken entgegen traten, die Bewunderung der gebildeten Welt erregt. In dieser Beziehung steht die Götterwelt der Germanen ihnen nach, denn in letzterer artet die Kräftigkeit bisweilen bis ins Ungeheuerliche aus. Jedoch in einzelnen der germanischen religiösen Dichtungen erreicht auch die Form der Darstellung die Stufe der Vollendung. Was dagegen den Inhalt, das zur Anregung gebrachte Gedanken- und Gefühlsleben betrifft, so steht die germanische Mythologie ungleich höher als die der Griechen und Römer; sie übertrifft die olympische Götterlehre durch den „ahnungsreichen Zartsinn, mit welchem die Germanen die waltende Gottheit sich nahe fühlten."

Nunmehr möge der Götterhimmel unserer Vorfahren unseren Blicken sich aufthun!

Daß wir in der als im Mittelpunkte des unbegrenzten Weltraumes ruhenden unermeßlichen großen Goldburg, Walhalla, nicht

eine einzige Gottheit finden, sondern Götter, darf uns nicht Wunder nehmen. Es ging bei den Germanen, wie es bei andern Völkerschaften, z. B. bei den Aegyptern (Theil I., S. 28) gegangen war: einzelne Stämme thaten sich zu größeren Gemeinschaften zusammen, jeder einzelne Stamm hielt aber an seiner Gottheit fest, die innerhalb seines Stammeslebens ihre besondere Ausprägung gefunden hatte, und aus sämmtlichen Gottheiten, die man in Beziehungen zu einander setzte, entstanden mit der Zeit Götterfamilien.

Eine oberste Gottheit blieb bestehen: es war Wuotan, der Odin des Nordens. Sein Name bedeutet Geist, Sinn, Verstand, allbelebende Schöpferkraft. Der blaue Himmel ist des Götterkönigs wallendes Gewand, dessen Gold- und Purpursaum der Menschen Augen zur Morgen- und zur Abendzeit sichtbar wird. Kampfesrüstigkeit galt unsern Altvordern als des Mannes vornehmster Schmuck. Darum vermochten sie sich auch nur Wuotan in voller Waffenherrlichkeit, Helm und Harnisch an sich tragend, mit dem Schwerte umgürtet, die Kriegslanze in der Rechten haltend, vorzustellen. Zumeist thronet er in Walhalla, seiner mit goldenen Schilden gedeckten und mit goldenen Speerschäften getäfelten himmlischen Burg, ernst hinabschauend auf der Menschen Thun. Auf den Schultern sitzen ihm die beiden weisen Raben Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung), ihm in die Ohren raunend, was sie auf dem Fluge durch die Welt erschaueten. Am Fuße des Thrones liegen, gewärtig des Aufbruchs emporschauend, die blitzäugigen Wölfe Geri und Freki. Weisheit und Würde ist der Ausdruck des weißbebarteten Antlitzes Wuotan's; nie kam an Wohlgestalt ein Sterblicher dem Götterkönige gleich. Nur ein Fehl ist an ihm zu schauen: er hat nur ein Auge. Aber dieser Mangel hebt seine Würde, denn er opferte ein Auge für das höchste geistige Gut, für die Weisheit. Als er in grauesten Zeiten aus dem Brunnen der Weisheit zu trinken begehrte, forderte der den Quell bewachende Mimer ein Auge als Pfand. Da opferte er für den Trunk ein Auge, und seitdem schimmert es aus der Wasserflut empor, sobald Wuotan mit seinem strahlenden Sonnenauge auf dasselbe herniederblickt. Wie Wuotan Alles lenkt, so ist er insbesondere auch Lenker der Schlacht. In den Kampf selbst steigt er nicht hinab; dagegen leihet er geliebten Helden seine Waffen, die nach errungenem Siege ihrer Hand so plötzlich und geheimnißvoll verschwinden, wie sie in dieselben gelangt waren. Besteigt er sein schneeweißes achtfüßiges Roß, dann umfliegen die Raben sein Haupt, die Wölfe umkreisen ihn mit freudigem Geheul und dahin in Gedankenschnelle jagt der Götterkönig durch den Himmels-

raum. Nicht immer schenkt er seinen Lieblingen unter den Helden den Sieg; nach rühmlichem Kampfesleben kündet die Todeswunde dem Helden den Augenblick an, in dem Walhallas Pforten sich ihm erschließen. Während der Schlacht wölbt sich — nicht jedesmal sichtbar der Sterblichen Auge — Walhallas Brücke, der farbige Regenbogen, zwischen Himmel und Erde, und die himmlischen Schlachtenmädchen, Walküren, geschmückt mit goldenem Schuppenharnisch und dem blitzenden Helm, unter dem der Locken Gold hervorquillt, jagen auf Wolkenrossen hernieder auf das Kampfgefilde. Sie heben die todten Helden auf ihre Rosse, und wiederum stampfen deren silberbeschlagenen Hufe die farbigen Himmelsbogen. So gelangen die mit Todeswunden Geschmückten in die unermeßlich große Goldburg des Gottes, wo sie alsbald zu neuem Leben erwachen. Hier gewahren sie nie geschaute Herrlichkeit; hier finden sie auch die ihnen voraufgegangenen Helden und unter diesen ihre Ahnen, derer sie beim Lied und Harfenklang oftmals sehnsüchtig gedachten. Ein Wonnegefühl durchströmt sie, wie sie solches nur in den glücklichsten Augenblicken ihres Lebens auf Erden in einem schwachen Schimmer kennen lernten. An Tafeln sitzen sie nun mit den Helden, sich mit ihnen des Mahles erfreuend. Heldenthaten werden verkündet, Heldenlieder gesungen beim herzerquickenden Klange der Harfe, während Walküren mit goldenen Krügen durch den Saal schreiten, um die leergewordenen Goldbecher und Trinkhörner immer auf's Neue zu füllen. Nach dem Mahle reiten die Helden hinaus vor die Thore, und nun heben herrliche Kämpfe an. Viele sinken, aber die Göttermädchen gießen dem Gefallenen lindernden Balsam in die Wunden, daß diese sogleich zu Narben verharschen. Und wieder ziehen die Schaaren zum Festmahl. Das ist das Leben Walhallas Tag für Tag. „Die Poesie der Menschheit," sagt Carriere, „hat kein schöneres Bild des Todes geschaffen."

Von seinem Goldthron schauet Wuotan frohen Angesichts auf die Schaar der Helden. Auch ihm reichen die Walküren Speise und Trank dar. Aber der Speise bedarf der Unsterbliche nicht; er wirft sie den Wölfen zu, nur Wein trinkt er aus goldenem Becher.

Die Kraft des Himmels, Licht, Thau, Regen, milde Luft, wirkt auf die Erde, sie wird zur gebärenden Mutter. Nirdu, die Mutter Erde, die außerdem für alle Menschen und alle Thiere das ist, was die liebende Hausfrau den Gliedern des Hauses gilt: die sorgsame Bereiterin und Darbringerin dessen, was zur Erhaltung des Lebens gehört, bezeichneten unsere Vorfahren als des Götterkönigs Gemahlin.

Sie hatte mehrere Namen. Nirdu heißt sie als allernährende Mutter, Frikka als liebendes Weib und sorgende Hausfrau, und Holda ward sie genannt wegen ihrer Anmuth, Schönheit und Güte. Thront sie in Walhalla, so ist das kleine Käferlein ihre Botin, das später zu Ehren der Mutter Jesu den Namen Marienwürmchen empfing, das aber von unsern Voreltern Himmelskühlein genannt ward. Es flog, wenn es bedeutsame Vorgänge auf Erden bemerkt hatte, empor, um der Himmelskönigin, auf deren weiße Hand es sich dann setzte, davon Kunde zu bringen. Ihr zu Ehren ließen bei der Ernte die Schnitter einige Büschel Getreide stehen. Tacitus berichtet, daß ein heiliger Hain auf einer Insel des Oceans der Göttin Heiligthum sei. Dort stehe ein mit heiligen Tüchern verhüllter Wagen, und nur dem Priester werde es kund, wann die Göttin sich auf dem Wagen niederlasse. Von geweihten Kühen werde darauf der Wagen, ohne daß Jemand ihn lenke, fortgezogen, und ehrfurchtsvoll folge der Priester. Dann herrsche Festfreude aller Orte, welche die Göttin auf ihrem großen Umzuge durch das Land berühre, aller Kampf ruhe, alles Eisen werde verschlossen. Sei der Umzug vollendet, so werde die Göttin in dem heiligen See des Haines gebadet, dazu auch der Wagen und der Teppich, wo dann der See die Sclaven, deren Augen die Göttin geschauet, verschlinge. Daher herrsche Grauen und Unkunde über das, was nur dem Tode Verfallene schauen. Später hat man einen See auf Rügen als den Ort bezeichnet, über den Tacitus Jenes berichtet. Von Männern, die am Meere wohnten, ward Nirdu als Meergöttin verehrt.

Wie Wuotan den Männern vornehmlich in ihren Kämpfen Beistand verleihet, so Nirdu den Frauen im häuslichen Schaffen und in der Kunst, den Acker zu bestellen. Beider erhabenster und kraftvollster Sohn ist Donar, der Thor des Nordens. Der Luftkreis zwischen den Wohnplätzen seines Vaters und seiner Mutter, zwischen Himmel und Erde, ist der Raum, in welchem er sich zumeist bewegt. Unsre Voreltern dachten sich ihn in jugendlich kräftiger Mannesgestalt. Jagt er, angethan mit dem Gurt, der aus einer schwarzen Wetterwolke gewunden ist, auf seinem von den krummgehörnten Steinböcken Zahnknisterer und Zahnknirscher bespannten Wagen daher, so umwallet der rothe Bart seine Brust wie Feuerlohe, und das Rauschen der Wälder verkündet den Erdgebornen, daß er seinen Umzug durch den Himmelsraum hält. Das Getön, das die über die Wolken hüpfenden Räder seines Eisenwagens hervorbringt, wird zum rollenden Donner. Wirft er seinen Streithammer hernieder, so nimmt man das wahr am Blitz, der dabei entsteht. Alles zermalmt der Hammer, was er trifft: die

stärksten Bäume, Felsen, die Häupter der Riesen. Die tiefen Furchen in dem Felsengebirge Norwegens rühren von den Würfen des Hammers her. So wie der Wurf gethan ist, kehrt der Hammer in Gedankenschnelle zurück in die Hand des Gottes. Aber auch er ist nebenher friedlichem Wirken hold. Wie Wuotan den Erntesegen fördert, so beschützt Donar die Saat; spendet Jener den Ackergefilden den Sonnenschein, so sendet Donar nach dem Gewitter die befruchtenden Regenströme hernieder. Donar's Schwester ist Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens und wiederkehrenden Frühlings. Ihr Name hat sich bis heut in dem Feste der Auferstehung Christi erhalten. Donar's Gemahlin, die goldhaarige Sippia, spendet dem Getreide reichgefüllte Aehren, dem Baume prangende Früchte.

Ein Halbbruder Donar's ist Zio, der nordische Tyr. Von Wuotan, seinem Vater, hat er das Kriegerische, von seiner Mutter, einer Riesentochter mit goldenem Haar und weißen Augenbrauen, das Schreckhafte. Er stellt die grauenvolle Seite des Krieges dar, er mischt sich selbst als erbarmungsloser Würger in das Schlachtgetümmel. Ihm zu Ehren fanden die Schwerttänze statt, ihn pries man in schauerlichen Kriegsgesängen, an seinen Altären verröchelten gefangene Feinde ihr Leben. Wer gänzlich herz- und mitleidslos sich erwies, von dem sagte man wohl: er gleichet dem schrecklichen Gotte! —

Eine andre Ausstrahlung des allumfassenden Wesens Wuotan's ist sein Sohn Fro, der nordische Freyr. Er wurde als der frohe, frohmachende Gott des Sonnenscheins, des Friedens, der Ehe und der Fruchtbarkeit verehrt. Sein Hauptfest fällt in die Zeit der Wintersonnenwende, in der das Licht siegreich wird über die Finsterniß. Heut noch erinnert an seinen Dienst der lichtbesetzte Baum der Weihnachtszeit. Einst habe er, erzählten sich unsre Voreltern, des Allvaters Goldthron bestiegen, von dem aus die Welt den Blicken offen liegt. Da sah er hoch im Norden eine herrliche Jungfrau. Als sie ihren weißen Arm erhob, ging ein Schein von ihm aus, daß Luft und Wasser erhellt ward, Himmel und Erde wiederstrahlten. Da traf ihn für seine Vermessenheit, die ihn verleitet hatte, den Platz des Göttervaters einzunehmen, die Strafe, denn in das bis dahin beseligte Herz des Gottes zog Sehnsucht und nagender Harm ein, so daß sein Palast eine Stätte der Trauer ward. Endlich gestand er seinem treuen Diener Glänzer, der sein Jugendgespiele gewesen war, daß er die wunderschöne Riesin des Nordlichts gesehen habe, und daß sein Herz sie zur Gemahlin begehre. Auch er besaß ein schnellfüßiges Himmelsroß. Dies erbat sich Glänzer von ihm, jagte durch den Luftkreis und kam zur Wohnung

der Jungfrau, die, als sie die donnernden Hufschläge vernahm, in ihrer Lichtschöne auf die Schwelle des Hauses trat. Nun warb Glänzer für seinen Herrn um sie. Er bot ihr elf goldene Aepfel, wenn sie bekenne, daß ihr Niemand lieber sei, als der beseligende Gott Fro. Die Riesin des Nordlichts antwortete, sie begehre keines Mannes Liebe, auch nicht die eines Gottes. Glänzer bot ihr Wuotan's Goldring, von dem in jeder neunten Nacht acht eben so schwere Goldringe sich löften. Lachend sagte die Jungfrau, sie begehre der Ringe nicht, habe doch überdies ihr Vater des Goldes die Fülle. Da riß Glänzer sein Schwert aus der Scheide und drohete, ihr das Haupt abzuschlagen. Sie sagte, Liebe lasse sich nicht erzwingen, auch vertraue sie dem Schutze ihres Vaters. „So will ich mit Zauberbann dich belegen," rief hierauf Glänzer, „um dich für deine Unerbittlichkeit zu strafen!" Und er hob an: „Dahin sollst du kommen, wo keines Sterblichen Augen dich je wieder schauen werden; ein öder Fels soll deine Stätte sein; qualvoll sollen dich anwidern Einsamkeit und Abscheu, Zwang und Zweifel, Trübsal und Thränen; unstillbare Sehnsucht soll auch dich, du Unerbittliche, verfolgen vom Morgen bis zum Abende! Wie eine Distel auf unfruchtbarem Boden dahin schmachtet, wie der Dorn von des Feuers Glut ergriffen wird, also soll es auch dir ergehen! Jetzt schneide ich darauf die drei Zauberrunen, die ich bestehen lassen und auch wieder ausschneiden kann. Noch ist Zeit; wähle!" — Da willigte die Jungfrau ein, Fro's Gemahlin zu werden, und es ward neun Tage darauf die Vermählung gefeiert, an der alle Götter und Göttinnen theilnahmen.

Der geliebteste Sohn Wuotan's ist der milde, weise und beredte Gott Paltar, der nordische Balder. Loki leuchtet wie Himmel, Tag und Licht; sein Palast heißt Silberblick, und nie ward Unlauteres in dieser geweihten Stätte vernommen oder geschaut. Götter und Menschen liebten ihn, nur der tückische Loki nicht. Er, in dem man sich die verderbliche, verzehrende Macht des Feuers versinnbildlichte, galt als erzeugt von dem grauenhaften Fenriswolfe, der Sonne und Mond zu verschlingen trachtete, und einer unbändigen Riesin. Allem Leben, namentlich allem Guten und Holden, war Loki feindlich gesinnt. Ein Traum erschreckte Paltar, und als die Götter und Göttinnen vernahmen, daß er sich von einem unheilvollen Geschick bedroht glaube, wurden sie von Bekümmerniß ergriffen. Sie riethen, was es sei, aber Niemand von ihnen vermochte es, zu ergründen, was allein den Schicksalsgöttinnen, den Nornen, zu wissen beschieden ist. Da schwang sich Wuotan auf sein Lichtroß, jagte auf grauenhaften Pfaden dahin und gelangte

endlich in das in der Tiefe liegende, in kalten Nebel gehüllte öde Gefilde, auf dem die Nornen wohnten. Unter einem Runenstein ruhete seit tausend Jahren eine der Nornen. Wuotan zeichnete den Runenspruch in den Sand und erhob dreimal den Runenruf. Da raunte es hohl aus der Tiefe:

„Welches Zaubers strenge Macht
Bannt mich aus des Kerkers Nacht?
Stört mich in der tiefen Rast?
Wer bist du, wer bist du, frecher Gast?"

Da fragte Wuotan die Nornen nach dem Geschick Paltar's, und ihm ward die Antwort:

„Siehst du nicht im Becher blank
Schäumen des Methes süßen Trank,
Darüber hängt der goldene Schild?
Für Paltar ist der Becher gefüllt.
Paltar's Haupt ist dem Tod gegeben;
Auch enden muß der Götter Leben.
Ungern red' ich, fremder Gast;
Störe nicht ferner der Müden Rast!"

Wuotan kehrt zurück, und als die ihn umdrängenden Götter und Göttinnen vernehmen, die Norne habe es verkündet, daß dem geliebten Paltar ein Platz in dem Todesreiche der bleichen Göttin Hel bereitet sei, erhebt sich Weinen und Klagen in den Hallen der Götterburg. Endlich findet des Bedrohten Mutter, Nirdu, Rath. Sie, die Beherrscherin der Erde, nimmt allen Wesen derselben den Eid ab, sich aller Feindseligkeiten gegen den geliebten Sohn zu enthalten. Da schwuren Feuer und Wasser, Busch und Baum, es schwuren alle Krankheiten, alle Thiere des Landes, der Luft und des Wassers und alle Gifte. In ihrer Freude darüber, daß Paltar auf diese Art Unverletzlichkeit gewonnen habe, begannen nun die Götter Kurzweil mit ihm zu treiben. Die auf ihn geschleuderten und geschossenen Speere und Pfeile fielen von ihm nieder, ohne ihn auch nur die Haut verletzt zu haben; das auf sein lockiges Haupt niedersausende Schwert krümmte ihm kein Haar, bereitete ihm keinen Schmerz. Lächelnd, dem strahlenden Frühlinge gleich, stand er vor ihnen. Der Götter frohe Rufe lockten den bösen Loki herbei, und er sann alsbald auf Mittel, den Glücklichen die Freude zu verderben. In der Gestalt eines alten Mütterchens zog er bei der Göttin Nirdu Kundschaft ein nach dem Grunde der Freudenäußerungen, und als er Alles vernommen hatte, fragte er, ob denn alle Wesen den Eid schwuren. „Alle," entgegnete Nirdu, „nur der Mistelstrauch nicht. Was sollte ich ihm auch den Schwur

abnehmen, der ja doch nichts gegen meinen Sohn vermöchte!" — Da schlich Loki sich hinweg, brach einen Mistelstrauch, schnitzte einen Pfeil aus dem Stengel und kehrte zurück. „Weshalb," redete er den blinden Gott Hödur an, „erzeigest du nicht auch dem Paltar Ehre und schießest einen Pfeil nach ihm?" Hödur entgegnete: „Vermöchte ich zu sehen, und hätte ich Bogen und Pfeile, so wollte ich meine Kraft wohl zeigen!" Da reichte ihm Loki den Bogen und den aus dem Mistelstengel geschnitzten Pfeil und gab ihm die Richtung an. Hödur schoß den Pfeil ab, und sogleich sank Paltar entseelt zu Boden.

Größeres Leid war nie Göttern und Menschen widerfahren, als ihnen jetzt durch die Tücke Loki's bereitet worden war. Paltar's blühender Gattin, Nanna, brach das Herz vor Kummer, und Beiden wurde nun ein Scheiterhaufen auf einem Schiffe gethürmt, derselbe angezündet und das Schiff von dem Ufer abgestoßen, daß es brennend ins Meer hineintrieb. Herimuot aber war in das Reich der Göttin Hel geritten, um Paltar und Nanna zu lösen. Grauenvoll ist es im Todtenreiche, in das eine hoch über einen Abgrund sich wölbende Brücke führt, die von einem Weibe, Zänkerin mit Namen, bewacht wird. Die Burg der Göttin ist von einem Gitter umgeben, das mit Menschenhäuptern besetzt ist. Der Todesgöttin Saal heißt Elend, Einsturz die Schwelle, Gefahr der Vorhang, ihr Knecht heißt Träge, Langsam ihre Magd; sie ißt aus der Schüssel Hunger und schneidet mit einem Messer, das unersättliche Gier heißt. Ein starrender schwarzer Strom umgiebt die Burg; in ihm „stehen und waten Meuchelmörder und Meineidige und die Andrer Bräuten ins Ohr geraunt." — Als Herimuot zur Todesgöttin Hel kam, die das, was lebendig war, in ihren Schooß zurücknimmt (es hehlt, daher ihr Name Hel) und er ihr Kunde gab von dem Schmerz der Götter um den Geschiedenen, sprach sie: „Ich will sehen, ob alle Wesen ihn so lieben, wie du sagst. Weinen alle Wesen um ihn, so soll er wiederkehren." — Herimuot begab sich zu den Göttern zurück, und als er die Botschaft verkündet hatte, begannen alle Wesen zu weinen, selbst an Erzen und Steinen sah man Tropfen, wie man sie jetzt noch an ihnen bemerkt, wenn sie aus der kalten in die warme Luft kommen. Nur ein Riesenweib in einer dunkeln Höhle weinte nicht, und als sie von den Göttern aufgefordert ward, den Quell des Mitleids zu öffnen, antwortete sie kalten Hohnes:

„Thränenlos bleiben meine Augen über Paltar's Tod;
Niemals im Leben noch im Tode nützte er mir!
Behalte Helia, was sie hat!"

Loki war es, der also sprach, denn er hatte die Gestalt des Riesenweibes angenommen; die Todesgöttin aber ließ nun den guten, lichten Paltar nicht zurückkehren. „Paltar ist der Sonnenglanz in seiner allerfreuenden milden Klarheit als Symbol geistiger Reinheit und Jugendschöne; er stirbt den frühen Tod in der Neige der Sommersonnenwende durch die lichtlose blinde Winternacht Hödur's, aber er wird blutig gerächt und siegreich wiedergeboren.“ Nun ergriffen die Götter den bösen Loki, legten ihn über einen scharfkantigen Felsen und banden ihn fest. Ein gräulicher Wurm hielt aufgerichtet bei ihm Wache, und aus dem Rachen des Unthiers träufelten dem tückischen Gotte ohne Aufhören Gifttropfen auf sein Angesicht, die ihm brennenden Schmerz verursachten. Seine Gattin, die herzukam, vermochte nicht die Fesseln zu lösen. Sie fing aber in einem Becken die Gifttropfen auf. Goß sie das gefüllte Becken aus, so trafen Tropfen das Angesicht Loki's. Dann zuckte er vor Schmerz zusammen, und es zitterten die Felsen. Das galt unsern Altvordern als die Ursache der Erdbeben.

Wie aber dachten unsere Altvordern sich die Entstehung der Welt? Es gab einst eine Zeit —

„Da war nicht Sand, noch See,
Nicht sanfte Wellen,
Nicht Erde fand sich,
Noch Ueberhimmel.“

Eine schöpferische Kraft war vorhanden, Allfadur oder Alvater genannt, aus der das Göttergeschlecht und die Welt hervorging. Als der Schöpfer in das Chaos hinab blickte, entstand ein Wallen und Brausen, und es bildeten sich zwei Welten, im Süden die Lichtwelt, Muspelheim genannt, im Norden die kalte Nebelwelt, Nebelheim. Beide Reiche kämpften mit einander, und aus den einander durchdringenden Elementen gingen zwei Gebilde von unermeßlicher Größe hervor: der Riese Ymer, als Sinnbild des rohen Stoffes, und die Kuh Audhumla, als Sinnbild der nährenden Kraft der Erde. Ymer erzeugte, während er schlief, aus sich selbst einen Sohn, den sechshäuptigen Vater der Eisriesen. Aus den salzigen Eisfelsen, den die Kuh mit ihrer warmen Zunge beleckte, kam Buri hervor. Von ihm stammt Wuotan, der in Gemeinschaft seiner Brüder den Riesen Ymer erschlug. So viel Blut floß aus den Wunden Ymer's, daß in ihm alle Urriesen ertranken, nur einer rettete sich, von dem das jüngere Riesengeschlecht abstammte, das stets danach trachtete, den Tod seiner Ahnen an den Göttern zu rächen. Aus dem Körper Ymer's schufen

die Götter die Welt: aus den Knochen die Felsen, aus den Haaren die Bäume, dem Fleisch die Erde, aus dem Blut das Meer, aus dem Schädel das Himmelsgewölbe, aus dem Gehirn das wogende Gewölk, aus den Augenbrauen Wohnungen der Menschen. Feuerfunken aus Muspelheim stellten sie als Sterne an das Himmelsgewölbe. Der Himmel ward von den vier starken Zwergen Nord, Ost, Süd und West gehalten. Die Riesen sind die Mächte des kalten nächtlichen Winters, des Eises, des Felsgebirges, des tobenden Meeres. Steinalt führen sie Steinschilde. Sie erliegen nach und nach im Kampfe mit Göttern und Helden oder ziehen sich von der Kultur der Menschen zurück. Daß sie gut und bös nicht zu unterscheiden wissen, stempelt sie zu blindwaltenden Naturkräften, welche die Macht der Weltordnung überwindet." — Darnach schufen die Götter aus Bäumen, einer Esche und einer Erle, zwei Menschen, Mann und Weib. Auch für die ganze Welt ward ihnen der Baum das Sinnbild. Die Esche Ygdrasil stellt die Welt unter dem Bilde des Baumes als einen lebendigen Organismus dar. Die Wurzel dieses unermeßlich großen Weltbaumes geht hinab bis in das Reich der Todesgöttin, sein Wipfel reicht über die Goldburg der Götter empor. Unter den Wurzeln des Baumes wohnen die drei Nornen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Diese begießen des Baumes Wurzeln täglich mit Wasser aus dem heiligen Brunnen. Tiefer noch unter dem Baum lag ein Drache mit seiner Brut und nagte an den Wurzeln, denn wie das jetzt herrschende Göttergeschlecht, ist auch der Weltbaum dem Untergange geweiht.

Hatte nicht auch der lichte, gute Gott Paltar schon seinen Untergang gefunden? Alle Verhältnisse waren gegründet auf Gewalt, das Schwert war das Symbol der Herrschaft. Darum mußte Paltar untergehen. Aber eben darum ist auch der Macht des Schwertes kein ewiger Bestand beschieden. Dies ahnten unsre Altvordern, und ihre Seher verkündeten, daß der Schöpfer des Alls, Allfadur, einst eine neue Ordnung der Dinge erschaffen werde. Dies wird also geschehen: das Böse wird siegen auf Erden, Ehrfurcht vor den Göttern verlacht, frechen Lästerungen Beifall gezollt werden.

„Brüder befehden sich
Und fällen einander,
Geschwister sieht man
Die Sippe brechen.
Unerhörtes ereignet sich,
Großer Ehebruch.
Beilalter, Schwertalter,
Wo Schilde klaffen,

Windzeit, Wolfszeit,
Eh die Welt zerstürzt.
Der Eine schont
Des Andern nicht mehr."

Ein Winter kommt, der drei Jahre währt und das Mark der Erde erstarren macht, bleich stehet die Sonne am Himmel, unter der Last des Schnees brechen die Wälder. Krampfhaft zuckt Loki — da erschüttert ein Erdbeben den Erdkreis. Loki's Fesseln werden davon gesprengt, so daß er frei wird. Nun jagt der furchtbare Abgrundswolf daher; Feuer strömt aus seinem Rachen. Der goldkämmige Hahn auf der Götterburg kräht, Götter und Helden zum Kampfe rufend. Die Riesengeschlechter eilen, von Kampfesgier erfüllt, herzu, die Meeresschlange zerreißt brüllend das Ufer, der Boden zittert, Felsengebirge stürzen zusammen, der Weltbaum Ygdrasil bebt und kracht. Indem die Götter über die Regenbogenbrücke sprengen, entsteht ein solches Drängen, daß sie bricht. Der Himmel zerberstet. Auf der Ebene Kriegsritt wird die Entscheidungsschlacht zwischen den Göttern und den Riesen, denen sich Loki, der Abgrundswolf und die Weltschlange angeschlossen haben, geschlagen. Wuotan schwingt seinen Speer gegen den Abgrundswolf, aber ihn trifft das Verderben, der Rachen des Ungethüms wird des Gottes Grab. Der Tod Wuotan's wird gerächt; ein geschleuderter Speer dringt dem Abgrundswolf durch den Rachen bis ins Herz, und er wälzt sich sterbend in seinem Blute. Donar's Streithammer zerschmettert der Weltschlange das gehörnte Haupt. Aber indem Donar siegt, ereilt auch ihn das Verderben: der giftige Geifer der Schlange, der ihn bespritzt, bereitet ihm einen jähen Tod. Zio zerspaltet dem Höllenhunde den Eisenschädel in demselben Augenblicke, als er den Todesbiß von ihm empfängt. Dem gräßlichen Morden erliegen Götter, Helden und Riesen. Unter den Streichen des schwarzen Riesen sinkt Fro. Der Waffen Klang, Kriegsruf und Todesgestöhn erschüttern den Weltkreis. Der schwarze Riese wirft Feuergarben durch die Welt, daß überall Lohe aufsteigt. In Flammen steht der Himmel, in hellem Brande der Weltbaum Ygdrasil, verkohlt fallen die Sterne hernieder. Die Erde und mit ihr der Menschen Geschlecht sinkt in die Meeresflut.

Das ist der Tag des Gerichts. Aber Allfadur, der Schöpfer Wuotan's und der übrigen Götter, der Schöpfer der Menschen, der Riesen und aller Sichtbaren, lebt: er läßt aus den Trümmern eine neue Welt erstehen. Aus dem Tode erblüht neues Leben: gereinigt von ihrem Fehl läßt Allfadur die Guten und Tapfern erstehen und

giebt ihnen die neu geordnete Welt; die Bösen aber hält er gefangen im Schauerreiche des Todes. Es blühet die verjüngte Erde in unbeschreiblicher Schöne, auf lachende Aehrengefilde und auf duftende Blumenmatten schauet die neue Sonne hernieder. Der Weinstock rankt sich an Fruchtbäumen empor, von denen der süße Schall der Vögel sich erhebt, die des Jahres zweimal brüten. Balsamischer Wein quillt aus Brunnen hervor, von süßer Last beschwert neigen sich der Bäume Zweige zu den Menschen hernieder. Beseligender aber noch als alle diese Herrlichkeit ist das Leben, das in den Herzen des neuen Menschengeschlechts Herrschaft gewonnen hat: das Leben der Bruderliebe. Sie haben Allfadur's goldne Runentafeln, die in der verderbten Zeit verloren gegangen waren, wieder gefunden, und man vernimmt nur von Werken der Liebe und des Friedens.

## Schlußwort über die ältesten Zustände der Germanen.

Ein solches prophetisches Schauen lebte in der Glaubenswelt unserer Altvordern. Durften wir daher nicht mit vollem Rechte ihr Religionswesen eine Nacht mit blitzenden Sternen und einer Morgenröthe im Ost nennen? Und müssen wir nicht jenen Männern zustimmen, die da sagen, es sei unser Volk in seiner ältesten Zeit mehr als jedes andre heidnische Volk zur Aufnahme des Christenthums vorbereitet gewesen? Wir reden ausdrücklich von der ältesten Zeit. Man bedenke noch dies: Das Leben unserer Altvordern war insofern ein durch und durch religiöses, als sie sich bis in das Kleinste hinein von dem Wehen des göttlichen Odems, der durch die Welt geht, berührt fühlten, während in Zuständen, die, weil in äußern Dingen des Lebens Fortschritte sichtbar sind, als Blüthen der Civilisation gepriesen werden, nicht selten in den als hoch gebildet sich dünkenden Geschlechtern der Menschen die Empfindung des Zusammenhangs mit dem Göttlichen abhanden kommt und dadurch das innerste Seelenleben in Stillstand, ja in Zerrüttung gebracht wird. In wie inniger Weise die Seele unserer Vorfahren mit dem Leben der Natur in Verbindung stand, möge durch wenige Hindeutungen gezeigt werden. Wie im Großen, im Weltalle, sahen sie auch in den kleineren Kreisen der Natur und des Lebens, im Walde, in dem einzelnen Baum, im Quell, Bach, Fluß und See, im Saat- und im Aehrengefilde und im Hause das Walten göttlicher Wesen. Und diese kleinen Geister, diese Haus-, Wald- und Wasserelbe, diese Kobolde und Wichte (wir müssen von den zum Theil unholden Gestaltungen absehen, die frommer Eifer

ihnen später gab) förderten allerlei Gutes und Heilsames. Wo würzige, heilsame oder das Auge erfreuende Kräuter und Blumen im Walde oder auf der Aue sprossen, glaubte der Germane die Spur des Wandelns göttlicher Wesen vor sich zu haben, wo giftige Pflanzen wucherten, wähnte er mordbefleckte Stätten zu entdecken. Mit innigem Herzensantheil schauete er das Naturleben im Großen und Kleinen an. So entstanden in ihm phantastische Gebilde, die, wie z. B. die Walküren und die Schwanenjungfrauen, zu einer dichterischen Ausprägung von so erhabener Schönheit gelangten, daß irgend welche poetischen Schöpfungen anderer Zeiten und Völker sich mit ihnen nicht messen können. Das Wichtigste aber war der sittliche Inhalt, mit dem unsere Vorfahren im Verlauf der Zeit diese Gebilde fortgesetzt immer mehr erfüllten. Schön waren die Blüthen ihrer Phantasie, herrlicher noch war der Duft dieser Blüthen. Was sie in dem Walten guter Menschen sahen, trugen sie in die Dichtungen ihrer frei schaffenden Phantasie über. Was ist z. B. der Göttermädchen, der Walküren höchster Ruhm und Schmuck Anderes, als der der germanischen Frauen und Jungfrauen holdestes Thun: mit linder Hand der tapfern Krieger Wunden heilen, sie lohnen für ihr Kampfesmühen und im Hause durch liebevollen Dienst des Mannes Gemüth erfreuen und es dadurch zu neuen Ruhmesthaten rüstig machen?

Das war die älteste Zeit, in der der Schatz des Germanenthums, wie wir sagten, der civilisirten Römerwelt gegenüber in heiliger Truhe ruhete.

So blieb es nicht. Während in den germanischen Wäldern noch ein Kernvolk an edler Sitte festhielt, wurde in Rom das Civilisationsgift gebraut, von dem auch ein Tropfen verheerend in das deutsche Volksthum fiel. In ihrer Berührung mit den Römern, namentlich aber durch den Umstand, daß die römische Staatskunst Zwietracht in die Gesammtheit zu werfen wußte, litt das Volk der Germanen Schaden an seiner Seele, und an Stelle der von Tacitus gepriesenen Tugenden sehen wir später auch in Deutschland edle Sitte und Zucht schwinden; Verrath, Tücke und Wortbruch aufwuchern. Aber ein Kern echtgermanischen Wesens blieb bestehen, und heut noch ruft prophetisch der Dichter: „ein Kern wie der kann nimmermehr verderben!" Dieser Kern bildete den Anknüpfungspunkt für das Christenthum, seinem Bestande ist die Erneuerung desselben, nachdem römisches Wesen es fast bis zur Unkenntlichkeit überwuchert hatte, zu verdanken.

Diesem Kern entsprang, nachdem ihm die Weihe der reinen Lehre des Christenthums geworden war, nachdem der in dem milden und

lichten Paltar von ihm geahnte Weltheiland Einzug in des Volkes Herz gehalten hatte, alles Größte und Herrlichste, was die Geschichte später von den Germanen zu rühmen hat. Und so lange wird dem Germanenvolke dieser Kern bleiben, wachsend und sich verklärend im Lichte, das der Weltheiland der Menschheit entzündete, so lange es ein Zweifaches nicht aufgiebt: gewissenhafte Fürsorge für das junge Geschlecht und hehre Frauentugend, so daß mindestens die große Mehrheit der Mütter den höchsten Schmuck der Weiblichkeit sich bewahren: frommen, keuschen Sinn, aus dem, wie aus der Mutter Brust die Leiber, die Seelen des jungen Geschlechts die erste und entscheidende Nahrung gewinnen, und der die Frauen befähigt erhält, edle Beratherinnen der Männer, Priesterinnen häuslicher Glückseligkeit zu werden, in der die Wurzeln der Kraft des Hauses, der Kraft des Staates ruhen. Möge das edle deutsche Volk sich dessen immer mehr bewußt werden, denn die Gefahr, von dem romanischen Gifte schlechter Sitten angesteckt und gleichzeitig von romanischer Tücke politisch geschädigt zu werden, ist noch nicht vorüber, und was einst Rom unsern Vorfahren war, das ist in neuerer Zeit und bis heut unserm Volke Paris.

## Drusus. Tiberius. Marbod.

Als das Volk der Germanen in seinen Wäldern lebte, wie es oben geschildert wurde, herrschte in Rom Augustus. Das römische Reich zur Zeit dieses ersten Kaisers ist den Lesern am Schlusse des ersten Theiles vorgeführt worden. Durch listige und blutige Thaten hatte sich Augustus einen Herrscherthron gegründet, wie glänzender in äußerer Beziehung ein solcher kaum gedacht werden kann. Möge sich der Leser erinnern, daß Augustus über ein Reich von 120 Millionen herrschte, daß seine stehende Kriegsmacht beinahe eine halbe Million betrug, und daß die Hauptstadt mit ihren vielen hunderten von Prachtbauten, den marmornen Tempeln, Palästen und Denkmälern, gegen zwei Millionen Einwohner zählte.

So machtvoll aber auch das Römerreich war, so reich an Mitteln zur Kriegsführung — es wäre von den Germanen, diesen heldenmüthigen, den Kämpfen zujauchzenden Waldessöhnen, die es zu bekriegen beschlossen hatte, in einem einzigen Anstürmen in Trümmer gestürzt worden, wenn diese — alle Stämme — zu einem einmüthigen Widerstande sich aufzuraffen vermocht hätten. Bis zum Uebermaße erfüllte den einzelnen Germanen Selbstständigkeitsgefühl, worin der eigentliche Grund zu suchen ist, daß kleinere und größere Kreise so

schwer zu gemeinsamen Ausführungen zu vereinigen waren, ja daß der Zwist zwischen einzelnen Stämmen fortwährend in Germanien in hohem Maße wucherte, daß die durch Reibungen hervorgerufene Erbitterung nicht selten sich zu einem Stammeshasse steigerte, der zu Bündnissen mit dem auswärtigen listigen Feinde trieb. Zwist der einzelnen Stämme untereinander: das ist die politische Erbsünde der Germanen, die ihnen in alter und neuer Zeit schwere Wunden geschlagen hat, und die heut noch unter den Nachfahren wuchert.

Bis zum Rhein waren früher schon (unter Julius Cäsar) die Römer erobernd vorgedrungen; unter Augustus rückte die römische Herrschaft bis zur oberen Donau vor, und es wurde am unteren Lech — zum Schutz der eroberten Gebiete — die römische Kolonie und Prachtstadt Augusta Videlicorum — das heutige Augsburg — angelegt. Diesen bedeutenden Gewinn hatte Rom der Feldherrntüchtigkeit der beiden Stiefsöhne des Augustus, Drusus und Tiberius, zu verdanken. Das Gewonnene reizte zu neuen Unternehmungen, während früher nur die Absicht vorhanden gewesen war, die Gebiete bis zum Rhein und zur Donau zu behaupten. Der vorzüglichere der beiden Feldherren, Drusus, wußte seinen kaiserlichen Stiefvater zu bestimmen, daß er ihm gestattete, die römischen Adler über den Rhein zu tragen. Damit hob ein Kampf zwischen der römischen und germanischen Welt an, der sich durch Jahrhunderte hinzog, und der schließlich mit dem Sturz des Römerreichs und der Begründung germanischer Reiche auf den Trümmern des Römerreichs endete. Des Tiberius Plan war ein großer, denn er ging auf nichts weniger als auf Eroberung des ganzen germanischen Gebietes zwischen Rhein und Elbe hin. Die deutschen Stämme, überrascht durch das Vorgehen des starken Feindes, vermochten in ihrer Vereinzelung nicht, demselben siegreich zu begegnen; es wurden römischer Seits auf dem rechten Ufer des Rheins eine Reihe von Kastellen (u. a. Mainz) angelegt, und Drusus drang, 9 v. Chr., bis über die Weser und darnach bis zur Elbe vor. Dort sei ihm, wird erzählt, eines Tages aus tiefem Waldesdunkel eine jener weissagenden Alrunen, eine Frauengestalt von fast übermenschlicher Größe, entgegen getreten und habe ihm in drohender Geberde zugerufen: „Wohin eilst du, unersättlicher Drusus? Alles dies zu schauen ist dir vom Schicksal nicht beschieden; eile von hinnen, deiner Tage und deiner Thaten Ziel ist nahe.“ Es war zur anbrechenden Winterszeit, und Drusus trat seinen Rückzug an. Unterweges that er einen Sturz mit dem Pferde, der ihm das Leben kostete.

Drusus hatte im Ganzen (von 12 bis 9 v. Chr.) vier Feldzüge

in Germanien ausgeführt und bedeutende Erfolge errungen; einzelne Stämme waren von ihm durch das Schwert besiegt, andere durch geschickte Unterhandlung zur Bundesgenossenschaft mit Rom bestimmt worden. Nach seinem Tode trat sein Bruder Tiberius, der nachmalige Kaiser, an seine Stelle. Während Drusus, der als Kriegsmann außerordentlich tüchtig war, sich vorherrschend auf das Schwert gestützt hatte, suchte der verschlagene Tiberius weitere Erfolge hauptsächlich durch Anwendung diplomatischer Mittel zu erringen. Er fand den Boden dazu vorbereitet. Was immer geschieht, wenn zwei in der Kultur weit auseinander stehende Völkerschaften sich berühren, war auch hier geschehen: das in Dingen dieser Welt vorgeschrittene Volk hatte über das in der Kultur ihm weit nachstehende Volk aus seiner Pandora-Schachtel von Civilisationsgenüssen bereits ein gut Theil ausgeschüttet. Diese Pandora-Schachtel öffnete Tiberius jetzt vollends: vornehme Germanen wurden an die Tafeln der römischen Großen gezogen, germanische Fürsten mit dem römischen Bürgerrecht und der Ritterwürde bekleidet und die Ertheilung dieser Ehren unter sinnberauschender Prachtentfaltung ausgeführt; den Fürstensöhnen wurde, indem man sie zum Eintritt in die (außerhalb Germanien kämpfenden) Römerheere einlud, die Erreichung von Kriegsruhm, Beute und hohe Würden in Aussicht gestellt. Wird dabei noch in Betracht gezogen, daß neben verfeinerten und verderblichen Genüssen den Germanen durch Anknüpfung von Handelsbeziehungen, Anlegung von Land- und Wasserstraßen und Aehnliches wirkliche Vortheile geboten wurden, so kann es nicht Wunder nehmen, daß allgemach unter der Menge die Ansicht Boden zu gewinnen begann: ein Anschluß an den großen, so viele Vortheile bietenden Römerstaat, möge ein solcher nun in der Form der Bundesgenossenschaft oder in der der Unterordnung zur Ausführung gelangen, sei für die Germanen eine Wohlthat. Daß bei völligem Siege dieser Anschauung des Germanenvolkes Eigenart bis in seine letzten Spuren vertilgt, dasselbe schließlich zu einem Abdruck des verderbten Römervolkes herabgewürdigt worden und dann endlich auch mit ihm dem gleichen wohlverdienten Schicksale verfallen wäre, läßt sich jetzt, nach Abschluß der Ereignisse, deutlich erkennen. Es kam nun darauf an, ob der Nationalgeist — der drohenden Gefahr gegenüber — rechtzeitig erwachen würde.

Dazu hatte es zunächst nicht den Anschein. In Schaaren zogen junge kriegslustige Germanen nach dem goldenen Rom, Augustus errichtete sich eine Leibgarde von Germanen, die im Schmuck römischer Waffen sich wohl gefielen.

Zwei der Jünglinge aus vornehmen germanischen Häusern, die schon zur Zeit des Drusus römische Kriegsdienste genommen hatten, nehmen insbesondere unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, Marbod und Arminius.

Zunächst haben wir es mit Marbod zu thun. Er gehörte der Volksgenossenschaft der Markomannen, einem Stamme der Sueven, an. Wir haben uns ihn als einen Jüngling scharfen Verstandes und überschäumender Heldenkraft vorzustellen, der sich jedoch vorzugsweise durch ehrgeizige Bestrebungen leiten ließ. Als er die römische Politik an der Quelle genügend kennen gelernt hatte, kehrte er zu seinem Volke zurück, das seine Wohnsitze zwischen Oberrhein, Main und Donau hatte, und wußte dasselbe — woraus auf die Macht seiner Persönlichkeit ein Schluß gemacht werden kann — dahin zu bestimmen, sich von ihm in das celtische Bojerland, Böhmen, führen zu lassen. Er unterwarf sich die Bojer, gründete ein großes, weit über die Grenzen Böhmens gehendes Suevenreich, dessen Kern jedoch die Markomannen blieben, und schwang sich unter ihnen zur Königswürde auf. Anfangs begegnete er den Römern mit den Künsten der Diplomatie, die er in Rom kennen gelernt hatte. Seine Gesandten nahmen vor Augustus die Miene an, als sei es ihrem Könige einzig und allein darum zu thun, sich unter die Schutzherrschaft des großen Römerreiches zu stellen. Aber bald begann ein Umstand, von dem man in Rom Kunde empfing, das Mißtrauen des Kaisers zu erregen. Marbod steigerte seine Kriegsmacht fortwährend, übte sie in Angriffen auf Nachbarvölker nach römischer Kriegsweise und gebot endlich über ein Heer von 74,000 Mann. Da nun auch noch Tiberius erklärte, es sei Philipp von Macedonien für Griechenland und Pyrrhus für Rom nicht so gefährlich gewesen, als Marbod es jetzt schon für Rom sei, beschloß Augustus, das Markomannenreich, ehe es mächtiger noch würde, mit aller Macht zu bekriegen. Zwei starke römische Heere brachen unter Oberanführung des Tiberius gegen Marbod auf, und schon stießen sie auf die Vorposten des Markomannenheeres, als hinter ihrem Rücken — in Dalmatien und Pannonien — ein gefährlicher Aufstand ausbrach. Von zwei Uebeln waren jetzt die Römer gleichzeitig bedroht, das drohendere schien der Aufstand in Dalmatien und Pannonien zu sein. Dies bestimmte den Tiberius sofort, seinen Kriegsplan zu ändern, und er traf Anordnungen, seine Heere in Eilmärschen dem Südwesten zuzuführen. Aber durfte er die Möglichkeit außer Betracht lassen, daß ihm Marbod nachfolge, um ihm, während er die Aufständischen angreife, in den Rücken zu fallen? Wäre inmitten

zweier so starker Feinde für die Römer Anderes als sicherer Untergang in Aussicht gewesen? Dies erwägend, nahm Tiberius die Friedensmiene gegen Marbod an, lud ihn durch Botschafter ein, Freund und Bundesgenosse Roms zu werden, und Marbod, der sich geschmeichelt fühlte, von den Römern also geehrt zu werden, war unpatriotisch und blind genug, in die Hand des Mannes einzuschlagen, der nicht dem Gesammtvolke der Germanen, auch nicht einmal den Markomannen einen wirklichen Frieden bot, sondern dem es einzig darum zu thun war, einen Ehrgeizigen, der ihm gerade jetzt hätte gefährlich werden können, durch täuschenden Schein auf eine Zeit lang zur Unthätigkeit zu verdammen.

## Hermannsschlacht.

Ein germanischer Jüngling edleren Gepräges tritt uns in dem durch Schönheit, Kraft und Heldengesinnung sich auszeichnenden Hermann, des Cherusker Fürsten Sigimar Sohn, entgegen, der, wie bemerkt, ebenfalls schon nach Rom gegangen war und Dienste im römischen Heere genommen hatte. Hermann — die Römer nannten ihn Arminius — war zur Würde eines römischen Bürgers und Ritters aufgestiegen. Ein Urtheil darüber, ob der Flitter ihn lockte und er erst in Rom zu klarer Anschauung über das Verhältniß beider Völkerschaften kam, oder ob er (unter Anregung oder Zustimmung seines Vaters) in der patriotischen Absicht nach Rom ging, den Feind in dem Mittelpunkte seines Staatsgetriebes zu studiren, namentlich aber römische Kampfweise durch eigene Betheiligung zu lernen, läßt sich nicht fällen; fest aber steht, daß in der letzten Zeit seines römischen Aufenthalts seine Seele von dem Gedanken bis auf den Grund durchglüht war, Alles daran zu setzen, um sein Volk von der leiblich wie geistig verderblichen Umgarnung des Römerthums zu befreien, damit es Raum gewinne, seinen eigenen nationalen Weg auf der Völkerbahn zu wandeln.

Ein Umstand kam ihm zu statten. Die römische Verwaltung hatte bereits begonnen, ihre rauhe Seite gegen die Stämme herauszukehren, die durch Drusus und Tiberius auf dem Wege der Gewalt oder der Ueberredung unter die Herrschaft Roms gebracht worden waren. Des Tiberius Künste meinte man gegen die Gebeugten nunmehr nicht mehr zu bedürfen, und während man früher dem heimischen Sittenleben gegenüber sich aller Gewaltsamkeit enthalten hatte, hielt man jetzt die Zeit gekommen, die Romanisirung der eroberten

Gebiete mit Ernst betreiben zu können. Zur Durchführung dieses Werkes und zugleich zur Niederwerfung der wenigen noch freigebliebenen Völkerschaften zwischen Rhein und Elbe, namentlich der Cherusker, sandte Augustus einen Mann an den Rhein, der seine Despotenkünste in Syrien gelernt hatte. Es war dies Quinctilius Varus, ein Verwandter des Kaiserhauses. Die Syrier, deren Statthalter er neun Jahre lang gewesen war, wußten schlimme Dinge von diesem herzlosen und geldgierigen Manne zu erzählen, und es war zum Sprichwort über ihn geworden: „Als er kam, war er arm, Syrien reich; als er aber ging, war er reich und Syrien arm.“ — Der Kaiser gab ihm 40,000 Mann seiner besten Soldaten mit an den Rhein und hoffte von ihm, daß er, der in Syrien römische Ordnungen eingeführt hatte, solche auch in dem neugewonnenen Theile Germaniens heimisch machen und damit die Einfügung desselben in das Römerreich vollenden werde. Alles war wohlberechnet, nur in Bezug auf einen Punkt waren Augustus und Varus von einem verhängnißvollen Irrthum befallen: beide legten an den Character der Syrier und den der Germanen den gleichen Maßstab an, und es übertrug dem entsprechend Varus nach Germanien die Methode der Romanisirung, die er in Syrien in Anwendung gebracht, und die sich dort auch bewährt hatte. Aber welch ein Unterschied war vorhanden zwischen Hier und Dort! In Syrien hatte er es mit geborenen Sclavenseelen zu thun gehabt, hier dagegen traf er der Mehrzahl nach auf Männer, deren Sinn für den Augenblick freilich durch Gewalt und List berückt und getrübt zu werden vermochte, deren Tiefinnerstes aber einen unverwüstlichen Kern echten Freiheits- und Selbstständigkeitsgefühls barg. Die Verkennung des germanischen Volkscharacters ward sein Verderben.

Während dreier Jahre (von 6—9 n. Chr.) sollten die Germanen es auf das Gründlichste inne werden, was es für eine bis dahin selbstständige Völkerschaft heiße, mit Rom in Verbindung zu treten. Varus bezog unweit Minden an der Weser ein Lager, das gar bald das Ansehen einer Stadt gewann. Dies Lager galt ihm als der befestigte Sitz seiner Regierung über das Land; er verlegte hierher die Märkte des Landes, hielt hier Gericht, berief hierher die Landesfürsten, damit sie von ihm die Befehle Roms entgegen nähmen. Außer den Soldaten befanden sich in dem Lager viele römische Beamte, Advokaten, Kaufleute, auch Weiber und Kinder. Im Vertrauen auf ihre Macht ließen es in fortgesetzt größerem Maße die Römer gegen die Germanen nicht an vielfachen Ausfällen des Spottes und Hohnes

und eben so wenig an offenbaren Bedrückungen und Erpressungen fehlen. Was aber die Germanen am Tiefsten empörte, war der Umstand, daß Varus ohne Weiteres das römische Gerichtswesen bei ihnen einführte. Nicht nach ihrem ursprünglichen Heimathsrecht, das ein Ausfluß ihres religiösen Wesens war, sondern nach römischem Recht, in römischer Sprache und unter Hinzuziehung römischer Anwälte ward fernerhin Recht gesprochen, und es geschah nicht selten, daß — etwas Unerhörtes in dem Friedensrechte der Germanen! — freie Männer zu Stockschlägen verurtheilt wurden. Der Germane kannte bis dahin nur im Kriege seltene Fälle, in denen die Priester als Vollstrecker des Götterwillens körperliche Strafen verhängen konnten. Aber nicht blos als Herr des Ruthenbündels, sondern auch als Herr des Richtbeiles zeigte sich Varus den Germanen, denn er verhängte auch Todesstrafen.

Durch Nichts so sehr als durch diese Art der Gerichtsbarkeit hatte Varus das Volk bis auf das Tiefste verletzt, und wären die Römer nicht verblendet gewesen, sie hätten aus Haltung, Blick und Geberden der Germanen etwas von dem Gewölk des tödtlichen Ingrimms merken müssen, der das Volksgemüth erfüllte, und der sich jetzt schon in Blitz und Donner des Aufruhrs zu entladen drohete.

Es fehlte nur ein Mann, der die Befähigung und den Willen hatte, die Führerschaft in einem Kampfe gegen den mächtigen Feind zu übernehmen. Dieser Mann kam — es war Arminius. Schon ehe er bei Varus im Lager erschien, hatte er — von Rom aus — Verbindungen mit Gleichgesinnten in der Heimath angeknüpft, und im Lager selbst traf er mit vornehmen Germanen zusammen, denen er seinen auf einen allgemeinen Aufstand und auf Vernichtung des Römerheeres hinzielenden Plan anvertraute. Den meisten Anhang gewann er unter seinem Volk, den Cheruskern, darnach fand er auch Anhang unter andern norddeutschen Stämmen, den Brukterern, den Marsen und Chatten. Auch an Marbod erging Botschaft, doch verweigerte dieser jegliche Betheiligung am Kampfe. Da geschah es, daß Hermann's Schwiegervater Segest, theils weil er, echten vaterländischen Sinnes baar, die Schmach seines Volkes nicht mitfühlte, theils weil ihn unversöhnlicher Haß gegen Hermann erfüllte, der ihm seine Tochter Thusnelda entführt und sie gegen seinen Willen zur Gemahlin genommen hatte, diesen dem römischen Feldherrn Varus als einen Mann bezeichnete, der Aufruhrpläne in sich berge, und gegen den sich zu sichern Vorsicht gebiete. „Die Götter verblendeten Varus, so daß er das Haupt der Verschwörung, das er im Lager hatte, nicht festnahm!“ — So ward später von den Römern gesagt.

Was mag in Wahrheit das gewesen sein, was die Römer hier „Götter" nennen? Zunächst wohl eine stolze Sicherheit des Feldherrn. Darnach vielleicht die Erwägung, daß ein Aufruhr ihm erwünschten Anlaß gäbe, die noch freien Stämme niederzuwerfen und das Regiment darnach in noch strafferer Weise zu führen, und daß schließlich die errungenen Erfolge ihm eines römischen Feldherrn höchste Ehre, einen Triumph in Rom, in sichere Aussicht stelle. Er mochte sich auf seinem von weißen Rossen gezogenen Siegeswagen, er mochte auch die mit Ketten belasteten, ihm in langen Reihen nachfolgenden germanischen Fürsten und Edlen im Geiste bei seinem Triumphzuge schon sehen! —

Waren solcherlei Erwägungen und Anschauungen die Gottheiten, die den Feldherrn regierten, so entsprach das Nächste, was von Bedeutung innerhalb des von den Römern in Anspruch genommenen Theils von Germanien geschah, seinen Wünschen. Römische Beamte, verwundet und gehetzt, brachten die Kunde ins Lager, ein germanischer Stamm an der Ems habe einen Aufstand unternommen, und es seien die meisten der römischen Beamten erschlagen worden. Das war Hermann's Werk, der sich zu dieser Zeit noch im Lager befand. Varus sollte aus dem Lager gelockt werden, Alles war zum Kampfe geordnet. Varus traf sogleich seine Vorbereitungen zum Aufbruch, denn für ihn war nunmehr, wie er meinte, die Zeit gekommen, Kriegslorbeeren zu sammeln. Er entbot die germanischen Großen der nächstwohnenden Stämme zu sich und befahl ihnen im Namen Roms, ihre Mannschaften zu sammeln und sie ihm nachzuführen. Sie versprachen es und eilten hinweg, er aber brach — es geschah dies an einem Tage des Spätherbstes des Jahres 9 n. Chr. — mit seinem starken Heere auf. Feldherr wie Kriegsleute waren wohlgemuth, der Hinblick auf ihre Zahl, ihre treffliche Bewaffnung ließ Besorgnisse irgend welcher Art gar nicht aufkommen. Als das Heer die berg- und schluchtenreiche Gegend des teutoburger Waldes erreicht hatte, begann der Marsch beschwerlich zu werden. Es mußten Wege durch Dickichte mit der Axt gebahnt, Dämme über Moräste gelegt werden. Um Vieles übler ward es, als Unwetter eintrat, heftige Regengüsse und Sturm. Auf vielen Stellen wurden die Wege fast grundlos. Dabei erschienen bald hier, bald dort auf den Höhen kriegerische Gestalten und verschwanden wieder, gleichsam als seien sie feindliche Kundschafter. So war es, und die Römer wurden nun über die Lage klar, in der sie sich befanden. Indem man sie in eine schaurige, wegelose Gegend gelockt hatte, war ihre List überlistet worden. Von allen

Seiten aber zogen Schaaren deutscher Männer und Jünglinge herbei, die dem Sturm, der Aeste und Stämme brach, als willkommenen Heergenossen froh entgegen jauchzten. Hermann hatte Alles wohlgeordnet; leichte Angriffe begannen auf allen Seiten während des Marsches, Speere und Pfeile, aus Dickichten geschleudert und geschossen, streckten manchen Römer nieder; hier und dort brachen Kühne mit geschwungenen Schwertern urplötzlich in die Feindesreihen, Todesloose austheilend, und verschwanden, ehe noch die in ihren schweren Rüstungen unbehülflich auf durchweichtem Boden einherschreitenden Römer sich zur Wehre zu setzen vermocht hatten. Als der Abend des ersten Angriffstages anbrach, waren die Römer an eine Stelle gelangt, die sich zur Errichtung eines Lagers eignete. Am folgenden Morgen ließ Varus die Wagen und alles entbehrliche Heergeräth verbrennen, um den Weitermarsch zu erleichtern. Er strebte jetzt einzig darnach, die von den Römern angelegte Feste Aliso (d. i. Elsen oder Lisborn) zu erreichen. Gleiche Angriffe und gleiche Verluste erfolgten an den beiden nächsten Tagen. Die Kriegsgesänge der Germanen, die den Sturm übertönten, durchschauerten die Römer mit der Ahnung, daß Keiner die Heimath wieder sehen werde. Am dritten Tage gelangten sie an den westlichen Saum des teutoburger Waldes. In der Nähe und zwar in der Ebene zwischen den Quellen der Ems und der Lippe stand die Hauptmacht der Germanen, die ihnen den Weg nach der nahen Feste Aliso sperrte. Wieder gruben die Römer in Hast Wall und Schanze; aber jetzt war für sie die Stunde des Verderbens gekommen. Mit vereinter Kraft wurden sie angegriffen. Die Römer wehren sich männlich; sie kämpfen dumpfen Ernstes für ihr Leben, die Germanen glühend für Freiheit und Vaterland und zugleich bis in das Mark hinein erfüllt von Rachegefühlen um der Schmach willen, die der stolze, List und Trug übende Feind so reichlich über sie gebracht hat. Der Umstand, daß um diese Zeit das Unwetter noch zunimmt, verstärkt der Germanen Kampfesmuth, ihnen gilt das Brausen der Eichen als ein sicheres Zeichen, daß Donar, der Donnergott, ihnen nahe sei. Einem Muthe, wie er sie erfüllte, vermag die ausgezeichnetste Kriegskunst, die trefflichste Bewaffnung, der besonnenste Muth nicht zu widerstehen. Die Schanzen werden in Sturmeseile genommen, von der Gewalt der Streitäxte, Keulen- und Schwerthiebe der Germanen brechen krachend Schilde, Helme, Panzer und Schädel der Römer. Bald entsteht eine unsägliche Verwirrung im römischen Lager. Waffengeklirr, Kampfruf, Tuba- und Horngetön und dazu das Waldessausen wirken in ihrem Zusammenklang sinnbetäubend und

lösen die Einheit des Befehls. Bleich steht Varus auf einer erhöhten Stelle, starr auf das sich ihm nahende Verderben blickend. Wie hat das Bild, das noch vor kurzer Zeit in zauberischem Glanz sein Haupt erfüllte, sich verwandelt! Die er hinter seinem Triumphwagen im Geiste sah, nahen ihm als Rächer erlittener Schmach. Aber er erkennt auch: fällt er lebendig diesen Rächern in die Hände, so trifft ihn Schwereres als Tod. Da stürzt er sich auf das mit dem Griff auf den Boden gestemmte Schwert, so daß es ihn durchbohrt. Viele vornehme Römer folgen seinem Beispiele, indeß der Kampf gräßlich weiter tobt. In kurzer Zeit vollzieht sich das Geschick: als die Nacht anbricht, ist, außer einer Zahl von Gefangenen und wenigen Fliehenden, kein Römer mehr am Leben. Das war die Schlacht im teutoburger Walde.

Ein Theil der Gefangenen wurde dem Schlachtengotte Zio geopfert, der übrige Theil als Sclaven an die tapfersten Kämpfer gegeben. Das Haupt des Varus sandte Hermann an Marbod, damit ihn noch einmal auffordernd, an dem Kampfe mit dem Reichsfeinde theilzunehmen. Marbod, der der Aufforderung nicht entsprach, sandte das Haupt nach Rom. Als Augustus Kunde von der Vernichtung eines seiner trefflichen Heere empfing, verließ ihn die Fassung. „Varus, Varus," rief er, „gieb mir meine Legionen wieder!" — Noch nach Monaten sah man ihn in einem Trauergewande einhergehen.

Die herrliche Hermannsschlacht war entscheidend für alle Folgezeit. Sie rief in den Römern den alten Schrecken vor der Macht der Germanen wieder wach. Es wurden zwar — in den Jahren 14 und 15 n. Chr. — von Germanicus (dem Sohne des Drusus) noch einige verwüstende Züge in Germanien ausgeführt, allein auch die Schlacht bei Idistavius an der Weser, in der auf Seiten Roms nicht weniger als 90,000 Mann fochten, Hermann verwundet ward, und der Feind das Schlachtfeld behauptete, führte zu keinem weiteren Erfolge, als daß die Römer sich beschieden, die Rhein- und Donaulinie — eine sich hinziehende Reihe von Schanzen und Kastellen — zu verstärken, um sich, den Germanen gegenüber, vertheidigend zu verhalten. Das war ein entschiedener Rückzug der römischen Politik, den Tiberius, der Nachfolger des Augustus mit der spottenden Aeußerung zu verdecken suchte: „Es ist der Rache genug geschehen; lasse man die Germanen durch innere Zwistigkeiten einander selbst aufreiben."

In dem Spotte lag — nach einer Seite hin — eine schneidende Wahrheit. Denn der böse Feind der Uneinigkeit wüthete mehr als je in Germaniens Gauen. Hermann ward auf's Tiefste dadurch ge-

kränkt, daß seine Gemahlin Thusnelda, während er im Felde lag, von Segest mit Gewalt hinweggeführt und darauf den Römern ausgeliefert ward. „Im Geiste ihres Gatten, nicht ihres Vaters trat sie einher, ohne Thränen, ohne Worte, gesenkten Auges und die Hände unter der Brust gefaltet.“ Zu Vetera, wo die Römer sie gefangen hielten, gebar sie einen Sohn, Thumelicus benannt, der zu Ravenna erzogen wurde, von dem aber weitere Kunde nicht auf uns gekommen ist.

Für die Germanen würde sich aus der Verbindung der beiden mächtigen Fürsten Hermann und Marbod ohne Zweifel der weitgehendste Vortheil ergeben haben. Es kam nicht dazu. Beider Wege gingen auseinander; Hermann's Herz war erglüht für die Größe seines Volkes, Marbod hatte nur den eigenen Vortheil im Auge. Zwei Stämme, die Semnonen und die Longobarden, fielen von Marbod ab und ordneten sich Hermann's Leitung unter, wogegen Inguirmar, ein über eine starke Heermacht gebietender Oheim Hermann's, von diesem sich trennte und sich dem Markomannenbunde anschloß. Es kam zum Kampf zwischen den um Hermann geschaarten Völkerschaften und dem Markomannenbunde. Marbod mußte weichen, dann vertrieb ihn der Gothe Catualda gänzlich aus seiner Herrschaft. Er empfing nicht, um was er Rom bat: Waffenhülfe; dagegen mußte er sich entschließen, von dem Landesfeinde, der ihm Ravenna zum Aufenthaltsort anwies, das Gnadenbrot anzunehmen. Einer solchen Schmach, sagt Tacitus, sei er theilhaftig geworden, weil er zu viel Liebe zum Leben besessen habe.

Kurze Zeit nach dem Fall Marbod's, im Jahre 21 n. Chr., verblutete Herrmann unter den Dolchen seiner eigenen Anverwandten. All sein Streben war darauf gerichtet gewesen, Germanien mächtig zu machen, unantastbar römischem Einfluß, römischer Gewalt, und dies Streben mochte dem Selbstständigkeitssinne seiner Verwandten als gefahrdrohend für die eigene Freiheit erschienen sein. Sein Andenken ist in seinem Volke für alle Zeit ein gesegnetes geblieben. Sagt doch selbst der große Geschichtsschreiber des Volkes, das er so erfolgreich bekriegt hatte, Tacitus, von ihm: „Arminius war ohne Widerrede der Befreier Germaniens, und dabei hat er nicht, wie andere Könige und Feldherren, des römischen Volkes Anfang, sondern das Reich in seiner Blüthe bekämpft, in Schlachten nicht immer, aber im Kriege unbesiegt. Er starb im siebenunddreißigsten Jahre seines Lebens und im zwölften seiner Feldherrnmacht. Noch wird er bei den Barbaren in Liedern gefeiert; aber den Geschichtsbüchern der Griechen ist er un-

bekannt, weil sie nur das Ihrige bewundern, auch bei den Römern nicht nach Verdienst berühmt, da sie nur das Alte erheben und sich um das Neue nicht kümmern."

## Die nächsten Nachfolger des Augustus.

Die weltbewegenden Mächte der Zeit, die unserer Betrachtung vorliegt, waren: das Römerthum, das Germanenthum und das Christenthum. Das Römerthum war die rückgehende, das Germanenthum die aufsteigende Macht; über beiden Mächten stand das Christenthum. Römerthum und Germanenthum waren — gegenüber dem Christenthum — wesentlich Weltmächte. Das Ringen letzterer beiden Mächte mit einander und die Einwirkung des Christenthums auf dieselben wird uns weiterhin noch vielfach zu beschäftigen haben.

Suchen wir zunächst einen Ueberblick über das in absteigender Linie sich bewegende römische Weltreich innerhalb des Zeitraums von dem Tode des Kaisers Augustus bis zum Jahre 70 n. Chr. zu gewinnen. Eines aber wollen wir vermeiden. Wir wollen nicht an eine jede der unzähligen Blutlachen herantreten, mit welchem die Bahn, auf der die römische Geschichte in ihrem Centrum sich fortbewegt, bedeckt ist; vielmehr möge es, indem wir einseitigen Forderungen der Statistik, die uns mit gleichartigem Material zu überschütten und zu erdrücken droht, aus dem Wege gehen, unser Bemühen sein, aus der Erscheinungen Flucht dasjenige hervorzuheben, das den in Rede stehenden Zeitabschnitt in seinem Kerne characterisirt.

Um dem zu genügen, haben wir an dasjenige anzuknüpfen, was wir über die Zeit des Augustus und über den Character des von ihm beherrschten römischen Volkes sagten. Unter ihm ward die Regierungsform despotisch-monarchisch. Die dadurch bewirkte Veränderung war aber, so thatkräftig und klug Augustus auch auf jenes Ziel hinarbeitete, dennoch weit weniger sein Werk, als das des ganzen Volkes. Denn auf welchem Boden erwuchs die Despotie? Hatte sie ihre Wurzeln in dem Geiste der alten guten Zeit: in der Gesetzesachtung, in den einfachen Sitten, in der Ehrfurcht vor den Göttern, denen in den Tempeln und Häusern und auf den Aeckern Altäre errichtet waren, oder nicht vielmehr in dem Gegentheil von dem Allen, das im römischen Volke eine Stätte gefunden hatte? Das Schwert war Werkzeug geworden, mit dem Rom außerhalb seiner Grenzen arbeitete und sich erbarmungslos und im steigenden Maße Mittel zu üppigem Lebensgenuß verschaffte — was Wunder, daß Einzelne es auch nach Innen

zu eigenem Nutzen zu verwenden mehr und mehr beflissen gewesen waren! — Die in Marmor und Gold starrenden Tempel und der pomphafte Ceremoniendienst vermochten den bessern Theil des Nationalgeistes nicht neu zu beleben: der sittliche Inhalt des Götterglaubens war verflüchtigt, und an Stelle desselben herrschten die ausschweifendsten Laster aller Art. Aus einem solchen Boden mußte das Giftgewächs der Despotie nothwendig hervorgehen, das, als es durch die Klugheit des Augustus sich befestigt hatte, durch seinen tödtlichen Athem vollends das Volk verdarb. Denn einmal wollten doch, was Pracht und Genuß und damit die Güter betraf, die zur Zeit in der römischen Gesellschaft die vorzüglichere Geltung hatten, die Kaiser alle Vornehmheit fortgesetzt weit überragen, was wiederum durch Anreizung der Nachfolge zu immer größeren Ausgaben, somit also zu vermehrter Ausbeutung des eigenen Volkes und anderer Völker führte; fürs Andere konnte es in einem so außerordentlich verderbten Volke, wie das Volk der Römer es bereits war, nicht fehlen, daß vielfach Gier nach dem die erdenkbarsten Genüsse bietenden Herrscherthron entstand, wodurch das Mißtrauen der Throninhaber, das ihre so bevorzugte Stellung an und für sich schon in ihnen erzeugte, nur gesteigert und dadurch zu einer Unheilsquelle tyrannischer Gesetze und Verordnungen ward, die auch die letzten Regungen des Freiheitssinnes erstickten. Damit schwanden Offenheit und Geradheit gänzlich, und an Stelle derselben gingen die unseligen Geister der Lüge, der Verstellung, der hündischen Kriecherei im Volke um, das nun, da ihm jegliche freie Bewegung auf dem politischen Gebiete versagt war, mehr noch als bisher den ausschweifendsten Genüssen in die Arme sank, zumal deren Kultus — gemäß den Forderungen einer teuflischen Staatsklugheit — von der Tyrannei begünstigt, ja künstlich gefördert ward. Durch Verbrechen — man denke nur an die Proscriptionen! — war Augustus zur Gewalt gelangt; Verbrechen brachte auch den Tiberius auf den Thron, da von seiner ränkevollen Mutter Livia, des Augustus dritten Gemahlin, die ihm zwei Söhne (Drusus und Tiberius) mit in die Ehe gebracht hatte, alle nähere Ansprüche auf den Thron habenden männlichen Personen des Kaiserhauses beseitigt worden waren (Theil I, S. 489). Anfänglich wußte Tiberius dieselbe Maske der Heuchelei zu tragen, durch die sein Stiefvater das Land getäuscht hatte. Man war entzückt, als der neue Herrscher, der nur mit Widerstreben die ihm angebotene Ehre angenommen hatte, im Senat die Worte sprach: „Ich habe es euch oft gesagt, versammelte Väter, und wiederhole es jetzt: ein guter und heilbringender Fürst, den ihr mit

so umfassender Macht bekleidet habt, ist ein Diener des Senats, der gesammten Bürgerschaft, ja sogar ein Diener der einzelnen Bürger. Es gereut mich nicht, dies gesagt zu haben, da ich in euch stets gerechte und wohlwollende Herren gefunden habe.“ Es geschah dies im Jahre 14 n. Chr., und Tiberius, der erste der sieben schlechten Regenten, denen Rom nach Augustus gehorchte, regierte von seinem vierundfunfzigsten bis zu seinem achtundsiebenzigsten Lebensjahre (bis 37 n. Chr.), demnach 23 Jahre. In der ersten Zeit standen seine Regierungshandlungen mit seinen Worten nicht im Widerspruch. Bald aber trat seine eigentliche Natur zu Tage. Zunächst war er darauf bedacht, die Personen, die möglicher Weise ihm in seiner Stellung hätten gefährlich werden können, hinwegzuräumen. Augustus hatte den letztgeborenen Sohn seiner Tochter Julia, Agrippa Posthumus, seiner rohen und unbändigen Natur wegen auf eine Insel verbannt. Diesen ließ Tiberius meuchlerisch umbringen. Mehr aber noch fürchtete Tiberius den Sohn seines Bruders Drusus, den edelmüthigen und tapfern Germanicus, der um diese Zeit in Germanien mit Hermann rang. Er war der Abgott seiner Legionen, die bei der Kunde von dem Tode des Augustus ihn mit Gewalt zum Kaiser ausrufen wollten. Germanicus, der nicht im Entferntesten daran dachte, seinem Oheim Tiberius den Thron, für den dieser von Augustus ersehen war, streitig zu machen, war der ihm zugedachten Ehre nur dadurch entgangen, daß er gedroht hatte, sich, falls sie vollzogen würde, zu tödten. Dennoch hegte Tiberius Mißtrauen gegen ihn, und dieses Mißtrauen spielte bei seinem Entschluß, den allerdings auch unfruchtbaren Krieg gegen die Germanen abzuschließen (S. 54), seine Rolle.

Einen Triumph konnte Tiberius dem nach Rom zurückkehrenden Germanicus nicht verweigern. Bei diesem Zuge sah man in der Reihe der Gefesselten auch die Gemahlin Hermann's, Thusnelda, mit ihrem jungen Sohne. Für Germanicus war der prachtvolle Triumph, bei dem das Volk seine Liebe zu ihm in wahrhaft überströmender Weise zu erkennen gab, gleichsam die Todesweihe. Aber nicht in Rom, sondern im fernen Syrien sollte er getödtet werden. Dorthin sandte ihn Tiberius unter dem vorgeschobenen Auftrage, die aufständischen Völkerschaften niederzuhalten; ihm folgte, betraut mit dem Amte der Statthalterschaft, Calpurnius Piso, dem Tiberius die Weisung gegeben hatte, „ihm die Schlange aus dem Wege zu räumen.“ Bald gelangte die Kunde nach Rom, Germanicus sei nach einer Mahlzeit, die Piso ihm gegeben habe, erkrankt, und er habe erklärt, er sei von seinem Gastgeber und der Gemahlin desselben vergiftet

worden, und er sei schnell der Krankheit erlegen. Es geschah dies im Jahre 21 v. Chr., dem Todesjahre seines großen Gegners Arminius. Um den gegen ihn aufsteigenden Verdacht von sich abzulenken, beschloß Tiberius, den Mörder Piso zu opfern. Er ließ ihn gefangen nehmen und seine Briefschaften mit Beschlag belegen. Aber kurz vor dem Tage, der zum gerichtlichen Verhör bestimmt war, fand man den Angeklagten mit abgeschnittener Kehle auf seinem Lager. Stumm wie Piso wurde auch eine mit der Gemahlin desselben in vertrautem Verhältniß stehende Giftmischerin gemacht.

Dem Volke war es nicht zweifelhaft, wer der Urheber aller dieser Morde sei; aber der sichere Tod traf den, der durch Wort und Geberde dies zu erkennen gab. Es galt für Tiberius, alte Verbrechen durch neue zu verdecken, und so die Rache dafür zu verhindern. Durch eine Schaar gut bezahlter Spione belauschte er alle Schichten des Volkes. Das Gesetz, das in besseren Zeiten zu dem Zweck gegeben worden war, die Majestät des Volkes gegen freche Angriffe zu wahren, entkleidete er seiner wahren Bedeutung und wandte es einzig auf seine Person an, so daß sogar schon die Mienen, die Unzufriedenheit mit seinen Maßnahmen ausdrückten, Anlaß abgaben, Klagen auf Majestätsverbrechen zu erheben. Bald Der, bald Jener ward eingezogen, und wie es stets unter ähnlichen Schreckenszuständen war, begannen auch jetzt Privatfeindschaften sich geltend zu machen. Viele erwiesen dem Kaiser, um ihr Leben zu sichern, äußerlich eine wahrhaft abgöttische Verehrung. Dies verdarb ihn noch mehr und steigerte seine Forderung an die Massen, sich ihm in zunehmendem Maße unterwürfig zu zeigen. Unablässig wurde der Bevölkerung das Schauspiel der Hinrichtungen und Vermögens-Confiscationen gegeben. Viele trugen stets Gift und und Dolch bei sich, um bei etwa stattfindender Verhaftung durch freiwilligen Tod sich einem peinvollen Prozesse und einer diesem folgenden schimpflichen Hinrichtung zu entziehen.

Wer einem solchen Tyrannen Günstling ist, kann kaum weniger schlecht sein als dieser selbst, denn er muß nicht nur thun und geschehen lassen, was sein Gebieter will, er muß die ärgsten Thaten desselben loben und preisen, er muß außerdem beständig sinnen, ihm den Weg des Bösen zu ebenen. Eine solche Rolle spielte bei Tiberius der Oberste der Prätorianer, Aelius Sejanus. Dieser Mann rieth dem Kaiser, die Prätorianer mit der Besatzung der Stadt in einem festen Lager vor den Thoren Roms zu vereinen, um an dieser Macht ein Gewalt- und Schreckmittel gegen die Bürgerschaft zu haben. Indem dies geschah, ward in Rom der Grund zur Soldatenherrschaft gelegt; denn

die Macht, die begründet wurde, setzte später Kaiser ein und ab. Vorläufig ward der vorgesteckte Zweck erreicht, Rom in Furcht zu halten, und nebenher begann sich Sejanus, dem der Befehl über die vereinten kaiserlichen Garden übertragen war, allgemach als zweite Person des Kaiserreichs zu fühlen. Daß gerade die schlechtesten Bürger sich der Tyrannei zu Werkzeugen hingaben, ist allerdings zunächst für die Bevölkerung ein Unheil; allein auch für die Tyrannen wirkt dies nicht zum Heil. Ein Scherge der Gewalt ist baar der höheren Empfindungen, die Geister und Herzen an einander fesseln; er verräth seinen Herrn in dem Augenblicke, in dem Verrath ihm Vortheil in sichere Aussicht stellt, denn der Vortheil ist sein eigentlicher Herr und Gott. In Sejanus erwachte der Gedanke, daß diese seine zweite Stelle ihm ja die Mittel biete, zur ersten zu gelangen, und alsbald begann er auf das Ziel hinzuarbeiten. Mehrere Umstände erwiesen sich seinem Ziele als günstig. Tiberius empfand längst schon einen Ekel an aller der Blutarbeit, die ihn täglich bei den Vorträgen über die Prozesse in Anspruch nahm, für's Andre war sein Mißtrauen in dem Maße gewachsen, daß er sich inmitten seines Palastes nicht einmal mehr sicher fühlte. Sejanus regte nun in ihm den Gedanken an, sich eine Zeit lang fern von dem belästigenden Getriebe der Hauptstadt ganz dem Genuß des Privatlebens hinzugeben, und wirklich zog sich der Tyrann nach Campanien, dann nach der Insel Capreä (Capri bei Neapel) zurück, daselbst den niedrigsten Lüsten fröhnend, deren Schilderung die Feder beschmutzen würde. Von Sejanus erwartete er, daß derselbe alle Widersacher ausrotten und er ihm auf diese Art Rom wieder annehmlicher machen würde. An Grausamkeit ließ Sejanus es freilich nicht fehlen, doch was er von jetzt ab unternahm, ging immer entschiedener auf das Ziel hin, sich an des Tiberius Stelle zu setzen. Er hatte schon früher begonnen, auch unter den Verwandten des Kaisers aufzuräumen. Mit Zustimmung des Tiberius waren des edlen Germanicus Wittwe Agrippina und ihr Sohn Drusus in den Kerker geworfen worden, wo man beide Hungers sterben ließ; der jüngste Sohn Agrippina's, Cajus, welcher sich zu verstellen und zu schmeicheln wußte, wurde vorläufig in dem Kaiserpalast in einer Art Haft gehalten. Nun starb auch des Tiberius einziger Sohn, Drusus, wie sich später herausstellte, an Gift, das ihm seine eigene Gemahlin auf Anstiften des Sejanus, mit dem sie in ein geheimes Bündniß getreten war, beigebracht hatte. Sejanus, dessen Bildsäule man bereits in Tempeln und auf öffentlichen Plätzen neben der des Tiberius fand, hielt sich jetzt davon überzeugt, daß er seinem Ziele nahe sei. Durch

Eines meinte er noch, ehe er den letzten Schritt that, seine Stellung im Staate erhöhen zu müssen: er wünschte die Hand der Livilla, der Wittwe des Drusus, die er zum Morde ihres Gemahls zu bereden gewußt hatte, zu gewinnen, und da Livilla mit ihm einig war, bat er den Kaiser um seine Einwilligung zur Heirath. Ob dieser Umstand, ob Anderes dem Kaiser die Augen öffnete, bleibe dahingestellt, genug, Tiberius beschloß, den bisherigen Günstling schleunigst zu beseitigen. Dies auszuführen, war bei der Stellung, die Sejanus als Befehlshaber der bewaffneten Macht inne hatte, ein schweres, ja fast gewagtes Unternehmen. Denn es lag zu nahe, daß Letzterer, falls er auch nur eine Ahnung von der veränderten Gesinnung des Kaisers erhielte, sofort zu offener Empörung übergehen würde. Der in der Schule der Verstellung und Schlauheit groß gewordene Tiberius führte sein Werk mit Meisterschaft durch. Er ernannte heimlich an Stelle seines bisherigen Günstlings einen andern Mann zum Prätorianer-Präfecten, der, während Sejanus durch die Ankündigung, er solle mit einer neuen Würde bekleidet werden, in den Senat gelockt worden war und dort hingehalten wurde, die Soldaten im Lager durch Vorzeigung des kaiserlichen Briefes und durch eine reiche Geldspende gewann, worauf er sich in den Senat begab und demselben den kaiserlichen Befehl zur Verhaftung des Sejanus vorlas und vorlegte. Der Senat, der wohl wußte, was dieser Befehl im Grunde zu bedeuten hatte, ließ den gefallenen Günstling sogleich hinrichten. Tiberius wüthete nun förmlich gegen die Familie und die Freunde des Sejanus. Der Verdacht schleppte Opfer über Opfer in die Gefängnisse, die einige Male so überfüllt waren, daß Tiberius es für geboten hielt, mit Hintenanstellung aller weiteren Untersuchungen durch Massen-Hinrichtungen Platz für neue Verdächtigte zu schaffen.

Von der Familie des Germanicus lebte nur noch der schon genannte Cajus. Ihn hatten die Soldaten, als er in früher Kindheit einige Male mit Soldatenstiefeln angethan im Lager erschienen war, scherzweise Caligula, d. i. Stiefelchen genannt, und diesen Namen behielt er. Diesen Cajus Caligula nahm Tiberius nach dem Tode des Sejanus zu sich, und der unglückliche Jüngling ward während der nächsten sechs Jahre der Lustgenosse des entmenschten Wüstlings. Welche Aussicht für das römische Volk, da Caligula, den die Schule des Lasterlebens körperlich und geistig zerrüttete, von Tiberius zum Nachfolger ersehen war! — In seinem achtundsiebenzigsten Lebensjahre begannen dem Kaiser die Kräfte plötzlich auffallend zu sinken, so daß sein baldiges Ableben zu erwarten war. Er heuchelte Gesund-

heit und unternahm Jagden und Reisen. Unterweges befiel ihn eine todtenähnliche Ohnmacht. Die Umgebung wandte sich der neuen kaiserlichen Sonne zu: Cajus Caligula ward zum Kaiser ausgerufen. Aber siehe, in Tiberius regte sich der Athem wieder, er schlug die Augen auf. Entsetzen kam über Alle. Was war von dem Tyrannen wegen des Geschehenen zu erwarten, auch wenn er nur noch wenige Tage lebte! Da sprang der an Stelle des Sejanus erwählte Prätorianer=Präfect herzu, bedeckte den Kranken mit Kissen und erstickte ihn.

Nun ward für die nächsten vier Jahre (37—41 n. Chr.) Cajus Caligula Regent des Landes. Auch er wußte anfangs durch Versprechungen und auch durch Handlungen, die den Schein des Edelsinnes an sich trugen, des Volkes Gemüth für sich zu gewinnen, so daß man ihm zu Ehren eine Reihe von Festen feierte, bei denen gegen 160,000 Opferthiere geschlachtet wurden. Bald jedoch änderte sich seine Haltung und demgemäß auch das Urtheil über ihn. Er fiel in eine durch seine jugendlichen Ausschweifungen hervorgerufene Krankheit, die seinen Sinn gänzlich zerrüttete, so daß er sich aus dem Krankenbette als ein wahnwitziges Scheusal erhob, das seinen Vorgänger in allen schlechten Dingen noch weit überbot. Alle seine Handlungen trugen von jetzt ab das Gepräge der Verschwendung, Grausamkeit, Eitelkeit und der unnatürlichsten Lüsternheit. Durch Vermögens=Confiscationen hatte Tiberius eine Summe von 575 Millionen Drachmen zusammengebracht. Diese ungeheure Summe vergeudete Caligula in den ersten neun Monaten seiner Regierung. Bei Schilderung des römischen Sittenlebens (Th. I. S. 512) wurde schon erwähnt, daß Caligula einmal eine Mahlzeit gab, die nicht weniger als 350,000 Thaler kostete. Hier sei noch erwähnt, daß er, nur damit man von ihm sage, er habe das Meer in Land verwandelt, eine Bucht in der Breite von einer Stunde überbrücken und die Brücke auf beiden Seiten mit Häusern bebauen ließ, daß für sein Leibpferd ein Palast mit einer eigenen Hofhaltung errichtet und dasselbe mit vergoldetem Hafer gefüttert ward, daß er sich eine Flotte von Cedernholz bauen und die Spiegel der Schiffe mit Edelsteinen besetzen ließ. Er unternahm Schein=Feldzüge gegen die Germanen und Briten, betrat aber niemals die feindlichen Gebiete, sondern kehrte mit geworbenen und gekauften Ausländern zurück, die er dann im Triumphe als seine Gefangenen aufführte. Er erklärte sich für einen Gott, erbauete sich Tempel und stellte Priester an, die ihm Opfer zu bringen hatten. An Martern Sterbender weidete er sich. Viele deren, die er haßte, ließ er bei Thierhetzen hinwürgen. Als einmal bei einem

solcher Blutschauspiele es ihm, nachdem die Verurtheilten ihr Leben ausgehaucht hatten, noch nicht gefiel, den Schluß der Vorstellung zu befehlen, ließ er eine Zahl der Zuschauer ergreifen und sie den wilden Bestien vorwerfen. Oft wünschte er, daß das ganze römische Reich nur einen Kopf habe, um ihn mit einem einzigen Hiebe abschlagen zu können. Weil Niemand seines Lebens mehr sicher war, trieb die Furcht eine Zahl vornehmer Römer zu einer Verschwörung. Zwei Prätorianer-Hauptleute, welche der Kaiser zumeist zu Ausführungen von Henkerdiensten benutzt hatte, stachen ihn in seinem Palaste nieder. Darauf ermordeten sie auch seine Gemahlin sammt ihrem Kinde.

Auf Caligula folgte der kranke und schwachsinnige Claudius (41—54 n. Chr.), ein Oheim Jenes. Seine Gemahlin Messalina war ein verworfenes Weib, die in Frechheit die schamlosesten Dirnen Roms überbot. Sie herrschte, sie war es, die verbannte oder hinrichten ließ. Auf ihren Antrieb ward u. A. auch Seneca, dessen Lehren der Tugend ihr widerwärtig waren, nach Corsica verwiesen. Ihre Frechheit ging so weit, daß sie, während der Kaiser sich auf einer Reise befand, mit einem ihrer Liebhaber öffentlich ein üppiges Verlobungsfest feierte. Diesen Vorgang benutzte des Kaisers Geheimschreiber Narcissus, ein Mann äußerst ränkevollen und verschmitzten Characters, zu ihrem Sturze. Ihm, der großen Einfluß auf Claudius besaß, war es nicht entgangen, daß er um deswillen der Kaiserin ein Dorn im Auge sei, und er kam zu dem Schluß, daß, wolle er nicht willenlos ihrer Mißgunst zum Opfer fallen, ihm nur übrig bleibe, sie aus dem Wege zu räumen. Sein Werk gelang ihm. Der Kaiser fertigte bald darauf das auf seine Gemahlin lautende Todesurtheil aus, für dessen schnelle Ausführung Narcissus sorgte. Hierauf vermählte sich Claudius mit seiner Nichte Agrippina, die schön und geistreich, aber ebenso sittenlos und herrschsüchtig wie Messalina war. Mit dem kranken, schwachsinnigen Kaiser zu leben, war ihr ein Gräuel. Sie ließ ihn durch die Giftmischerin Locusta vergiften, worauf sie ihren Sohn aus erster Ehe, Claudius Nero, auf den Thron brachte.

Wen das Geschick mit großem Reichthum belastet, dem wird schwer gemacht, den Weg der Tugend inne zu halten; schwerer noch wird ihm dies, wenn ihm das Geschick neben großen Schätzen auch noch große Macht bietet. Wer als reicher und mächtiger Fürst tugendhaft bleibt, der ist, allen Menschen in gewöhnlicher Stellung gegenüber, zehn- und hundertfach zu preisen. Wir werden in späterer Zeit noch Männer dieser Art in dem verderbten Rom zu bewundern haben. Aber wie Viele fallen auf dieser mit Versuchungen förmlich

belagerten Bahn, zumal wenn Heuchelei, Selbstsucht und Niedrigkeit ihrer Umgebung alles nur Erdenkliche ersinnen, um sie über sich zu täuschen und zu verwirren! Es ist die gewöhnliche Redeweise, über schlechte Fürsten zu sagen, daß sie schon eben so schlecht vor der Zeit ihres Regiments gewesen seien, daß sie zu jener Zeit die Maske der Heuchelei getragen hätten. Viel öfter gilt wohl, daß sie anfänglich wirklich besser gesinnt und von guten Vorsätzen erfüllt waren und später nur den bezeichneten Anfechtungen erlagen.

In wie weit Nero (54—68 n. Chr.) schon dem Bösen innerlich verfallen war, als er, siebenzehn Jahr alt, den Thron bestieg, bleibe dahingestellt; sicher scheint zu sein, daß er nicht gänzlich ohne gute Regungen war. Bei der Vorlage des ersten Todesurtheils, das er unterzeichnen sollte, traten ihm die Thränen ins Auge, und er wünschte, nicht schreiben zu können. Dies Empfinden des Mitleids, das er aus seinem Privatleben mit auf den Thron gebracht hatte, hielt Bestand, so lange ihm die Huldigungen, wie sie einem Herrscher auf Schritt und Tritt geboten werden, noch neu waren und er, die Regierungsgeschäfte seinen Rathgebern Seneca und Burrhus überlassend, sich mit Malerei, Dichtkunst, Zitherspiel beschäftigte oder fröhliche Wettfahrten ausführte. Aber allgemach begann er sich zu fühlen, begann er sich des Umstandes bewußt zu werden, daß diejenigen Personen, denen er vornehmlich seine Erhöhung zu verdanken hatte — seiner Mutter Agrippina und Burrhus — das Recht zu haben glaubten, ihn weiterhin zu beeinflussen. Dies trieb in ihm die Keime der Herrschsucht — ein Erbtheil seiner herrschsüchtigen Mutter — schnell zu üppigen Schößlingen auf. Kann es verwundern, daß in der Atmosphäre kaiserlicher Selbstherrlichkeit das Böse in ihm sich so schnell entwickelte? Bisher waren den Bestrebungen der Mutter, die am liebsten das Regiment ungetheilt geführt hätte, gelegentlich von Seneca und Burrhus Widerstand entgegengesetzt worden. Dies ließ sie nicht ruhen, und sie sann auf einen Anlaß, sich der Zügel der Herrschsucht ganz zu bemächtigen. Der Anlaß kam. Der leichtfertige Nero bereitete seiner tugendhaften Gemahlin Octavia den Kummer, daß er sich in eine Liebschaft mit einer Freigelassenen einließ. Nicht das Schlechte dieser Handlung an und für sich erregte das Herz der Agrippina mit Abscheu, vielmehr ward dieser einzig und allein durch den Umstand erzeugt, daß der Gegenstand der Neigung ihres Sohnes „unedlen Geschlechts" war. Jedoch war damit etwas gewonnen, was sie sich als „Handhabe" gebrauchen ließ. Sie verlangte von Nero Einstellung jenes Treibens unter der Androhung, im

Fall er sich nicht füge, seinen vierzehnjährigen Stiefbruder Britannicus an seiner Stelle auf den Thron zu erheben. Dies wühlte das Böse in ihm bis in den Grund auf. Allerdings war seine Lage damit auch eine bedrohte geworden. Hatte er sich nicht des Aergsten von einer Frau zu versehen, die ja nicht einmal vor dem Morde ihres eigenen Gemahls zurückgebebt war? Außerdem verschlang sein Herrschergelüst mehr und mehr alle menschliche Rücksichtsnahme gegen eine Mutter und einen Bruder. Seine Antwort auf jene Herausforderung war die, daß er seinem Bruder Britannicus augenblicklich wirkendes Gift reichte und seine Mutter aus dem Pallast verwies. Damit hatte er aber auch die Bahn der Menschlichkeit für immer verlassen, und wir sehen ihn von jetzt ab nur noch von Verbrechen zu Verbrechen taumeln. Frechen Hohnes äußerte er, kein Kaiser vor ihm habe gewußt, was ein Herrscher sich erlauben dürfe! — Zwischen Mutter und Sohn herrschte Todfeindschaft, und es war vorauszusehen, daß der heimliche Kampf, der zwischen ihnen eröffnet war, mit dem blutigen Fall des Einen oder des Andern enden würde. Aber beide Parteien hielten es für gerathen, die Miene der Versöhnlichkeit anzunehmen, um desto sicherer zum Siege zu gelangen. Diesen Umstand benutzte eine der Buhlerinnen Nero's, Poppäa, des Ritters Rufus Crispinus Gemahlin, die sich mit dem Plane trug, die Gemahlin Nero's zu werden, was sich nur ermöglichen ließ, wenn zuvor die Kaiserin und die Kaiserin-Mutter aus dem Wege geräumt wurde. Zunächst wußte sie durch Liebkosungen und Spott ihren Liebhaber Nero dahin zu bringen, daß er beschloß, die Mutter gewaltsam zu beseitigen. Die listige Agrippina war auf ihrer Hut, und sie wußte einigen Anschlägen auf ihr Leben auszuweichen. Da geschah es eines Tages, als sie über die Bucht von Baja fuhr, daß die zur Ausführung eines neuen Mordplanes eigens eingerichtete Gondel plötzlich auseinander ging und Agrippina in die Flut sank. Sie wurde von Personen, die zufällig in der Nähe sich befanden, gerettet und in eine ihrer Villen gebracht. Dem Kaiser ging schleunigst Kunde von dem Vorgange zu. Wessen hatte er sich jetzt von der nun auf das Aeußerste gegen ihn erbitterten Mutter zu versehen? Der Unselige gab den Befehl, die Mutter niederzustoßen. — Als die Mörder auf sie eindrangen, rief sie: „Durchbohrt den Leib, der das Ungeheuer Nero geboren hat!" — Im Senat ließ Nero kund thun, es sei ein von seiner Mutter auf ihn gerichteter Mordplan entdeckt worden, weshalb die Mutter sich entleibt habe. Da ordnete der Senat „zur Feier der wunderbaren Rettung des Kaisers" Gottesdienste an. Im

Triumph zog Nero in die Stadt ein, das Volk jauchzte ihm entgegen, und er belohnte die Jubelnden durch Abhaltung glänzender Festspiele. Nun arbeitete Poppäa auf den Sturz der Kaiserin hin, und wirklich gab Nero der edlen zwanzigjährigen Octavia den Scheidebrief. Nachdem darauf Poppäa durch erdachte Erzählungen den guten Ruf der tugendhaften Octavia genugsam befleckt hatte, wurde dieselbe, die inzwischen verbannt worden war, vergiftet. Auch dies Verbrechen suchte man durch die Lüge zu verdecken, daß es sich um einen auf Nero gemünzten Mordplan gehandelt habe, und auch diesmal wurden zur Feier der glücklichen Errettung des geliebten Herrschers in den Tempeln Gottesdienste abgehalten und den Göttern reiche Opfer dargebracht. Eben so üppig als die Herrschsucht war die Eitelkeit Nero's aufgewuchert. Er trat als Wagenlenker, als Sänger und als Schauspieler auf und ließ sich durch Darreichung von Kränzen krönen. Wer hätte es wagen dürfen, ihn in den von ihm angeordneten Wettkämpfen zu besiegen? Seine nichtswürdigen Hofbeamten hatten eine ganze Schaar von Beifallsrufern im Dienst. Die Stellung der beiden redlichen Männer Burrhus und Seneca ward immer schwieriger; sie hatten nur vermocht, Nero dahin zu bringen, daß er nicht in dem öffentlichen Theater, sondern in einem eigens für ihn erbauten auftrat. Als Burrhus plötzlich (wie man glaubt, ebenfalls durch Gift) starb, war aller Halt für Nero hin, und Seneca, des Kaisers ehemaliger Lehrer, begab sich vom Hofe hinweg. Dies faßte Nero als Feindschaft gegen sich auf, und er ließ dem edlen Seneca seinen Tod ankündigen, gestattete ihm aber die Wahl der Todesart. Seneca nahm ein warmes Bad und öffnete sich die Adern. Des Kaisers Schamlosigkeit überschritt die letzten Grenzen. In Hainen wurden zur Nachtzeit unter seiner Anordnung Volksbelustigungen aufgeführt, über die Näheres zu berichten das Gefühl sich sträubt. Als dagegen selbst eine Poppäa, die sich bereits als Kaiserin ansah, Einspruch erhob, trat Nero sie mit Füßen, daß sie starb. Da ihn das Gelüst ankam, eine Vorstellung von dem brennenden Troja zu gewinnen, ließ er einen großen Theil der Stadt niederbrennen und ergötzte sich von einem Thurme aus an dem Anblick, wobei er Verse aus der Iliade citirte. Der Verzweiflung und Wuth des Volkes wegen dieser That begegnete er dadurch, daß er verbreiten ließ, die Christen hätten die Stadt angesteckt, ja er ordnete, um der von ihm ausgehenden Lüge den Schein der Wahrheit zu geben, eine Verfolgung der Unschuldigen an. Nun zwang er die Bevölkerung, neue und köstlichere Häuser aufzubauen; er selbst ließ für sich auf einer Stelle der Brandstätte einen von Marmor

und Gold starrenden Pallast, „das goldene Haus“ genannt, errichten. Der vermehrte Druck der Steuern erhöhte die Noth des Volkes, und es kam zu Verschwörungen, die entdeckt wurden und zahlreiche Hinrichtungen im Gefolge hatten. Endlich trieb das Uebermaß der Noth den Senat zu dem Wagniß, auf den Rath Galba's, des Statthalters von Syrien, die Absetzung des Kaisers auszusprechen, und Nero, der noch kurz zuvor höhnend gerufen hatte: „Mögen sie mich auch nicht lieben, wenn sie mich nur fürchten!“ sah sich nun doch genöthigt, dem Hasse zu weichen. Er floh, und als ihm auf dem Gute, auf dem er ein Versteck gesucht hatte, gesagt ward, daß die nach ihm ausgesandten Häscher nahe seien, fehlte ihm der Muth, sich zu tödten. Endlich ermannte er sich so weit, daß er, nachdem er die Worte gerufen hatte: „Welch ein Künstler stirbt in mir!“ sich von einem Freigelassenen den Dolch in die Kehle stoßen ließ. Mit ihm, der bei seinem Tode 31 Jahr alt war, endete (68 nach Christi) das Geschlecht des Augustus.

Galba ward nun von den Prätorianern und dem Senat zum Kaiser erhoben; aber schon nach sieben Monaten hatte er sich durch seinen Geiz und durch seine Nachsicht gegen Günstlinge bei den Prätorianern so verhaßt gemacht, daß sie ihn ermordeten. Sie wählten Otho, einen früheren Lustgenossen Nero's, zum Kaiser. Otho hatte sich bei Lebzeiten Nero's dazu hergegeben, die berüchtigte Poppäa, nachdem dieselbe sich von ihrem ersten Gemahl getrennt hatte, zur Gemahlin zu nehmen, und diese war in die Verbindung mit Otho nur eingetreten, um dem Kaiser Nero dadurch näher zu kommen und ihn für sich zu gewinnen, welches letztere Ziel auch, wie oben berichtet wurde, von ihr erreicht worden war. Aber die Legionen am Rhein erklärten sich gegen den Beschluß der Prätorianer, die vor Rom lagen, und sie wählten ihren Feldherrn Vitellius zum Imperator. Dieser zog an der Spitze seines Heeres herzu, und es kam zum Kampf, der zu seinen Gunsten ausschlug. Otho entleibte sich, und Vitellius, ein Mann, der sich durch nichts so sehr als durch viehische Gefräßigkeit auszeichnete, zog triumphirend in Rom ein. Auch er sollte noch in demselben Jahre (69 n. Chr.) gestürzt werden. Die Legionen in Palästina waren weder mit der Wahl des Otho noch mit der des Vitellius einverstanden gewesen; sie hatten ihren Feldherrn Vespasian zum Kaiser ausgerufen. Diesem Beschlusse stimmten die an der Donau stehenden Legionen bei; sie brachen sofort gegen Rom auf, und wieder sollten die Waffen entscheiden. Vitellius ließ seine Soldaten für sich kämpfen, während er selbst sich den üppigsten Tafelgenüssen hingab.

Als er vernahm, sein Heer sei geschlagen, legte er freiwillig die Herrschaft nieder, er wurde aber darauf von seinen eigenen Soldaten unter den grausamsten Mißhandlungen getödtet.

Wir haben einen Zeitpunkt erreicht, der sich eignet, unsere Blicke zunächst auf anderartige wichtige Ereignisse zu richten. Ehe dies geschieht, wolle der Leser es nicht unterlassen, im ernsten Rückblick auf den Verlauf der römischen Geschichte den Grundursachen der grauenerregenden Zustände, die wir zuletzt vorführten, nachzuforschen. Er wird finden, daß der Keim der geschilderten Zustände in der Zeit gelegt wurde, in welcher sich — gefördert durch räuberisch erworbene Schätze und Mißachtung redlicher bürgerlicher und bäuerlicher Thätigkeit — der erste Abfall von erhabener Sitte und Gesetzesachtung vollzog. Damit hatte Roms nationales Lebensdasein seine Todeswunde empfangen, und weder Kriegsruhm, noch neue Schätze erwiesen sich als ausreichend, diese Wunde zu heilen — sie vergrößerten sogar das Uebel, indem sie die Wunde, von der allgemach der gesammte Organismus des Staates ergriffen ward, zur Fäulniß brachten. Die Ungeheuer auf dem Thron waren nicht zufällige Erscheinungen; sie waren, indem sie getragen und beeinflußt wurden von den sich nach dem Throne hindrängenden Elementen, gewissermaßen verkörperte Abbilder des sittlich heruntergekommenen Nationalgeistes. Ein derartiger ernster Rückblick, wie wir ihn wünschen, regt zugleich auch zu fruchtbarer Betrachtung der Gegenwart an und mahnt, das zu meiden, was verwerflich und das zu fördern, was heilsam ist.

## Erste Zeit der christlichen Kirche.

Nunmehr wollen wir uns der Betrachtung der wichtigen Ereignisse hingeben, die wir eben andeuteten. In dem absoluten Gegensatze zu dem großen Weltreiche Rom stand das von Jesus gestiftete Reich. In dem Christenthum hatte sich nicht „ein Reich von dieser Welt" innerhalb des Menschengeschlechts aufgethan, demnach nicht ein Reich, das mit den gewohnten Kampfesmitteln der Weltmächte wirkte, daher es auch äußerlich — schon in seinem Stifter und in seinen nächsten Nachfolgern — Niederlage auf Niederlage erlitt; es war vielmehr in ihm eine Macht erschienen, die sich an das Tiefinnerste der Menschenseele, diesen Geistesboden, wandte, von dem aus, oftmals in seinem Fortgange anfänglich kaum bemerkbar, aber

in unwiderstehlicher Wirkung alles äußere Dasein Form und Farbe empfängt. Diese Wahrheit trat uns schon aus der römischen Geschichte entgegen; sie wird uns bei dem Verfolg der Geschichte des Christenthums heller noch in's Auge leuchten.

Die durch den Hinblick auf die große Erscheinung des Heilandes von Begeistrung erhabenster Art durchströmten Jünger fanden Herzen, die fähig waren, sich auf die Höhe der Empfindung zu erheben, die Jene beseelte, und bald begannen sich auf verschiedenen Orten christliche Gemeinden zu bilden.

Die ersten christlichen Gemeinden! Welch ein Leben durchströmte sie! Sie waren noch gänzlich unbeschwert von jenem Menschenwerk, das später als hierarchisches Wesen und theologisches Schulwissen das Gold christlicher Lehre so grauenhaft trübte. Treffend sagt darüber M. Carriere: „Jesus hat kein Gesetz, keine Glaubens- und Lehrformel als unwandelbare Satzung schriftlich hinterlassen, sondern sein Wort und Bild dem Gewissen der Menschheit eingeprägt; er hat die Herzen bewegt, daß sie sich zum Vater wenden, die Geister erregt, daß sie sich frei machen. Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen; wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten! — Dieser Ausspruch bei Johannes faßt seine Wirkungsweise in begrifflicher Klarheit auf: durch sich selbst soll die Menschheit den neuen Lebenskeim fortentwickeln, der Geist Gottes, den sie wieder in sich spürt, indem sie die Kindschaft empfängt, wird sich im Innersten des Gemüths auch in fortschreitender Erkenntniß bezeugen. Der Meister selbst schied von den Jüngern, damit sie selbstständige Männer würden, froh der Einsicht: der Herr ist der Geist, und wo Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." — Worin bestand denn nun das ihnen von dem hohen Meister hinterlassene Erbe der ersten Gemeinden? Sie hatten von ihm das Wesentliche, nicht das Unwesentliche; sie hatten sein Geistesbild, wie es sich in seinen Worten, in seinen Lehren aussprach, leuchtend ein jeder Zug! Das Verdunkeln dieses Geistesbildes war späteren Zeiten vorbehalten. Keine Nebelwolken von Beweisen, kein durch Sorgen und Mühen und durch Klein- oder durch Unglauben aufgewühltes und beliebig zusammengesetztes statistisches Material trübte ihren Blick. Eine Sonne war ihnen aufgegangen, beseligt fühlten sie sich in ihrem Lichte: wie hätte es ihnen in den Sinn kommen können, Beweise dafür aufzusuchen, daß die Sonne da sei, und daß ihr Licht leuchte?

Von Allem, was die Geschichte uns aus dem Leben historischer

Personen überliefert hat, sind deren eigene Aussprüche das Wichtigste; sie bieten das entscheidende Material zur Characteristik der Personen. Durch die Sprache offenbart die Seele sich. Diese Wahrheit wird durch Talleyrand's geistreiche Bemerkung, die Sprache sei nur erfunden, um die Gedanken zu verbergen, nicht getrübt, denn der Sinn derselben geht nur auf solche Personen, die es zu einer Virtuosität in Lug, Trug und Verstellung gebracht haben, und sie giebt uns doch zugleich auch — wider des Redners Willen — einen Einblick in dessen eigenes Wesen, offenbart uns also dasselbe. In Anerkenntniß jener Wahrheit stellte Socrates einmal an eine Person die Forderung: „Sprich, damit ich dich sehe!" — Auch Socrates characterisirt sich am entschiedensten selbst in seinen Aussprüchen. In ihnen offenbart sich uns sein Glaube an das allmächtige Wesen, das Himmel und Erde regieret, wie auch seine Ansichten über die Pflichten der Menschen gegenüber diesem Wesen. Auch er gehört den geschichtlichen Personen an, von denen eigene Aufzeichnungen nicht vorhanden sind. Seine Aussprüche und Lehren hat die Nachwelt durch Vermittlung seiner Jünger Platon und Xenophon empfangen. Was ist's nun, das uns berechtigt, ja das uns zwingt, den Mittheilungen dieser Männer Glauben zu schenken? Sind besondere Umstände vorhanden, die die Glaubwürdigkeit der Mittheilungen über jeden Zweifel erheben? Mag das eigene Leben der Zeugen sie in die Reihe der sittlichen Charactere stellen, denen wir Wahrhaftigkeit zutrauen; unser Fürwahrhalten des Mitgetheilten stützt sich viel mehr noch auf einen anderen Grund. Die Glaubwürdigkeit beruht vornehmlich auf der Originalität der Aussprüche selbst, durch die das Leben einer Seele als ein in sich abgeschlossenes harmonisches Ganzes in die Erscheinung tritt. Es trägt die Gesammtheit der Offenbarung den Stempel der Wahrheit an sich selbst; die Zeugen sind nur Vermittler des geschehenen Geisteswunders, ergriffen von ihm, seines ganzen Umfanges und seiner tiefen Bedeutung sich nicht einmal bewußt.

Dies auf Jesus angewandt, stimmen wir aus voller Seele dem Worte Weiße's aus seiner Dogmatik bei: „Die Weltgeschichte zeigt uns in ihrem ganzen Verlaufe kein zweites Beispiel einer auch nur irgendwie gleichartigen stilistischen Ausprägung mündlich gesprochener, überall nur auf augenblickliche Veranlassung improvisirter Reden von kürzestem Umfange, wenigstens nicht einer solchen, welche die Kraft gehabt hätte, ihre Eigenthümlichkeit auch in einer schriftlichen, durch mehrere Zeugen hindurchgegangenen Ueberlieferung so vollständig zu bewahren, daß noch auf die spätesten Leser ein völlig ungeschmückter

Eindruck dieser Eigenthümlichkeit möglich ist." Und den kalten Seelen gegenüber, die, indem sie das Schauen Begeisterter in kleinen und großen Dingen eben so wenig kennen, wie sie das „mit andern Zungen" erfolgende Mittheilen des Geschauten zu würdigen verstehen, nur mit Außendingen sich beschäftigen, Spreu statistischen Materials zur Stütze für oder zum Angriff auf die größten geschichtlichen Vorgänge mühevoll häufend, das zu zerstreuen schon ein Hauch wirklichen Geisteslebens genügt, sagt Scherer: „Jesus ist vielleicht unter allen Persönlichkeiten der Geschichte derjenige, dessen Züge uns am vertrautesten sind, dessen Character sich unsern Augen am bestimmtesten darstellt, und das kommt aus dem unnachahmlichen Geiste jener Reden, durch die uns der Meister zugleich in der Tiefe unserer Seele und in der Tiefe seiner eigenen lesen läßt. Es giebt wenige, Jesu in den Mund gelegte Worte, die nicht schon in ihrer Schönheit und Originalität den Beweis ihrer Echtheit mit sich führen." Dieses Bild von Jesu, strahlend, Leben erweckend in jedem Zuge, besaßen die ersten Gemeinden; Glaube und Liebe, erzeugt durch den Anblick des Bildes, umschlangen es mit einem leuchtenden Kranze, in den eingewoben waren wirkliche Geschichte, bildliche Ausdrücke und Lehre.

Willst du den Schlüssel zum Erkennen der größten Vorgänge der Geschichte finden, so kehre in das Heiligthum deiner Seele ein und prüfe Vorgänge deines eigenen Lebens! Hingest du je mit Glauben, Liebe und Hoffen einer Seele an, die hinschwand, so denke dem Walten deines Gemüths, jener geliebten Seele gegenüber, nach. Dein Gemüth schuf sich ein verklärtes Bild von ihr. Aber nicht in Willkür waltete dabei deine Phantasie, vielmehr bewegte sie sich innerhalb der Grenzen des Wirklichen, das du wahrnahmest. Das schließt nicht aus, daß du — unabsichtlich — auch an und für sich Irrthümliches dem Bilde einflochtest; allein auch Derartiges stand in dem Dienst deiner durch den Liebeshauch zu schöpferischer Thätigkeit erregten Phantasie, die sich in dem geschaffenen Bilde das innerste Wesen der geliebten Seele zur Erscheinung zu bringen trachtete.

Was du im Kleinen selbst erlebt, das siehst du im Großen walten innerhalb des Lebens der ersten christlichen Gemeinden. Nie gab es einen Vorgang der Geschichte, in dem die Gemüther im Hinblick auf einen Geschiedenen heiliger erregt waren, als es hier der Fall war. Gerade darin aber beruht der größte Beweis der Göttlichkeit Jesu, den freilich Kleingläubige, mögen sie sich auch mit dem Namen der „wahrhaft Gläubigen" schmücken, als solchen nicht zu würdigen verstehen. Was bildlicher Ausdruck, was Gleichniß, was Schmuck ist,

entnommen den Anschauungen der Zeit und mit liebender Seele dargebracht — dies Alles ziehen sie herab in die Sphäre äußerlichster Vorgänge, dadurch das Erhabenste zur Carricatur wandelnd und ihm gerade dadurch seine vergöttlichende Wirkung raubend. Das Walten des verheißenen Geistes in jenen Gemeinden schildert uns trefflich L. Noack: „Nun sah man in dem hülflosen Neugebornen die Hülflosigkeit der damaligen Welt versinnbildlicht; darin, daß arme Hirten gewürdigt wurden, die Botschaft vom neugeborenen Heiland zuerst zu erfahren, sah man die Empfänglichkeit der Armen und Gedrückten für die neue Religion, in den Weisen, denen der Stern den Weg nach Bethlehem zeigte, sah man das Heidenthum überhaupt, das ahnungsvoll zu dem aufgehenden Lichte des Christenthums hingetrieben wird; in den Geschenken, welche die Weisen brachten, fand man die Gaben der heidnischen Bildung und Weisheit, welche die alte Welt dem jungen Christenthum zum Genusse reichte. Die Flucht des Jesuskindes nach Aegypten galt als Sinnbild und Vorbild der Auswanderung des jungen Christenthums in dasjenige Land, wo damals die Weisheit der Alexandriner blühete und die früheste Entwicklung des Christenthums förderte. In dem Kindermorde zu Bethlehem durch den Tyrannen Herodes fand man vorgebildet die Verfolgungen der weltlichen Macht gegen das junge Christenthum, wobei Viele getödtet wurden, aber der Genius der neuen Religion gerettet wird und unter allen Verfolgungen unversehrt bleibt."

Das war das Walten des verheißenen Geistes. Auch in anderer Art offenbarte er sich. Es herrschte Gütergemeinschaft innerhalb der ersten christlichen Gemeinden. Wir hoffen, daß Niemand der Meinung sein werde, die Zustände, die wir hier im Sinne haben, hätten mit communistischen Ideen späterer Zeit harmonirt. Es ist wahr, daß Jeder, ob er Vieles oder Weniges besaß, dieses sein Eigenthum der Allgemeinheit darbot, und daß aus der allgemeinen Kasse, deren Verwaltung den Aeltesten oblag, der Noth, wo solche auftrat, gesteuert ward, so daß kein Mitglied der Gemeinde dem Mangel verfiel. Dazu aber brachte es einzig und allein das freie und freudige Wollen und Walten der Liebe jedes Einzelnen, das Beseligtsichfühlen im Geben, das Ansichhalten mit Wünschen und Begehrungen. Auf solchem Grunde und Boden entsproß eine köstliche Blüthe socialen Lebens, in der die Träume von einem goldenen Zeitalter einer vorgeschichtlichen Zeit und einer fernen Zukunft urplötzlich Wahrheit und Wirklichkeit wurden. Durch Gewaltthat würde sich nur eine Carricatur derselben herstellen lassen, ohne daß auch diese Bestand behielte;



GOTTESDIENST DER ERSTEN CHRISTEN IN DEN CATACOMBEN.

[illegible] sich vielmehr die Gesinnung verschlechtern, demnach der Verwirrung der Zustände nur noch trostloser werden, als er es in der [illegible] der in Wahnwitz ausgeführten Gewaltthat war. Kein äußerer Rang, keine Nationalität machte sich innerhalb jener Gemeinschaften geltend; ein Jeder war des Andern Bruder, und was heut in [illegible] von der Kindschaft in Gott als ein leeres Spiel der Worte [illegible] sich kund giebt, war damals als wirkliches Leben vorhanden. Das „Wort“ der Lehre war „Fleisch“, war Wirklichkeit geworden. Ein Mitglied jener Gemeinden, Justin, der Märtyrer, sagte, [illegible] den Geist, der Alle, die sich als Glieder ihres Hauptes, Christus, ansahen, lebendig durchdrang. „Wir“, sagte er, „die wir einst Geldgewinn über Alles liebten, wir geben jetzt Alles, was wir haben, zum allgemeinen Gebrauch her, und wir theilen jedem Dürftigen mit; wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten, die wir einst mit den Fremden, wegen der Verschiedenheit der Sitten, keinen gemeinschaftlichen Heerd haben wollten, wir leben jetzt, seit der Erscheinung Christi, mit ihnen zusammen; wir beten für unsere Feinde, wir suchen diejenigen zu überzeugen, welche uns mit Unrecht hassen, auf daß sie nach den herrlichen Lehren Christi ihr Leben einrichten.“

Auf gleicher Höhe der Reinheit und des Heiligseins stand das Familienleben. Konnte es anders sein? Mußte der Geist einer solchen Gemeinsamkeit nicht auch der Ehe ein sittliches Gepräge verleihen? Wahrlich, wie Keime einer neuen Zeit sie verkünden, so war auch sie damals in Wirklichkeit vorhanden. Die Knechtschaft der Frau und des Kindes, die in dem Heidenthum in einem gewissen Sinne bestanden hatte, war gelöst. Die Frau sah sich erhoben zur Gehülfin des Mannes. Nicht in einem die Liebe tödtenden Rechtsstreit, wie wir ihn in jetziger Zeit so vielfach haben walten sehen, hatte die Frau diese Stellung gewonnen, nicht in einem von ihr selbst geführten leidenschaftlichen Kampfe um Gleichberechtigung war der schönste Schmuck ihres Lebens verloren gegangen, der Schmuck, der allein sie würdig macht, Gehülfin des Mannes zu sein, — Demuth und hingebende Liebe; — es war ihr vielmehr von vornherein von dem die ganze Gemeinschaft durchwehenden Geiste echt christlicher Gesinnung jene Stellung eingeräumt worden, und gerade dieser Umstand bewirkte es, daß es Frauen zu jener Zeit gab, die allen Zeiten zum Vorbilde dienen können, Frauen, die den heidnischen Lehrer der Beredsamkeit in Antiochien, Libanius, zu dem Ausrufe hinrissen: „Welche Weiber haben doch diese Christen, und die in ihrer



GOTTESDIENST DER ERSTEN CHRISTEN IN DEN CATACOMBEN.

es würde sich vielmehr die Gesinnung verschlechtern, demnach der Niederschlag der Zustände nur noch trostloser werden, als er es in der Zeit vor der in Wahnwitz ausgeführten Gewaltthat war. Kein äußerer Rang, keine Nationalität machte sich innerhalb jener Gemeinschaften geltend; ein Jeder war des Andern Bruder, und was heut in Reden von der Kindschaft in Jesu als ein leeres Spiel der Worte vielfach sich kund giebt, war damals als wirkliches Leben vorhanden. Das „Wort" der Lehre war „Fleisch", war Wirklichkeit geworden. Was ein Mitglied jener Gemeinden, Justin, der Märtyrer, sagte, characterisirt den Geist, der Alle, die sich als Glieder ihres Hauptes, Christus, ansahen, läuternd durchströmte. „Wir", sagte er, „die wir einst Geldgewinn über Alles liebten, wir geben jetzt Alles, was wir haben, zum allgemeinen Gebrauch her, und wir theilen jedem Dürftigen mit; wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten, die wir einst mit den Fremden, wegen der Verschiedenheit der Sitten, keinen gemeinschaftlichen Heerd haben wollten, wir leben jetzt, nach der Erscheinung Christi, mit ihnen zusammen; wir beten für unsere Feinde, wir suchen diejenigen zu überzeugen, welche uns mit Unrecht hassen, auf daß sie nach den herrlichen Lehren Christi ihr Leben einrichten."

Auf gleicher Höhe der Reinheit und des Beseligtseins stand das Familienleben. Konnte es anders sein? Mußte der Geist einer solchen Gemeinsamkeit nicht auch der Ehe ein köstliches Gepräge verleihen? Wahrlich, wie Seher alter und neuer Zeit sie verkünden, so war auch sie damals in Wirklichkeit vorhanden. Die Knechtschaft der Frau und des Kindes, die in dem Heidenthum in einem gewissen Grade bestanden hatte, war gelöst. Die Frau sah sich erhoben zur Gehülfin des Mannes. Nicht in einem die Liebe tödtenden Rechtsstreit, wie wir ihn in seiner Widrigkeit schon so vielfach haben walten sehen, hatte die Frau diese Stellung gewonnen, nicht in einem von ihr selbst geführten leidenschaftlichen Kampfe um Gleichberechtigung war der schönste Schmuck ihres Lebens verloren gegangen, der Schmuck, der allein sie würdig macht, Gehülfin des Mannes zu sein, — Demuth und hingebende Liebe; — es war ihr vielmehr von vornherein von dem die ganze Gemeinschaft durchwaltenden Geiste echt christlicher Gesinnung jene Stellung eingeräumt worden, und gerade dieser Umstand bewirkte es, daß es Frauen zu jener Zeit gab, die allen Zeiten zum Vorbilde dienen können, Frauen, die den heidnischen Lehrer der Beredsamkeit in Antiochien, Libanius, zu dem Ausrufe hinrissen: „Welche Weiber haben doch diese Christen!" und die in ihrer

Weise zur Verbreitung des Christenthums wohl so viel beitrugen, als die lehrenden Jünger. Von dem Familienleben, das unter solchen Umständen Gestalt gewonnen hatte, verkündete Clemens von Alexandria frohbewegt: „Hier war die Mutter der Ruhm der Kinder, die Frau der Ruhm des Mannes, beide der Ruhm der Frau, Gott der Ruhm Aller insgesammt.“ Wir vermögen den Geist des Familienlebens innerhalb jener Gemeinden nicht lebensvoller zu schildern, als es in der Geschichte der Pädagogik von Carl Schmidt und Wichard Lange mit folgenden Worten geschieht: „Der christliche Hausvater, zum Priester des Hauses geweiht, — die christliche Hausmutter, welche die Religion im Herzen trug, — die fromme Stille und anspruchslose Geschäftigkeit im Hause, — der religiöse Sinn in allen Familiengliedern: das Alles waren Bildungsmomente für die Jugend. In der Familie lernten die Kinder Gottesfurcht, Liebe zum Herrn, Festigkeit im Glauben, Redlichkeit, Treue und Keuschheit, das Vorbild der Eltern so wie das der Märtyrer pflanzte diese Tugenden tief in ihre Herzen ein, und selbst die christlichen Diener und Dienerinnen wurden hierin die Lehrer der Kinder des Hauses. Den größten Einfluß jedoch übte die Mutter auf die Erziehung der Kinder. Mit der Mutter und in ihr begann das Christenthum sein größtes Werk der sittlichen Wiedergeburt. Die Mutterliebe war die erste Frucht der christlichen Saat. So tief, so innig und zart ist nie die Mütterlichkeit gefühlt worden, als im Christenthum. Das Muttergefühl fand im Kinde den Liebling des Heilandes — einen schützenden Engel, von Gott ihm geschenkt: in diesem Glauben begann die christliche Mutter ihr Erziehungswerk. Maria mit dem Jesuskinde wurde und war das Ideal der Mütterlichkeit, das jeder weiblichen Seele Würde und Schönheit für den weiblichen und vor Allem für den mütterlichen Beruf einflößte, das ihr den Lebens- und Sterbensmuth für ihr Kind offenbarte, und das ihr zeigte, wie das ganze Leben der Mutter eine Weihe des Todes um des Kindes willen ist. Nicht todter Buchstabenglauben, sondern einfache Frömmigkeit blühete in dem Herzen der christlichen Mutter, und in dieser Frömmigkeit suchte sie auch ihre Kinder zu erziehen. In solch frommem Geist trug Nonna, die zuvor schon durch den Einfluß einer im Leben sich ausdrückenden und bewährenden Religion ihren zu einer nicht christlichen Religionssecte gehörenden Gatten für das Evangelium gewonnen hatte, den erbetenen Sohn, den späteren ausgezeichneten Kirchenlehrer, Gregor von Nazianz, in den Tempel, legte die Händchen des Kindleins auf die Bibel und weihete es dem Herrn. Anthusa zu Antiochia blieb nach

dem Verluste ihres Mannes von ihrem zwanzigsten Jahre ab Wittwe, um ganz der Erziehung ihres Sohnes leben zu können; aus dieser frommen und sorgsamen Erziehung ging der große Kirchenlehrer Chrysostomus hervor. Monica milderte durch ihren liebevollen Sinn das Gemüth ihres heftigen, leidenschaftlichen Mannes und legte, indeß sie von diesem viel zu leiden hatte, die Fundamente des Christenthums in die kindliche Seele ihres Sohnes Augustinus, die so unzerstörbar waren, daß sie in den ungeheuersten Lebensstürmen wohl auf kurze Zeit überschüttet, aber nicht vernichtet werden konnten." — Wer aber etwa jene Frauen sich also geartet denkt, daß sie es für verdienstlich gehalten hätten, jeder Lebensfreude auszuweichen und sauren Blickes auf den Frohsinn ihrer Mitmenschen zu schauen, der irrt gewaltig. So sagt uns C. Bindemann, der berühmte Biograph Augustins, über dessen oben schon erwähnte Mutter, Monica: „Man stellt sich eine solche Frau gern als eine verschlossene Blume vor, die erst bei der Berührung des himmlischen Lichts still ihren Kelch öffnet. Bei der Monica bestätigt sich diese Voraussetzung nicht. Sie hatte einen heiteren, lebendigen und weiblich kräftigen Sinn, welcher das Treiben der Außenwelt wohl zu beachten pflegt und ihre Freude zu kosten nicht unempfänglich ist."

Gehet nicht aus dem Vorstehenden unverkennbar hervor, daß wie die Frau, so auch das Kind erst durch das Christenthum wahrhaft frei wurde von sclavischen Fesseln? War nicht bei den Kulturvölkern des Alterthums Verkaufen, Aussetzen, erbarmungsloses Hinwürgen der Kinder Sitte, ja sogar ausdrücklich gesetzlich gestattet? Wie in allen Dingen hatte der Heiland auch in Bezug auf das Verhalten der Familie und des Staats gegen das junge Geschlecht das allein Richtige aufgestellt. „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Sorget, daß sie früh schon Theil gewinnen an dem Reiche des Geistes und frommer Sitte! — „Wehe, wer eines dieser Kleinen ärgert, sie irre macht im Guten und Rechten!" das ist ein tief in das Herz gehender Ruf an die Erwachsenen innerhalb der Familie, innerhalb des Staates! — Wehe über euch, wenn im Hinblick auf eure Worte und Thaten das junge Geschlecht getrübt im Urtheil wird, gewöhnt an Schlechtes! — Das junge Geschlecht wahren, heißt zugleich auch euch selbst wahren; in der Achtung, die ihr der Kinderwelt zollt, dieser „jungen Lebenswelle aus dem Schooße der Ewigkeit," beruht die Heilung vorhandener Uebel innerhalb der kleinen und großen Kreise der Gesellschaft. Durch jene Aussprüche hat der Heiland die Schule als eine Erziehungsanstalt begründet, die gänzlich verschieden

ist von der Schule des Alterthums. Möge ein Jeder sich des Unterschiedes zwischen der Schule der alten Welt und der Schule, die Christus proclamirte, wohl bewußt werden! Der Leser erinnere sich an dasjenige, was wir im I. Theile S. 173—177 über die Erziehung der Spartaner gesagt haben. Der Staatszweck war bei der Erziehung das ausschließlich Bestimmende. Der Staat, d. i. die noch nicht 10,000 Mann zählende Schaar von freien Männern, bedurfte, um über einige hunderttausend besiegter und in Fesseln geschlagener Mitmenschen die Herrschaft zu behalten und andern Völkerschaften gegenüber seine Grenzen mehr und mehr hinauszurücken, fortgesetzt eines Nachwuchses streitbarer Männer. Man kann die Uebungen an und für sich, die Methode, den Ernst der Durchführung bewundern, man kann Einzelnes nachahmungswerth finden; den Erziehungszweck dagegen wird Keiner zu billigen vermögen. Der Staat war die Ausprägung eines der übrigen Menschheit feindseligen Gedankens, und es war demgemäß die ganze Erziehung darauf berechnet, die jungen Geschlechter zu Trägern und Fortführern der bestehenden Feindseligkeit und Ungerechtigkeit zu machen. Wurde — um jenen Zweck zu erreichen — nicht sogar den Knaben und Jünglingen das Stehlen (unter der Bedingung, daß es mit List ausgeführt werde) gestattet? Es ging, um es kurz zu sagen, der Endzweck der ganzen Erziehung dahin, das junge Geschlecht geschickt zum Morde und Raube zu machen zu Gunsten des Bestandes und der Vergrößerung des Staates. Wie in Sparta, so war es in Athen, und so war es auch in Rom, und es wurde hier wieder diese Art Abrichtung der Jugend zur Feindschaft gegen die außerhalb der Grenzen des Landes wohnenden Mitmenschen mit dem prunkenden Namen der Erziehung zum Patriotismus belegt.

Wie anders die Erziehung in den ersten Gemeinden! Man erzog die Jugend für das Gottesreich, das auf Erden nur Brüder kennt; es wurde ihr nicht eingeprägt, daß es ein Gott wohlgefälliges Werk sei, zum Vortheil der eigenen Gemeinschaft andere Gemeinschaften zu schädigen, ja Wort und Beispiel lehrten sie, auch diejenigen der außerhalb ihrer Liebesgemeinschaft stehenden Menschen zu lieben, die ihnen Böses zufügten.

Und dennoch gab es Kämpfer innerhalb dieser Gemeinden, sogar Kämpfe der Apostel unter einander; nur ward nicht um weltliche, sondern um himmlische Dinge gestritten. Es traten die beiden Ansichten einander gegenüber: darf der Heide unmittelbar die Taufe empfangen, oder ist es erforderlich, daß er zuvor erst zum Judenthum

übergehe? Petrus, Jakobus und Johannes vertraten die letztere Ansicht, Paulus mit voller Glut der Seele die erstere. Schwer war der Kampf, immer und immer wieder suchten in dieser und jener Gemeinde die althergebrachten Anschauungen sich geltend zu machen.

Zum Theil diesem Umstande haben wir die herrlichen Briefe des Paulus zu verdanken, die ihn unter den Aposteln als am meisten von dem Geist des Heilands durchdrungen zeigen. Seine Seele gleicht einem unerschöpflichen Lichtquell, fortgesetzt neue Gedanken hervortreibend, die mit überzeugender Klarheit es darlegen, daß nicht durch äußere Gesetzeswerke die Seligkeit zu gewinnen sei, wohl aber durch innere Heiligung, durch das Abthun der Sünden der Unmäßigkeit, der unreinen Sinnenlust, der Zwietracht und des Neides und damit durch das Wiedergeborenwerden als ein neuer Mensch, in dem als Frucht des Geistes sich offenbart: Liebe, Friede, Freude, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. Mahnend zur Abkehr von aller unreinen Lust ruft er aus: „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel Gottes ist, und der Geist Gottes in euch wohnt?" Und als herrlichste Blüthe des in gänzlicher Hingabe an Jesus geläuterten Gemüthes preist er die Liebe in den unvergänglichen Worten: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, sie treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht; sie stellt sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Die Liebe höret nimmer auf. Sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

Diese glühende Paulus-Seele lebte in einem schwachen Leibe, der endlich nach fünfzehn Jahren der Wanderung, und nachdem weder die Wellen des Meeres, noch die Steine der Juden, noch die Räuber auf den Landstraßen ihm etwas anzuhaben vermocht hatten, zur Zeit der neronischen Christenverfolgung in Rom der Gewaltthat der Feinde erlag. In ihm hatte der verkündete „Geist der Wahrheit" mächtig

weiter gewirkt. In vielen Judenchristen machten sich, zum Schaden der jungen Kirche, hergebrachte Anschauungen noch zu sehr geltend; die Fesseln levitischer Gesetzlichkeit lagen ihnen, ohne daß sie es ahnten, noch an, obgleich doch Jesus sie schon gelöst hatte. Paulus erkannte und führte weiter des Meisters Werk. Der Inbegriff und Kern seines Glaubens war ihm nicht ein Fürwahrhalten unzählbarer Außendinge, ein knechtisches Nachahmen verschiedenartiger unter den verschiedenartigsten Umständen entstandener Gebräuche, sondern die gänzliche Hingabe an den Erlöser und das freie Walten der also durch den Glauben zu neuem Leben erweckten Seele. So ist der Paulus-Glaube zu verstehen. Sein „Seligwerden durch den Glauben" beseitigte damals im ersten Jahrhundert die jüdische Werkthätigkeit, wie im sechzehnten Jahrhundert die römisch-katholische Werkthätigkeit durch die Paulus-Seele Luther beseitigt ward.

Jahrzehende waren vergangen seit dem Scheiden Jesu, da erst entstanden die Briefe Pauli, da erst wurden die Evangelien verfaßt, die uns ein Bild des Heilandes gaben, wie es sich in den heilig erregten Seelen der Jünger gestaltet hatte. Nicht „Fünftausend", sondern viele Fünftausende nehmen um diese Zeit schon an der Geistesmahlzeit Theil, die Jesus ihnen bereitet hatte; alle fühlen sich erquickt, und siehe, bei der Umschau ist mehr noch übrig, als ursprünglich gegeben wurde! — Das ist das Wunder einer Geistesspeise, wie Jesu sie bietet: nährend und in der Seele sich weiter erzeugend. Schon waren durch die Apostel und ihre Gehülfen Gemeinden gestiftet in Syrien, Kleinasien, Macedonien, Griechenland, Italien, ja sogar in Spanien, in Nubien und in dem Lande der Parther.

Was die Loslösung vom Judenthum vollenden half, war ein Aeußeres: das Schwert des Titus, durch das Jerusalem zerstört ward. Jesus hatte, auf die Stadt blickend, weinenden Auges gerufen: „Wenn du wüßtest, was zu deinem Frieden dienet!" — Jerusalem hatte dies nicht erkannt. Der Mehrzahl der damaligen Einwohner fehlte der erleuchtete Sinn, der die Befähigung giebt, der Propheten Weissagungen, die einen Retter, einen Messias angekündigt hatten, in ihrem Kerne zu würdigen. Es ist (S. 2) nachgewiesen worden, daß die Juden, indem sie das Schwert David's und die Herrlichkeit Salomo's als ihr Ideal betrachteten, in dem verheißenen Messias einen kriegerischen Heros sich dachten, der ein weltliches Königreich gründen und Jerusalem zum Mittelpunkte eines neuen Weltreichs machen würde. Die Verwirklichung dieses Wunsches hätte der Welt Heil nicht gebracht, denn es würde Jerusalem sich dann durch dieselben Mittel zu

halten gesucht haben, die von Rom bisher zu seinem Bestande angewandt worden waren, und dies hätte Jerusalem auf seiner Bahn der Verweltlichung, zumal da sein Glaubensleben bereits in Erstarrung gerathen war, nur immer tiefer zu eigenem und zum Unheil anderer Völker herabgebracht. Ihr Abfall von dem Glauben der herrlichsten ihrer Propheten war die Ursache, daß sie sich von Jesu abwandten und ihn dem Hasse ihrer Priesterschaft zum Opfer überließen; „kreuzige ihn! kreuzige ihn!" das war ein Wort des Gerichts, mehr für sie, als für den, der eine Dornenkrone trug. Im Abfalle schon lag für sie das Gericht, das sie und ihre Kinder traf. Die von Rom geübte politische Bedrückung nahm zu, und es brach (unter Nero) eine Empörung aus. Vespasian, zum Kaiser erwählt, überließ seinem Sohn Titus die Fortführung des Kampfes gegen die Juden. Titus schloß (70 n. Chr.) Jerusalem ein. Die Parteiungen in der Stadt erleichterten ihm den Sieg; innerhalb der Mauern Jerusalems kam es zu blutigeren Kämpfen, als außerhalb derselben. Titus, milden Herzens, bot mehrmals den Juden Gnade an, sie wiesen sie zurück. Außer der Wuth der Parteiungen richteten Hunger und Seuchen von Tag zu Tag größere Verheerungen an. Es geschah, daß eine Mutter ihr Kind schlachtete, um ihr Leben zu fristen. Eine Befestigung nach der andern fiel in die Gewalt der Römer. Gern hätte Titus den Tempel geschont; aber bei der Wuth des Widerstandes wurden Feuerbrände in seine Hallen geschleudert — er ging in Feuer auf, und die Stadt ward erobert.

Dieses Unglück zerstreuete Tausende von Juden über die Welt, und viele von ihnen, die Christen geworden waren, verbreiteten die neue Lehre, so daß der Untergang Jerusalems zur Ausbreitung des Christenthums wesentlich beitrug.

Wir haben oben auf die Erhabenheit und Reinheit der Gesinnung hingewiesen, durch welche Männer und Frauen der ersten Zeit sich auszeichneten. Echte Nachfolger Jesu hat es auch in allen späteren Zeiten gegeben; aber in dem Maße, als es zu jener Zeit der Fall war, sind nie wieder ganze Gemeinden von dem Geiste des Heilandes durchdrungen gewesen. Weltliches lockte noch nicht zum Eintritt in die Gemeinschaften; nur die kamen, die innerlich berufen waren, die Hunger und Durst hatten nach Brot und Wein des Wahrheitslebens. Die Kinder dieser Welt hielten sich fern von Gemeinschaften, die Schätze nicht boten, die Ehrgeiz und Eitelkeit nicht befriedigten, weil, entsprechend des Meisters Worten, im Dienen der Brüder die einzige Auszeichnung gefunden ward.

Das waren Gemeinschaften, wie sie im Laufe der Geschichte nie und nirgends Leben gewonnen hatten. Aber auch diese neue Schöpfung innerhalb des staatlichen Lebens sollte von schweren Anfechtungen und Versuchungen nicht frei bleiben.

## Aeußere und innere Feinde der christlichen Kirche.

Ein Feind bedrohte das junge Christenthum von außen, ein andrer von innen.

Gedenken wir zunächst des äußern Feindes. Es konnte nicht ausbleiben, daß die größte staatliche Gemeinschaft, wie sie zur Zeit bestand, der Staat Rom, in Betracht zu ziehen begann, welche Stellung die kleinen Gemeinschaften, die in seinem Schooße hier und dort sich zu bilden begannen, und die durch mündlichen und schriftlichen Verkehr mit einander verbunden waren, zu ihm einnahmen. Was anfangs verlacht worden war, wurde mehr und mehr ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Die Christen enthielten sich zwar alles Eingriffs in bestehende Verhältnisse, die außerhalb ihrer Verbindung lagen; aber man mußte sich doch sagen, daß diejenigen Personen, die sich ihm anschlossen, wenn sie auch den Staat in seinem gegenwärtigen Bestande nicht thatsächlich antasteten, ihn doch auch nicht stützen halfen, daß sie demnach indirect auch äußerlich jetzt schon eine feindselige Stellung gegen ihn einnahmen. Es ließ sich ferner voraussehen, daß jene Zurückhaltung nicht für immer Bestand behalten, daß vielmehr mit dem Wachsen der neuen Genossenschaft in derselben sich auch das Bestreben regen würde, nicht mit Duldung, wie der Staat sie ihr zur Zeit bot, sich zu begnügen, sondern Anerkennung, Geltung, wo möglich Herrschaft zu gewinnen. Eine solche Perspective hatte auch für die bessern der römischen Staatsmänner etwas Beunruhigendes, das sie veranlaßte, auf Unterdrückung der neuen Genossenschaft Bedacht zu nehmen.

Aber viel Uebleres noch begann sich als feindseliges Wesen gegen die Christen zu regen. Wie der Hochmuth der jüdischen Schriftgelehrten sich verletzt gefühlt hatte, so jetzt der Hochmuth der heidnischen Philosophen. Wie? jene Genossenschaften wollten in der Erkenntniß der Wahrheit ihnen überlegen sein? Darauf hinweisend, daß meist Personen niedern Standes und geringer weltlicher Bildung den christlichen Gemeinden sich anschlössen, sagten sie spottend, schon aus diesem Umstande sei zu schließen, daß Wahrheit jenen neuen Genossenschaften nicht innewohnen könne; die Wahrheit, die ja nur

in den philosophischen Systemen der höchsten Geister des Alterthums, eines Plato, eines Aristoteles zu finden sei, vermöge eine ungeschulte Masse nie und nimmer zu fassen. So fanden die Christengemeinden in dem Hochmuthe der Wissenschaft frühzeitig einen gefährlichen Feind. Den christlichen Gemeinden ward ferner, um sie in der Achtung der Bevölkerung herabzusetzen, nachgesagt, es fände verbrecherisches Gesindel bei ihnen Aufnahme. Gegen Angriffe solcher Art hatten die Christengemeinden noch zur Zeit des berühmten Kirchenlehrers Origines zu kämpfen, der im Sinne seines Herrn und Meisters entgegnete: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; es sei kein Verbrechen, der verpesteten Stadt die Ankunft des Arztes zu melden und die Leidenden dem Retter zuzuführen; nicht die Kranken werden den Gesunden, nicht die Verbrecher den Gerechten vorgezogen, wohl aber der bußfertige Sünder dem stolzen Scheinheiligen; denn Sünder seien alle, keiner sei ganz ohne Fehl, und Christus lade alle Geschlagenen ein, daß er sie erquicke.

Die Aufnahme der Mühseligen und Beladenen in die Gemeinschaften gab aber auch den Anstoß zu anderartigen Verdächtigungen. Es wurden Befürchtungen in den Kreisen derer lebendig, die durch gewaltsame, von dem Staate erlaubte Bedrückung ihrer Mitmenschen im Vortheil waren. Die Selbstsucht fühlte sich bis in das Mark hinein durch den Gedanken erschreckt: Alles, was bisher als Rang, als Vorrecht gegolten habe, schwinde — nach dem Glauben der Christen — hin vor dem einzigen Range, Kind Gottes, Erlöster durch den Heiland zu sein. Es ist ja der Selbstsucht — in ihrem Gegensatze zur Liebe — nicht gegeben, das Wesen der Letzteren zu erkennen, daher es denn auch kam, daß die bezeichneten Feinde der Meinung waren, man habe es in der jungen Christenkirche mit einer die Staatsordnung bedrohenden revolutionären Macht zu thun. Davon hatte eben die Selbstsucht keine Ahnung, daß die neue Gemeinschaft auf dem Boden einer von Innen heraus wirkenden sittlichen Revolution stand, die einzig und allein innerhalb der Genossen im Geiste freien Wollens thätig war, im Uebrigen aber ihnen einschärfte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!

Endlich erhob sich in der dumpfen Masse des heidnischen Volkes ein Feind wider die Christen. Wo die Opferfeuer auf heidnischen Altären oder vor Götterbildern angezündet wurden, wichen die Christen zurück. Dies schon erregte den Mißmuth der Menge, von der die Juden aus demselben Grunde längst gehaßt wurden. Traten nun

Unglücksfälle, Landplagen irgend welcher Art ein, so meinte man darin Wirkungen des Götterzornes zu sehen, und es gab dies Anlaß zu Mißhandlungen und Tödtungen der Christen. Da die Kaiser sich göttlich verehren ließen, wurde auch vor ihren Bildsäulen Weihrauch angezündet. Die Weigerung der Christen, an derartigen Huldigungsfeierlichkeiten Theil zu nehmen, ward ihnen als eine Feindschaft gegen das Staatsoberhaupt und den Staat ausgelegt.

In dem Obigen ist angegeben, was die Verfolgung hervorrief. Die Kirchengeschichte berichtet von vielen kleineren und von zehn großen Verfolgungen. Es ward zum öftern beschlossen, die Christen gänzlich auszurotten. Die Lüge trat hinzu, um den Haß im Volke gegen sie zu schüren. Grauenhafte Gebräuche wurden ihnen angedichtet; das Erinnerungsmahl an Jesu gab Anlaß zu der Behauptung, sie tränken bei ihren geheimen Zusammenkünften Menschenblut. Alle nur erdenklichen Martern gegen die Bekenner wurden angewandt, um das Ziel der Ausrottung des Christenthums zu erreichen. In der Regel wurde von den gefänglich Eingezogenen verlangt, vor dem Bilde Jupiters und der Bildsäule des Kaisers Weihrauch zu streuen und dabei Christum zu verleugnen und ihm zu fluchen. Wer sich weigerte, verfiel dem martervollen Tode. Die Furcht schreckte Einzelne zurück; die Meisten hielten am Bekenntniß fest und besiegelten es mit ihrem Blute. Die Todesstrafe erfolgte auf verschiedene Art. Die Verurtheilten wurden enthauptet, gekreuzigt, in Felle wilder Thiere eingenäht und den Hunden vorgeworfen, oder auch, nachdem ihre Kleider mit brennbaren Stoffen getränkt und bestrichen worden waren, angezündet, so daß sie, wie Fackeln, in langen Reihen zu nächtlichen Rennspielen leuchteten. Unter Nero fand die erste, unter Diocletian die letzte Verfolgung statt.

Herrlicher noch als in Zeiten des Friedens zeigte es sich in den schweren Leidenstagen, daß Jesu Geist in den Gemeinden wohne. Wie starben diese Männer, Frauen und Kinder! Das war ein anderes Sterben, als das der römischen Stoiker, die, wenn alle Hoffnungen für sie gesunken waren, sich verfinsterten Gemüthes — da auch für das Jenseits kein Hoffnungsstrahl sie durchglühte — den Dolch in die Brust stießen. Beseligten Gefühles, Psalmen singend, Gott laut preisend für die Gnade, theilzuhaben an der Bezeugung der Wahrheit, starben die Christen. Und dieses Sterben entzündete das Glaubensleben in Anderer Herzen. Als später die Legenden der Heiligen entstanden, hat man — theils absichtlos, aber theils auch mit Absicht — die Zahl der Märtyrer sehr vergrößert. Aus den 11 Jungfrauen

der heiligen Ursula machte man 11,000 Jungfrauen, weil das vor der Zahl 11 stehende M., das Märtyrerinnen bedeuten sollte, für das römische Zahlzeichen 1000 genommen wurde. Auch wurden die Leiden und Qualen, die wahrlich groß genug waren, in übertriebenster Weise dargestellt, fast der Möglichkeit entrückt, so daß „Heilige" entstanden, die für das menschliche Mitempfinden fast nicht mehr erreichbar waren. Das ist der Nachtheil des „frommen Eifers" und der „frommen Lüge", die leider so vielfach innerhalb des Weizens der Wahrheit als Unkraut auf dem Gebiete der Kirchengeschichte aufwucherte. Sehen wir von diesem „Unkraut" ab, so bleibt Anlaß die Fülle, unsre menschliche Bewunderung denen zu zollen, die für die Wahrheit freudig Gut und Leben opferten und dadurch der Menschheit einen Schatz retten halfen, dessen volle Geltung Erlösung von aller leiblichen und geistigen Noth in sich schließt.

Die äußeren Feinde, die wir im Vorstehenden aufführten, vermochten das Christenthum nur äußerlich zu schädigen. Nunmehr aber haben wir eines Feindes zu gedenken, der innerhalb der christlichen Gemeinden auftrat und durch einen Theil der Mitglieder eine verderbliche Wirksamkeit auszuüben begann, die der Kirche in steigendem Maße großen Schaden zufügte.

Das Uebel, das wir meinen, vollzog sich dadurch, daß der heilige Boden der Gleichberechtigung — wir sagen nicht Gleichbedeutung! — der Glieder, auf dem die ersten Gemeinden standen, verlassen wurde. Die Apostel und die Apostelschüler beanspruchten innerhalb der Gemeinde eine herrschende Stellung durchaus nicht. Der entscheidende Einfluß, den sie ausübten, ergab sich allein aus der Macht ihrer Lehre und der Reinheit ihres Wandels. Keinem Mitgliede der Gemeinde war gewehrt, zu lehren und zu zeugen, wie der Geist ihn trieb. Man stand noch auf dem Glauben: Gott ist auch in dem Schwachen mächtig, und oftmals geschieht es, daß, was er den Weisen (den in weltlichen Dingen Wissenden) verbirgt, er dem einfältigen Sinne offenbart. So galt denn in den ersten Gemeinden das allgemeine Priesterthum aller Erlösten. Zur Verwaltung des Vermögens und Besorgung äußerer Angelegenheiten wurden Aelteste (Presbyter, daher Priester) gewählt; ihnen standen zur Unterstützung in der Armenpflege Diener oder Helfer (Diakonen) zur Seite. Jede größere Gemeinde hatte in dem Vorsitzenden der Aeltesten ihren Aufseher (Episkopos, daher Bischof) und Wächter über Glauben und Sitte. Alle diese Aemter wurzelten in der Gemeindewahl; die Gesammtgemeinde war der Schooß, aus dem sie entsprossen.

Allgemach trat eine Veränderung ein. Die Stellung der Beamten, namentlich die der Bischöfe, ward mehr und mehr eine gewichtigere. Persönliche Würde und Tüchtigkeit einzelner Männer bewirkten, daß der Kreis ihrer Befugnisse sich weit ausdehnte. Darnach blieb vielfach an der Stelle selbst haften, was der einzelnen Person zu üben die Gemeinde gern gestattet hatte. Nicht nur Nachfolger im Amte wählte man nach den letztwilligen Wünschen geliebter Vorgänger, auch die Beamtenkreise fragten bei nothwendig werdenden Ergänzungen immer weniger die Gemeinden, und so kam es endlich dahin, daß das Beamtenthum eine über den Gemeinden stehende Macht ward, der Art, daß bei Aemter-Besetzungen die Gemeinden gar nicht mehr befragt wurden, daß die Spitzen des Beamtenthums, die Bischöfe, das Regiment der Kirche vollständig in die Hand nahmen, von den Gemeinden dagegen verlangt ward, in Gehorsam sich allen von oben an sie gehenden Anordnungen zu fügen. Schon im dritten Jahrhundert beanspruchten die Bischöfe der vornehmsten Hauptstädte des Reichs, Rom, Alexandrien, Antiochien, geradezu als Stellvertreter der Apostel angesehen zu werden. Damit war der unheilvolle Riß in den Gemeinden vollzogen, der sich äußerlich in der Bezeichnung Laien und Klerus kund gab.

Das hatte der Feind gethan. Keinem wird dies zweifelhaft sein, der dasjenige, was in der ersten Zeit des Christenthums als Glaubensbekenntniß galt, mit dem vergleicht, was der Klerus als Glaubensbekenntniß aufstellte, und der ferner des Unterschiedes sich bewußt wird zwischen dem, was in erster Zeit als Bedingung zur Seligkeit angesehen ward, und demjenigen, was der Klerus als Bedingung zur Seligkeit hinstellte. Klar und einfach wie das Licht der Sonne war in der ersten Zeit das Glaubensbekenntniß. Der berühmte Kirchenlehrer der Neuzeit Neander sagt über den Inhalt des christlichen Glaubens: „Christus selbst bezeichnet als die Grundlage seiner Religion den Glauben an den allein wahren Gott und Jesus den Christ als seinen Gesandten.“ Auf diesem klaren Grunde standen auch die ersten Gemeinden; die Glieder derselben sammelten sich um das Bekenntniß: Ich glaube an den einigen wahren Gott, allmächtigen Vater; und an seinen eingebornen Sohn, Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland; und an den heiligen Geist, der da Leben giebt. — Das war erfaßbar, auch dem Kindergemüth, daher auch von Wirksamkeit. Was in Bezug auf Jesu ein Kirchenlied späterer Zeit mit den Worten ausdrückte: „Aller Weisheit höchste Fülle in dir ja verborgen liegt“ lebte als glühender Glaube in Aller Seelen.

Christum lieb haben, galt damals mehr als alle (auch theologische) Weisheit. Dieser Glaube hatte eben jene Herrlichkeit des Ehelebens, der Kindererziehung und der brüderlichen Gemeinschaft innerhalb der Gemeinde hervorgerufen, wie wir sie oben geschildert haben.

Wie hatte sich das verändert zu der Zeit, in der der Klerus seine Loslösung von der Gemeinde vollendet hatte! Bist du Laie, sagten die Priester, bist du demnach nicht einer der Unsern, so schützt dein Liebhaben Jesu an und für sich dich nicht vor Ketzerei und der ihr nachfolgenden Verdammniß; denn du gehörst eben als Laie nicht zu der geweihten geistlichen Gemeinschaft, die auf Erden das Organ ist, durch welches allein der heilige Geist wirkt. Demnach hast du zuerst und zuletzt an dasjenige zu glauben, was wir aufstellen als Bekenntniß und hast dich auch einzig der Heilmittel zu bedienen, die wir dir bieten. Glaubst du anders, so ist das des Satans Werk, der dich blendet, und du verfällst, so du nicht alsbald Erlösung bei uns suchst, der Verdammniß! —

Ja wahrlich, das hatte der Feind gethan! — Das Leben so vieler Christenseelen ward in Erstarrung und somit in Unthätigkeit gebracht; denn immer künstlicher ward das, was der Klerus als untrügliche Wahrheit kündete; immer mehr setzte er seine eigene Weisheit an die Stelle der evangelischen Wahrheiten, mit denen unmittelbar in Verbindung zu treten er den Laien immer weniger gestatten wollte: die Sonne der christlichen Lehre verlor ihren Schein und ihren schöpferisch wirkenden Liebeshauch, der Nebel theologischer Weisheit verdüsterte den Glaubenshimmel der Christenheit.

Und wo sprach denn nun „das geweihte Organ des heiligen Geistes", der Klerus, am lautesten? In den Hauptzusammenkünften der geistlichen Herren, in den Synoden. Und doch, was war — nach dem Urtheile frommer Kirchenväter, die genug zu leiden hatten von dem verkehrten Treiben der herrschenden Mehrheit ihrer Standesglieder — in den Synoden zumeist zu finden? Geistliche Gebrechen die Fülle, namentlich Hochmuth, Herrschsucht und Lieblosigkeit, dagegen aber wenig von dem, was Paulus als Wirkung des heiligen Geistes bezeichnet: „Liebe, Friede, Freude, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit." — „Soll ich die Wahrheit sagen", klagte der Kirchenvater **Gregor** von Nazianz, „so bin ich der Stimmung, daß ich jeder Versammlung der Bischöfe fluche; denn ich habe noch von keiner ein gutes Ende gesehen, noch keine gesehen, welche statt die Uebel aufzuheben, nicht dieselben vermehrt hätte; denn es regiert daselbst eine

unbeschreibliche Streit- und Herrschsucht.“ Und in Zusammenkünften solcher Art, so voll unheiligen Wesens, wurde nun die neue Heilsordnung und das, was man Gnadenmittel der Kirche nannte, aufgebaut, wurden ferner unter den lieblosesten Kämpfen Formulare durch Abstimmung zur Annahme gebracht, welche Ausdruck, einzig richtiger Ausdruck des christlichen Glaubens sein sollten und deren Annahme durch Androhung schwerer Kirchenstrafen (mit Erfindung und Einführung solcher war man schnell bei der Hand gewesen) und später unter Bedrohung mit dem Bann anbefohlen wurde. Der Glaube der christlichen Gemeinden in der ersten Zeit hatte so herrliche Blüthen des Lebens getrieben, — jetzt setzte der Klerus die Christenheit in Verwirrung. Heidnisches Wesen — Hochmuth und Herrschsucht — drängten sich in das Heiligthum der Religion; den Christengemeinden ward gesagt: Wir, die Priester, sind die Mittler zwischen euch und Christus, an ihn unmittelbar euch zu wenden, ist euch nicht gestattet: wir haben die Schlüsselgewalt! — Das Eine, was allein Noth thut — Bekenntniß durch Nachfolge Jesu im Wandel, getragen von der Liebe zu Gott und zum Mitbruder — trat immer mehr in den Hintergrund gegen das Wortbekenntniß, gegen die Zustimmung zu einem unter Sorgen, Mühen und Streitigkeiten entstandenen Glaubensformular. Und ein solches Menschenwerk, an dem Irrthum und Leidenschaften so viel Antheil hatten, ward endlich allen Ernstes über die Evangelien gestellt. Wir wollen nicht dem Klerus alle Schuld aufbürden; die Anschauungen, die den Kern der Christuslehre zu verdunkeln begannen, machten sich auch ohne priesterliche Einwirkung in dem christlichen Volke geltend; aber daß die Hirten nicht klärend wirkten, daß sie vielmehr die Verwirrung steigerten, das müssen wir bitter beklagen. Es kamen die Fragen auf die Tagesordnung: Was ist Christus seinem Wesen nach? ist er Mensch? ist er Gott? Was ist der heilige Geist? Ist auch er Gott? Haben wir drei Gottheiten, die dennoch nur als eine Gottheit anzusehen sind? — Ueber heilige Mysterien wurde in unheiligster Weise gestritten und — entschieden.

Die aus dem Judenthum Uebergetretenen wurden Judenchristen, die aus dem Heidenthum Uebergetretenen Heidenchristen genannt. In Hauptmeinungen gingen Judenchristen und Heidenchristen zumeist weit auseinander.

Den Ersteren galt das Christenthum als ein vollendetes Judenthum; sie sahen in der neuen Religion die Hoffnungen des Juden-

thums theils erfüllt, theils der Erfüllung nahe. Jesus galt ihnen nicht als gleichbedeutend mit Gott oder als Gott selbst, sondern als der Gesandte Gottes, der Propheten größester.

Anderartig waren die Anschauungen, die die Heidenchristen aus ihrem früheren Glaubensleben mit in die christliche Glaubenswelt hineingetragen hatten. In ihren ältesten Göttersagen, wie in dem Kern ihrer Philosophie sahen sie Ankündigungen dessen, was in Jesu Erscheinung nun seine Erfüllung gefunden habe. Das Göttliche steigt hernieder und nimmt menschliche Gestalt an. Sei nicht, ward von ihnen gesagt, in den ältesten Sagen das Ersterben der Natur, der Untergang der Sonne als das Sterben der in der Schöpfung waltenden Göttermacht angesehen und betrauert, das Wiedererwachen jener und das Wiedererscheinen dieser mit Jubelruf begrüßt worden? Jener Gedanke habe in älterer Zeit seine plastische Ausprägung gefunden in den Mythen von Osiris, Adonis, Dionysos. Bei den jenen Gottheiten zu Ehren veranstalteten Festen erscholl zur Trauer über ihr Hinscheiden zwei Tage lang laute Wehklage, der dritte Tag galt und wurde gefeiert als der freudenvolle Auferstehungstag. Nun sei, hieß es, erfüllt, was vorahnend erschaut worden; das Göttliche, Gott selbst, habe, wie auch eine Stelle in dem Briefe an die Philipper bezeuge, Knechts- d. h. menschliche Gestalt angenommen, habe sich der Menschheit in seiner Wesenheit offenbart und sei darauf wieder in sich selbst zurückgekehrt.

Wie viele Kämpfe riefen diese und die gegentheiligen Ansichten hervor! Einzelne Heidenchristen gingen so weit, zu behaupten, der menschliche Leib Christi sei nichts als ein bloßer Schein gewesen.

Unter den noch außerhalb des Christenthums stehenden Heiden fand begreiflicherweise die Behauptung, Christus sei der menschgewordene Gott, mehr Anklang, als unter den Juden; die dieser Behauptung zu Grunde liegende Anschauung war durch Sage und Philosophie der Heidenwelt geläufig geworden. Hatte man doch sogar einen Augustus, einen Julius Cäsar als einen auf die Erde herniedergekommenen Göttersohn gefeiert. Auch sagte es den Heiden mehr zu, in Christus den Sohn Gottes zu sehen, als den Sohn eines Juden, da ihnen das jüdische Volk verhaßt war.

Die bedeutendsten Kirchenlehrer nahmen eine vermittelnde Stellung in dieser Frage ein. Der berühmte Origenes lehrte, Christus sei ein persönlich göttliches Wesen, sei von Gott ausgegangen, existire wie dieser von Ewigkeit her, sei aber Gott nicht gleichzustellen. Diese Ansicht ward im dritten Jahrhundert zur herrschenden über Christus;

doch hielten auch Viele noch an der Ansicht Tertullians fest, der Vater, Sohn und Geist als eine göttliche Familie darstellte und für die Gemeinsamkeit der drei Personen zuerst das Wort Trinität anwandte.

Zu Anfange des vierten Jahrhunderts formulirte der Presbyter zu Alexandria Arius des Origines Ansicht dahin, Christus sei, obwohl existirend, wie Gott, von Anbeginn her, dennoch eben nur als ein Geschöpf Gottes anzusehn. Neue Gegner erhoben sich, die den Sohn nach seiner Wesenheit dem Vater völlig gleichstellten. Auf den Einwand, daß damit der einige Gott geleugnet, der Glaube an Götter proclamirt werde, ward entgegnet, der Sohn sei nur die menschliche Erscheinung des Vaters gewesen, so daß der Vater nicht als solcher, sondern nur mit dem Sohn auf Golgatha gekreuzigt worden sei. Auf die Frage nach dem heiligen Geist ward gesagt: er sei dem Sohne eben so gleich, wie dieser dem Vater gleich sei; Christus sei durch ihn als Mensch erzeugt worden, und es habe sich mit ihm der göttliche, nun erst persönlich gewordene Logos eigenthümlich verbunden. Fragen wie jene bewegten die Gemüther, Antworten wie diese beruhigten nicht.

Unter den Gegnern des Arius that sich namentlich der Bischof Alexander hervor, der die Lehre aufstellte, es sei Christus, weil aus dem Wesen des Vaters erzeugt, ihm deshalb in seinem Wesen auch vollkommen gleich. Er bewirkte es, daß Arius seines Amts entsetzt und verbannt ward. Dies Märtyrerthum schuf der arianischen Ansicht noch größeren Anhang. Die Streitigkeiten reichten bis in die Thronkämpfe Constantins (des Großen) hinein.

Die Zahl der Christen im römischen Reiche war damals schon so bedeutend, daß Constantin sich — aus politischen Gründen — für die Freiheit ihres Kultus erklärte (313 n. Chr.). Als er (durch die Hülfe der Christen) zum Siege über seine Gegner gelangt war, mahnte er die christlichen Bischöfe vergeblich, von Streitigkeiten abzulassen, deren letzter Entscheid für menschliche Erkenntniß unerreichbar sei. Er, der selbst noch nicht zum Christenthum übergetreten war, übernahm es nun, die Kämpfe zum Abschluß zu bringen, einzig aus politischen Gründen, indem er sich sagte, Einheit des Glaubens sei geeignet, die Einheit des Reiches in politischer Beziehung zu fördern. Er berief (325 v. Chr.) die erste allgemeine (ökumenische) Kirchenversammlung zu Nicäa in Kleinasien, zu der sich 318 Bischöfe einfanden. Nicht ausschließlich die „Raserei der Theologen" fand hier ihre Vertretung. Die bezeichneten Fragen bewegten einmal die Herzen,

sie mußten ausgetragen werden, und selbst wahrhafte Anbeter Jesu fühlten die innere Nöthigung, das Ihre zu thun, um durch Klarstellung dessen, was die Kirche als christliches Bewußtsein in sich trug, „Grenzpfähle wider die fremden Gebiete heidnischer Religionen, philosophischer Speculationen und schwärmerischer Träumerei“ errichten zu helfen. Die besten Männner freilich blieben in der Minorität; die Kampfeslustigen, die sich um solcher Dinge willen, von deren Annahme als Bekenntniß Jesus mit nichten die Seligkeit abhängig gemacht hatte, Sorgen und Mühen machten, beherrschten die geistliche Arena. Nun nahm gar auch noch Hofcabale mit Theil an dem Kampfe. Constantin war anfänglich für das Bekenntniß des Arius, das den einigen Gott betonte, eingenommen. Da steckten sich seine Gegner hinter den Hoftheologen Hosius, der den Kaiser zu dem Entschluß zu bringen wußte, unter allen Umständen das von Alexander aufgesetzte Glaubensbekenntniß zur Annahme und Geltung zu bringen. Das Haupt der letzteren Partei war jetzt Athanasius, weshalb das in Rede stehende Glaubensformular das athanasische Glaubensbekenntniß genannt ward. Und wie lautete dies? Man höre! „Der Vater Gott, der Sohn Gott, der Geist Gott; der Vater von Keinem erschaffen noch erzeugt, der Sohn vom Vater erzeugt, der Geist vom Vater und Sohn ausgehend, und doch in dieser Dreieinigkeit nichts später oder früher, nichts größer oder kleiner, sondern alle drei Personen gleich ewig!“ — Also zu glauben, ward als Bedingung der Seligkeit bezeichnet. — Und unter den Vorsitz des weltlichen Herrn Constantin, des Heiden, ward dieses Glaubensbekenntniß durch Mehrheitsbeschluß angenommen — entgegen der wirklichen Mehrheit in der Versammlung. Zwang schuf die Annahme; die Friedfertigen trösteten sich mit dem Gedanken, daß ihnen die Möglichkeit bleibe, in jenes ihnen widerstrebende Bekenntniß ihre eigenen Ansichten hineinzulegen. — Das war das Ergebniß der ersten großen Kirchenversammlung! —

Mit der Annahme des athanasischen Glaubensbekenntnisses war das Glaubensbekenntniß des Arius verworfen. Seine Schriften befahl der Kaiser zu verbrennen, ihn selbst verbannte er nach Illyrien. Nach einiger Zeit wurde Constantin durch Einwirkung seiner Schwester anderer Meinung. Arius wurde zurückberufen, Athanasius nach Trier verbannt. Auf Befehl des Kaisers sollte Arius wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen und in der Hauptkirche zu Constantinopel dieser Act in feierlicher Weise vollzogen werden. Des Bischofs Widerstreben ward durch einen kaiserlichen Befehl niedergeschlagen. Da starb — am Abende vor dem zu seiner Aufnahme bestimmten

Tage — Arius eines plötzlichen Todes. Seine Gegner sagten, Gottes Zorn habe ihn hingetilgt, wogegen von seinen Anhängern behauptet ward, er sei durch magische Künste seiner Feinde getödtet worden.

Nun wußte die Welt, was es heiße „rechtgläubig" sein; nun hatte sie zugleich ein Beispiel, wie Gott den hintilge, der nicht in der vorgeschriebenen Weise rechtgläubig sei! Aber der fromme Eifer gab sich damit noch nicht zufrieden. Dem Christenthum fiel schon unter den nächsten Nachfolgern Constantins äußerlich dadurch ein großer Sieg zu, daß es zur allein gültigen Staatsreligion erhoben wurde; innerlich dagegen erlitt es (von der Zeit Constantins an) dadurch schwere Schädigung, daß Fürstenmacht an die Spitze der Kirche trat. An Constantin haben wir es ja eben gesehen, wie politische Bestrebungen und persönliche Gelüste des Staatsoberhauptes die Berathungen und Beschlüsse der Kirchenvertreter beeinflußten. Das ward — die Kirchengeschichte führt uns das in betrübenden Vorgängen vor — in der Folge noch ärger. Die niedrigsten Hofcabalen, nicht selten in Scene gesetzt durch lasterhafte Weiber und Höflinge, machten sich geltend, das Staatsoberhaupt für diese oder für jene Ansicht der streitenden Parteien zu gewinnen. Wie schmerzlich hatte es Gregor von Nazianz beklagt, daß auf den Synoden Haß und Streit, nicht aber Liebe zu finden sei. Was würde er gesagt haben, wäre er Zeuge der größeren Zahl der Kirchenversammlungen gewesen, die dem Tage von Nicäa folgten! Nicht mit Worten des Hasses begnügten sich die geistlichen Väter, es geschah gelegentlich, daß sie bewaffnet mit Knütteln in die zur Berathung bestimmten Kirchen kamen, und daß sie auch von jenen unholden Waffen den eifrigsten Gebrauch machten, um irgend welche spitzfindige Formel zur Annahme zu bringen. Der Patriarch von Constantinopel ward auf dem Concil zu Ephesus von seinen geistlichen Amtsbrüdern so schwer gemißhandelt, daß er daran starb.

Welche Noth für wirklich fromme Christen, die solch unheiliges Gebahren mit ansahen, und die es auch sehen mußten, wie das Gold christlicher Lehre den Blicken mehr und mehr verdeckt ward.

Aber was blieb dem Klerus, der immer mehr verweltlichte, Anderes übrig, als den reinen Spiegel des göttlichen Wortes zu verhüllen, da in ihm sich sein Bild wahrlich nicht zu seinen Gunsten abspiegelte! Der erste Blick auf eine Kirchenversammlung zeigte schon die Verweltlichung derselben. Die Väter saßen da in einem Pomp, wie ihn die Senatoren zu Augustus Zeiten nicht glänzender an sich gehabt hatten.

In den ersten Zeiten war den Aeltesten von den übrigen Gemeindegliedern eine freiwillige Gabe dargereicht worden. Sie hatten in Demuth und Einfachheit gelebt, in der äußeren Erscheinung ähnlich dem Heilande und seinen Jüngern. Jetzt war — durch den Empfang des Zehnten, durch Einziehung von Tempelgütern vormals heidnischer Gemeinden und durch Schenkungen — der Klerus reich geworden. Wie schlicht waren die Hirtenstäbe gewesen, die von den Bischöfen der frühern Zeit als Symbole ihrer oberhirtlichen Wirksamkeit bei feierlichen Gelegenheiten geführt worden waren. Jetzt sah man sie verziert mit Gold und Elfenbein, jetzt funkelten edle Steine an ihnen! — Der Klerus wünschte der Menge zu imponiren und griff zu — äußerlichen Mitteln. Das war einfach heidnisch gedacht und gehandelt. Zu imponiren durch echte Nachfolge Jesu — das war freilich schwerer.

In gleicher Richtung hin hatte sich auch eine tiefgehende Veränderung in gottesdienstlicher Beziehung vollzogen. Auch vor den Altären erschien jetzt die Geistlichkeit, namentlich die obern, im Pomp der Kleidung. Und welch Ansehen suchte man den Räumen zu geben, in denen Gottesdienst gehalten ward! In den Gotteshäusern der ersten Gemeinden war nicht eine Spur jenes Gepränges zu bemerken gewesen, auch zu der Zeit nicht, wo die Möglichkeit vorhanden gewesen war, dies durchzusetzen. Kein Bild der Gottheit, keines das den Heiland darstellte. Schon weil die Tempel der Heiden mit Götterbildern gefüllt waren, widerstrebte es dem christlichen Sinne, Göttliches in Bildern darzustellen. Aber der Zug, der die Geistlichkeit im Großen und Ganzen durchströmte, brachte es mit sich, das darauf Bedacht genommen ward, auch in den Gotteshäusern durch Bau und Ausschmückung Pomp zu zeigen, und bald sah man christliche Gotteshäuser, die an Glanz den zerstörten Heidentempeln nichts nachgaben. Vielfach wurden Zierstücke aus heidnischen Tempeln zur Ausschmückung christlicher Gotteshäuser verwandt, es wurden Göttergestalten in Heilige verwandelt, und vor Bildsäulen, vor denen Heiden Weihrauch gestreut hatten, knieeten jetzt Christen und riefen die christlichen Heiligen, für die jene gelten sollten, als Fürbitter an. An die Stelle der Heroen waren Heilige getreten. Nun wurde der Heiland, nun wurde auch Gott und eben so der heilige Geist dargestellt. Nach jeglicher Richtung hin gab sich der Wetteifer kund, den Heiden in äußeren Dingen nicht nachzustehen.

Die Geistlichen trachteten darnach, auch als Redner zu glänzen. Zierlichkeit und Glätte der Form, theatralischer Vortrag — auch dies

zog ein in die Gotteshäuser, und es ward Sitte, die geistlichen Redner in der Kirche durch Beifallsklatschen zu unterbrechen, wie man es im Theater und in den Schulen der Rhetoren that.

Immer weiter entfernte man sich damit von der Anbetung Gottes „im Geist und in der Wahrheit"; die Anbetung war auf Aeußeres übergegangen, daher denn auch immer weniger nach dem „Worte" und seiner Anwendung gefragt, dagegen Heil und Seligkeit in einem ganzen Apparat äußerer Dinge gefunden ward, als da sind: Wallfahrten nach Orten, auf denen etwas Heiliges geschehen war oder geschehen sein sollte, Berührung und Anbetung der Gebeine Heiliger, Handauflegen des Priesters und eine Anzahl kirchlicher Gebräuche. „Sie suchten viele Künste und kamen weiter von dem Ziel."

Innerhalb dieser Ausartungen sehen wir nun auch den Keim zu einer kirchlichen Institution sich bilden, die weiterhin für die Kirche und das Leben der Christenheit von großem Einfluß ward: es entstand das Einsiedlerleben und das Mönchsthum. So lange — in der ersten Zeit der Christenheit — Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet worden war, hatte sich, wie wir gesehen haben, über das Leben des Hauses und der Gemeinde eine Weihe der Verklärung ergossen. In dem Maße aber heidnisches Wesen in den Kultus aufgenommen worden war, in dem Maße man sich und Anderen einzureden gesucht hatte, Seligkeit lasse sich durch äußere Gebräuche und durch Fürwahrhalten unverstandener Glaubensformulare gewinnen, in dem Maße hatten die Glieder der Christenheit Schaden gelitten an ihren Seelen. Der Gesinnung fehlte der Hauch läuternder Frömmigkeit, und man gab sich um so unbesorgter den Forderungen der Sinnenlust hin, als ja, falls man nur im Sinne des Klerus „gläubig" war, aus der Fülle der Gnadenmittel, dessen Vollbesitzes derselbe sich rühmte, jeglicher Zeit ohne große Mühe — durch Bußübungen oder Geldspenden — Vergebung zu erlangen war. Aber gerade in der Zeit, in der die Geistlichen über ihre „Glaubenssiege" auf den Synoden frohlockten, verwilderten die Sitten entsetzlich, namentlich in den großen Städten.

Dies gab frommen Gemüthern den Anstoß, sich von der „Welt", in der sie die Werke des Teufels triumphiren sahen, in einsame Gegenden zurückzuziehen. Als der erste der Einsiedler wird genannt der Aegypter Paulus von Theben, wogegen der Aegypter Antonius als Stifter des Klosterwesens gilt. Antonius zog sich in eine Wüste zurück, um durch Gebet, Betrachtungen, Kasteiungen und Fasten den sinnlichen Menschen in sich zu tödten. Seine Einbildungskraft schuf

ihm bald üppige, bald schreckliche Bilder, die er als gesandt vom Teufel ansah, der ihn wieder in die sündige Welt zurückleiten wolle. Es währte nicht lange, so stand er in dem Rufe eines Heiligen, eines Wunderthäters. Einzelne der Leute, die hinausgegangen waren, den seltenen Mann zu sehen, blieben bei ihm in der Wüste, und bald erhoben sich in der Nähe seiner Hütte neue Hütten. Er ward das Haupt der kleinen Gemeinde, deren Gebete und Bußübungen er leitete. In Mißkennung der Lehre des Heilandes begann man nach der Weise der Indier in unnatürlichen Selbstpeinigungen, in Abtödtung (statt in weiser Mäßigung) aller Triebe der menschlichen Natur der Seelen Heil und Seligkeit zu suchen. Antonius hatte seinen Anhängern noch Arbeit auferlegt; davon ging man ab und betrieb ausschließlich Bet- und Bußübungen. Schon zu Lebzeiten des Antonius tauchten Heilige dieser Art an vielen Orten in Palästina und Syrien auf. Während die ersten Anhänger dieser verdüsterten, krankhaften Anschauung sich in Einzel-Hütten angesiedelt hatten, erbauete einer der jüngern Zeitgenossen des Antonius, der Aegypter Pachomius, für sich und eine Zahl seiner Schüler gemeinschaftliche Gebäude. Ein Gebäude dieser Art wurde weiterhin griechisch Könobie, lateinisch Claustra (Kloster), der Vorsteher eines solchen Klosters Abt genannt. Nun sehen wir — je nach dem Einzel- oder dem Zusammenleben religiöser Schwärmer — das Eremiten- und das Klosterwesen neben einander wachsen. Pachomius hatte auch Nonnenklöster gestiftet. Von der Mitte des vierten Jahrhunderts an breitete sich das Klosterwesen auch im Abendlande aus. Hier nahm die Kirche die Leitung desselben in die Hand und schuf sich aus den Schaaren der Mönche geistliche Miethstruppen, die sie benutzte, ihre Macht auszubreiten. Daß einzelne Orden — zeitweise — auch Zwecken der Civilisation dienten, werden wir weiterhin des Näheren sehen. Im Morgenlande blieb die müßige Beschaulichkeit der vorherrschende Zug im Mönchs- und Einsiedlerleben. Es gab Einsiedler, die ihre Wohnungen in schauerlichen Klüften, in Grabstätten, auf Bergspitzen, ja sogar (um, wie sie angaben, dem Himmel näher zu sein) auf Bäumen nahmen. Der Einsiedler Simeon in Syrien hatte sich eine sechsunddreißig Fuß hohe Säule errichtet, auf der er dreißig Jahre lang fast ununterbrochen stand. Wer erregt mehr unsere Verwunderung: dieser Mann oder die Schaaren der ihm zuströmenden Pilger, die ihn anbeteten, denen seine Worte mehr galten, als die Aussprüche der heiligen Schrift? Das reizte zur Nachfolge, und bis in's zwölfte Jahrhundert hinein hatten Syrien und Palästina ihre Säulenheiligen aufzuweisen.

Wir haben die Schwächen und Mängel, die an dem kirchlichen Wesen hervortraten, nicht verschwiegen. Wodurch erhielt die Kirche jenes eigenthümliche Gepräge? Dadurch, daß sich jüdisches und heidnisches Wesen um den Kern der Christuslehre ansetzte, ihn je länger je mehr einhüllte, ihn zuletzt fast gänzlich verdeckte. Aber der Blick auf die der reinen Christuslehre fremdartige Umhüllung darf uns nicht vergessen lassen, daß eben doch auch der Kern der heiligen Lehre bestehen blieb, daß die Kirche ihn als Schatz aufbewahrte, daß es zu allen Zeiten — unter Priestern und Laien — Einzelne gab, deren Augen und Herzen von den Strahlen des ursprünglichen Lichtes, die aus den Umhüllungen hervorblitzten, erhellt und erwärmt wurden, und die im Geist und Sinne der heiligen Wahrheit lehrten und wandelten. Was hätte aus der Christenheit, aus der Menschheit werden sollen, wären Männer letzterer Art nicht vorhanden gewesen? Sie erwarben sich den Dank des herrschenden Klerus selten, vielmehr zumeist den Haß desselben. Frühe schon übte der Klerus Feindseligkeiten gegen jeden „Ketzer" aus, dem der Glaube an Jesu, wie die Evangelien ihn vorführen, höher stand, als der Glaube an das verdunkelte Menschenwerk des Kirchenthums.

Neben der Kirchengeschichte, die vornehmlich durch die Kirche selbst verfaßt wurde, ist noch eine Kirchengeschichte vorhanden, deren Spuren nachzuforschen Aufgabe der neuern, auf dem Grunde der protestantischen Weltanschauung sich erbauenden Geschichtsforschung geworden ist. Schon jetzt ist diese Geschichtsforschung, die einzig dem Geiste der Wahrheit zu dienen beflissen ist, zu dem Ergebniß gelangt, daß — Alles in Allem betrachtet — die Kirche jener Zeit in ihrer Gesammtgestaltung und Gesammtwirkung „trotzdem und alledem" als eine Institution von so machtvoller Bedeutung anzuerkennen ist, wie eine ähnliche in der Völkergeschichte bis dahin noch nicht aufgetreten war. Von ihr aus, die bald darauf — in der Fortgestaltung des in ihr das Uebergewicht erlangenden weltlichen Wesens — im Papstthum gipfelte, empfing — gleichzeitig wirkend durch Hülle und Kern — die Völkergeschichte des nächsten Jahrtausend ihr Hauptgepräge. Aus diesem Grunde erachteten wir es eben auch für nothwendig, bei ihrer Entwickelung etwas länger zu verweilen, als es sonst auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung vielfach noch zu geschehen pflegt. Wir hoffen, in der Ueberzeugung uns mit unsern Lesern in Uebereinstimmung zu befinden, daß das religiöse Leben gleichsam das Nervenleben der Völkergeschichte ist, und daß eingehende Kenntnißnahme

dieses Gebietes gleichsam als der Schlüssel zum Verständniß der äußern Ereignisse zu betrachten ist.

## Vespasian und seine Nachfolger.

Auch in Beziehungen anderer Art war die Zeit eine sehr bewegte — es braustεn die Stürme der Völkerwanderung. Heidnische Völkerschaften tauchten in die neue geistige Strömung; zugleich halfen sie — namentlich von germanischen Völkerschaften geschah dies — mit kräftigem Schlag die Auflösung des alten Römerreichs vollenden.

Ehe wir jedoch von den Stürmen der Völkerwanderung reden, haben wir einen Blick auf das Römerreich von der Zeit Vespasians bis Constantin d. Gr. zu werfen.

Der Leser wolle sich an dasjenige erinnern, was wir am Schluß des ersten Theiles (von S. 501 bis 521) über die Ursachen der sittlichen Auflösung des Kaiserreichs gesagt haben. Die auf Augustus folgenden Kaiser thaten das Ihre, den Prozeß der Auflösung zu beschleunigen.

Jetzt treten wir in einen Zeitraum der römischen Geschichte ein, der uns eine Reihe edler Männer auf dem Kaiserthrone zeigt, die mit allen sich ihnen zur Verfügung darbietenden Mitteln darnach rangen, die Sitten des Volkes zu verbessern. Ihnen gesellten sich Dichter und Schriftsteller zu, die in gleicher Richtung thätig waren. Es war zu spät. Die Nachwirkungen des Bösen erwiesen sich mächtiger, als die neuen Impulse für das Gute: der endliche Verfall konnte nur verzögert, nicht verhindert werden.

Gehen wir hiernach ungesäumt an's Werk, die geschichtlichen Personen und Vorgänge des bezeichneten Zeitraums an uns vorüberzuführen.

Vespasian, von den Legionen (S. 67) zum Kaiser ausgerufen, regierte von 69 bis 79 n. Chr. Er verbannte den Luxus vom Hofe, Sophisten, Astrologen und Wahrsager aus der Stadt, hob die sogenannten Majestätsgerichte auf, reinigte den Senat von unwürdigen Mitgliedern und gab ihm seine früheren Rechte zurück, stellte die Kriegszucht, die er sehr gelockert vorgefunden hatte, wieder her, brachte auf dem Gebiet des Steuerwesens Sparsamkeit und Ordnung zur Geltung und förderte Kunst und Wissenschaft. Unter diesem Kaiser geschah es zum ersten Male in Rom, daß Lehrer vom Staat angestellt und besoldet wurden. Alles dies erwarb ihm den Beifall verständiger Männer, während der verwöhnte müßige Pöbel, der nur

durch reichliche Brotspenden und öffentliche Spiele zu befriedigen war ihn engherzig und geizig schalt. Unter den Bauwerken, die ihm ihre Entstehung zu verdanken haben, ist das großartige Amphitheater, Colosseum zu nennen, das nicht weniger als 80,000 Sitzplätze hatte, und dessen Ruinen heut noch das Staunen des Beschauers erregen.

Auch in seinen Kriegen war Vespasian glücklich. Daß der von ihm gegen die Juden begonnene Krieg von seinem Sohne mit der Einnahme und Zerstörung Jerusalems beendet wurde, ist (S. 79) erzählt worden. Der Sieger Titus feierte bei seiner Rückkehr nach Rom einen herrlichen Triumph. Bei demselben wurden auch die heiligen Tempelgefäße aus Jerusalem mit aufgeführt, dem Triumphwagen des Titus folgten in Fesseln viele Juden, unter ihnen der berühmte jüdische Geschichtsschreiber Josephus. Zum Andenken an dieses Ereigniß ward ein herrlicher marmorner Triumphbogen errichtet, der sich bis heut erhalten hat. Ferner waren die römischen Waffen nicht nur siegreich in Britanien, sondern auch am Niederrhein gegen den kühnen Civilis, unter dessen Führung die Bataver sich erhoben hatten.

Auf Vespasian folgte Titus, der nur zwei Jahre (von 79 bis 81 n. Chr.) regierte. Ueppige Vergnügungssucht war der hervortretendste Zug seiner bisherigen Lebensweise gewesen. Die da fürchteten, die bösen Tage der früheren Kaiser würden sich wiederholen, sahen sich bald eines Bessern belehrt. Nur zu oft erliegen Sterbliche den Versuchungen, die von dem Augenblicke an sie nicht mehr verlassen, in dem sie mit Herrschermacht ausgestattet wurden. Hier tritt uns eines der seltensten und der glänzendsten Beispiele des Gegentheils entgegen. Allem üppigen Wesen vollständig entsagend, weihete sich Titus in dem Maße der Ausübung seiner Herrscherpflicht, daß nicht Schmeichelei, sondern aufrichtigste, von Bewunderung getragene Verehrung ihn „die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts" nannte. Oft hörte man ihn sagen: „Von seinem Fürsten darf Niemand traurig hinweggehen." Als er sich einst beim Mahle erinnerte, daß an dem Tage noch Niemand von ihm eine Wohlthat empfangen habe, rief er bekümmert aus: „Freunde, ich habe einen Tag verloren!" — Unzählbare Erweisungen seiner Güte und Milde und seines Edelsinns bezeichneten seine kurze Regentenbahn; Strenge ließ er nur eintreten, wo dies für das Staatswohl unerläßlich und als Opfer von ihm gefordert ward. So wurden auf seinem Befehl Angeber und Spione mit Ruthenstreichen aus Rom hinweggetrieben. Die bedeutendsten Geschichtsschreiber der späteren Zeit nennen ihn den

weisesten und edelsten aller römischen Kaiser. Und doch hatte das Volk unter diesem Fürsten schwere Drangsale zu erleiden, aber sie wurden nicht durch ihn, sondern durch Naturereignisse hervorgerufen. In Rom wüthete eine furchtbare Feuersbrunst drei Tage lang, dann brach eine pestartige Krankheit aus, endlich fand (79 n. Chr.) ein Erdbeben mit den heftigsten Ausbrüchen des Vesuvs statt, wodurch die drei Städte Pompeji, Herkulanum und Stabiä gänzlich verschüttet und außerdem durch Verwüstung Campaniens viele Menschen getödtet wurden. Bei diesem Unheil war es ein Segen, daß gerade ein Titus um diese Zeit auf dem Throne saß. Was menschlicher Macht möglich war, geschah von ihm, um das hervorgerufene Elend zu lindern. Bei dem Ausbruch des Vesuvs fand der berühmte Naturforscher Plinius der Aeltere, den sein Wissensdrang trieb, sich dem Heerde des Unheils zu sehr zu nahen, seinen Tod. Seinem Neffen (Plinius dem Jüngern), der ihn begleitet hatte, und der mit dem Leben davon gekommen war, wie auch Anderen, haben wir Schilderungen des Ereignisses zu verdanken, denen wir Folgendes entnehmen: Als das Volk zu Pompeji gerade im Amphitheater versammelt war, und sich an dem Anblick der blutigen Kampfspiele ergötzte, begann es plötzlich dunkel zu werden, als ob der Abend sich nahe, und die Zuschauer der oberen Sitzreihen sahen aus der Spitze des Vesuvs eine ungeheure Wolke emporsteigen, die wie ein Baum gestaltet war und deren oberer Theil sich nach und nach über den ganzen Himmel ausbreitete. Finstere Nacht trat endlich ein, und es wurde dieselbe nur durch Blitze, denen furchtbare Donner folgten, unterbrochen. Auch ein unterirdisches, bald schwächer, bald stärker werdendes Getöse machte sich hörbar. Es erfolgten Erdstöße, die Häuser krachten, viele stürzten ein, auf einzelnen Stellen barst der Boden. Nun begann ein Regen von glühender Asche, gemischt mit Steinen, hernieder zu fallen. Entsetzen war über die Einwohnerschaft gekommen. Auf Plätzen und Straßen sah man Gewirr von Menschen, die sich durch Flucht zu retten suchten. Entsetzlich war das Schreien der Weiber und der Kinder. Eine Zahl Fliehender suchte sich auf Wagen und auf Pferden zu retten, in engen Straßen wurden Viele zu Boden gerissen und zertreten. Bald zitterte der Erdboden, bald bewegte er sich wellenförmig; Fliehende schwankten und stürzten. Bewegter noch als die Erde war das Meer. Hier überschritt die brausende Flut das Land, dort trat sie zurück und riß Schiffe, die am Ufer vor Anker gelegen hatten, mit sich hinweg. Immer dichter ward der Aschen- und Steinregen, und als nach drei Tagen die Sonne ihre

Strahlen wieder hinabsenkte auf die Gegend, lagen die genannten Städte unter Asche und Lava vollständig begraben. Die größte dieser drei Städte, Pompeji, hatte allein 40,000 Einwohner gezählt. Die Städte waren so vollständig von der Erde verschwunden, daß in späteren Jahrhunderten zeitweise die Schilderung des Vorganges, wie wir ihn den Lesern vorgeführt haben, für ein Märchen angesehen wurde. In neueren Zeiten siedelten sich wieder Menschen auf der mit Pflanzen bewachsenen Decke des Todes an. Da führte vor etwas länger als hundert Jahren der Zufall auf die Entdeckung, daß in der Tiefe Häuser vorhanden seien. Seit jener Zeit ist man — bald mit größerem, bald mit geringerem Eifer — bemüht gewesen, das Verschüttete frei zu legen, und es steigt nun das eingehüllte Leben der Vorzeit wieder aus dem Grabe hervor. Ueber die Wiederauffindungen hat kürzlich der deutsche Alterthumsforscher J. Overbeck ein Prachtwerk herausgegeben, das uns in einer Reihe von Bildern und Schilderungen Kunde giebt von den herrlichen Werken der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei, durch die jene Städte sich auszeichneten. Von Stabiä ist wenig entdeckt worden; die reichste Ausbeute gewährt Pompeji. Ein Drittheil der Stadt, die wie Dornröschen urplötzlich in Schlaf gelegt worden war, nun aber durch den warmen Kuß des Lebens wieder erweckt worden ist, liegt schon frei, und wir können nun wieder, wie Overbeck sagt, in der „leichten Luft des Lebens durch seine Straße wandern, in seine Häuser eintreten und seine Monumente im Strahle der glänzenden Sonne betrachten."

Dem weisen Titus folgte in der Herrschaft sein Bruder Domitian, nach Geist und Charakter das vollkommene Gegenbild von Jenem. Er war finster, argwöhnisch, den unnatürlichsten Gelüsten fröhnend, blutdürstig und ruhmbegierig, zugleich dabei feig. Prahlerisch unternahm er einen Feldzug gegen die Markomannen an der Donau; aller Kriegertugenden jedoch baar, erkaufte er sich gegen ein Jahrgeld einen schimpflichen Frieden, hielt darauf einen Triumpheinzug in Rom und ließ sich außerdem durch Errichtung eines Triumphbogens als Sieger feiern. Unter ihm ward die Luft des Hofes dem Gedeihen der Schmeichler, der Angeber und der Spione wieder zuträglich, und ebenso gehörten unter ihm Hinrichtungen, Verbannungen und Gütereinziehungen wieder zur Tagesordnung. Seine schöne und geistreiche Gemahlin Domitia war frech und sittenlos wie er. In ihrer Eitelkeit von ihm bis auf den Tod verletzt, wußte sie einige Genossen der Gräuel und unnatürlichen Gelüste ihres Gemahls zu vermögen, daß sie ihn in seinem Palaste ermordeten.

## Von Nerva bis Marcus Aurelius.

Der würdige Nerva, der dem Wüthrich Domitian auf dem Throne folgte, und der, wie Titus, auch nur zwei Jahre (96—98 n. Chr.) regierte, nahm sich diesen zum Vorbilde und mühete sich redlich, Rom von alten und neuen Uebeln zu befreien. Er öffnete Unschuldigen die Kerkerthüren, rief Verbannte zurück, erstattete Enterbten, was Domitian ihnen geraubt. Dies nahm die Staatskasse in einer Weise in Anspruch, wie es den Prätorianern nicht behagte, und der milde Fürst sah einen Aufstand sich vorbereiten. Aber wie er dies rechtzeitig erkannnte, erkannte er auch das rechte Mittel, ihm schon im Entstehen zu begegnen. Unter den Prätorianern befand sich ein Heerführer, Ulpius Trajanus, ein Spanier, der sich durch ein wahrhaft königliches Wesen, durch Kraft und Edelsinn in dem Maße auszeichnete, daß ihm allgemein die größte Verehrung gezollt ward. Diesen Trajanus adoptirte er, wodurch er es erreichte, daß die Prätorianer sich ruhig verhielten.

Mit Trajanus (98—117 n. Chr.) bestieg zum ersten Male ein Ausländer den römischen Kaiserthron. Trajan stellte das getrübte Recht des Senats wieder her, gab dem Volke die Wahlfreiheit zurück, schaffte die Hochverrathsgesetze ab, die nur eingeführt waren, um unter dem Scheine des Rechts nach Belieben zu morden und zu rauben. Unerschöpflich war sein Wirken nach allen Richtungen hin. Er bauete Land- und Wasserstraßen, Brücken, Wasserleitungen, richtete neue Postverbindungen ein, verwandelte Sümpfe in fruchtbare Aecker, errichtete Waisenhäuser und ließ 5000 verwaiste Kinder auf seine Kosten erziehen. Unter ihm entstanden in Rom neue herrliche Bauwerke: Tempel, Triumphbogen, Säulengänge und eine öffentliche Bibliothek. Volk und Senat ehrten ihn durch Errichtung einer 117 Fuß hohen Säule, die unter dem Namen Trajanssäule jetzt noch die Bewunderung der Beschauer erregt. Sie ist mit Bildwerken bedeckt, die des Kaisers glückliche Kriegszüge gegen die Dacier und Geten in den Donauländern, gegen die Parther und die Araber darstellen. Auf der Spitze stand die Bildsäule des Kaisers, die später durch die Bildsäule des heiligen Petrus ersetzt wurde. An seinem Hofe herrschten Einfachheit und Prunklosigkeit; seine Erholung von Regierungsgeschäften bestand darin, sich mit edlen, geistreichen Männern zu unterhalten. Das Volk gab ihm in aufrichtiger Liebe den Beinamen: „Der Beste.“ Im Begriffe, Alexander's Indierzug nachzuahmen, ereilte ihn der Tod

in Cilicien. Sein Verwandter und Landsmann Hadrian folgte ihm auf den Thron.

Hadrian (117—138), ein Mann friedfertigen Sinnes, gab die von seinem Vorgänger in Armenien, Assyrien und Mesopotamien gemachten Eroberungen wieder auf, um mit den Parthern Frieden und dadurch für sich die Möglichkeit zu gewinnen, sich den innern Angelegenheiten mit Eifer zu widmen. Mehrere Jahre verwandte er dazu, die verschiedenen Provinzen des großen Reiches auf das Genaueste kennen zu lernen, welchen Zweck er dadurch zu erreichen strebte, daß er sie und zwar zumeist zu Fuß durchreiste. Er rief darnach auch mancherlei heilsame Einrichtungen ins Leben. Seiner Liebe zur Kunst verdankte Rom eine Zahl schöner Bauwerke, unter ihnen das Grabmal des Hadrian, die jetzige Engelsburg. Unter ihm fand, hervorgerufen durch den Umstand, daß auf der geweihten Stelle, auf der sich einst der Tempel Salomo's erhoben hatte, römischer Seits zum Bau eines Tempels des Jupiter geschritten wurde, eine neue, (die letzte) Erhebung des jüdischen Volkes statt. Sie wurde in einem drei Jahre (132—135) währenden Kampfe niedergeschlagen, das Land zur Wüste gemacht. Ueber eine halbe Million Juden verloren dabei ihr Leben, die meisten der das Unglück des Vaterlandes Ueberlebenden wanderten aus. Das war das Ende des jüdischen Staats. Leider trübte wachsende Eitelkeit vielfach die rühmliche Thätigkeit Hadrian's; dieser Fehler bewirkte es, daß in der letzten Zeit seines Lebens ein finsterer Geist des Mißtrauens über ihn kam, der ihn zu Handlungen offenbarer Ungerechtigkeit, ja Grausamkeit hinriß. Die größte Wohlthat, die er seinem Volke erwies, war die, daß er sich den mildgesinnten Antonius zum Adoptivsohn und Nachfolger erkor.

Antonius, mit dem Beinamen „der Fromme" (Pius), von den Einen dem weisen und edelgesinnten Titus gleichgestellt, von Andern noch über diesen erhoben, regierte von 138 bis 161. Ein Vater kann seine Kinder nicht mehr lieben, wie er seine Unterthanen liebte. Von dem Grundsatze ausgehend, „daß er lieber einen Bürger erhalten als tausend Feinde tödten wolle", wies er jede Versuchung, sich kriegerische Ehren zu erwerben, zurück, ließ vielmehr unausgesetzt das Wohl und Glück seines Volkes den Gegenstand seines eifrigsten Nachdenkens sein. Seine Regierungszeit wurde später vielfach das goldene Zeitalter der römischen Kaiserzeit genannt. Dem vortrefflichen Manne gänzlich ungleich an Charakter war seine Tochter Faustina, die er dem edelgesinnten Marcus Aurelius (er hatte sich denselben zum Adoptivsohn

erwählt) zur Gemahlin gab. In Lucius Verus erkor er sich noch einen zweiten Adoptivsohn.

So geschah es, daß nach seinem Tode (161) zwei Kaiser über Rom regierten, Marcus Aurelius und Lucius Verus, Letzterer, ein Mann unedlen Sinnes, glücklicher Weise nur kurze Zeit, da er schon im Jahre 169 starb. Marcus Aurelius, der von 161 bis 180 regierte, führte im Geiste seines großen Vorgängers die Verwaltung des Reiches fort, sah sich aber, ob er gleichfalls ein Freund des Friedens war, genöthigt, zum Schutz der Grenzen die Waffen zu ergreifen. Um die Unterthanen nicht durch Kriegsauflagen zu drücken, verpfändete er seine und seiner Gemahlin Kostbarkeiten. Seine Liebe zu den Wissenschaften, sein sittenstrenges Leben verschafften ihm den Beinamen des „Philosophen auf dem Thron.“ Ein Buch von ihm „An sich selbst“ enthält herrliche Sittenlehren. Marcus Aurelius starb während seines Feldzuges gegen die Markomannen zu Vindobona (Wien).

## Nachblüthe der römischen Literatur.

Die Zeit Roms von Nerva bis Marcus Aurelius wird vielfach insbesondere die Zeit der guten Kaiser genannt; wir wissen aber, daß wir die beiden Flavier Vespasian und Titus den guten Kaisern zuzuzählen haben. Alle diese vortrefflichen Männer vermochten den Fall des Reichs nur aufzuschieben, nicht gänzlich zu verhindern. Es glich ihr Wirken dem Schimmer einer schönen Abendröthe.

Ueber die Ursachen des sittlichen Verkommens der Römer haben wir uns in eingehender Weise mehrfach ausgesprochen. Im Hinblick auf die Zeit der guten Kaiser sei ergänzend Folgendes hinzugefügt. Das größte Unglück für die Römer in dem zuletzt vorgeführten Zeitraum bestand darin, daß sie sich des Uebels, an dem der Staat krankte, nicht bewußt wurden. Wir werden Stimmen vorführen, die aber vereinzelten Aufrufen in der Wüste glichen, von denen die Gesammtheit der Bevölkerung unberührt blieb. Wie war unter dem rastlosen Wirken der guten Kaiser Alles — auf der Oberfläche des Staatslebens — so wohl geordnet! Es war, als seien Lavafelder auf einem vulkanischen Boden in blühende Gärten verwandelt worden, in denen „glückliche Lotosesser“ ahnungslos sich der prangenden Blüthen und der köstlichen Früchte erfreuten. Wie viel Wunder der Kunst schauete das Auge in den Städten, zumal in Rom, der Stadt der Tempel, Paläste und Denkmäler! Und welche Pracht der Sculptur

und Malerei, welcher Reichthum an köstlichen Gewändern, Teppichen, Gefäßen, Geräthschaften aller Art innerhalb der Gebäude! Welch Wohlleben boten die üppigen Badeanstalten (Thermen), welch überraschenden Augenweiden die Theater und Rennbahnen! — O ihr guten Kaiser, wie können wir doch nun unter euch uns unbesorgt den üppigen Freuden des Lebens hingeben! — Das war — genau betrachtet — der Inhalt des Dankgefühls, mit dem die Masse der wohlhabenden Bevölkerung an den guten Kaisern hing. Es war eine neue Fassung des alten Grundsatzes: in Frieden den Raub zu genießen, die übrige Welt nach wie vor als steuerpflichtig anzusehn und die Steuer — je nach Bedürfniß — durch ausgesandte bewaffnete Horden einziehen zu lassen!

Diese Anschauung war der römischen Welt so eingefleischt, daß das, was darüber hinausragte, und was durch eine Kluft davon geschieden im Christenthum zur Erscheinung gekommen war, nur von verhältnißmäßig wenigen Gliedern begriffen ward.

Gedenken wir nun einiger Männer, die durch Worte, wie es von den guten Kaisern durch Thaten geschah, zum Bessern zu wirken, wie auch derer, die das wissenschaftliche Leben wach zu erhalten bemüht waren. Unter den Dichtern sind hervorzuheben Persius, Juvenalis, Martialis und Petronius. Erstere beiden geißelten in Satiren, Martialis in Epigrammen die Schwächen ihrer Zeit, Petronius hielt in romanartigen Darstellungen den Zeitgenossen Spiegel ihrer Sitten vor. Auch der Grieche Lucian, der später auftrat, mühte sich vergebens „durch seine in Witz und Satire gekleideten Schriften die verkehrte Erziehung und Bildung, die überlebten Sitten und Gewohnheiten, die auf Aberglauben und Schwärmerei begründete Religion zu vernichten.“ So wenig wie die guten Kaiser erkannten diese wohldenkenden Männer, wo die wahre Hülfe der Zeit zu finden sei. Außer den Genannten ist von den Dichtern dieses Zeitraums noch hervorzuheben Lucanus, Valerius Flaccus und Silius Italicus. Die Luft der Despotie von der Zeit des Augustus an bis Vespasian entwürdigte die Geschichtsschreibung. Wahrheit zu berichten, war verpönt, niedere Schmeichelei hatte sich des Griffels der Geschichte bemächtigt. Als unwürdige Geschichtsschreiber sind zu nennen Vellejus Paterculus und Florus. Auf einer höhern Stufe stehen Sueton und Curtius. Hoch aber sowohl an Talent als an Gesinnung überragt sämmtliche Geschichtsschreiber dieses Zeitraums der edle Cornelius Tacitus. Er schließt sich den drei großen Geschichtsschreibern der früheren Zeit Sallustius, Cäsar und Livius würdig an, ja er über-

trifft jene Vorgänger noch an politischer Weisheit und Menschenkenntniß. Geboren im Jahre 52, bekleidete er unter den Kaisern Vespasian, Titus, Domitian und Nerva bedeutende Staatsämter, unter dem letztgenannten Kaiser erlangte er sogar die Consulatswürde. Ein erhabener Priester der Wahrheit, mahnt er sein Volk, auf dem betretenen Wege nicht weiter zu wandeln, voll patriotischen Ernstes und Schmerzes verräth er seine Befürchtung, daß Rom früh oder spät germanischer Kraft erliegen werde. Letzteres künden die Worte: Seitdem der Waffenklang der Cimbern und Teutonen zuerst in unsre Ohren klang, sind mehr als zweihundert Jahre verflossen. So lange wird Germanien bekriegt. In diesem Zeitraum viele Verluste von beiden Seiten. Nicht der Samniter, nicht der Karthager, weder Hispanien und Gallien, noch der Parther haben uns öfter aufgemahnt; drohender als des Arsaces Reich ist der Deutschen Freiheit." Bei der Erinnerung an Tacitus möge sogleich des (ebenfalls um die Mitte des ersten Jahrhunderts geborenen) Griechen Plutarch Erwähnung gethan werden. Seine Schrift „Vergleichende Lebensbeschreibungen" ist ein Hauptquellenwerk für die Geschichte des Alterthums. Unter den römischen Geschichtsschreibern der spätern Zeit ragen hervor: Justinus, Eutropius und Ammianus Marcellinus. Als Meister und Lehrer der Beredsamkeit ist Quinctilianus, als berühmter Geograph Pomponius Mela zu erwähnen. Der Philosoph Seneca, der (S. 66) unter Nero sein Leben verlor, hinterließ philosophische Abhandlungen mit reichem Gedankeninhalt. Ein Gleiches ist über die Schriften des jüngeren Plinius zu sagen. Es sind von ihm vorhanden eine Zahl von Briefen belehrenden Inhalts und eine Lobrede (Panegyrikus) auf den Kaiser Trajan. Dessen Oheim, Plinius der Aeltere, der uns eine Naturgeschichte in 37 Büchern hinterlassen hat, gilt als einer der gelehrtesten Naturforscher des Alterthums.

Die vorzüglichsten der genannten Schriftsteller und der guten Kaiser waren Anhänger der Stoiker Epikur und Zenon. Die stoische Philosophie wirkte vereinzelt ganz vortrefflich, für die Gesammtheit des Volkes erwies sie sich als ungenügend. Trefflich schildert Johannes von Müller das Wirken der stoischen Schule im römischen Reiche. Er sagt: „Die Stoiker hätten besser gethan, die Leidenschaften leiten, als sie tilgen zu wollen. Stillstand ist Tod, und eben daß der kolossale Körper des römischen Reiches keine Seele mehr hatte, war der Grund seiner Auflösung. Indem das stoische Gesetz Vorschriften gab, die den meisten Menschen zu hoch sind, veranlaßte es einerseits viele Heuchelei, andererseits, daß man an der

Möglichkeit einer solche Reinheit erfordernden Tugend ganz verzweifelte. Die Weisen waren etwas zu kalt; sie verbreiteten mehr ein helles Licht, als ein die Keime des Lasters verzehrendes Feuer." Was meint Johannes von Müller mit der Seele des Volkes, die abgestorben sei? Für uns kann nur gemeint sein der religiöse Glaube des Volkes, der vom Quell der Kraft im Menschen, vom Gemüthe aus, sein Thun regelt. Wir finden diese unsere Ansicht, die wir Th. I. S. 496 dargelegt haben, in folgendem Ausspruche von C. Schnaase bekräftigt: „Rom fiel, weil sein Schicksal vollendet war, weil die Seele, die den gewaltigen Körper belebt hatte, abstarb. Alles Menschliche besteht nur durch begeisterten, zuversichtlichen Glauben. Sobald dieser wankt, schwindet die Kraft des sichern Entschlusses; die Handlungen werden ohne Wärme und Eifer ausgeführt, die Gebräuche gedankenlos und matt beibehalten. Das Leben weicht allmählich aus dem körperlichen Dasein des Volks, seine Glieder sterben ab, und der Egoismus greift, wie eine zerstörende Krankheit, ungehindert um sich. Der Zerfall des römischen Reichs hatte seinen Grund in den Schicksalen der Religiosität."

## Verfall des Reiches.

Auf Marcus Aurelius folgte eine Reihe schlechter Herrscher, unter denen das Reich seinem Sturz entgegen ging, und deren erster des M. Aurelius Sohn Commodus (180—192) war. Mit gewaltiger Körperkraft begabt, nahm Commodus als „römischer Herkules" an den entmenschenden Spielen des Circus persönlich Antheil, erlegte wilde Thiere, erlegte gelegentlich auch einen und den andern der Fechter, die er zwang, mit stumpfer Waffe gegen ihn zu kämpfen, während er mit scharfer Waffe focht. Die Verwaltung des Reiches beschäftigte ihn nur, wenn es ihm galt, Gewaltthätigkeiten auszuüben, im Uebrigen überließ er sie seinen Günstlingen. Endlich, nachdem er unzählige Unthaten ausgeübt hatte, führten Vertraute von ihm, die ihr Leben bedroht glaubten, einen Ringer an sein Lager, der dem vom Weine trunkenen Tyrannen das Genick brach. Mit Widerstreben nahm Pertinax das ihm dargebotene Diadem an; da er aber den Prätorianern nicht zu Willen lebte, stießen sie ihn im dritten Monat seiner Herrschaft nieder. Darauf verschanzten sie sich in ihrem Lager vor der Stadt und ließen bekannt machen, die Krone solle an den Meistbietenden gegeben werden. Ein reicher Schlemmer, der Senator Didius Julianus, sicherte jedem Prätorianer eine Summe von 1400

Thalern nach unserem Gelde zu. Nachdem er das Geld gezahlt hatte, ward er zum Kaiser ausgerufen. Die Erbitterung der Bürger gegen ihn war so groß, daß man mit Steinen nach ihm warf, wenn er sich auf der Straße sehen ließ. Drei Heere in den Provinzen erklärten sich gegen die von den Prätorianern in Rom getroffene Wahl; jedes Heer wählte einen Kaiser. Nun erfolgte ein mehrjähriger Bürgerkrieg. Septimius Severus ging aus dem Kampfe siegreich hervor; des von den Prätorianern gewählten Julianus bemächtigte er sich ohne Kampf und ließ ihn hinrichten, die übrigen Gegner besiegte er. Des Severus (193—211) liebste Beschäftigung war der Krieg. Er kämpfte siegreich gegen die Parther und drang später in Britanien weit bis in das schottische Hochland ein. Hier ereilte ihn der Tod, nachdem er zuvor seinen von ihm als Nachfolger eingesetzten beiden Söhnen Geta und Caracalla an's Herz gelegt hatte, „die Soldaten allein zu ehren und sie zu bereichern, die übrigen Menschen aber für nichts zu achten.“ Er gilt als der eigentliche Begründer der Militärherrschaft. Der blutgierige Caracalla (211 bis 217), durchbohrte seinen Bruder Geta in den Armen der Mutter, ermordete seinen ehemaligen Lehrer, den Rechtsgelehrten Papinian, weil dieser sich nicht dazu verstehen wollte, den Brudermord zu rechtfertigen, und ließ darauf gegen 20,000 wohlhabende Römer hinrichten, einzig um Mittel zur Befestigung seiner Macht zu gewinnen. Ihn ermordete der Anführer der Prätorianer Macrinus, der sich darauf zum Kaiser ausrufen ließ. Doch noch in demselben Jahre erschlugen diesen seine eigenen Soldaten und erhoben einen Verwandten des Caracalla, den vierzehnjährigen Knaben Bastianus, der Priester des syrischen Sonnengottes war, auf den Thron. Er brachte das syrische Götzenbild, das als der Tonnengott Heliogabal angebetet ward, nach Rom, und so geschah es, daß ein neuer Götzendienst, der mit den gröbsten sinnlichen Ausschweifungen verbunden war, in Rom Eingang fand. Dieser weibische, wollüstige und abergläubische Kaiser, der nach dem Götzenbilde (es war dies ein schwarzer, mit kostbaren Edelsteinen verzierter Stein) Heliogabalus benannt wurde und von 218 bis 222 regierte, ging in Weiberkleidern einher, richtete sich einen Senat von Weibern ein, vergab hohe Staatsämter an Bediente, Kutscher und Tänzer und bewirkte, daß viehische Sinnenlust nun gänzlich Ton des Hofes und der höheren Gesellschaft ward. Die Schamlosigkeiten, die öffentlich ausgeübt wurden, waren so arger Art, daß selbst den entarteten Römern die Schamröthe auf die Wangen getrieben ward.

Seit Hadrian war es Sitte, daß zu Lebzeiten eines Kaisers ein Nachfolger ernannt ward. Der zur Nachfolge Erwählte führte den Titel Cäsar, der Kaiser den besonderen Titel Augustus. Nun war unter Heliogabalus ein Vetter desselben, der dreizehnjährige Alexander Severus, zum Cäsar ernannt worden. Das Volk liebte den gutgearteten Knaben, Grund genug für seinen kaiserlichen Vetter, ihn zu hassen und auf sein Verderben zu sinnen. Ein Mordversuch, den er auf Severus machte, schlug fehl.

Da brach der Aufstand gegen den blutgierigen, frechen Lüstling aus, er wurde in einem äußersten Winkel seines Palastes mit Knütteln erschlagen, sein Leichnam durch die Straßen der Stadt geschleppt und in die Tiber geworfen.

Alexander Severus (222 bis 235), obwohl beseelt von edlen Absichten und berathen von einer verständigen Mutter, vermochte den wachsenden Uebeln im Reiche nicht Einhalt zu thun. Es geschah, daß die Soldaten vor den Augen des Kaisers den Präfecten Ulpian, dessen Strenge ihnen mißfiel, ermordeten, daß zwischen den Bürgern und den Prätorianern ein mehrere Tage währender Straßenkampf stattfand, ohne daß es Severus gewagt hätte, in einem oder dem anderen Falle dem verletzten Gesetze Genugthuung zu verschaffen. Im vierten Jahre seiner Regierung brach ein Krieg an der Ostgrenze des Reiches aus. Die Perser rückten in Parthien ein und stürzten die Herrscherfamilie, der Anführer der Perser, Ardschir Babekan (gewöhnlich Artaxerxes I. genannt) gründete das neupersische Reich, dessen Herrscherfamilie nach Sassan, dem Vater des Artaxerxes I., die der Sassaniden genannt wurde. Es kam zum Kriege zwischen Rom und Neupersien, an dem Severus persönlich Antheil nahm; besondere Erfolge wurden nicht errungen, so daß Severus Kriegslorbeeren nicht heimbrachte. Einige Jahre später brachen Unruhen unter den Völkerschaften der Donau aus. Maximianus, ein Mann von seltener Körperkraft und wildester Tapferkeit, der sich vom Bauer bis zum Feldherrn aufgeschwungen hatte, erwarb sich in den glücklichen Kämpfen gegen die Aufständischen die Bewunderung seiner Soldaten in dem Maße, daß sie sich von ihm zu einem Aufstande gegen den Kaiser, der nach Beendigung des Krieges im Lager erschienen war, verleiten ließen, diesen wie auch seine Mutter, die ihn begleitet hatte, erschlugen und darnach ihren Feldherrn Maximianus zum Kaiser ausriefen. Die Legionen in Afrika dagegen erklärten sich für ihren Feldherrn Gordianus, den auch der Senat bestätigte. Als aber Gordianus sich eben anschickte, Afrika zu verlassen, zwang ihn der Statt-

halter von Mauritanien zu einer Schlacht, in der er fiel. Nun wählte der Senat in Pupienus Maximus und Balbinus zwei Gegenkaiser. Der von den Legionen an der Donau gewählte Maximianus hielt sich drei Jahre lang (235 bis 238). Widerstand, den er fand, hatten seine Härte bis zur Unerträglichkeit gesteigert, und seine Soldaten erschlugen ihn. Darnach erschlugen sie auch die vom Senat erwählten Kaiser und riefen darauf den Enkel des in Afrika gefallenen Gordianus II. zum Kaiser aus. Gordianus III. (235—244) hielt sich einzig und allein durch seinen Schwiegervater, den Präfecten der Prätorianer Misitheus. Als dieser gestorben war, trat der Araber Philippus (der Sohn eines Räuberhauptmanns) in seine Stelle; Philippus nahm den Kaiser gefangen, ließ ihn hinrichten und bemächtigte sich darauf des Thrones. Nachdem er vier Jahre lang (244 bis 249) regiert hatte, erklärten die Legionen, die unter Decius in Mösien kämpften, sich für diesen. Decius brach sogleich gegen Rom auf, Philippus zog ihm entgegen, und es kam bei Verona zu einer Schlacht, in der letzterer besiegt ward. Nach Einigen fiel Philippus in der Schlacht, nach Anderen ward er wenige Tage nach der Schlacht von seinen Soldaten ermordet. Decius (von 249 bis 251) kam in einer Schlacht um, die er den Gothen lieferte, sein Nachfolger Gallus (251 bis 253) wurde von Aemilius, dieser, der nur wenige Monate den Thron inne hatte, von Valerius erschlagen. Das Reich ward unter der Regierung des Valerius (253 bis 260), der sich seinen Sohn Gallienus zum Cäsar erwählte, von den Franken, den Allemannen und den Gothen bedrängt. Valerius kämpfte unglücklich in Syrien gegen die Perser, von denen er gefangen genommen und zehn Jahre lang auf das Schimpflichste behandelt wurde. Gallienus, der nun die Regierung des Reiches übernahm (259 bis 268), that nichts, seinen Vater aus der Gefangenschaft zu befreien. Ebenso verharrte er in schlaffer Unthätigkeit den Angriffen der genannten germanischen Völkerschaften, von denen Grenzprovinzen überschwemmt wurden, wie einer Zahl von Gegenkaisern gegenüber, die im Innern des Reichs sich erhoben hatten. Das Reich gerieth in eine grenzenlose Verwirrung. Die Zahl der Gegenkaiser betrug neunzehn, es wurde aber von späteren Schriftstellern in Hinblick auf ähnliche Zustände Athens ihre Zeit die der dreißig Tyrannen benannt. Die meisten dieser Gegenkaiser trugen den Purpur nur gezwungener Weise, da es ihnen im Hinblick auf den Verlauf der römischen Geschichte seit Commodus (also seit etwa einem Jahrhundert) nicht zweifelhaft war, daß der angelegte Schmuck einer Weihe zu jähem Tode gleichkam.

Auch Gallienus starb eines gewaltsamen Todes, worauf Claudius, den man für den Mörder jenes ansah und der wegen seiner glücklichen Kämpfe gegen die Gothen den Beinamen Gothicus erhielt, den Thron bestieg (268 bis 270). Ihm, der einer ansteckenden Krankheit erlag, folgte Aurelian (270 bis 275). Nachdem Aurelian den Gegenkaiser Tetricus von Gallien besiegt hatte, zog er in das Morgenland, um das von Odenatus, einem zweiten Gegenkaiser, in Syrien gegründete palmyrenische Reich wieder unter römische Botmäßigkeit zu bringen. Nach des Odenatus Ermordung, der sich gegen die Perser siegreich behauptet hatte, herrschte über das genannte Königreich seine Wittwe, die edle Königin Zenobia. Aurelian besiegte sie und führte sie bei seinem Triumph in Rom den Bürgern in goldenen Ketten vor. Seine Truppen, durch seine Härte zum Aufruhr gereizt, ermordeten ihn, worauf der greise Marcus Claudius Tacitus (ein Nachkommen des gleichnamigen großen römischen Geschichtsschreibers) von dem Senate zum Kaiser ernannt wurde (275 bis 276). Dieser verlor auf einem Zuge gegen die Alanen, ebenfalls auf gewaltsame Art, sein Leben. Es folgte ihm auf dem Throne der tapfre Probus (276 bis 282), der siegreich gegen die Feinde stritt, und dem rühmend nachgesagt wird, daß von ihm der Weinbau am Rhein und in Ungarn eingeführt worden sei. Er wurde, als er Hand anlegte, eine bessere Mannszucht unter den Soldaten zur Geltung zu bringen, von diesen erschlagen. Sein Nachfolger Carus regierte zwei Jahre (von 282 bis 284). Er soll von einem Blitzstrahl betäubt und darauf in seinem Zelt von Dienern verbrannt, sein Sohn Numerianus zugleich mit ihm meuchlings getödtet worden sein. Als Mörder des Letzteren, wird dessen Schwiegervater Aper angegeben. Diesen erschlug Diocletian, ein Mann scharfen Verstandes und gewaltiger Thatkraft, welcher, der Sohn eines dalmatischen Sclaven, sich durch seine Tüchtigkeit bis zum Feldherrn aufgeschwungen hatte. Nachdem von ihm des verbrannten Carus älterer Sohn Carius besiegt worden war, ließ er sich zum Kaiser ausrufen und wußte sich einundzwanzig Jahre lang (von 284 bis 305) zu behaupten.

Mit Diocletian war eine gewaltige Macht auf den Thron gelangt, durch die das Reich ein neues Gepräge empfing. Wir sehen unter ihm zum ersten Male den Gedanken an eine Theilung des Reiches auftreten, der später zu voller Geltung gelangte. Um die überall herrschende Anarchie niederzuschlagen, erwählte er sich seinen Freund Maximianus zum Mitregenten. Diesem überwies er das Abendland, während er sich die Herrschaft über das Morgenland,

zugleich aber auch die Oberherrschaft über das ganze Reich vorbehielt. Den Titel Augustus führten Beide; sie wählten sich als Mithelfer noch zwei Cäsaren, Diocletian den Galerius, Maximianus seinen Schwiegersohn Constantius, der den Beinamen Clorus (der Blasse) führte. Diocletian umgab sich mit persischer Hofsitte, führte die kniefällige Begrüßung der kaiserlichen Majestät ein, ja er machte sogar Anspruch darauf, von seinem Volke als olympischer Jupiter geehrt zu werden, und erschien bei feierlichen Gelegenheiten in einer Ausschmückung, die dem Bilde, das er sich von Jupiter machte, entsprach. Die Rechte des Senats, die überdies seit langer Zeit nur Scheinrechte gewesen waren, beseitigte er ganz und führte die nackte Alleinherrschaft ein. Er gab dem Reiche Ruhe, legte aber, endlich gesättigt von der Ueberfülle der Macht, seine Krone nieder und zog sich nach Dalmatien auf das Land zurück. Bald darauf von Maximianus aufgefordert, das Steuerruder des Staates noch einmal zu ergreifen, schrieb er diesem: „Könntest du doch meine Kohlköpfe sehen, die ich mit eigener Hand gepflanzt habe, du würdest gewiß davon abstehen, mir die Last des Regierens so lockend zu schildern!"

## Constantin der Große.

Trotzdem das kaiserliche Diadem entehrt war von so vielen Mördern, die es getragen, befleckt von dem Blute so vieler Gemordeten — es lockte und reizte immer auf's Neue. Lag doch dem, der es gewann, die Welt zu Füßen! Nicht vermag es der Mann des Friedens zu ahnen, welch Flammen und Wogen sich der Herzen derer bemächtigt, in denen die Gier erwacht ist, zu politischer Herrschaft zu gelangen. Nach Diocletian rangen sechs Feldherrn um die Krone; im achten Jahre des Kampfes (313) waren noch zwei derselben vorhanden, Constantin (der Sohn des eben genannten Constantius Clorus) und der mit ihm verschwägerte Licinius. Sie theilten sich nun in die Weltherrschaft derartig, daß Constantin sich das Abendland, Licinius sich das Morgenland nahm; aber auch bei ihnen bewährte es sich, daß Alles, was der Ehrgeizige erringt, nur dazu dient, seine Gier nach Besitz zu erhöhen. Die Verwandtschaftsbanden nicht achtend, bereiteten sich beide Herrscher in der Stille zum Entscheidungskampfe vor. Die Schlacht bei Chrysopolis (323) entschied zu Gunsten Constantin's, der seinen Schwager gefangen nahm. Als Licinius zwei Jahre später einen Aufstandsversuch machte, ließ Constantin ihn aufknüpfen.

Nun war Constantin unbestritten Alleinherrscher. Auf den Umstand, daß politische Erwägungen ihn bestimmt hatten, sich auf die Christen, die im Heere und Volk bereits außerordentlich verbreitet waren, zu stützen, ist oben (S. 88) bereits hingewiesen worden. Es war dies geschehen, als er gegen Maxentius im Felde lag. Später erzählte man, ihm sei am hellen Tage ein Kreuz mit der Unterschrift „In hoc signo vinces!“ (Unter diesem Zeichen wirst du siegen!) am Himmel erschienen, und es sei nach diesem Zeichen ein Kriegsbanner (Laburum) mit einem purpurnen Kreuze in der Mitte angefertigt worden, das, dem Heere vorangetragen, ihn zum Siege geführt habe. Schon dieser Vorgang zeigt, wie er zur christlichen Kirche stand. Von ihrem innersten Geist und Wesen nichts ahnend, galt sie ihm einzig als Mittel, seinen politischen Zwecken dienstbar zu sein. So viel ließ sein staatsmännischer Scharfblick ihn erkennen, daß die gesunderen Kräfte der Nation sich der neuen Lehre angeschlossen hatten, und der Umstand, daß unter den Christen der Grundsatz galt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“, ließ sie als besonders geeignet erscheinen, sich auf sie zu stützen. Darum erhob er auch die christliche Kirche später zur herrschenden Staatskirche, darum verlieh er ihr Reichthum und Macht, darum berief er, wie oben (S. 88) erzählt wurde, die erste Kirchenversammlung und erzwang die Annahme des athanisichen Glaubensbekenntnisses. Aeußerer Sieg des Christenthums und innere Schädigung desselben gingen damit Hand in Hand. Er selbst blieb nebenher, was er gewesen war, der heidnische Oberpriester Pontifex Maximus, daher auch z. B. die Münzen, die er mit seinem Bildnisse prägen ließ, die Zeichen Christi und des Sonnengottes neben einander zeigen. In Rom durften die alten Götter in hergebrachter Weise verehrt werden, sonst sollte im Reiche nur die christliche Religion gelten. Hing er in etwas mit dem Christenthum zusammen, so war es durch das Band des Aberglaubens. Er ließ es sich von christlichen Priestern, von denen er wegen der äußeren Vortheile, die er der Kirche zuwandte, unmäßig gepriesen wurde, gern einreden, daß die christliche Taufe alle Sünden tilge, daher er denn beschloß, erst in der Sterbestunde sich taufen zu lassen, um dadurch Vergebung aller begangenen Sünden und damit Seligkeit sich zu sichern. Inzwischen tauchte er seine Hände, wie er es bisher vielfach gethan hatte, auch weiterhin noch oft genug in Blut, um seinen weltlichen Thron zu befestigen. Schonte doch der abergläubische Tyrann nicht einmal das Leben seiner Gattin Fausta und das seines edlen Sohnes Chrispus!

Auch sein sonstiges Walten im Reiche zeigte es, daß seine Gesinnung von dem Geiste des Christenthums unberührt geblieben war. Er gab dem Reiche in der Erhebung von Byzanz zur Hauptstadt einen neuen Mittelpunkt. Byzanz ward anfangs Neu-Rom, später Constantinopel, d. h. Constantius Stadt genannt. Es läßt sich nicht leugnen, daß Constantinopel durch seine herrliche, zwei Meere beherrschende und zwei Erdtheile verbindende Lage sich besser als Rom zur Hauptstadt des Reiches eignete. Ueberdies erinnerte in Rom jeder Stein an die Vergangenheit, die so vieler Herrscher jähes Aufkommen und jähen Sturz gesehen hatte. Aber noch etwas Anderes war vorhanden, das den Kaiser bestimmte, Rom zu räumen und sich für seinen Herrscherstuhl einen neuen Platz zu erwählen: es war dies die geheime Furcht vor den Germanen, die er mit vielen seiner Zeitgenossen theilte. Diese Furcht stammte, wie wir wissen, schon aus älteren Zeiten her. Die römische Welt ahnte es jetzt lebhafter als früher noch, daß der Westen des Reiches schließlich dem Andrange der Germanen nicht werde zu widerstehen vermögen. Dem östlichen Römerreiche stand freilich auch in den Slaven ein der Zahl nach gewaltiger Feind gegenüber. Dieser Feind aber ward weniger gefürchtet, und der Verfolg der Geschichte wird es lehren, daß die Römer beide Völkerschaften richtig schätzten. Denn während die Germanen, ihre ureigene Kraft bewahrend, mächtig zur Zertrümmerung des westlichen Römerreiches beitrugen, erwies sich später das östliche Römerreich, das unter dem Namen des griechischen Kaiserthums noch eine lange Zeit fortbestand, als stark genug, dem Slaventhum sein Gepräge aufzudrücken.

Constantin's Streben ging nun darauf hinaus, sich mit einem Glanze zu umgeben, wie er der Politik, die gelehrt hatte, die christliche Religion zur Staatsreligion zu erheben, entsprach. Weltlicher Pomp sollte geeint werden mit dem äußern Gepräge christlichen Wesens. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, entfaltete der Kaiser eine unerhörte Thatkraft, und kaum waren einige Jahre vergangen, so zog die neue römische Hauptstadt mit ihren Prachtgebäuden, Märkten, Wasserleitungen, Bädern, Kirchen, Klöstern und den zahllosen geraubten heidnischen Götterbildern, von denen viele in christliche Heilige umgewandelt worden waren, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich. Und in dieser Hauptstadt sah zugleich die Welt einen Fürsten, der da zeigte, wie man es anzufangen habe, um vom Klerus und vom Volke als christlicher Fürst verehrt zu werden und dabei doch bis ins Herz hinein heidnisch sein zu können. Denn welches

neue Gerüst der Fürsten-Verehrung baute dieser Kaiser auf! Sein Regierungssystem, berüchtigt geworden unter dem Namen des Byzantinerthums, war darauf berechnet, asiatische Despotie durch methodische Pflege im Römerreiche in bis dahin noch nicht erhörter Weise herrschend zu machen, die Vergangenheit demnach noch zu überbieten! —

Auch in Rom war schon die Vergöttlichung der Kaiser (s. Th. I S. 517) betrieben worden, aber man hatte die Herrscher doch erst nach ihrem Tode in den Götterhimmel versetzt. In Constantinopel ward die Vergöttlichung auf die noch lebende Majestät ausgedehnt. Nur auf den Knieen durfte der Unterthan sich dem Throne nahen, als hohe Gnade galt es, der kaiserlichen Majestät die Füße küssen zu dürfen. Der Kaiser war der sichtbare Vertreter Gottes auf Erden, sein Amt hatte er unmittelbar von Gott empfangen, daher waren seine Gedanken Gottes Gedanken; an seiner Weisheit zu zweifeln, ward, weil dies zugleich als Zweifel an der göttlichen Weisheit galt, als Gotteslästerung angesehen und bestraft, und er war daher auch für seine Handlungen keinem Menschen, sondern allein Gott Rechenschaft schuldig. Nicht einmal seine Person allein, sondern Alles, was mit seiner Person zusammenhing, ward für heilig erklärt, z. B. seine Kleider, sein Schlafgemach. Ueber die Ceremonien, die ihm gegenüber zu beobachten waren, schrieb Constantin eigenhändig ein umständliches Werk, und erhielten jene die Weihe kirchlicher Satzungen. Indem die von dem Kaiser mit Pfründen und Ehren überhäufte und mit Steuerfreiheit und bischöflicher Gerichtsbarkeit ausgestattete Kirche jenes Verhalten Constantin's mit ihrem Ja und Amen begleite, wiederholte sich in dem Verhalten des weltlichen Kaiserthums und der Kirche gegeneinander die Versuchungsgeschichte, in der die Kirche unterlag. „Das Alles will ich Dir geben", hatte die Kaisermacht gesagt, und die Kirche erniedrigte sich zur Anbetung weltlichen Wesens.*) Nicht die Gesinnung und die blutigen Handlungen des Kaisers, der immer noch das Amt des heidnischen Oberpriesters verwaltete, in Betracht ziehend, sondern einzig im Hinblick auf die weltlichen Vortheile, die er ihr bot, gab die Kirche dem Kaiser den Beinamen des Großen.

In seiner Mutter Helena fand Constantin eine besonders geeignete Förderin der Richtung kirchlichen Wesens, die er in den Dienst seiner Staatspolitik genommen hatte. Helena, die bereits durch die

---

*) Der Kaiser gestattete auch der Kirche, Erbschaften und Legate anzunehmen, und schon fünfzig Jahre später befand sich der zehnte Theil alles Grundeigenthums in geistlichen Händen! —

Taufe in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen worden war, wallfahrtete nach dem neu erbauten Jerusalem, das seit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion in den Augen der Welt wieder eine größere Bedeutung erhalten hatte. Mit Eifer war sie beflissen, die Orte aufzufinden, auf denen sich die wichtigsten Ereignisse des Lebens Jesu zugetragen hatten. Wohl war nach der Zerstörung Jerusalems die Pflugschaar über die Stätte gegangen, jedoch waren Berg, Fels und Thal bestehen geblieben, die Anhaltepunkte beim Aufsuchen jener Orte gewährten. Man fand oder glaubte gefunden zu haben, was man suchte, oder man gab dies vor, und bald erhoben sich Tempel und Kapellen auf verschiedenen Stellen in und um Jerusalem, namentlich erbaute Helena auf der Stelle, die ihr als die Grabesstätte des Heilandes bezeichnet worden war, einen Marmortempel und neben demselben die prachtvolle Kirche der Auferstehung.

Nun richtete sich das Suchen und Finden auch auf Anderes, was mit der Geschichte des Heilandes zusammenhing. Willfährige, denen es um den gewichtigen Beifall der Kaiserin-Mutter, sowie schlaue Betrüger, denen es einzig um Geldgewinn zu thun war, kamen den Wünschen der abergläubischen Frau, die mit Schätzen beladen nach Jerusalem gegangen war, entgegen, und sie empfing u. A. die Treppe, auf der Jesus zum Verhör hinaufgestiegen, den Pfeiler, an den er gebunden worden war, ja es wurde ihr sogar der Stein eingeliefert, auf dem der Hahn stand, den Petrus nach der erfolgten Verleugnung des Herrn hatte krähen hören! — Unter der Thätigkeit industrieller Genies blühte plötzlich ein neuer Industriezweig auf — die Reliquienfabrikation. — Es kamen noch andere Gegenstände zu Tage, die ebenfalls angeblich dreihundert Jahre lang in gesichertem Versteck gelegen hatten, oder die man bei Nachgrabungen gefunden haben wollte: die Krippe, in der das Christkind gelegen, der Tisch, an dem Jesus mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl gehalten hatte, die Nägel, die durch des Heilandes Hände und Füße geschlagen worden, ja auch das Kreuz des Erlösers und die Kreuze der beiden Schächer. Die Inschrift des Pilatus habe gefehlt, erzählte man, und da sei es auf folgende Art herausgebracht worden, welches der drei Kreuze dasjenige sei, an welchem Jesus gestorben sei. Ein Kranker, berührt mit einem Stück eines der Kreuze, sei schwerer noch erkrankt, woraus offenbar geworden, daß man es mit dem Kreuze des Spötters zu thun habe. Ein Stück von dem zweiten Kreuze habe sichtliche Besserung, ein Stück vom dritten Kreuze augenblickliche

Heilung bewirkt. So habe man das rechte Kreuz gefunden. — Bald befanden sich nun Splitter von diesem angeblichen Kreuze Christi in den Händen Tausender, und wenn gesagt ward, es seien der Splitter so viele, daß eine Unzahl von Kreuzen sich aus ihnen zusammensetzen ließe, so erfolgte die Entgegnung: man habe es ja hier mit einem Wunder zu thun, indem das Kreuz, so viel Splitter man auch ihm entnehme, sich immer und immer wieder erneure! — Mit den Nägeln mußte es eine ähnliche Bewandtniß haben, denn auch sie waren in außerordentlicher Zahl vertreten. Heutigen Tages noch wird in der Kirche von Santa Maria Maggiora zu Rom die Krippe und in der Kirche des heiligen Johannes zu Rom der Abendmahlstisch des Heilandes den Gläubigen gezeigt. —

So trübte sich der Glaube an den Heiland der Welt immer mehr, und an die Stelle der Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit trat götzendienerische Anbetung von Reliquien. Bald begann man an die Reliquien mehr zu glauben, als an den Heiland selbst. Sie bewirkten Wunder, ihr Besitz half — wie die Priester lehrten — zur Seligkeit. Das war im Grunde nichts Anderes als ein Abfall von dem wahrhaften Glauben des Christen, der darin besteht, sein Inneres zum Heiligthum der Lehre Jesu zu machen und von dieser heiligen Lehre sein Fühlen und Denken beherrschen und sein Thun leiten zu lassen.

Constantin wußte die Wirksamkeit seiner Mutter für seine politischen Zwecke vortrefflich zu verwerthen. Es erfolgte — von Jerusalem aus — Sendung auf Sendung von Reliquien; er spendete sie den Kirchen und steigerte dadurch noch die ihm schon von der Geistlichkeit so reichlich gezollte Verehrung. Nichts aber charakterisirt seinen Glauben und zugleich auch den Glauben der kirchlichen Würdenträger seiner Zeit, die einen solchen Mann vergöttlichten, deutlicher, als die Art, wie er durch Denkmäler die Stadt ausschmückte. Auf dem Forum erhob sich eine Säule, hundert Fuß hoch, dreißig Fuß im Umfange messend und auf einem zwanzig Fuß hohen Unterbau stehend. Diese mächtige Porphyrsäule hatte Constantin aus Rom holen lassen und ihr die Bestimmung gegeben, eine aus Athen geraubte erzene Colossal-Statue des Apollo (ein Werk des Phidias) zu tragen. Als Sonnengott war Apollo dargestellt, und Constantin fand es für geeignet, das Haupt des Götterbildes mit einem Strahlenkranze zu schmücken, der aus — Kreuzesnägeln gearbeitet war! — Bald galt die Statue als das symbolische Bild Constantin's; denn, ward gesagt, sein Walten erweise sich gleichsam als eine Sonne der

Gerechtigkeit, von deren Strahlen das ganze Reich durchdrungen werde. Ein Doppelstandbild des Kaisers und seiner Mutter hielt ein Kreuz. Auf diesem Kreuze standen die Worte: „Einer ist der Heilige, Einer der Herr, Christus, zur Ehre Gottes des Vaters;" aber in der Mitte war ein Bild der Göttin Rhea angebracht. Auch der Sonnenwagen Apollo's war aufgestellt, in dem man neben dem Sonnengotte eine Glücksgöttin sah, deren Haupt als Schmuck ein — christliches Kreuz trug.

So mischte Constantin in Bezug auf Symbole Heidnisches und Christliches, und der Klerus hatte nichts dagegen, er durfte aber auch nichts dagegen haben, wollte er sich nicht den schwersten Gefahren aussetzen. Hatte Constantin in den Dogmenstreitigkeiten doch gezeigt, daß er der Herr auch über den Glauben sei, indem von ihm die Annahme des ihm genehmen Glaubensbekenntnisses (S. 88) durchgesetzt worden war! Die Geistlichkeit beugte sich vor der Macht eines Mannes, der, wie aus der Hinopferung so vieler Menschen zu ersehen war, vor keinem Mittel zurückbebte, die persönliche und damit die Fürstenmacht auf einen Gipfel zu erheben, wie die persische Despotie sie nicht einmal gekannt hatte. Er gab dem von Diocletian eingeführten Regierungssystem erst die rechte methodische Ausbildung. Die Auszeichnung persönlichen Verdienstes wurde, wie uns Gibbon erzählt, von ihm abgeschafft und an Stelle desselben eine strenge Unterordnung des Ranges und Amtes eingeführt, und dies ging von den titulirten Sclaven, die auf den Stufen des Thrones saßen, bis hinab zu den untersten Werkzeugen willkürlicher Gewalt. „Diese Schaaren knechtischer Abkömmlinge hatten ein Interesse, die bestehende Regierung zu vertheidigen, weil sie fürchten mußten, daß eine Revolution ihre Hoffnungen vernichte und sie um den Lohn ihrer Dienste bringe. In dieser göttlichen Hierarchie (denn so wurde sie häufig genannt) war jeder Rang mit der umständlichsten Genauigkeit bestimmt, und dessen Würde in einer Vielfältigkeit von kleinen und feierlichen Ceremonien entwickelt, die ein völliges Studium zur Erlernung forderten, und deren Vernachlässigung als Gottesfrevel betrachtet wurde. Die vornehmsten Beamten wurden sogar vom Souveräne selbst mit den trügerischen Titeln: Eure Aufrichtigkeit, Eure Gravität, Eure Excellenz, Eure Eminenz, Eure erhabene und wunderbare Größe, Eure durchlauchtige und herrliche Hoheit u. s. w. begrüßt. Ihre Amtspatente waren durch Abzeichen verziert, welche Beschaffenheit und hohe Würde am besten zu erläutern geeignet waren: Standbild oder Potrait; ein Triumphwagen; das Buch der Verordnungen, wel-

ches auf einem mit reichen Teppichen belegten und von vier Wachskerzen erleuchteten Tische stand. Einige dieser Amtszeichen waren auch im Audienzsaale aufgestellt, während andere ihrem pomphaften Zuge vorangetragen wurden, so oft sie öffentlich erschienen. Ein philosophischer Beobachter hätte das Gebäude der byzantinischen Regierung für ein glänzendes Theater halten können, angefüllt mit Schauspielern jedes Ranges und Grades, welche die Sprache ihres ursprünglichen Meisters wiederholten und die Leidenschaften desselben nachahmten." Alle Beamten von hinreichender Wichtigkeit waren genau in drei Klassen getheilt. 1) Die Erlauchten. 2) Die Spectabiles oder Hochachtbaren. 3) Die Clarissimi, welche man durch sehr Ehrenwerthe übersetzen kann. „Der Staat bin ich!" — Das ist nur dem Wortausdrucke nach eine Erfindung des späteren Ludwig XIV.; in der Sache stand Constantin auf dem durch jenen Ausspruch bezeichneten Standpunkt. Alle Beamte waren seiner Person, nicht des Staates wegen da. Als die wichtigste Person der Beamten-Hierarchie galt der Oberkammerherr, der „Vorsteher des heiligen Schlafgemachs."

Das Reich wurde in die vier Präfecturen Orient, Illyrien, Italien und Gallien getheilt. Der Orient umfaßte die asiatischen Länder, Aegypten nebst Libyen und Thrazien; zu Illyrien wurden hinzugerechnet Möfien, Macedonien, Griechenland und Creta, zu Italien die Süddonauländer bis Möfien, die Inseln und die alte Provinz Afrika, zu Gallien gehörten Helvetien, Britanien und Spanien mit den balearischen Inseln.

Willkürlich bestimmte Constantin jährlich die Steuern; das unter dem Namen Kronengold von den Städten früher freiwillig dargebrachte Geschenk ward in eine Pflichtgabe verwandelt. Den Meutereien der Soldaten Einhalt zu thun, verminderte Constantin die Zahl der in den einzelnen Legionen vereinten Truppen, wodurch andererseits die Zahl der Legionen wuchs. Man verstreuete diese Heereskörper nun über das ganze Land, wodurch allerdings die Sicherheit gewonnen ward, daß es nicht leicht zu Aufständen kommen konnte, oder daß vereinzelte Aufstände leicht zu unterdrücken waren.

Als Constantin, 65 Jahre alt, schwer erkrankte und sich dem Tode nahe fühlte, empfing er von seinem Oberhofgeistlichen die Taufe. Man hatte ihm weiße Kleider angelegt, und es wurde ihm versichert, nunmehr sei auch seine Seele schneeweiß und rein von allen Sünden, und er werde eingehen in die ewige Seligkeit. Er that die Taufkleider nicht mehr von sich, starb wenige Tage darauf (337), und in allen Kirchen hallte es wieder von dem Lobe und Ruhme des

christlichen Kaisers, der im Leben der Kirche so unermeßliche Wohlthaten erwiesen, und in der Sterbestunde sich ihrer Gnadenspenden gläubig anvertraut habe.

So geartet war das Walten des ersten christlichen Kaisers, dem eine besondereAufmerksamkeit zu schenken aus dem Grunde als räthlich erscheinen mußte, weil unter demselben sich in Bezug auf die Herrschermacht und die Stellung der christlichen Kirche zum Staate Wandlungen vollzogen und zu einem sich scharf markirenden Abschlusse gelangten, deren Nachwirkung durch Jahrhunderte, ja durch mehr als anderthalb Jahrtausende wir weiterhin bemerken werden. Welche Stellung Constantin der Kirche gab, ist gesagt worden, wie auch, weshalb die Kirche sich mit dieser sie entwürdigenden Stellung abfinden ließ. Es war ein arges Trugspiel, das zwischen Kaisermacht und Kirchenmacht gespielt ward. Die Kaisermacht nahm von der Kirche christlichen Schein, die Kirche ließ sich wissentlich täuschen und nahm dafür weltliche Vortheile. Der christliche Schein ward benutzt zur Erhöhung weltlicher Herrschermacht, und die weltliche Gabe, mit der das wachsende Despotenthum die Kirche bezahlt machte, diente dazu, die Kirche äußerlich zu erhöhen. Indem die Kirche diesen Kaiser glorificirte, bewirkte sie, daß er für die Folge — zum Unheil der Menschheit — das Vorbild für viele „allerchristliche" Majestäten ward.

## Julianus der Abtrünnige (Apostat).

Constantin hinterließ drei Söhne, Constans, Constantin und Constantius. Während er den besten seiner Söhne, den edlen Chrispus, wie oben erzählt wurde, hatte hinrichten lassen, erwiesen jene nach Sinn und Geist sich als echte Nachfolger des Tyrannen. Unter die Söhne und zwei Neffen hatte Constantin kurz vor seinem Tode das Reich getheilt. Dadurch wollte er verhindern, was doch eintrat: Kampf der Söhne um das Erbe! Es konnte dies, einem solchen Vater gegenüber, nicht auffallen. Die Söhne leiteten ihre Herrschaft mit einem Blutbade ein. Es wurden die Soldaten der beiden Vettern gegen diese zum Aufstande aufgereizt. Beide wurden erschlagen und mit ihnen zugleich zwei Brüder des Kaisers und noch fünf nahe Verwandte. Die letztwillige Verfügung des Vaters war damit beseitigt und nun theilten die Söhne das Reich nach ihrem Willen unter sich. Constans nahm die illyrischen und italienischen Provinzen in Besitz, Constantin Gallien, Constantius den Orient, Constantinopel und

Thracien. Nach kurzer Ruhepause brach der Zwist unter den Söhnen aus. Constantin machte noch auf die Provinz Afrika Anspruch und erhob, als er Widerstand bei Constans fand, gegen diesen Krieg. Er wurde ermordet, und nun nahm Constans auch das Erbe desselben in Besitz, ohne sich um die Ansprüche des den Orient beherrschenden Bruders zu kümmern. Constans wurde von dem Präfecten seiner Leibwache, Magnentius, ermordet, der sich darauf als den Erben seiner Macht ansah. Darüber waren seit dem Tode des Vaters dreizehn Jahre vergangen. In dieser Zeit hatte Constantius fast immer im Felde gegen den Perserkönig Sapor II. gelegen. Als nun Constantius vernahm, daß auch sein zweiter Bruder ermordet worden sei, und daß der Mörder desselben sich zum Herrscher des Abendlandes erklärt habe, brach er, die Führung des Krieges gegen Persien einem seiner Feldherrn überlassend, mit einem Heere gegen den Usurpator auf. Magnentius wurde in zwei Schlachten geschlagen, worauf er sich entleibte. Nun war Constantius alleiniger Herr und Erbe des Reiches.

Als die drei Brüder dreizehn Jahre früher ihre Herrschaft mit dem Morde eines ihrer Verwandten eingeleitet hatten, waren zwei Söhne eines derselben, der siebenjährige Julianus und sein um einige Jahre älterer Bruder Gallus, von den Dolchen der Mörder verschont geblieben. Constantius ließ sie auf einem einsam gelegenen capadocischen Bergschlosse erziehen, sich weitere Entschlüsse über sie vorbehaltend. In seinem Kriege gegen die Perser rief er einige Jahre später den älteren der Brüder, Gallus, zu sich, und derselbe erwies sich im Felde als tüchtig. Als Constantius nun gegen den Usurpator Magnentius ins Feld gezogen war, hatte er diesem Gallus den Oberbefehl über das im Felde gegen die Perser stehende Heer übergeben. Gallus mißbrauchte seine Stellung und machte sich arger Grausamkeiten schuldig, ja er nahm die Miene an, als wolle er sich wider Constantius, der inzwischen Herr über Magnentius geworden war, auflehnen. Constantius wandte zunächst List, dann Gewalt gegen Gallus an. Nachdem er die meisten Legionen des morgenländischen Heeres an sich gezogen hatte, beschied er endlich den auf diese Art wehrlos gemachten Gallus vor seinen Richterstuhl. Gallus, der zu spät erkannte, daß er sich hatte überlisten lassen, mußte gehorchen. Der Kaiser ließ ihn hinrichten.

Nun war von dem ganzen Stamme Constantius außer dem Kaiser Constantius nur noch Julianus übrig.

Diesem Julianus haben wir nun unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wie oben schon angedeutet wurde, ward er als Knabe in

Gemeinschaft seines älteren Bruders Gallus in einem capadocischen Bergschlosse als Gefangener festgehalten. Ein christlicher Priester war sein Erzieher. Die Politik trat mit der Forderung auf, Fürsorge zu treffen, daß er, erwachsen, nicht in die Lage komme, den gewaltsamen Tod seines Vaters an den Mördern zu rächen. Darum empfahl es sich, ihn für das priesterliche Amt auszubilden. Ein Gleiches hatte man anfänglich mit Gallus im Sinne gehabt, doch war dieser, wie wir wissen, von Constantius ins Feld gerufen, sogar später mit der Fortsetzung des Krieges betraut worden. Sein weiteres Geschick haben wir kennen gelernt. Ein vollständig Anderer als Gallus, dessen wüstes Wesen dem Erzieher viele vergebene Mühe bereitet hatte, war Julianus. Hoch beanlagt an Geist und Herz, schien er geboren dazu, ein wahrhaftiger Priester Gottes zu werden. Hätte ein Mann von der Bedeutung und dem Charakter des Apostels Johannes ihn kennen gelernt, vielleicht wäre an den Erzieher desselben auch aus seinem Munde das Mahnwort ergangen: Dieses Knaben Seele fordere ich einst von dir! — Aber dieser Knabe hatte frühzeitig einen mächtigen Eindruck empfangen, der ihn zu seinem Unheil dauernd beeinflußte. In seiner Seele stand das blutige Bild seines Vaters, und das Bild wies stumm auf die Mörder hin, die gegenwärtigen Machthaber, die Söhne des von dem Klerus als einen Heiligen dargestellten Constantin den Großen! Und dieser „Heilige" hatte ja auch in seinem Stamme gewüthet, wie die ruchlosen Söhne es später gethan. Das Leben des Heilandes und das jener Männer — welche Gegensätze! — Wären nur die Gegensätze respectirt, wäre somit die Handlungsweise des ersten christlichen Kaisers und seiner Nachfolger in der Beleuchtung des reinen Strahles der ungefälschten Jesuslehre vorgeführt worden, oder hätte wenigstens der Priestermund über die Thaten der Herrscher geschwiegen, so wäre doch das Jesusbild in seinem Rechte, in seiner Glorie vor Julianus bestehen geblieben. Aber indem der priesterliche Lehrer es sich angelegen sein ließ, die Nothwendigkeit der kaiserlichen Henkersthaten zu erweisen, den Majestäten den Schmuck christlichen Wesens vom Haupte bis zum Fuße anzulegen, die Gemordeten (also auch den Vater des Julianus) als todeswürdige Verbrecher darzustellen, machte er das Gemüth seines jungen Zuhörers irre in der Schätzung dessen, in dessen Namen so ruchlos gefrevelt worden war, und dessen Lehren — freilich in ihrer Entstellung — ärgsten Unthaten als Deckmantel dienen mußte. Und als nun der mit reinstem Wahrheitssinn begabte, von Edelsinn durchglühte Jüngling mehr und mehr in das öffentliche Leben hineinschaute, sah er

auch dort Zustände, die nicht geeignet waren, die priesterlichen Versicherungen, das Christenthum sei für das Volk als eine Erlösung zu betrachten, durch den Augenschein zu bekräftigen; er sah, daß das Volk in sündigem Wesen dahin lebte, und daß der Dienst, den die Christen Gott widmeten, nicht in einer Verklärung des Lebens, sondern in der mechanischen Uebung einer Unmasse von kirchlichen Gebräuchen bestand. Außerdem vernahm er theologische Schulgefechte und gegenseitiges Verdammen. Es stritten erbittert gegen einander Katholiken, Arianer, Donatisten, Novatianer, Macedonier, Eunomianer. Man kämpfte um Nebendinge. „Als die Freiheit erstorben war, hatte sich der Egoismus überall an die Stelle der Tugend gedrängt. Der Mann bog den Rücken, der Mund, der früher die Wahrheit gesprochen hatte, bequemte sich zur Lüge, einst tapfere und thatkräftige Geschlechter versanken völlig in Lüste und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich, aus römischen Bürgern ein Heer zusammen zu bringen, das dem Feinde Stand hielt, Barbaren schlugen die Schlachten der Kaiser. Nur in Lustbarkeiten und Sinnengenuß lebte das gefügige, feige und faule Geschlecht." — Und nun versenkte sich der mit glühender Seele den Wissenschaften anhängende Jüngling in die Werke der Dichter und Weisen alter Zeit, und der Umstand, daß sein Lehrer diese Dichter und Weise verflucht hatte, und er sie nur im Geheimen lesen durfte, erhöhte noch den Zauber, den sie sonst schon auf ihn ausgeübt haben würden. Indem er sich mit jenen Werken beschäftigte, schauete er wie aus einer Wüste hinein in eine lachende Landschaft. Er mußte es sich gestehen, daß es Zeiten gegeben habe, die höher standen in Kunst, Wissenschaft, Sitte und Anerkennung der Freiheit als die gegenwärtige Zeit. Welche Bilder der Schönheit boten die Werke Homer's, als welche Fundgruben des reinsten Gedankengoldes erschienen ihm die Werke eines Aristoteles! Welche Gegensätze zwischen den zur Zeit mit Eifer verfochtenen theologischen Systemen und dem in spiegelheller Klarheit vor dem Leser sich ausbreitenden Gedankenfluß eines Platon! — Er kam dahin, daß er alle Uebel der Zeit der Einwirkung des Christenthums zuschrieb, daß er Erlösung nur für möglich hielt, wenn zurückgekehrt würde zu dem Glauben der Väter. Ja, wahrlich, es würde eine Johannesseele, die diesen Jüngling in seiner ursprünglichen Tüchtigkeit kennen gelernt hätte, seinem geistlichen Erzieher gesagt haben: Seine Seele fordere ich einst von dir! — Welch ein Schade war es für die gute Sache, daß diese Seele irre gemacht ward! — Das Gold der christlichen Lehre lernte Julianus nicht kennen, sondern die von heidnischem Wesen entstellte und ver-

hüllte Lehre. Jener Umstand freilich, daß der erste „christliche Kaiser“ seine Hände so tief in Blut getaucht hatte, und daß von den Söhnen desselben ihm sogar der Vater ermordet worden war, trug das Meiste dazu bei, daß er nicht zu klarer Anschauung über das innerste Wesen der Jesus-Lehre gelangte. Immer wieder hielt sein Herz Zwiesprach mit dem blutigen Schatten seines Vaters, und in dem Maße sein Widerwille gegen das Christenthum zunahm, in dem Maße wuchs seine Liebe zum Heidenthum. Wie das Heidenthum in Wirklichkeit war, hatte er nicht kennen gelernt; ihm trat es nur gegenüber in der Verklärung, die es in den Werken großer Dichter und Philosophen oder auch in dem Leben einzelner großen Menschen empfangen hatte. Unter den Nachfolgern Constantin des Großen wurde der heidnische Gottesdienst gänzlich verboten, begann man die Heiden zu verfolgen, wie früher die Christen verfolgt worden waren. Es gereichte eben der christlichen Kirche zu so schwerem Unheil, daß sie so viel heidnisches Wesen aufnahm, neuerdings nun auch die Verfolgungssucht. So kam es, daß Julianus, wollte er bei den Machthabern nicht angeklagt werden, seines Herzens Gedanken verbergen mußte. Hing doch ohnedies das blutige Schwert, mit dem sein Vater schuldlos hingerichtet worden war, auch über seinem Haupte! Als nun zwei der Machthaber durch Mord beseitigt worden waren, und Constantius die Zügel der Herrschaft über das ganze Land ergriffen hatte, ward ihm nochmals von dem Geschmeiß seiner Schmeichler gerathen, nunmehr, nachdem Gallus beseitigt worden sei, sich auch des letzten Verwandten, des Julianus, zu entledigen. Da warf die Kaiserin Eusebia sich zur Schützerin des Jünglings auf. Ueber seinen ehrbaren Wandel inmitten einer verderbten Welt unterrichtet, zollte sie ihm hohe Achtung, und sie stellte ihrem Gemahl vor, wie sehr er im Hinblick auf die vielfachen kriegerischen Verwicklungen, von denen das Reich bedroht sei, eines redlichen Helfers benöthigt sei. Die Perser hatten sich von Neuem erhoben, an der Donau war ein Aufstand der Sarmaten ausgebrochen, Gallien ward von den Franken in Allemannen überschwemmt. Eusebia erreichte nach einigem Widerstande ihr Ziel: Julianus ward an den kaiserlichen Hof berufen. Der jugendliche Mann erzwang sich durch sein gelehrtes Wissen, durch die Klarheit seines Urtheils und durch sein würdevolles Benehmen in dem Maße die Achtung des Kaisers, daß dieser ihm seine Schwester Helena zur Gemahlin gab und ihn zum Cäsar ernannte. Darnach wählte der Kaiser für ihn eine Aufgabe, die einen Prüfstein für seine Treue und Thätigkeit abgeben sollte. Er trug ihm auf, die genannten

germanischen Völkerschaften aus Gallien zu vertreiben. Kurze Zeit darauf stand Julianus, der bisher fast nur hinter Büchern gesessen hatte, im Felde; statt des Griffels hielt er den Feldherrnstab in der Hand. Aber eben so schnell sollte es sich zeigen, daß er ein ganzer Mann war: mit Kraft, Verstand und Hingabe unterzog er sich der ihm gestellten Aufgabe und brachte es zu glänzenden Erfolgen. Er säuberte Gallien von den Feinden und erzwang einen für Rom höchst ehrenvollen Frieden. Das Erreichte war für den Kaiser wohl erfreulich; aber Julian hatte in seinen Augen des Ruhmes zu viel gewonnen; es bemächtigten sich seines Herzens Neid und Mißtrauen gegen den Sieger. Das war von denen vermuthet worden, die ihn kannten, und sie begannen um Julianus besorgt zu werden. Bald erwies es sich, wie berechtigt ihre Besorgniß war. Julianus hatte in Paris seinen Wohnsitz genommen, von wo aus er jetzt eine segensreiche Friedensthätigkeit entfaltete. Da gelangte ein kaiserlicher Befehl an ihn, des Inhalts, er habe dem Kaiser die besten Legionen des gallischen Heeres zuzusenden. Die Krieger erschraken, indem sie sich erinnerten, daß dasselbe Spiel der Anfang des letzten Actes in dem Leben des Gallus gewesen war. Auch diesem war Legion auf Legion abgefordert worden, und dann war gefolgt: Stellung des Entwaffneten vor dem kaiserlichen Gerichtshof, Verurtheilung und Hinrichtung. Die Krieger empörten sich und riefen ihren geliebten Führer zum Augustus aus, Julianus widerstand, nicht zum Schein, sondern mit Ernst. Als aber die Soldaten in der Meuterei verharrten, als sie ankündigten, nur dem Kaiser Julianus, nicht dem kaiserlichen Feldherrn Julianus gehorsam sein zu wollen, erklärte er nachgeben zu wollen. Er ließ dem Kaiser Constantius Kunde von dem Geschehenen zugehen und bot ihm einen billigen Vergleich an. Constantius wies die Anmuthung auf Versöhnung mit Heftigkeit ab und verlangte von Julianus Unterwerfung und Stellung vor seinem Hof. Nun hatte Julianus nur zu wählen zwischen Tod durch Henkershand und Kampf um das ihm aufgedrungene Diadem. Er erklärte sich für Letzteres und brach an der Spitze des Heeres gegen den Kaiser auf. Unterweges überraschte ihn die Kunde, Constantius sei plötzlich gestorben. Das Reich war bewahrt vor dem Geschick des Bürgerkrieges, Julianus damit unbestritten römischer Kaiser.

Dieser Vorgang, der ihn so plötzlich an die Spitze des Weltreichs Rom gestellt hatte, machte auf Julianus den tiefsten Eindruck, machte sein Gemüth entflammen in dem Glauben, er sei von den Göttern bestimmt, der Wiederhersteller der Religion der Väter zu

werden, und er hoffte, diese Religion, unter deren Einwirkung für die Menschheit so große Güter der Kunst, der Wissenschaft, der Gesetze zu Tage gefördert worden waren, werde, in gereinigterer Gestalt wieder aufgerichtet, herrlichere Blüthen noch treiben. Sehen wir von dem großen Irrthum seiner Seele ab, der darin bestand, daß er (wir wissen, aus welchen entschuldbaren Gründen) das herrschende Kirchenthum für das Christenthum hielt, so müssen wir ihn wegen seines Wirkens bewundern. Es war ihm heiliger Ernst bei Allem, was er that. Er richtete die heidnischen Altäre wieder auf, wie er auch die alte Volksfreiheit wieder herstellte, indem er einen neuen Senat wählen ließ, dem er sich als Mitglied einreihete. Den Schwarm müßiggängerischen Hofgesindels, das des Volkes Schweiß verschwendete und nur gehalten ward, dem Throne äußerlich einen hohlen Schein von Größe zu geben, jagte er hinweg und umgab sich mit einer kleinen Zahl redlicher Männer, die eine Ehre darin suchten, für die Wohlfahrt des Volkes thätig zu sein. In der Hingabe für diesen Zweck aber kam Niemand ihm gleich. Mahlzeit und Nachtruhe ward auf das Nothwendigste beschränkt; Räthe und Schreiber mußten nicht selten einander ablösen, während er auf dem Platze aushielt. Trotzdem er selbst das Amt des obersten Priesters verwaltete, gestattete er allen Secten Religionsfreiheit. Er forderte sogar die Juden auf, ihren Tempel wieder aufzubauen. Es wird erzählt, daß auch der Bau begonnen worden sei, daß aber Ausbruch von Feuer aus den Gewölben die Arbeiter erschreckt hätte, und daß in Folge dessen das Werk liegen geblieben sei. Gegen die Christen kehrte er die Waffen des Spottes: erst sei von ihnen der Lehrer von Nazareth zu einem Gott gemacht worden, jetzt betrieben die Oberpriester das Geschäft, Menschen in Heilige zu verwandeln, die, wie auch die Mutter Jesu, die man Mutter Gottes nenne, mehr angerufen würden, als Gott selbst. In auswärtiger Beziehung erwies sich die Fortsetzung des Krieges mit Persien als Nothwendigkeit. An der Spitze eines Heeres drang er in Persien ein, besiegte die Perser in einer Schlacht, mußte aber darauf, da es ihm an Lebensmitteln zu fehlen begann, umkehren. Der Rückzug wurde unter fortgesetzten, von den Persern ausgehenden Angriffen ausgeführt. Bei einem Gefecht führte ihn Kühnheit Allen voran. Da wurde er durch einen Speerwurf getödtet (336). Julianus hatte nur zwanzig Monate regiert. So redlich hatte er in seiner Weise als Herrscher seine Pflicht gethan, daß selbst viele Christen ihm Anerkennung zollten. „Er war“, sagt ein christlicher Dichter, „der tapferste Führer der Heere, der verdienteste Wieder=

hersteller der Gesetze, mit Hand und Mund für die Wohlfahrt des Reiches thätig, jedoch nicht für die Religion." Unser Gewährsmann hat ausschließlich die christliche Religion im Sinne. Der Klerus rächte sich nach seinem Tode an ihm damit, daß er ihn den Abtrünnigen (apostata) nannte. Daß Julianus dem herrschenden Kirchenthume abtrünnig geworden war, gereichte ihm zu großer Ehre; dem Christenthume selbst ist er nicht abtrünnig geworden, weil er dasselbe leider in seiner beseligenden Tiefe und Herrlichkeit nie kennen gelernt hatte. Genau betrachtet, war die Kirche von ihm um des Heidnischen willen bekämpft worden, das gerade in dem Römerreiche sich ihr angesetzt hatte. „Es waren aus dem entarteten Römerreiche der prunkvolle Kultus, die glänzenden Feste, die schwärmerische (mystische) Philosophie und die schwulstige Rhetorik und Sophistik in die christliche Kirche übergegangen." Was darunter lag, sah und erreichte Julianus nicht; trotz der Fehler der Kirche eroberte das christliche Leben die Herzen der Menschen und hielt sie fest. Um die neu aufgerichteten heidnischen Altäre schaarten sich auch Menschen, aber Julianus hatte nur ein letztes Aufflackern des Heidenthums hervorzurufen vermocht. Nach seinem Tode schwand es im Römerreiche für immer hin.

---

# Die Völkerwanderung.

## Völkerbündnisse der Germanen.

Ehe wir zur Schilderung des großen Vorganges übergehen, der unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt ist, empfiehlt es sich, über die örtliche Stellung der germanischen Völkerschaften, wie der Beginn der Völkerwanderung diese vorfindet, ein kurzes Wort zu sagen.

Während die erste geschichtliche Zeit uns eine große Zahl von Volksstämmen (s. S. 29) vorführt, verschwinden die Namen derselben im Laufe des zweiten Jahrhunderts, um den Namen der großen Völkerbünde Platz zu machen. Der gemeinsame Feind bewirkte diese Vereinigung zu größeren Gruppen. Es traten bei Beginn des dritten Jahrhunderts vier Völkerbündnisse auf: die Allemannen zwischen Rhein und Donau, später auch am Oberrhein und Neckar; die Franken nördlich daran am Mittel- und Unterrhein; die Sachsen in Niederdeutschland östlich bis zur Elbe; endlich die Gothen, von den Ufern der unteren Donau und des schwarzen Meeres sich weit nach Nord und Ost ausbreitend.

In der Gesammtheit nahmen diese vier Völkerbünde den dritten Theil von Europa ein: fast das ganze neuere Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland, die Provinz Preußen und den größeren Theil von Polen.

Der Bund der Allemannen hatte sich in den Ländern am Main aus den Tenchtherern, Usipiern und kleineren Völkern im Norden des Odenwaldes gebildet. Die kriegerischen Allemannen brachen häufig verheerend in Gallien ein.

Der Bund der Franken oder Freien war hervorgegangen aus dem Zusammentritt der Cherusker, Chaucer, Katten u. A. Auch die Franken suchten Gallien oft schwer heim, sie streiften sogar bis nach

Spanien. Indem sie später in Gallien festen Fuß faßten, empfing dasselbe von ihnen den Namen Frankreich.

Zu dem Völkerbunde der Sachsen gehörten u. A. die Cherusker, die Angrivarier, die Chaucen.

Der zahlreichste Stamm der vier Völkerbünde war der der Gothen; sie schieden sich in Ost- und Westgothen. Unter den germanischen Völkerschaften wurde ihnen zuerst das Christenthum zugeführt. Es geschah dies durch den Bischof Ulphilas oder Vulfila (d. i. Wölflein), der auch die Bibel ins Gothische übersetzte. Nur die Bücher der Könige wagte er nicht dem Gothenvolke in einer Uebersetzung darzubieten, weil er fürchtete, es möchte die Uebersetzung das kriegslustige Volk nur noch unbändiger machen. Ulphilas starb 388. Von der Handschrift haben sich die vier Evangelien erhalten, die unter dem Namen „Das silberne Buch" (wegen der silbernen Lettern) heut noch — anderthalb Jahrtausend nach ihrem Entstehen — in Upsala in Schweden vorhanden sind, wohin sie im dreißigjährigen Kriege aus der Abtei Werden verschlagen wurden. Das silberne Buch ist das älteste Denkmal deutscher Sprache. Da es dem Leser sicherlich angenehm ist, den Wortausdruck der deutschen Sprache jener Zeit kennen zu lernen, geben wir es aus dem silbernen Buche:

Atta unsar thu in himinam. veihnai namo thein. quimai thiudnassus theins. vairthai vilja theins, sve in himina, jah ana airthai. hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga; ja aflet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns in fraistubnjai. ak lausei uns af thama ubilin. unte theina ist thiudangardi ja mahts jah vulthus in aivins. amen.

Die oben genannten vier Völkerbünde waren dazu bestimmt, die Zertrümmerung des Römerreichs bewirken zu helfen. Bei erstem Betracht dieses Vorganges drängt sich die Frage auf: Wäre es nicht heilsamer für die Menschheit gewesen, wenn das Römerreich, nachdem in demselben das Christenthum herrschend geworden war, seinen Bestand behalten hätte? Ein Wort v. Sybel's möge hierauf als Antwort gelten: „Dort (im Römerreich) verödete Aecker, die der Menschheit harren, hier (in Germanien) eine Völkermasse, der in jedem Jahre ihr Acker zu enge wird. Dort Abnahme der kriegerischen Kraft, Versiegen der Volkssubstanz, düsterer Lebens- und Weltüberdruß, hier frische Freudigkeit an Kampf und Ruhm, an Genuß und Natur, an Gefahr und Erfolg. Dort eine weite, formale Bildung, hier eine unbegrenzte Bildungslust und Fähigkeit. Dort eine an

ihrer Allmacht absterbende, in ihren Rechtsformen beispiellos entwickelte Monarchie, hier ein starker Freiheitssinn, der nur der politischen Schule bedurfte und nach politischer Form hindrängte. Dort eine ausgebildete Kirche, auf den tiefsten sittlichen Principien ruhend, zur sittlichen Erziehung wie keine andere geeignet, aber damals ohne sittlich brauchbare Menschen; hier ein starkes und keusches, sonst aber weltfrohes und in seinen Leidenschaften unbändiges Geschlecht, welches von der Kirche eine heilsame Zucht erwartete und ihr dafür, als gleichwerthige Gabe, eine freudige Erfrischung entgegen bringen konnte." Als es den Römern immer schwerer wurde, sich des Germanenfeindes zu erwehren, gaben sie ihm Platz in ihren Heeren, indem sie seine beste Manneskraft in Sold nahmen. Das war für sie der Anfang des Endes, denn damit öffneten die Römer, wie wir sehen werden, dem Feinde Thor und Thür.

## Erstes Auftreten der Hunnen.

Die Völkerwanderung! Immer noch wird uns vielfach in Geschichtswerken die Ansicht entgegen gebracht, als sei die Völkerwanderung erst durch das Erscheinen der Hunnen in Europa hervorgerufen worden. Das ist ein Irrthum. Die Bewegung der Völkerwanderung umfaßt einen Zeitraum von Jahrhunderten; schon der Zug der Cimbern und Teutonen (113 bis 101 v. Chr.) gehört in diesen Kreis. Das Erscheinen der Hunnen giebt dem letzten Akt der Völkerwanderung den gewaltigen Anstoß. Die Völkerwanderung beginnt demnach nicht Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts, sondern sie gelangt um die letztere Zeit zu ihrem Ziele. Die bewegenden Ursachen des mit jenem Namen bezeichneten Vorganges, so weit sie die Germanen betreffen, sind in den Schilderungen germanischer Völkerschaften bereits angedeutet worden; Gustav Freitag faßt sie in folgenden Worten zusammen: „Die Germanen wurden aus der Heimath aufgestört und in den Kampf gegen die antike Welt geworfen durch die Ueberzahl der Bevölkerung und durch die Ordnung ihrer Landwirthschaft, durch den Einfluß ihrer Häuptlinge und Fürsten und durch die wilde Poesie der Gefolgschaften, endlich durch die Lockungen römischer Kultur. Es war ein schweres Erdenschicksal, welchem die Nation in jugendlicher Kraftfülle entgegenging. Kein Zeitraum der Vergangenheit regt noch jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden, so starkes Schmerzgefühl auf, als die Periode des Römersturzes und der beginnenden Germanenherrschaft in den Ländern alter Kultur. Die

große Hälfte einer hochbegabten Nation sollte untergehen, damit der Rest ihrer Stammgenossen die Erbschaft des Alterthums antreten dürfte. Und dies Erbe selbst, wie sehr mußte es zerschlagen und verwüstet werden, bevor der letzte Bruchtheil den Ueberlebenden zu Gute kam! Zuerst fraß das Schwert der Römer, dann brachte ihre Kultur und verdorbene Sittlichkeit den Eroberern Untergang, bis allmählich die antiken Ueberlieferungen so klein wurden, so unschädlich und so dem deutschen Wesen angepaßt, daß der Germane damit hauszuhalten vermochte. Theuer wurden die Anfänge der Bildung, in welcher wir aufblühen, mit dem Blute unserer Ahnen bezahlt."

Tief aus Asien kam (375) das zahlreiche, der mongolischen Rasse angehörige Reitervolk der Hunnen, um sich in Europa neue Wohnsitze zu erkämpfen. Der römische Kriegsmann Ammianus Marcellinus giebt uns von den Hunnen folgende Schilderung: Die Hunnen übertreffen Alles, was man sich nur als barbarisch und wild vorstellen kann. Mit eisernen Werkzeugen durchfurchen sie die Backen ihrer neugeborenen Knaben, damit die Barthaare durch die Narben unterdrückt werden. Ihr untersetzter Körper mit außerordentlich starken Gliedern und einem unverhältnißmäßig großen Kopfe giebt ihnen ein monströses Aussehen: man könnte sie Thiere auf zwei Beinen oder Abbilder jener schlecht zugehauenen Holzbilder nennen, mit denen man die Brückengeländer schmückt. Ueberhaupt sind sie Wesen, die mit einer menschlichen Gestalt versehen, im Zustande der Viehheit leben. Zur Zubereitung ihrer Speisen kennen sie weder Gewürz noch Feuer; Wurzeln von wilden Pflanzen und rohes Fleisch, daß sie zwischen ihren hölzernen Sätteln und dem Rücken ihrer Pferde mürbe machen, bilden ihre Nahrung. Sie wissen nichts von dem Gebrauche eines Pfluges, auch bewohnen sie weder Häuser noch Hütten; denn jede Mauereinschließung erscheint ihnen wie ein Grabmal, weshalb sie sich auch unter einem Dache nie in Sicherheit glauben. Fortwährend durch Berge und Thäler schweifend, verändern sie unaufhörlich ihre Wohnplätze, oder vielmehr sie haben deren keine und sind deshalb von Jugend auf an alle Uebel, an Frost, Hunger und Durst gewöhnt. Ihre Heerden folgen ihnen auf ihren Wanderungen und ziehen die Karren, in denen ihre Familien eingeschlossen sind. Hier spinnen und nähen die Weiber die Kleider der Männer; hier bringen sie ihre Kinder zur Welt und erziehen sie bis zur Mannbarkeit. Fragt diese Leute, woher sie kommen, wo sie geboren sind, sie werden es euch nicht sagen können; sie wissen es nicht. Ihre Kleidung besteht in einem einzigen leinenen Unterkleid und in einem Mantel von

an einander genähten Ratten- und Mäusefellen. Das Unterkleid ist von dunkler Farbe und verfault an ihrem Leibe; sie wechseln es nicht, wenn es nicht von ihnen abfällt. Ein platter Helm und Bockfelle, die um ihre haarigen Beine gerollt sind, vervollständigen ihren Anzug. Ihre Fußbekleidung, die ohne Form und Maaß zugeschnitten ist, hindert sie so, daß sie nicht marschiren können, weshalb sie auch durchaus unfähig sind, als Fußgänger zu kämpfen, während man sagen könnte, daß sie auf ihren kleinen, häßlichen, aber unermüdlichen und blitzschnellen Pferden wie angenagelt sitzen. Zu Pferde bringen sie ihr Leben zu, bald rittlings, bald seitwärts sitzend wie die Frauen; hier halten sie ihre Versammlungen ab, kaufen ein und verkaufen, essen und trinken und schlafen selbst auf den Hals ihrer Pferde hingebeugt. In die Schlachten stürzen sie sich, auf den Antrieb ihrer Häuptlinge, ohne Ordnung und Plan und werfen sich unter Ausstoßung eines fürchterlichen Geschreies auf den Feind. Finden sie Widerstand, so zerstreuen sie sich, um jedoch mit dem nämlichen Ungestüm zurückzukehren, wobei sie Alles, was ihnen auf ihrem Wege begegnet, über den Haufen werfen und niederreiten. Indessen wissen sie weder einen festen Platz zu erstürmen, noch ein verschanztes Lager einzunehmen. Nichts gleicht der Gewandtheit, mit welcher sie in außerordentlichen Entfernungen ihre mit spitzen Knochen versehenen Pfeile abschießen, die eben so hart und mörderisch wie eiserne sind. Im Handgemenge kämpfen sie mit einem Schwerte, das sie in der einen Hand halten, und mit einem Strang, den sie in der andern führen, und womit sie ihren Feind, während er ihre Hiebe zu pariren sucht, umwickeln. Die Hunnen sind unbeständig, treulos, unstät wie der Wind, ganz von der Wuth des Augenblicks fortgerissen. Eben so wenig wie die Thiere wissen sie, was ehrbar und anständig ist. Ihre Sprache ist undeutlich, verworren. Wie das unvernünftige Vieh kennen sie keinen Unterschied zwischen der Tugend und dem Laster; von Glaube und Religion haben sie keinen Begriff. Ihre vorherrschende Leidenschaft ist Gier nach Gold. — So Marcellinus, der seine Berichte meist unter dem Kriegszelte schrieb.

Den Eindruck, den das nach Körper und Geist abschreckend häßliche Volk auf die römischen und germanischen Völkerschaften hervorbrachte, läßt deutlich die Sage von ihrer Abstammung erkennen, die im gothischen Volk entstand. Es seien zur Zeit des fabelhaften Königs Filimer eine Zahl von Frauen, die man für Zauberinnen gehalten habe, tief nach Scythien hinein verbannt worden; dort seien diese verfluchten Frauen mit unreinen Geistern zusammengetroffen,

hätten sich mit ihnen vermischt, und es sei aus dieser Verbindung das scheußliche Volk der Hunnen entsproßen: eine Art von Menschen, erzeugt im Morast, klein, hager, scheußlich anzusehen.

Geführt von ihrem Könige Balamir, überschritten die Hunnen plötzlich die Donau und überwältigten das Hirtenvolk der Allanen, das sich darauf, uraltem Gebrauch nomadischer Völkerschaften entsprechend, dem Sieger anschloß, um dadurch gänzlichem Verderben zu entgehen.

Nun warf sich die vereinte Macht auf das Ostgothenreich, das ruhmreich regiert ward von dem König Hermanrich, der 110 Jahr alt war. Hermanrich verlor gegen sie zwei Schlachten, seine alten Wunden brachen auf, und da er weder fliehen, noch sich als besiegt erklären wollte, durchstach er sich mit dem Schwert das Herz. Darauf kündigten die Ostgothen dem Feinde ihre Unterwerfung an und stellten sich, wie es die Allanen gethan, unter die Führung des Königs Balamir.

Nun hatten die Westgothen den Anlauf des furchtbaren Feindes zu erwarten. Sie waren zahlreich und wären wohl vermögend gewesen, den Hunnen den Sieg streitig zu machen, wenn sie nur zusammengehalten hätten. Unter ihnen herrschte zur Zeit aber der heftigste Glaubenszwiespalt. Auf Einwirkung des frommen Ulphilas hatte ein Theil des Volkes das Christenthum angenommen, ein eben so großer Theil hing noch an dem Glauben der Väter. Daher ward gar kein Versuch zu einer Verständigung, dem Feinde gegenüber, unternommen, man dachte vielmehr daran, ihm auszuweichen. Während der heidnisch gesinnte Theil der Gothen unter Führung Athanarich's nach Siebenbürgen zog, sandten die Führer der christlichen Gothen, Fridighern und Alavia, zum Kaiser Valens*), der sich in Kleinasien befand, und ließen diesem die Bitte vortragen, ihnen jenseit der Donau ein Landgebiet zur friedlichen Ansiedlung zu überweisen. Zustimmung erhoffend, zogen sie bis zur Donau und lagerten sich auf dem linken Ufer derselben. Nach langem Harren ward

---

*) Nach dem 363 erfolgten Tode des Julianus hatten die Legionen den Anführer der Haustruppen Flavius Jovianus zum Kaiser ernannt, und es war nach dem darauf erfolgten Tode desselben Flavius Valentianus (auch er war Anführer der Haustruppen) von den Legionen zum Kaiser ausgerufen worden. Valentianus hatte seinen Bruder Valens zum Mitkaiser angenommen und ihm den Orient übergeben, und dieser Valens war es, an den die Gothen sich gewandt hatten. Ein Jahr darauf war sein Bruder Valentianus gestorben, und die Herrschaft über das Abendland war an den Sohn desselben, Gratianus, übergegangen.

ihnen eine Botschaft, die von der Verderbtheit der römischen Politik ein neues Zeugniß ablegte. An die Genehmigung ihrer Bitte waren Bedingungen geknüpft. Es sollten u. A. die Frauen und Kinder der vornehmen Gothen zuerst über den Fluß gesetzt und als Geißeln in entfernte Städte gebracht werden. Da der Feind nahe und für den Widerstand keinerlei Vorbereitung getroffen war, so blieb den Gothen keine Wahl, und die entwürdigendsten Bedingungen wurden angenommen. In Hast ward die Ueberfahrt ausgeführt. Die Römer erschraken, als sich ergab, daß die Gothen etwa 200,000 streitbare Männer zählten. Nun erfolgte eines jener widerwärtigen Schauspiele, durch das die neuen christlichen Kaiser und ihre Helfer den Namen des Christenthums so arg schändeten. Wie anders würde sich Julianus gegen ein bedrängtes, ihn um Gastfreundschaft angehendes Volk verhalten haben! Als die Frauen und Kinder der vornehmen Gothen besonders gestellt waren, fiel der Schwarm der römischen Beamten plötzlich über sie her, wie Geier sich auf eine Beute stürzen. Ein Zeitgenosse berichtet darüber: Jeder nahm sich seinen Theil nach seinem Geschmack: der Eine eignete sich eine große starke Frau, der Andere ein junges blondes Mädchen mit blauen Augen zu; die Kuppler waren auch da und machten Geschäfte für die Orte der Schmach. Man nahm schöne junge Knaben hinweg und führte sie in die Schande und in die Knechtschaft. Andere, Geringere, die das Land zu bebauen hatten, bemächtigten sich der starken Männer und sendeten sie als Hörige und Kolonisten auf ihre Besitzungen. Der ausdrückliche Befehl, die Waffen niederzulegen, ward nirgends befolgt; die römischen Beamten drückten für Geld die Augen zu, und der Gothe hätte in seinem wilden Stolz lieber Alles, was er besaß, sein Geld, sein Weib, sein Pelzwerk und die mit doppelten Franzen besetzte Decke, mit welcher er Staat machte, hingegeben; Viele blieben daher bewaffnet. Die Lebensmittel, die unter die Einwanderer vertheilt werden sollten, waren durch die Betrügerei der Aufseher während des Transports verdorben; auch waren sie nicht in hinreichender Menge vorhanden. Man spekulirte jetzt auf den Hunger der Fremdlinge; das Fleisch der unreinsten Thiere ließ man sich mit Geld aufwiegen.

Die Gothen widerstrebten nicht, da sie, von der Noth gedrängt, den Bedingungen zugestimmt hatten, denen römische Arglist jetzt freilich die übelste Deutung und Anwendung gab. Als aber ihre Führer Fridighern und Alvavia von den Statthaltern, die sie zum Gastmahle geladen hatten, mit Meuchelmord bedroht wurden, dem sie sich

nur mit Noth entzogen, machte sich der Ingrimm gegen die Römer in furchtbarer Weise geltend. Von Fridighern zum Rachekampfe aufgerufen, verheerten die Westgothen das Land weithin und zahlten hundertfach zurück, was sie erduldet. Es rückten neue gothische und auch hunnische Heerhaufen über die Donau nach und schlossen sich Fridighern an, um an der Rache und der Beute Theil zu haben. Ein Römerheer, das von dem Statthalter gegen den furchtbaren Feind geführt ward, wurde vollständig zersprengt.

Als Valens in Kleinasien vernahm, zu welchen Folgen seine Anordnungen geführt hatten, eilte er nach Constantinopel. Er hatte seinen Neffen, den Kaiser Gratianus, um Sendung einer Hülfsmacht gebeten. Von dem Geschrei des Volkes bestimmt, beschloß er jedoch, mit der Macht, die ihm zu Gebote stand, ohne Zeitverlust gegen den Feind zu ziehen. Bei Adrianopel ward einen ganzen langen Tag hindurch gestritten (318). Die Gothen warfen Feuer in ein zur Seite der Römer sich befindendes Gestrüpp. Bald waren diese auf einer Seite von einem Feuermeer umgeben, das ihnen Rauch und Hitze zutrug. Sie wurden vollständig geschlagen; die Trümmer des Heeres flohen bei anbrechender Nacht. Valens erreichte verwundet eine Hütte. Ohne zu ahnen, wen sie barg, zündeten nachjagende Gothen die Hütte an, und Valens kam in den Flammen um. Nun schalteten die Gothen in Thracien und Macedonien gänzlich nach Gutdünken bis (ein Jahr später) Theodosius sie zu versöhnen wußte, indem er ihnen einen Landstrich in Thracien einräumte.

## Theodosius der Große.

Theodosius ist der letzte der großen römischen Kaiser. Wir haben zunächst von ihm Folgendes nachzuholen. Er, ein Spanier von Geburt, zeigte schon als Jüngling, daß er seinem trefflichen Vater an Geist und Charakter gleiche. Der Vater (er hieß ebenfalls Theodosius) war Feldherr gewesen, und Gratianus hatte ihn auf die haltlosesten Anschuldigungen hin in Karthago enthaupten lassen, worauf sein Sohn Theodosius vom öffentlichen Leben zurückgetreten war. Als nun Valens im Morgenlande in seinem Kampfe gegen die Gothen Schlacht und Leben verloren hatte, bot Gratianus dem Theodosius die Herrschaft über das Morgenland an, und derselbe entzog sich dem Rufe nicht. Seine staatsmännische Tüchtigkeit bewährte sich alsbald. Es gelang ihm nicht nur, wie oben schon angedeutet wurde, die Gothen zu beruhigen, er gewann sie weiterhin

auch zur Bundesgenossenschaft, und es traten 40,000 Gothen bei ihm in Dienst, die in seinen folgenden Kämpfen sich als seine Hauptstütze bewährten.

Im Abendlande fanden neue Umwälzungen statt. Gratianus hatte anfangs mit Eifer seinen kaiserlichen Pflichten zu genügen gestrebt. Er war siegreich gegen die in Gallien eindringenden Allanen gewesen, auch war es ihm gelungen, die Donaugrenze zu sichern. Nach diesen Erfolgen erschlaffte er und ergab sich (zu Trier, woselbst er seinen Hof hielt) einem müßiggängerischen, schwelgerischen Leben. Dies bestimmte die in Britannien stehenden Legionen, ihren Anführer Maximus zum Kaiser auszurufen. Maximus zog nach Gallien und lieferte dem Kaiser Gratianus bei Lyon eine Schlacht. Gratianus verlor die Schlacht und ward auf der Flucht erschlagen (383). Einige Jahre früher hatte Gratianus seinem Bruder Valentianus Italien, Illyrien und Afrika gegeben. Als nun Maximus siegreich bei Lyon gewesen war und die Herrschaft über das Abendland für sich in Anspruch nahm, ließ Theodosius ihm sagen, er wolle ihn als Kaiser des Abendlandes anerkennen, wenn er verspreche, den jungen Valentianus in dem Besitz der genannten Länder zu lassen. Maximus sagte zu, bald jedoch brach er in feindlicher Absicht in Italien ein. Valentianus floh mit seiner Mutter Justina und seiner schönen und geistreichen Schwester Galla zu Theodosius und flehte diesen um Beistand an. Zunächst gewann Theodosius sich der schönen Galla Herz und Hand, worauf er zu Gunsten seines Schwagers gegen Maximus ins Feld zog. Maximus ward geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet (388). Nun gab Theodosius seinem Schwager Valentianus II. die Herrschaft über das Abendland und stellte ihm den Franken Arbogastes als Oberfeldherrn zur Seite. Dieser war in seinem Amte tüchtig, da er aber zu selbstherrlich waltete, sprach Valentianus seine Absetzung aus. Dies führte zu einem Aufruhr, in welchem Valentianus ermordet wurde. Arbogastes war damit thatsächlich zur Herrschaft über das Abendland gelangt. Da er fürchtete, die Römer möchten den Besitz des Diadems einem Fremdlinge mißgönnen, setzte er den Geheimschreiber Egenius zum Kaiser über das Abendland ein. Doch war Egenius nur dem Titel nach Kaiser, während Arbogastes die Macht behielt.

Inzwischen hatte Theodosius seine Heerkraft gesammelt, und er zog nun herzu, um die Ermordung seines Schwagers zu rächen. In seinem Heere befanden sich die Gothenfürsten Gainas und Alarich und der Vandalenfürst Stilicho. Arbogastes hatte seine Heermacht

ebenfalls durch Herbeiziehung germanischer Völkerschaften verstärkt. Unweit Aquileja kam es zu einer höchst blutigen Schlacht, die während einer Sonnenfinsterniß geschlagen wurde. Theodosius gewann den Sieg, Egenius, der in Gefangenschaft gerieth, ward hingerichtet, und als Arbogastes darauf sehen mußte, daß die Trümmer seines Heeres zu Theodosius übergingen, tödtete er sich selbst.

Durch diesen Sieg gelangte Theodosius zur Alleinherrschaft über das ganze römische Reich (394).

Aber schon im folgenden Jahre (395) starb Theodosius. Nach seiner Bestimmung wurde das Reich unter seine beiden Söhne Arcadius und Honorius getheilt, ersterer erhielt den östlichen, letzterer den westlichen Theil. Als Hauptgrenze zwischen beiden Reichen ist das adriatische Meer zu betrachten. So entstanden ein morgenländisches (oströmisches) und ein abendländisches (weströmisches) Kaiserthum, und weil in dem ersten die griechische Sprache, in dem zweiten die lateinische Sprache die herrschende war, so wurde jenes auch das griechische, dieses das lateinische Kaiserreich genannt.

Das abendländische oder lateinische Kaiserreich erhielt sich, wie wir sehen werden, nur noch kurze Zeit (bis 476); es erlag den Streichen germanischer Völker. Das griechische Kaiserthum setzte sein trauriges und einförmiges Dasein noch ein Jahrtausend fort, indem es erst im Jahre 1453 zusammenbrach.

## Alarich. Radigast. Geiserich. Hengist und Horsa.

Dem jugendlichen Honorius, dem als Erbe das abendländische Kaiserreich zugefallen war, stand ein ausgezeichneter Kriegsmann, der Vandale Stilicho, als Reichsverweser zur Seite. So weit war es mit Rom schon gekommen, daß es Heereskraft und Staatsmänner aus germanischen Völkerschaften nehmen mußte, um seinen Fall wenigstens hinzuhalten. Hatte doch auch Theodosius einzig gothischen Hülfsvölkern seinen Sieg zu verdanken gehabt. Nach seinem Tode brach die alte Feindschaft der Westgothen gegen die Römer von Neuem in Flammen aus. Letztere konnten immer noch nicht den Verrath vergessen, der unter Valens gegen sie geübt worden war. Unter ihrem Könige Alarich durchzogen sie zunächst verheerend Griechenland. Die Rathgeber des jugendlichen Kaiser Arcadius in Constantinopel suchten Hülfe nicht nur in der Schwertkraft, sondern in Verhandlungen, und es gelang ihnen auch, einen Vertrag mit den Gothen

zu Stande zu bringen, der diese bestimmte, das weströmische Reich heimzusuchen.

Alarich überschritt 402 die Alpen. Der tapfere Stilicho brachte ihm einige Niederlagen bei, die aber das Geschick, das Alarich der Stadt Rom zu bereiten gedachte, nicht aufhob, sondern nur verzögerte. Alarich, der über die Alpen zurückgegangen war, verstärkte sich und drang darauf wieder in Italien ein. Nun hielt es Stilicho, zumal das Reich auch von andern germanischen Völkerschaften bedrängt ward, für geboten, mit dem Gothenfürsten in Unterhandlung zu treten und ihm für Eingehung eines Friedens mit Rom 4000 Pfund Goldes zu bieten. Der Vergleich kam zu Stande, aber die Auszahlung erfolgte nicht, da der elende Kaiser Honorius unwahren Beschuldigungen gegen Stilicho sein Ohr geöffnet und ihn meuchlerisch in der Kirche zu Ravenna hatte niederstoßen lassen. Nun rückte Alarich mit seiner Heermacht vor Rom (408). Das entnervte Geschlecht vermochte nicht, sich zum Widerstande gegen den kühnen Feind zu erheben, der vor seinen Thoren lag und der Stadt alles Gold und Silber, überhaupt alle Kostbarkeiten, abfordern ließ. Eine Gesandtschaft kam aus der Stadt, die dem Könige die kläglichsten Vorstellungen machte. Ihm ward gesagt: „Wenn du dies alles begehrst, was gedenkst du uns denn zu lassen?" Er antwortete: „Euer Leben!" Doch mäßigte er seine Forderung, und er erhielt 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und außerdem viele Ballen kostbarer Kleiderstoffe. Alarich war bereits auf dem Wege, Italien zu verlassen, als römischerseits Treulosigkeiten gegen seine Gothen ausgeübt wurden. Da rückte er zum zweiten Male gegen Rom vor. Widerstand ward nicht gewagt, und die Stadt verfiel der Plünderung und der Brandschatzung des Gothenheeres. Das war eine Demüthigung für Rom, die „Beherrscherin des Erdkreises", wie solche ihr seit den Tagen der Gallier nicht widerfahren war. Mit Schätzen beladen und frohgemuth zog das Heer nach dem Süden Italiens. Am sechsten Tage erkrankte plötzlich Alarich und starb. Groß war der Schmerz des ganzen Heeres. Dem geliebten König und Führer ward ein eigenthümliches Grab bereitet. Von Kriegsgefangenen wurde dem Flüßchen Busentinus auf eine Strecke hin ein besonderes Bett gegeben, das Wasser hineingelenkt und auf der trocknen Stelle ein prachtvolles Königsgrab bereitet, das die königliche Leiche, der die volle Rüstung angelegt worden war, und auch des Königs Streitroß in seinem Schlachtenschmuck aufnahm. Darnach wurde dem Fluß wieder der frühere Lauf gegeben und das neue Bett verschüttet. Endlich seien noch, erzählte

man sich, damit es nicht bekannt werde, wo der königliche Held ruhe, die beim Graben des Flußbettes beschäftigt gewesenen Kriegsgefangenen getödtet worden. Ein edler Dichter neuerer Zeit (Platen) besang den königlichen Helden, der in der Blüthe seiner Jahre dahinschied, in einem schönen Gedichte, in dem es heißt:

„Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"

Der frühe Tod Alarich's war für das weströmische Reich eine Rettung. An die Spitze der Gothen trat Alarich's Schwager, der schöne Athaulf (Adolf), dem alsbald eine geistreiche und anmuthige Gefangene, des Kaisers Honorius Schwester, Placidia, das Herz in Fesseln legte. Sie ward seine Gemahlin, und er schenkte ihr zur Morgengabe eine Schüssel voll Gold und eine andere voll Edelsteinen. Bis dahin war er Roms tödtlichster Feind gewesen und hatte es als seinen Entschluß ausgesprochen, die Weltstadt Rom von den Tafeln der Geschichte auszulöschen, Romania in Gothia umzuwandeln und der Kaiser des neuen Gothenreiches zu werden. Seine Gemahlin aber wußte ihn zu bestimmen, daß er Italien freiwillig räumte. Er führte seine Gothen nach Süd-Gallien und gründete (diesseits und jenseits der Pyrenäen) das große Reich der Westgothen, dessen Hauptstadt Tolosa (Toulouse) ward. Unter seinem Nachfolger Wallia erstreckte sich dieses Reich von der Loire und Rhone bis nach Portugal; sein Bestand währte etwas über ein Jahrhundert (bis 531). Hier erlosch die Nationalität der Gothen; sie wurden Spanier. In Gallien behielten die Römer bald nur noch ein kleines Gebiet nördlich von der Loire. Schon in der letzten Zeit Alarich's waren germanische Völkerschaften, Vandalen, Allanen, Sueven, Burgunder und Gothen, geführt von dem Könige Radigast, in Gallien eingefallen und hatten es verwüstet. Wie am Oberrhein die Burgunder, so setzten sich in den Niederlanden die Franken fest, die sich zugleich auch mehr und mehr im nordöstlichen Gallien ausbreiteten; die Longobarden, Gepiden, Heruler, Rugier und Ostgothen drangen siegreich in dem Donaulande vor.

So verloren die Römer ein Landgebiet nach dem andern und zwar einzig und allein durch den Ansturm germanischer Völkerschaften. Die Vandalen hatten inzwischen den Versuch gemacht, sich in Spanien festzusetzen und waren darüber mit den Westgothen in Streit gerathen. Da erging an sie ein Ruf von dem römischen Statthalter Bonifacius in Karthago, ihm gegen seine Feinde in Rom Beistand zu leisten. Diesen Anlaß benutzte der Vandalenkönig Geiserich und setzte nicht mit einer kleinen Hülfsschaar (wie es Bonifacius gewünscht hatte), sondern an der Spitze seines ganzen Volkes nach der Provinz Afrika über; er nahm diese für sich in Anspruch und gründete ein neues Reich (mit der Hauptstadt Karthago). Dieses Vandalenreich bestand hundert Jahr (von 429 bis 529). Von Geiserich wurde Rom heimgesucht und acht Tage lang geplündert, worauf die Vandalen, mit Schätzen beladen, nach Afrika zurückkehrten. Sie hatten in Rom so übel gehaust, daß es gebräuchlich ward, zuchtloses Wesen Vandalismus zu nennen.

Endlich drang auch das Germanenthum in Britannien, das unter dem schwachen Honorius dem römischen Reiche verloren ging, siegreich ein. Die Briten, von den wilden Völkerschaften der Picten und Scoten, die in dem heutigen Schottland wohnten, bedrängt, wandten sich um Beistand an die im nördlichen Deutschland wohnenden germanischen Stämme der Angeln und Sachsen. Eine Schaar derselben, geführt von den sächsischen Heldenbrüdern Hengist und Horsa, schiffte sich nach Britannien ein. Als aber die Ankömmlinge jene wilden Völkerschaften in ihre Gebiete zurückgeworfen hatten, erklärten sie sich zu Herren der Briten und nannten das Land (nach den Angeln) Angelland, aus welchem Namen später der Name England entstand.

## Attila.

Das war ein gewaltiges Wogen und Treiben gewesen, und doch ist dasselbe nur als der Anfang eines Orkanes zu betrachten, der über Europa hereinbrausen und in dessen Gefolge die Frage zur Entscheidung gebracht werden sollte, ob Europa bestimmt sei, asiatisch zu werden, oder ob es noch stark genug sei, die gewonnenen Schätze der Bildung zu wahren, um selbstständig neue hinzuzufügen. Daß eine solche Frage überhaupt auftauchen konnte, ist als das traurigste Ergebniß der römischen Weltherrschaft zu betrachten.

Das Römerreich war nicht im Stande gewesen, zu verhindern,

daß sich, wie oben erzählt ward, das zahlreiche und wilde Volk der Hunnen in den weiten Ebenen Ungarns festgesetzt hatte. Dieses Volk, von dem eben jener Orkan ausgehen sollte, hatte sich von dem Ende des vierten Jahrhunderts bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts verhältnißmäßig ruhig verhalten. Zur Zeit herrschte über dasselbe ein kluger und gewaltthätiger Mann, Attila (Etzel), der sich am liebsten Godegisel (Gottes = Geißel) nannte. Nachdem er seinen Bruder Bleda (455) ermordet hatte, war ihm die Alleinherrschaft über die Hunnen zugefallen. Er einte die ganze Kraft des Volkes, dessen Stämme seither nur lose zusammen gehangen, daher auch Großes nicht ausgerichtet hatten. A. Thierry giebt uns von ihm folgende Schilderung: Attila war untersetzt von Gestalt, breit in der Brust, hatte einen starken Kopf, kleine tiefliegende Augen, einen spärlichen Bart, eine eingedrückte Nase und eine fast schwarze Hautfarbe. Sein von Natur rückwärts geworfener Hals und seine immer unruhig und neugierig umherspähenden Blicke gaben seiner Haltung etwas Stolzes und Gebieterisches. Wurde er durch irgend etwas in Zorn versetzt, so zog sich sein Gesicht zusammen, und seine Augen sprüheten Flammen; die Entschlossensten wagten nicht, den Ausbrüchen seines Zorns die Stirn zu bieten. Wenn er zerstörte, so geschah es mehr, um zu vernichten, als zu rauben; wenn er tödtete, so geschah es, um Tausende von Leichnamen unbeerdigt Angesichts der Lebenden zurückzulassen. Andererseits zeigte er sich mild gegen die, die sich ihm freiwillig unterwarfen, den Bitten zugänglich, großmüthig gegen die Diener und seinen Unterthanen gegenüber ein unbestechlicher Richter. Seine Kleidung war einfach, aber von großer Sauberkeit, seine Nahrung bestand in Fleisch ohne Gewürz, das man ihm in hölzernen Schüsseln auftrug, kurz seine mäßige Lebensweise stach gewaltig gegen den Luxus ab, den er um sich herum zu entfalten liebte. Neben dem Jähzorn der Kalmücken besaß er auch deren thierische Leidenschaften: Trunksucht und Buhlsucht. Nach dem Ausdrucke eines älteren Schriftstellers „hatte er unzählige Frauen und seine Kinder bildeten fast ein Volk.“ Er bekannte sich zu keinem religiösen Glauben und übte keinen Kultus; nur befrug er Zauberer, welche immer bei ihm waren. „Das war der Mann, dem die Vorsehung den Stempel aufgedrückt hatte, die Völker in Schrecken zu setzen und die Erde zu erschüttern.“

In einem großen zwischen der Theiß und Donau gelegenen Mongolendorfe befand sich das Residenzschloß Attila's, ein umfangreiches hölzernes Gebäude, innen überladen mit geraubtem Schmuck,

außen von Graben und Pfahlwerk umgeben. Seit dem Erscheinen der Hunnen in Europa war über ein halbes Jahrhundert vergangen, und sie hatten als seßhafte Leute und im Verkehr mit den Germanen bessere Sitten angenommen. Diesem Umstande und der ungeheuren Kriegsmacht, über die Attila gebot, ist es zuzuschreiben, daß eine Zahl von deutschen Völkerschaften, die Ostgothen, die Gepiden, Heruler, Turcilinger, Rugier, Thüringer, wie auch slavische Völkerschaften sich darein gefunden hatten, Attila als ihren Oberherrn anzuerkennen. So kam es, daß seine Macht von der Wolga bis beinahe über den Rhein ging.

Die Völker des oströmischen wie des weströmischen Reiches waren längst voll banger Besorgniß vor der Hunnenmacht, namentlich flößte die Person des Herrschers ihnen Grauen ein. Wenn Attila, ward gesagt, die Spitze seines Schwertes in den Boden stößt, erbeben Rom und Constantinopel in ihren Grundfesten. Schattenkaiser saßen auf den beiden Thronen. Der Hof von Constantinopel gab dem Hunnenfürsten längst ein Jahrgeld, um Frieden mit ihm zu haben. Nun kamen zwei Anläße, die ihn bestimmten, früher gegen den Westen aufzubrechen, als es bis dahin in seiner Absicht gelegen hatte. Von Geiserich in Afrika, der einen Rachezug des von ihm beleidigten Westgothenfürsten zu fürchten hatte, erging an Attila die Aufforderung, in Gallien einzufallen. Gleichzeitig war an ihn eine Botschaft von Honoria, der Schwester des weströmischen Kaisers Valentianus III., gelangt. Diese bot sich, weil sie nicht in ein Kloster gehen wollte, was ihr angemuthet ward, dem Hunnenkönige zur Gemahlin an.

Attila rief sein Volk auf und erließ Aufforderungen an die bezeichneten germanischen und slavischen Fürsten, ihm Heeresfolge zu leisten, und so bewegte sich dann — im Jahre 451 — das Hunnenheer, im Verein mit den Hülfsvölkern 700,000 Streiter zählend, einer furchtbaren Wetterwolke gleich, gegen den Westen. Franken und Burgunder, die Widerstand versuchten, wurden von der feindlichen Heermacht zurückgeworfen, worauf dieselbe in Gallien eindrang.

Einer der Staatsmänner des Westens war geistesmächtig genug, die ungeheuere Gefahr zu durchschauen, die der europäischen Welt drohte, und eben so erwies er sich auch muthvoll und besonnen genug, einer so großen Gefahr gegenüber entsprechend zu handeln. Es war dies Aëtius, der Sohn eines Gothenfürsten und einer Römerin, die dem knabenhaften weströmischen Kaiser Valentianus III. zur Seite stand und den Staat leitete. Seine Boten waren dahingeflogen zu den Fürsten der Westgothen, Allanen, Burgunden, Sachsen und Fran-

ken, sie beschwörend, im Verein mit dem Römerheer sich dem Feinde entgegen zu werfen. An den Westgothenkönig Theodorich schrieb er: „Mit den Armen mißt Attila seinen Kreis, mit Trotz sättigt er den Uebermuth; Recht und Billigkeit nicht achtend, ist Attila der Feind alles Bestehenden. — Dies erwäge, weiser König des tapfersten Volkes, und gewiß, Du wirst es nicht vergessen. Von dem Hunnen ist alles Unheil ausgegangen; er handelt mit Ernst und fördert sein Werk mit List. Kannst Du seinen Uebermuth ungerächt ertragen? Du bist stark in Waffen, folge Deinem Schmerz und stehe bei der allgemeinen Sache; Du besitzest einen Theil des Reiches, da mußt Du dem Reiche Hülfe leisten." Des Gothenkönigs Antwort lautete: „Dein Wunsch ist erfüllt, Attila ist auch unser Feind. Mag er stolz sein auf die Siege über mächtige Völker; die Gothen scheuen auch den Kampf mit Stolzen nicht." — Wie von Theodorich kamen auch von den übrigen Germanenfürsten zustimmende Antworten, die römische und germanische Heermacht that sich zusammen, Aëtius und Theodorich wurden als Heerführer anerkannt.

Um diese Zeit lag Attila vor dem festen Genabum (dem heutigen Orleans). Als er von den Bewegungen der Feinde vernahm, hob er die Belagerung jener Stadt auf und zog sich nach der Marne zurück. Dort auf dem catalaunischen Gefilde (bei Chalons), das seiner Reiterei genügenden Spielraum bot, erwartete er den Feind. Kurze Zeit darauf standen die Heere einander gegenüber. In der Nacht vor dem Schlachttage geschah etwas, was dem Hunnenkönige seine gewohnte Zuversicht raubte. Von seinen Kriegern war ein christlicher Einsiedler ergriffen worden, der den Bauern geweissagt hatte. Dieser Einsiedler, vor Attila geführt, sprach: „Du bist die Geißel Gottes, du bist der Hammer, mit welchem die himmlische Vorsehung die Welt schlägt; aber Gott zerbricht, wenn es ihm beliebt, die Werkzeuge seiner Rache; er läßt das Schwert des Sieges aus einer Hand in die andere gehen. Wisse denn: du wirst besiegt werden!" — Attila that dem muthvollen Einsiedler nichts zu Leide, sondern hieß ihn ungekränkt hinweg führen. Dann ließ er seine Wahrsager rufen und forderte sie düstern Auges auf, ihm die nächste Zukunft zu enthüllen. Bei Fackelschein taucht einer der Wahrsager seine Hände in die Eingeweide eines geschlachteten Opferthieres, dessen Zuckungen beobachtend, ein anderer wirft seine weißen Zauberstäbchen auf ein schwarzes Tuch, der dritte dreht sich in der Schnelligkeit des Rades umher, bis er mit Schaum vor dem Munde zusammensinkt, Attila aber sitzt in einem Hintergrunde des Zeltes auf einem Schemel, schwei-

gend der Offenbarungen gewärtig, die ihm zu Theil werden sollen. Insgesammt lauten sie übel: dem Hunnenheere droht Unheil. Aber es folgt noch etwas, was die Bitterkeit der Botschaft in etwas mildert: der feindliche Feldherr wird fallen! — Dabei leuchtet Attila's Auge wieder auf, er denkt an Aëtius, den er am meisten haßt, weil er in ihm seinen gefährlichsten Feind erkannt hat.

Am nächsten Morgen standen die Römer und die Germanen in Waffen früh schon auf dem Gefilde. Aber die Vorgänge der Nacht bewirkten, daß Attila sein Heer erst um die Mitte des Nachmittages zum Angriff vorrücken ließ. Verliere er, sagte er sich, da sei die Nacht nahe, die vor Vernichtung schütze. Nun begann ein gräßliches Morden. Ströme Blutes rannen in den Senkungen, am Abend war das weite Gefilde von 160,000 Gefallenen bedeckt, Raben- und Dohlenschaaren umschwirrten in Kreisen das reiche Todtenfeld. Unter den Gefallenen befand sich der treffliche Gothenfürst Theodorich. Ehe er aushauchte, ließ er seinen tapfern Sohn Thorismund auf den Heerschild erheben und ihn zum Könige ausrufen, und er mahnte ihn nicht vergebens zur Blutrache. Die Hunnen verloren die Schlacht, das ganze Heer war auf dem Rückzuge. Fast war es zweifelhaft, ob die Nacht genügenden Schutz gewähren würde. Deshalb ließ Attila einen Scheiterhaufen von Sätteln aufrichten und mit kostbaren Decken belegen. Auf ihm gedachte er sich in Gemeinschaft seiner Frauen, falls etwa ein neuer Angriff erfolge und Alles verloren sei, zu verbrennen.

Es wäre möglich gewesen, das Hunnenheer in der Nacht oder am nächsten Tage zu vernichten. Dies wollte der Mann nicht, der am meisten zum Kampf aufgerufen hatte: Aëtius. Es schien ihm dem Vortheil Roms nicht entsprechend, die Macht der Hunnen gänzlich zu brechen, da in diesem Falle die Westgothen wieder zu mächtig werden könnten. Vom römischen Standpunkte aus betrachtet, muß man sein Verhalten billigen. Doch sollte er für die Sorgfalt, die er Rom angedeihen ließ, von dem Kaiser bald übel genug belohnt werden. — Thorismund, der Wunder der Tapferkeit vollbracht hatte, war nicht wenig erstaunt, als Aëtius von der Verfolgung des Feindes abrieth. Doch schnell änderte sich seine Ansicht, als Aëtius ihm zu erwägen gab, daß, obgleich sein Vater Theodorich ihn habe auf den Schild heben lassen, der Ehrgeiz seiner Brüder, wenn er nicht ungesäumt nach Hause eile, ihm leicht die Krone streitig machen könne. So konnte sich denn Attila unbehelligt zurückziehen.

Da ihm die Hand der Honoria verweigert ward, fiel Attila im

nächsten Jahre in Italien ein. Die Vejenter vom Festlande flüchteten sich in die Lagunen, auf denen mit den ersten von ihnen aufgeführten Bauten die Anfänge Venedigs entstanden. Attila drang unaufhaltsam vor und wüthete mit Feuer und Schwert. Der Kaiser floh aus Ravenna, selbst Aëtius verzweifelte. Da schloß sich freiwillig der ehrwürdige Bischof Leo der Große einer Gesandtschaft an, die sich in das Lager des Feindes begab, und der Hinweis Leo's auf Alarich, den, wie er sagte, für die frevelhafte Erstürmung Roms ein plötzlicher Tod ereilt habe, bewirkte, daß Attila versprach, Rom zu verschonen. Eines aber legte Attila der Stadt Rom als Bedingung auf: Zahlung einer unermeßlichen Summe Geldes als Mitgift der Fürstin Honoria, die er sich, wie er ankündigte, im folgenden Jahre holen werde. Darauf kehrte der Hunnenfürst nach Ungarn zurück, woselbst er im folgenden Jahre eines gewaltsamen Todes starb. Die schöne Burgunderin Ildike, die er geraubt und darauf gezwungen hatte, seine Gemahlin zu werden, stieß ihm in der Nacht nach ihrer Vermählung den Rachestahl in's Herz.

Das Hunnenreich löste sich nun schnell auf. Attila's Söhne wurden von den Gepiden geschlagen und mußten sich mit den Trümmern ihrer Macht nach dem schwarzen Meere zurückziehen. Bald darnach verschwand der Name des Hunnenvolkes aus der Geschichte. Das Gebiet, welches die Hunnen länger als ein halbes Jahrhundert inne gehabt hatten, fiel darauf den Ostgothen zu, die sich daselbst ausbreiteten.

Dem Aëtius ward, wie schon angedeutet wurde, sein ruhmreiches Wirken für Kaiser und Reich übel vergolten. Elenden Höflingen war der tapfre Mann längst schon ein Dorn im Auge. Sie verleumdeten ihn bei dem Kaiser Valentianus, und dieser, von Neid erfüllt gegen den Mann, den das Volk den Retter des Staats nannte, verwundete ihn tödtlich, worauf die Höflinge herzusprangen und seinem Leben ein Ende machten.

## Ende des weströmischen Reiches.

Valentianus III. wurde ein Jahr später (455) von zwei Dienern des ermordeten Aëtius auf dem Marsfelde niedergestochen, ohne daß eine Hand sich für ihn regte, sein Nachfolger Maximus in demselben Jahre vom Volke gesteinigt. Auch die letzten Throninhaber des weströmischen Reiches waren nur Schattenkaiser, in Wirklichkeit regierten die Feldherrn, so jetzt zunächst der dem suevischen Stamme

entsprossene Anführer der germanischen Feldtruppen Recimer, der dem Nachfolger des Maximus, Avitus, befahl, den Purpur abzulegen, was dann auch geschah (456). Von Recimer ward Majorian auf den Thron erhoben; als dieser ihm aber zu selbstständig ward, erregte Recimer einen Aufruhr gegen ihn, während dessen Majorian plötzlich — wie es hieß, an einer Krankheit — starb (461). Darauf ward von ihm Severus zum Kaiser eingesetzt, ein gänzlich willenloser Mensch, unter dem Recimer nach Belieben im Reiche schaltete. Nach vier Jahren (465) beseitigte Recimer auch diesen Schattenkaiser und ließ nun zwei Jahr lang den Thron unbesetzt. Auch ihm war es jedoch nicht möglich, dem Reiche Frieden zu geben und die Einheit desselben zu erhalten. Schon unter Severus hatten zwei tapfere Feldherren, Marcellinus (in Dalmatien) und Aegidius (im nördlichen Gallien) sich unter Annahme des Kaisertitels für selbstständig erklärt. Außerdem wurden die Küstengebiete Italiens durch Einfälle der Vandalen fortgesetzt in furchtbarster Weise heimgesucht. Beides bestimmte endlich Recimer, den oströmischen Kaiser Leo um Beistand anzugehen. Leo erklärte sich zur Hülfsleistung unter der Bedingung bereit, daß der Grieche Anthemius zum Kaiser des Abendlandes erhoben werde. Darauf ging Recimer ein, Anthemius bestieg den weströmischen Thron und vermählte seine Tochter mit Recimer, um diesen dadurch an sich zu fesseln. Nun wurde der ernstliche Versuch gemacht, das Italien so gefährliche Vandalenreich zu zertrümmern. Eine mächtige Flotte, zumeist aus Schiffen und Mannschaften Leo's bestehend und geführt von dem oströmischen Befehlshaber Basilicus, legte an der afrikanischen Küste vor Anker. Der List des Vandalenkönigs Geiserich, der in Unterhandlung mit Basilicus getreten war, gelang es, diesen zu täuschen. In einer stürmischen Nacht überfiel er die Flotte, die meisten Schiffe wurden verbrannt, mit den Trümmern der Seemacht kehrte Basilicus ruhmlos nach Constantinopel zurück. So wenig wie es gelungen war, die Vandalen zu bemeistern, gelang es, der Westgothen in Gallien Herr zu werden. Nun brach auch noch ein Bürgerkrieg in Italien aus, in dem der gewaltthätige Recimer gegen seinen kaiserlichen Schwiegervater die Waffen erhob. Er belagerte und eroberte Rom (472), der Kaiser ward getödtet und an dessen Stelle (auf Wunsch Leo's) Olybrius, ein Schwiegersohn des ermordeten Kaisers Valentianus III., auf den Thron erhoben. Vierzig Tage später erlag Recimer einer Seuche, die in Rom ausgebrochen war und Tausende hinwegraffte.

Es ist staunenswerth, daß der römische Purpurmantel immer noch

Menschen anlockte, da er doch den meisten Inhabern in kürzester Frist zum Sterbekleide ward. Schon im Jahre darauf (473) ging Olybrius (auf welche Art, blieb unbekannt) mit Tode ab. Recimers allmächtige Stellung hatte der Burgunde Gundobald eingenommen, der in dem Obersten der Haustruppen Glycerius dem Reiche einen neuen Herrscher gab. Dieser ward auf Antrieb des oströmischen Hofes im nächsten Jahre (474) von Julius Nepos, Statthalter von Dalmatien, als abgesetzt erklärt, gefangen genommen und nachdem ihm das Haupt geschoren worden war, als Bischof nach Dalmatien gesandt, worauf Nepos den Kaisertitel annahm. Aber auch Nepos vermochte sich nur ein Jahr lang zu halten. Er hatte den früheren Geheimschreiber Attila's, den Panonier Orestes, zum Anführer der fremden Feldtruppen ernannt. Orestes erregte einen Aufruhr gegen ihn, worauf Nepos nach Dalmatien floh, wohin er seinen Vorgänger Glycerius verbannt hatte, der daselbst die bischöfliche Würde bekleidete. Dieser frühere Kaiser und jetzige Bischof trug dem Manne, der ihm die Kaiserkrone vom Haupte gerissen hatte, einen solchen Haß nach, daß er ihn ermorden ließ. Inzwischen hatte Orestes die Macht an sich gerissen, doch nahm er nicht selbst den Kaisertitel an, sondern ließ seinen Sohn Romulus, einen schönen Jüngling, zum Kaiser ausrufen.

Mit diesem Romulus, der merkwürdiger Weise so hieß, wie der Erbauer und erste Herrscher Roms, haben wir den letzten Kaiser des weströmischen Reiches erreicht. Spottweise gab man diesem Knaben den Namen Augustulus (Kaiserlein). Germanische Schwertkraft hatte seit längerer Zeit an der Zertrümmerung jenes Reiches gearbeitet, germanischer Kraft war es vorbehalten, den vollständigen Zusammensturz derselben zu bewirken.

Der Germanenfürst, der diesen letzten Schlag auf Rom führte, war Odoacer. An der Spitze einer tapfern Schaar von Herulern, Rugiern, Turcilingern und Scyrren, deren ursprüngliche Wohnsitze Pommern und Rügen waren, die aber in der Zeit Attila's sich an der Donau niedergelassen hatten, brach Odoacer gen Italien auf. Er war ein Jüngling hohen Wuchses, strahlenden Auges und edler Gestalt; ein Thierfell hing ihm von den Schultern herab. In dem heutigen Ober-Baiern lebte damals ein frommer christlicher Einsiedler Namens Severinus. Diesen besuchte Odoacer in seiner Klause und bat ihn um seinen Segen. Als er darauf die Klause verließ und dabei, um nicht an den oberen Querbalken der Thür zu stoßen, sich bückte, sprach der Einsiedler im Prophetentone: „Ziehe jetzt hin gen Italia, ziehe hin, Odoacer, jetzt mit einem gemeinen Pelze bekleidet,

bald wirst du Vielen Größeres schenken!" — In Italien angekommen, sandte er Boten an Orestes und begehrte für seine Schaaren den dritten Theil des Landes. Orestes wies die Forderung zurück, zog den Germanen entgegen, und es kam bei Pavia (476) zu einer Schlacht, in der Odoacer siegte. Orestes, der sich in die Stadt Pavia gerettet hatte, fiel bei Erstürmung derselben in die Gewalt der Sieger und ward getödtet. Der jugendliche Kaiser wagte gar nicht an Widerstand zu denken, zumal er sah, daß eine Stadt nach der andern von dem kühnen Germanenführer genommen ward; er weilte vielmehr unthätig in dem festen Ravenna, mit Schrecken dem Geschick entgegensehend, das ihn bedrohete. Als nun Odoacer Ravenna einschloß und den Sturm auf die Stadt vorbereitete, erschien Romulus Augustulus in seinem Lager, bat ihn knieend um das Leben und legte den kaiserlichen Purpurmantel und die übrigen Zeichen der Herrscherwürde vor ihm nieder.

So endete im Jahre 476 (dem 1229. Jahre nach der Erbauung Roms) das weströmische Kaiserreich durch germanische Männer aus Pommern und Rügen.

Odoacer schenkte dem Schutzflehenden das Leben und wies ihm einen Wohnsitz in Campanien und ein Jahrgehalt von 6000 Goldgulden an. Darauf nannte sich Odoacer König der Deutschen in Italien, und der Senat erklärte auf eine Anfrage des oströmischen Kaisers Zeno, daß keine Nothwendigkeit vorhanden sei, die kaiserliche Thronfolge in Italien fortzusetzen, er vielmehr, indem er sich seines Wahlrechts begebe, den hohen Tugenden Odoacer's sein Geschick anvertraue. Auch die deutschen Völker zwischen den Alpen und der Donau erkannten den König Odoacer als ihren Oberherrn an.

---

## Von dem Untergange des weströmischen Reiches bis zum Vertrage von Verdun und bis zum Verfall des Khalifats.

### Theodorich der Große. Sturz des Vandalenreichs und des Gothenreichs. Die Longobarden.

Das weströmische Reich war zertrümmert, das Hauptland, Italien, befand sich unter Odoacer's Herrschaft. Das oströmische Reich bestand noch, und wir sehen nun am kaiserlichen Hofe zu Constantinopel den Anspruch erwachen, die Erbschaft des Westreiches anzutreten. Die Trümmer des Westreiches sollten dem griechischen Kaiser-

reich angefügt, das römische Weltreich sollte wieder hergestellt und wie früher von Rom, nunmehr von Constantinopel aus das gesammte Reich und durch dasselbe die übrige Welt beherrscht werden.

Dieser Plan ward ernstlich in Constantinopel gehegt; seine Erfüllung wäre ein Unheil für die Menschheit gewesen. Denn die Sittenverderbniß in Constantinopel überstieg noch die in Rom.

Den germanischen Völkern ist es zu verdanken, daß der Plan scheiterte.

Es fehlte nicht an scheinbaren, ja sogar (zeitweise) auch nicht an wirklichen Erfolgen.

Ueber die Ostgothen, die von der Herrschaft der Hunnen frei geworden waren, und die im westlichen Ungarn wohnten, hatte (488) ein achtzehnjähriger Jüngling, welcher Theodorich (gleich jenem in der Entscheidungsschlacht gegen Attila gefallenen Westgothenkönige) hieß, Herrschaft gewonnen, eine echtgermanische Heldengestalt, sich durch Kraft, Schönheit und Klugheit auszeichnend. Elf Jahre lang war er als Geißel in Constantinopel gewesen; kaum zurückgekehrt, hatten ihn die Ostgothen auf das Schild gehoben, und alsbald waren zwischen ihm und dem griechischen Kaiser Zeno Streitigkeiten ausgebrochen. Der Kaiser sah sich, um Frieden zu haben, genöthigt, dem kühnen Ostgothenfürsten einige Ländergebiete abzutreten. Aber er erkannte auch, daß, wenn es nicht gelänge, dem kampflustigen Theodorich einen entfernt liegenden Kriegsschauplatz zu eröffnen, er sich selbst werde mit ihm zu messen haben. Er meinte nun ein Werk hoher Staatskunst auszuführen, als er Theodorich auffordern ließ, gen Italien gegen Odoacer zu ziehen, diesem zu Gunsten des griechischen Kaiserthums die Herrschaft über Italien zu entreißen und dasselbe unter dem Titel eines Statthalters des Kaisers in Verwaltung zu nehmen. Dadurch, meinte er, banne er den verwegenen Theodorich hinweg aus der Nähe Constantinopels, weise seiner Kraft einen entsprechenden Spielraum an und gewinne (falls Theodorich's Waffen siegreich seien), ohne daß er einen Finger zu rühren brauche, Obergewalt über den Sieger und die Eroberungen desselben. Für Theodorich hatte dieser kluge Plan die Bedeutung eines Spinngewebes. Er kümmerte sich wenig um den Namen, der ihm von Constantinopel aus zugedacht ward: der That nach handelte er als selbstständiger Fürst und Feldherr. Er rief seine 200,000 waffenfähigen Männer auf und zog aus, um Italien für sich zu erstreiten. Die tapferen Gothen fühlten sich ihrer Sache so sicher, daß sie Weiber und Kinder, Troß und Habe — ein fast unabsehbarer Zug — mitnahmen. Ein

Theodorich gegen einen Odoacer: welch ein Zusammenstoß stand bevor! — Theodorich bahnte sich mit Waffengewalt den Weg durch das Land der Gepiden, brach in Italien ein und schlug seinen tapfern Gegner (489) in zwei Schlachten, am Isonzo und bei Verona. Letztere Stadt wurde von den Germanen Bern genannt, daher erhielt Theodorich den in Heldenliedern bestehen gebliebenen Namen Dietrich von Bern. Eine Zeit lang schwankte das Waffenglück, darauf (490) folgte die Schlacht an der Adda, in der Odoacer noch entschiedener geschlagen ward. Mit den Trümmern seiner Macht floh er nach Ravenna. Nachdem er eine dreijährige Belagerung ausgehalten hatte, übergab er, gezwungen von seiner Umgebung, die Stadt (493), jedoch nicht ohne die Bedingung gestellt zu haben, daß ihm Leben und Freiheit gewährleistet werde. Da Theodorich aber den Absichten seines tapfern Gegners mißtrauete, ließ er ihn und seine Blutsfreunde erschlagen. Das war der erste dunkle Punkt in der glänzenden Heldenbahn Theodorich's, der nun die Herrschaft über Italien antrat und sie thatsächlich 34 Jahre lang (bis 526) als römischer König übte, indem er es unbeachtet ließ, daß der griechische Kaiser sich Oberherr von Italien nannte. Seinen Hof hielt er in Ravenna oder in Verona, das von den Germanen Wälsch-Bern genannt ward. Bald erstreckte sich die Macht dieses rastlos wirkenden Fürsten über Italien und Sicilien, über die germanischen Donauländer, über einen Theil des südlichen Gallien, in der zweiten Hälfte seiner Regierung sogar über Spanien. Schon damals gab man ihm den Beinamen des Großen.

Der Gothenherrschaft in Italien war keine lange Dauer beschieden; sie, begründet und gehalten von einer machtvollen Persönlichkeit, fand ihr Ende bald nach dem Hinscheiden derselben.

Belisar, ein Mann hoher Feldherrngaben und trefflichen Gemüths, war es, der die Gothenherrschaft stürzte. Da kurz vorher die Auflösung des Vandalenreiches in Afrika vor sich ging, die ebenfalls von Belisar bewirkt ward, und da der Erfolg, den Belisar's Waffen gegen die Vandalen davon trugen, dahin führte, daß er darnach seinen Kampf gegen die Gothen anhub, so haben wir uns zunächst mit der letzten Zeit des Vandalenreiches zu beschäftigen.

Wir knüpfen an dasjenige an, was wir über die Gründung dieses Reiches in dem Gebiete Karthagos durch den Vandalenfürsten Geiserich (S. 137) gesagt haben. Seitdem der Volksstamm der Vandalen in den Besitz der ehemaligen römischen Provinz Afrika gelangt war, hatten sich seine Sitten fortgesetzt verschlechtert. Wir sehen einen

Vorgang wiederkehren, der sich uns schon öfter im Laufe der Geschichte bemerkbar machte, nämlich den, daß die Sieger über ein Volk, sobald dasselbe völlig niedergeworfen wird, mit der Erbschaft der Macht in der Regel auch die Erbschaft der Uebel antreten, die auf dem Gebiete des Sittenlebens der Besiegten die herrschenden waren. So war es den Persern ergangen, als sie die Meder, den Griechen, als sie die Perser, den Römern, als sie die Griechen niedergeworfen hatten. Gleiche böse Mitgaben wurden den germanischen Völkerschaften zu Theil: den Völkern Odoacer's in Italien, den Franken in Gallien, den Gothen unter Theodorich in Italien und — wie bemerkt — und zwar dies in besonders hohem Grade den Vandalen in Afrika. Hinterlassung süßen Civilisationsgiftes, das auf die Sieger verheerender noch wirkte, als es vordem auf die Besiegten gewirkt hatte, das war die Rache der Unterworfenen. In der letzten Zeit des Geiserich und der dieser zunächst folgenden Zeit Hunnerich's hatte sich Karthago in einen völligen Seeräuberstaat umgewandelt.

Indem die Sittenverderbniß unter den Vandalen zunahm, sank ihre kriegerische Kraft. Die folgenden drei Könige, unter ihnen namentlich der letzte, Hilderich, wehrte den Räubereien. Da Hilderich auch eine Verbindung mit dem griechischen Kaiser Justinian anknüpfte, brach ein Aufstand unter seinem Volke gegen ihn aus. Hilderich und seine Söhne wurden in einen Kerker geworfen, Gelimer, ein Verwandter des gestürzten Königs, bemächtigte sich des Thrones. Da sandte der griechische Kaiser Justinian seinen Feldherrn Belisar an der Spitze einer starken Heermacht gegen Gelimer. Bei seiner Landung an der afrikanischen Küste erklärte Belisar, er sei nicht als Feind der Vandalen gekommen, sondern einzig zu dem Zweck, das Land von der angemaßten Herrschaft Gelimer's zu befreien und damit den König Hilderich wieder in seine Rechte einzusetzen. Als Antwort darauf ließ Gelimer den gefangenen Hilderich und seine Söhne tödten. Nachdem Gelimer in zwei Schlachten geschlagen worden war, floh er in die Felsenburg Pappua, in der er nach Anordnung Belisar's von dem griechischen Unterfeldherrn Pharus belagert ward. Bald wütheten Hunger und Seuchen in der Burg. Eine Aufforderung des Pharus, sich zu ergeben, wies Gelimer ab. „Willst du mir jedoch", ließ er dem Pharus durch einen Boten sagen, „eine Gunst erweisen, so sende mir ein Brot, einen Schwamm und eine Harfe." Um die Bedeutung dieser seltsamen Forderung befragt, erwiederte der Bote: „Brot begehrt der König, denn er hat keines mehr gesehen, seit er in die Burg Pappua einzog, einen Schwamm, um seine vom Weinen ge-

rötheten Augen zu kühlen, eine Harfe, um bei ihrem Klange sein Unglück zu singen." Von Rührung ergriffen, ließ Pharus dem Boten das Geforderte einhändigen. Kurze Zeit darauf, als die Noth in der Burg auf das Höchste gestiegen war, ergab sich Gelimer (524). Belisar sandte den Gefangenen nach Constantinopel, woselbst er beim Triumphzuge in silbernen Ketten aufgeführt wurde. Doch ließ man ihm, wie allen Vandalen, die sich dem Sieger ergeben hatten, eine milde Behandlung zu Theil werden. Die wenigen Vandalen, die in Afrika zurückblieben, verloren sich in der Folge unter der Landes-Bevölkerung, und damit entschwand die letzte Spur der Vandalenherrschaft in Afrika. Belisar vervollständigte seinen Sieg dadurch, daß er auch die afrikanischen Küstenstämme, ferner Sardinien, Korsika und die balearischen Inseln dem griechischen Kaiser unterwarf.

In dem Erfolg über die Vandalen lag für den griechischen Kaiser der Anstoß, Belisar zu veranlassen, daß er einen Angriff auf die Gothenmacht in Italien ausführte. Thronstreitigkeiten boten den Anlaß. Theodorich der Große war acht Jahre vor dem Siege Belisar's über die Vandalen gestorben und hatte die Herrschaft seinem Enkel Athalarich, dem Sohn seiner Tochter Amalasuntha, hinterlassen. Letztere führte die Regierung über den noch jugendlichen Athalarich. Die Reichsregierung in den Händen einer Frau zu wissen, mißfiel schon an und für sich den Gothen. Es wurden dieselben aber noch durch besondere Umstände gegen die Fürstin aufgereizt. Amalasuntha hing mit auffallender Vorliebe den römischen Sitten und Weisen an; man vernahm, daß sie Verbindungen mit dem griechischen Kaiserhofe angeknüpft habe, und insbesondere, daß sie Belisar in seinem Kampfe gegen die Vandalen unterstütze. Als nun 534 (in demselben Jahre, in dem Belisar's Waffen in Afrika triumphirten) Athalarich im angehenden Jünglingsalter starb, weigerten sich die gothischen Großen, die bisherige stellvertretende Herrscherin als wirkliche Herrscherin anzuerkennen. Um sich zu behaupten, erwählte Amalasuntha sich den ihr verwandten Theodat zum Gemahl und Mitregenten. Dieser ließ die Königin gefangen nehmen und hinwegräumen und nahm darauf die Zügel der Herrschaft allein in die Hand.

Dieser Vorgang ward für Justinian der Anlaß, an Belisar den Befehl ergehen zu lassen, nunmehr seine Waffen gegen die Gothen zu kehren. Es erfolgte ein äußerst blutiger, neunzehn Jahre währender Krieg, in dem auf griechischer Seite sich die Feldherren Belisar und Narses außerordentlich auszeichneten, und der schließlich mit

dem Untergange der Gothenherrschaft in Italien endete. Der eidbrüchige Theodat war nach kurzdauernder Herrschaft von dem eigenen Volke verjagt und auf der Flucht erschlagen worden; zwei Nachfolger von ihm waren in den Kämpfen gefallen; jetzt stand der jugendliche Tejas als erwählter König an der Spitze des Volks. Es kam zum letzten Kampfe. Die Gothen hatten eine Stellung auf den Höhen genommen, die sich in der Nähe der Mündung des Sarnes in den Golf von Neapel befinden. Von der Uebermacht des feindlichen Heeres, das von Narses geführt ward, gedrängt, stiegen die Gothen weiter die Höhen hinauf. Da es daselbst gänzlich an Nahrungsmitteln für Menschen und Thiere fehlte, zäumten die Bedrängten ihre Rosse ab und ließen sie gehen, wohin sie wollten. Darauf rüsteten sie sich zum Todeskampfe. Rühmlich stritt die verhältnißmäßig kleine Schaar, die gedrängt in einem Viereck stand, einen langen Tag hindurch; bei anbrechendem Abende fiel Tejas, durchbohrt von einer auf ihn geschleuderten Lanze, als er das Schild wechselte. Es folgte ein zweiter bitterer Kampfestag, in dem die Schaar wieder um einen Theil heldenmüthiger Kämpfer geringer ward. Der dritte Morgen brach heran, etwa tausend Gothen waren noch übrig. Ihnen bot Narses freien Abzug unter Bedingungen, durch die ihre Ehre nicht angetastet ward. Sie wandten sich nordwärts und zogen über die Alpen. Das war (553) das Ende des Ostgothenreichs in Italien, und es wurde nun auch Italien, wie es mit der Provinz Afrika geschehen war, als dem griechischen Kaiserthum zugehörig erklärt.

In den eben geschilderten Kämpfen und den ihnen unmittelbar folgenden Verwüstungszügen der Allemannen wurde Italien auf das Grauenhafteste verwüstet. Nur Ruinen bezeichneten von da ab des Landes frühere Pracht und Herrlichkeit, und von den Wunden, die ihm diese Zeit geschlagen hatte, erholte es sich nie gänzlich wieder.

Auch für Italien war das Wort gesprochen worden, das mit unvertilgbarer Sternenschrift am Himmel des Geistes steht: „Wenn du wüßtest, was zu deinem Frieden dient!“ — Jetzt vollzog oder vollendete sich an ihm das gleiche Geschick, das ein halbes Jahrtausend früher den Untergang Jerusalems bewirkt hatte.

Von zwei Männern sei hier noch ein Wort gesagt.

Der tapfer und edel gesinnte Belisar ward von dem Kaiser Justinian, der ihm zu mißtrauen begann, mit Undank belohnt. Justinian enthob ihn seiner Stelle und betraute den als Kriegsmann allerdings ebenfalls sehr bedeutenden Narses mit der alleinigen Fortführung des Krieges in Italien. Nach einiger Zeit wurde Belisar noch einmal

auf den Kriegsschauplatz gesandt. Da ihn aber der Kaiser — aus Mißtrauen — nicht mit der erforderlichen Heeresmacht ausgerüstet hatte, vermochte Belisar Entscheidendes nicht zu erkämpfen. Er fiel nun bei Justinian gänzlich in Ungnade. Daß er geblendet und seines Vermögens beraubt worden sei, so daß er als blinder Bettler habe sein Brot vor den Thüren erbetteln müssen, ist eine Erfindung späterer Zeit, der eben nur der Wahrheitskern zu Grunde liegt, daß bitterer Undank sein Lohn war.

Von Justinian sei noch bemerkt, daß unter ihm — er hatte dies zum größten Theile der Tüchtigkeit der beiden Feldherren Belisar und Narses zu verdanken — das griechische Kaiserthum seinen höchsten Glanz erreichte. Er war einer der klügsten Tyrannen, die je auf Thronen saßen, der sich vortrefflich darauf verstand, durch Gewalt und List die verschiedensten Kräfte des Staates für die Erhöhung seiner Macht und die Befriedigung seines Ehrgeizes nutzbar zu machen. Er ist der Erbauer der Sophienkirche zu Constantinopel, eines der berühmtesten Prachtgebäude in der Welt. Die ausführenden Baumeister waren Anthemios von Tralles in Lydien und Isidoros von Milet. Das ganze Reich wurde besteuert, um die Mittel zur Herstellung dieses Gotteshauses zu erlangen; zeitweise sollen 10,000 Arbeiter gleichzeitig beim Bau beschäftigt gewesen sein. Justinian war häufig gegenwärtig auf der Baustelle und betrieb, Lob und Tadel austheilend, den Fortgang des Werkes. In der Zeit der Vollendung des Baues war er nicht anwesend in Constantinopel. Als er darauf das vollendete Werk in Augenschein nahm, rief er, die Hände emporhebend, entzückt aus: „Gelobt sei Gott, der mich gewürdigt hat, solch ein Werk zu vollführen! Ich habe dich übertroffen, Salomo!“ — Die Einweihung der Kirche wurde durch ein großes Volksfest gefeiert, zu dem 1000 Ochsen, 1000 Schafe und Schweine, 600 Hirsche, 10,000 Hühner und Hähne geschlachtet und nebst 30,000 Metzen Getreide unter das Volk vertheilt wurden. Neunhundert Jahre später (1453) fiel Constantinopel in die Gewalt der Türken, denen die von ihnen durch vier schlanke hohe Thürme, Minarets, verunstaltete Kirche der heiligen Sophie (d. i. der Weisheit) seitdem zur Moschee dient. Noch heut — 13 Jahrhunderte nach seiner Erbauung — besteht das Gotteshaus, und obgleich vieles Schöne in ihm vernichtet worden ist, gewährt es in seiner Gesammtheit doch noch einen großartigen Eindruck, wie dies aus einem 1847 von dem berliner Baurath Salzenberg veröffentlichten Bericht hervorgeht. „Die Sophienkirche“, heißt es in dem Bericht, „erscheint groß beim ersten Anblick,

die Peterskirche in Rom wird es erst durch Reflexion. Jeder Schritt vorwärts eröffnet neue Seitenblicke, und die Fülle von glänzendem Material so wie die Harmonie der Verhältnisse erwecken in dem Beschauer die Empfindung von Wohlbehagen und Befriedigung. Auch die Dekoration fesselt das Auge zauberhaft: der Goldglanz der vielfach gebogenen Flächen wechselt vom hellsten Strahl bis zum tiefsten Schatten, stets einen neuen Gegensatz zu den leuchtenden Farben des Ornaments bildend, und diese, bald hell, bald dunkel auf dem wechselnden Grunde sich abhebend, schimmern in den verschiedenartigsten Nüancirungen." Paulus Silentiarius sagt nicht mit Unrecht: „Wer einmal den Fuß in diesen Tempel gesetzt hat, begehrt nicht wieder zurück." Unter der Regierung Justinian's gab Procopius, der Geheimschreiber Belisar's, mehrere bemerkenswerthe Geschichtswerke heraus, u. A. die Geheime Geschichte des Hofes („Anecdota"). Justinian verbesserte das römische Rechtswesen durch eine auf seinen Befehl vom Trebonius veranstaltete Sammlung von Gesetzen und Aussprüchen berühmter Gesetzgeber, das Corpus juris genannt, welches 1) den codex Justinianeus, 2) die Institutiones, 3) die Pandekten, 4) die Novellen enthält und heut noch bei allen gebildeten Völkern als die Grundlage der Gesetzgebung angesehen wird. Er war es auch, der die Kultur der Seidenraupe nach Europa verpflanzte. Er veranlaßte zwei persische Mönche, die in China mit der Zucht der Seidenraupe und der Gewinnung und Bearbeitung des Gespinnstes bekannt geworden waren, sich noch einmal nach China zu begeben, um einen Versuch zur Ausführung von Eiern der Seidenraupe zu machen. In Rohrstäben brachten sie das Gewünschte über die Grenze, und schon unter der Regierung des Nachfolgers Justinian's blühete der Seidenbau in Griechenland, und er verbreitete sich von da ab schnell über alle südlichen Theile Europas.

Nicht so glücklich wie gegen die Vandalen und die Gothen waren die griechischen Waffen gegen die Perser, an deren Spitze zu jener Zeit ein berühmter Fürst, Kosroës (Kosru) I., genannt der Gerechte (Nushirvan), stand. Nach langdauernden und überaus blutigen Kämpfen mußte Justinian sich entschließen, dem tapfern Perserkönig einen Jahrestribut von 30,000 Goldstücken zu bewilligen. Von Norden her hatte das Land längere Zeit hindurch viel von den Einfällen der Bulgaren, der Avaren und anderer Donauvölker zu leiden, und es war der Bau von achtzig Festungen nothwendig, um die nördliche Grenze zu sichern.

Endlich haben wir noch der Niederwerfung einer politischen Partei zu gedenken. In dem Maße wahrhaft christliches Leben am Hofe und im Volke mißachtet wurde, in dem gleichen Maße wucherten theologische Kämpfe; mit der größten Erbitterung wurde über unlösbare Fragen gestritten. Theologische Parteien verbanden sich mit politischen Parteien, um sich der Beweisführung durch das Schwert zu bedienen. Von letzteren Parteien sind bemerkenswerth die der Blauen und die der Grünen, wie sie sich nach Abzeichen, die getragen wurden, nannten. Vielfach fanden Ausbrüche blutigen Zwistes im Circus statt. Justinian, von seiner sittenlosen, aber klugen und muthigen Gemahlin Theodora dazu angefeuert, entschloß sich, einen drohenden Aufstand durch Belisar's Arm in Blut zu ersticken. Durch die Nika oder den Sieg über die Partei der Grünen (es wurden ihrer 30,000 im Circus niedergehauen) ward die Ruhe für die nächste Zeit im Innern hergestellt.

Nicht lange sollte der griechische Hof sich des durch Belisar und Narses erlangten Erwerbes der Provinz Italien erfreuen. Narses verwaltete als Statthalter das Land. Dem Kaiser Justinian folgte Justinus II. in der Herrschaft, auf den seine stolze Gemahlin großen Einfluß ausübte. Sie, eine Gegnerin des jetzigen Statthalters Narses, von dem sie befürchtete, daß er sich mit dem Plane trage, Selbstherrscher von Italien zu werden, drang in ihren Gemahl, Jenem die Macht über die kaum erworbene Provinz zu entziehen, und Justinus ließ sich dazu bewegen, dem Narses seine Abberufung anzukündigen. Diesem wurde Kunde davon, daß die Kaiserin geäußert habe: „Der Eunuche möge das Kriegshandwerk Männern überlassen und heimkehren, um mit meinen Mägden in der Weiberstube Wolle zu spinnen." Darauf sei, wird weiter berichtet, von Narses geäußert worden: „Gut denn, so will ich ihr ein Gespinnst anfertigen, das sie ihr Lebelang nicht mehr soll entwirren können!" — Er begab sich nach Neapel und berief die Longobarden nach Italien. Die Longobarden hatten früher in Holstein, dann an der mittleren Elbe, darnach in Mähren und zwar hier bis zum Abzuge der Ostgothen nach Italien gewohnt, worauf sie in die von letzteren verlassenen Sitze eingerückt waren. Um ihre Begierde nach dem Besitze Italiens zu entflammen, hatte Narses ihnen durch seine Boten, durch die er sie auffordern ließ, sich in Italien eine neue Heimath zu erkämpfen, edle Früchte des Landes gesandt. Die Botschafter fanden bei dem tapfern Alboin, der um diese Zeit König der Longobarden war, gute Aufnahme. Dieser führte nun (568) sein Volk über die Alpen, bemächtigte sich

Oberitaliens (das von da ab Lombardei genannt ward) und erkor sich Pavia zur Hauptstadt. Immer weiter dehnten die Longobarden unter Alboin und seinen Nachfolgern die Herrschaft über Italien aus, so daß zuletzt dem griechischen Kaiserhause nur kleine Gebiete übrig blieben. Das Lombardenreich bestand zwei Jahrhunderte in Italien; Karl der Große war es, wie wir weiterhin sehen werden, der ihm sein Ende bereitete.

## Die Franken. Chlodwig.

Mit dem Eindringen der Longobarden in Frankreich schließt der Kreis der Ereignisse ab, der in den Geschichtswerken als die Zeit der Völkerwanderung verzeichnet steht. Es gelang, wie wir sahen, mehreren deutschen Völkerschaften, siegreich in römische Provinzen einzudringen und sich daselbst auch wohnlich einzurichten; dagegen vermochten sie es nicht, dauernde Reiche zu gründen. Das Geschick, dem die Vandalen und unmittelbar darauf die Ostgothen verfielen, ist eben geschildert worden. Die Reste dieser Stämme verschwanden lediglich unter den Landesbewohnern. Bemerkt sei hier sogleich, daß auch die Westgothen und Sueven in Spanien und die Longobarden in Italien in ihrer Eigenart nicht Bestand behielten; erstere wurden im Laufe der Zeit Spanier, letztere Italiener. Auch die Franken, die in Gallien sich festgesetzt hatten, nahmen gallische Sprache und Bildung an. Dagegen gelang es ihnen, ein dauerndes Reich zu gründen, und mit diesem Reiche, dem Frankenreiche, haben wir uns zunächst zu beschäftigen.

Der Gründer dieses Reiches ist Chlodwig (Ludwig), ein Zeitgenosse Theodorich's des Großen (487—511). Aus dem Stamme Merwig's entsprossen, nach welchem das ganze Geschlecht später Merwinger oder Merowinger genannt ward, folgte Chlodwig in seinem funfzehnten Lebensjahre seinem Vater Childerich in der Herrschaft, die dieser über einen der fränkischen Stämme führte. Die Stämme, sämmtlich von Fürsten aus dem Geschlecht der Merowinger regiert, lagen seit längerer Zeit vielfach in blutigen Fehden gegeneinander, und Chlodwig gerieth auch alsbald mit seinen Vettern in Streit, der von ihm mit solchem Nachdrucke und mit solchem Glücke geführt ward, daß er, noch nicht zwanzig Jahr alt, zu einer Art Oberherr-

schaft über sämmtliche Stämme gelangte. Dieser Erfolg zeitigte in ihm den Entschluß, Alles daran zu setzen, um seine Herrschergewalt weiterhin auszudehnen. Ein letztes Trümmerstück des weströmischen Reiches — der zwischen der Seine und der Loire gelegene Theil Galliens — hatte bisher noch ein selbstständiges politisches Dasein behauptet. Zur Zeit regierte der Römer Syagrius als unabhängiger Herrscher dies Land. Chlodwig, dem zwei seiner Vettern Heeresfolge zu leisten sich genöthigt sahen, zog gegen Syagrius und schlug ihn 486 bei der nordwestlich von Paris gelegenen Stadt Soissons, worauf er alles Land bis zur Loire in Besitz nahm. Syagrius, der nach der für ihn unglücklichen Schlacht zu den Westgothen geflohen war, die damals den Südwesten Frankreichs inne hatten, wurde von dem Könige derselben, Alarich II., an Chlodwig ausgeliefert, der, Großmuth nicht kennend, den Gefangenen hinrichten ließ.

Nun mußten ihm List und Heuchelei die Bahn zu einem neuen Eroberungskriege bereiten. Die Burgunden, die zur Zeit Attila's am Mittelrhein, jetzt aber in dem südöstlichen Theil des heutigen Frankreich seßhaft waren, wurden von zwei Brüdern, Gundobald und Godegisel, beherrscht, die ihre beiden andern Brüder gewaltsam aus dem Wege geräumt hatten. Einer der Getödteten, Chilperich, hatte eine Tochter, Chlotilde, hinterlassen, und um deren Hand warb jetzt Chlodwig, ob er gleich schon vermählt war. Es geschah dies in der Absicht, eine Handhabe zu Feindseligkeiten gegen die Burgunderfürsten zu gewinnen. Würde von diesen Fürsten, sagte er sich, die Werbung zurückgewiesen, so sei sofort eine Beleidigung zu rächen, erfolge Zustimmung, so stehe es für später in seinem Belieben, Namens seiner Gemahlin Blutrache für den gemordeten Vater derselben zu üben. Die Burgunderfürsten wagten es nicht, den bereits mächtigen Chlodwig mit seiner Werbung abzuweisen, und so kam die Heirath zu Stande. Damit hatte er die letztbezeichnete Handhabe gewonnen, doch griff er nicht sofort zu derselben, da vorerst andere Dinge zu erledigen waren. Einer seiner Vettern, Siegbert, Fürst der ripuarischen Franken (Uferfranken), der in Köln seinen Sitz hatte, wurde von den am obern Rhein, den Quellen der Donau und von da bis zum Lech hin seßhaften Allemannen mit starker Heermacht überfallen. Er wandte sich an Chlodwig um Beistand, und dieser zog sogleich gegen die Allemannen ins Feld. Vergebens hatte sich bisher seine Gemahlin Chlotilde, die Christin war, bemüht, ihn zur Annahme ihrer Religion zu bewegen. Als nun im blutigen Ringen mit den Allemannen (496 bei Zülpich) der Sieg sich auf deren Seite zu neigen begann, rief

er Angesichts des Heeres den Christengott an, gelobte, sich taufen zu lassen, wenn ihm der Sieg zu Theil werde, und stürzte sich darnach mit neuem Muthe auf den Feind. Der Angriff war unwiderstehlich: die Allemannen wurden vollständig auf's Haupt geschlagen, was zur Folge hatte, daß Chlodwig ihnen das zwischen dem Neckar und der Lahn gelegene Landgebiet (den nördlichen Theil ihres Landes) abnahm. Doch war er auch seines Gelöbnisses eingedenk und ließ sich in demselben Jahre in Gemeinschaft von 3000 vornehmen Franken in der Kirche zu Rheims taufen. Während alle germanischen Fürsten, die früher schon für das Christenthum gewonnen worden waren, sich für das arianische Glaubensbekenntniß erklärt hatten, war Chlodwig zum katholischen Bekenntniß übergetreten. Darüber war in Rom die Freude so groß, daß Chlodwig von dort aus den Beinamen „Allerchristlichster König" empfing, und man auch dem Bericht über seine Salbung, die dem Taufacte gefolgt war, die Schilderung eines Wunders, das sich zugetragen habe, einflocht. Es sei — also ward erzählt — Salböl nicht zur Hand gewesen, da habe eine weiße Taube ein Fläschchen mit köstlichem Oel vom Himmel hernieder gebracht. Aus diesem Wunderfläschchen, dessen Inhalt natürlich nie abnahm, wurden, wie hier gleich bemerkt werden mag, alle folgenden französischen Könige (bis Ende des vorigen Jahrhunderts) gesalbt. Auch ging der Titel „Allerchristlichster König" auf die Nachfolger über.

Bald sollte es sich herausstellen, daß in Chlodwig die Annahme des Christenthums keineswegs eine Läuterung der Gesinnung hervorgebracht hatte. Der „allerchristlichste König" blieb gerade so räuberisch und blutdürstig gesinnt, wie er es bis dahin gewesen war, ja es ergab sich später unzweifelhaft, daß er das katholische Glaubensbekenntniß einzig zu dem Zweck angenommen hatte, die arianischen Westgothen zu seinem Vortheil zu schädigen. Zunächst nahm er den Plan gegen die Burgunden, den er eine Weile hatte ruhen lassen, wieder auf. Einer der beiden Oheime seiner Gemahlin Chlotilde, Godegisel, hielt es, als er sah, worauf Chlodwig hinauswollte, für gerathen, sich ohne Weiteres unter seine Oberherrschaft zu stellen, wogegen Gundobald dem Gewaltthätigen mit den Waffen in der Hand entgegentrat. Das Schlachtenglück entschied gegen ihn, und er mußte sich zur Zahlung eines Tributs an Chlodwig verpflichten. Nachdem Chlodwig sich die celtische Bevölkerung von Armorica (d. i. die Bretagne) unterworfen hatte, fehlte ihm von Gallien nur noch das Land südlich von der Loire, das zum Westgothenreich ge-

hörte. Nun versammelte er seine Großen und redete sie also an: „Sollen diese ketzerischen Westgothen ein so schönes Land besitzen und unsere katholischen Brüder unterdrücken? Auf, lasset uns unserem Gotte den Dienst erweisen, sie hinauszuwerfen!" — Ueber die Westgothen herrschte zur Zeit ein schwacher Fürst, Alarich II., der eine Tochter Theodorich des Großen zur Gemahlin hatte. Ihn besiegte und tödtete Chlodwig in einer Schlacht, die im Jahre 507 unweit Poitiers geschlagen ward. Seine Absicht jedoch, das ganze Westgothenreich an sich zu reißen, vereitelte Theodorich der Große, der sich zu Gunsten seines Enkels ins Mittel legte, und Chlodwig mußte sich damit begnügen, das Gebiet zwischen der Loire und der Garonne (die Provence) seinem Reiche einzuverleiben. Von da ab war — für das nächste Jahrhundert — Spanien der Hauptsitz des Westgothenreichs und Toledo statt Toulouse die Hauptstadt desselben; Chlodwig aber, der nun Gallien bis auf einen geringen Theil in Besitz hatte, wählte sich Paris als Hauptstadt seines Reiches. Die katholische Priesterschaft zog nicht in Betracht, durch welche Mittel er seine Herrschaft ausgedehnt hatte; sie nahm aus dem Umstande, daß er sie vielfach begünstigte, und daß er die arianischen Ketzer gezüchtigt hatte, Veranlassung, ihn zu preisen und der Welt zu verkünden: „Gott warf Tag für Tag seine Feinde zu Boden und vermehrte sein Reich, darum daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefällig war." Auch der oströmische Kaiser mehrte Chlodwig's Ruhm vor der Welt, indem er (freilich zugleich mit der Nebenabsicht, seine Oberherrlichkeit damit zu erweisen) den mächtig gewordenen Frankenfürsten zum Consul ernannte und ihm Purpurmantel und Krone übersandte. Indem also seine gewaltthätigen Handlungen ihm den Beifall der Kirche und des oströmischen Kaisers eintrugen, fand Chlodwig um so mehr Veranlassung, auf der von ihm betretenen Bahn der Gewalt und List fortzuschreiten. Es gab noch einige Vettern zu beseitigen, um zu seinem von Anfang an ins Auge gefaßten Ziele zu gelangen, Herrschaft über die Gesammtheit der Franken zu erlangen. Oben wurde erzählt, daß er seinem Vetter Siegbert gegen die Allemannen Beistand geleistet und letztere bei Zülpich geschlagen habe. Dabei war Siegbert verwundet worden. Dem Sohne desselben, dem der — in Folge einer Verwundung — lahm gewordene Vater zu lange lebte, rieth er heimlich, sich desselben gewaltsam zu entledigen, und als von dem ruchlosen Sohne die empfohlene Schandthat auch wirklich ausgeführt worden war, ließ er, sich damit vor der Welt als

Rächer des Gemordeten darstellend, jenen erschlagen, worauf er dessen Gebiet in Besitz nahm. Gegen einen andern Vetter wußte er einen Aufstand zu erregen. Als der von seinen eigenen Leuten in Fesseln Gelegte ihm vorgeführt wurde, schrie er ihn an: „Wie, du schämst dich nicht, in Ketten vor mir zu erscheinen und dadurch unser fürstliches Geschlecht zu entehren?" worauf er ihn mit der Streitaxt niederschlug. Auch den Bruder Jenes tödtete er mit eigener Hand, weil dieser, wie er wüthend ausrief, es gelitten habe, daß sein Bruder gefesselt worden sei. Wer noch vorhanden war aus dem Geschlecht der Merowinger, verfiel über Kurz oder Lang der Tücke des Mächtigen. Dem Einen ließ er aus irgend welchem nichtigen Grunde das Haupt scheeren, was ihn in den Augen der Franken unfähig machte, ein fürstliches Amt zu bekleiden, den Andern ließ er tödten, weil er sich, wie er behauptete, dem Christenglauben feindlich erweise. Eine Zeit lang trug er sich mit dem Gedanken, es könne vielleicht doch noch ein Glied seines Stammes übrig sein. Um dahinter zu kommen, beklagte er es bisweilen heuchlerisch, daß er keinen Verwandten mehr habe, auf den er in schweren Zeiten sich stützen könne. Niemand meldete sich. Als er nun unbestritten Herr des großen von den Mündungen des Rheins bis zur Schweiz im Süden, bis an das atlantische Meer im Westen und bis zu den Pyrenäen im Südwesten sich erstreckenden Reiches war, das von da ab das Frankenreich oder auch Frankreich genannt ward, starb er im vierundvierzigsten Jahre seines Lebens (511).

Die Priesterschaft fuhr fort, diesen ersten „allerchristlichsten" König zu preisen als „den, der da gethan, was Gott wohlgefällig sei, und dem der Herr alle seine Feinde in seine Hand gegeben habe!" —

Vier Söhne erbten das Reich und theilten sich dasselbe; sie waren auch die Erben der Blutgier und Arglist des Vaters. Thüringen und Burgund wurden noch dem fränkischen Lande hinzugefügt. Aber der böse Geist, den seine Nachfolger erbten, verwüstete auch das Geschlecht. Die Feindschaft der einzelnen Glieder desselben gegeneinander, namentlich aber der Rachekrieg der beiden Königinnen Brunnehilde und Fredegunde bewirkte es, daß die Macht des Stammes sank, daß andere Geschlechter aufkamen, bis ein neues Geschlecht, das der Karlinger oder Karolinger, Herrschaft über das Frankenland gewann. Diesem Geschlecht, das nach dem mächtigsten Sprossen desselben, Karl dem Großen, benannt ward, war es vorbehalten, das Frankenland zu noch weit bedeutenderer Macht zu erheben.

Ehe wir uns jedoch mit diesem Geschlecht beschäftigen, haben wir das Entstehen einer neuen Weltmacht im Morgenlande, die des Reiches Mohamed's, und den Verfall der Merowinger ins Auge zu fassen.

## Mohamed und der Islam.

Die Wiege dieser neuen Weltmacht, die einen gewaltigen Umschwung der Verhältnisse hervorbringen sollte, ist die Halbinsel Arabien. Arabien, etwa viermal so groß wie Deutschland, im Westen vom arabischen Meerbusen oder dem rothen Meere, im Süden und Osten von dem indischen Meere und dem persischen Meerbusen und im Norden von Wüsten begrenzt, die es von Palästina und Syrien scheiden, hatte sich — seiner Lage und Natur wegen — bisher für Eroberer als unzulänglich erwiesen; nur sein Rand war von den Maceroniern und Römern berührt worden. In anmuthiger Weise schildert Thomas Carlyle Land und Volk: Jene Araber, unter denen Mohamed geboren wurde, sind wohl ein merkwürdiges Volk. Schon ihr Land ist merkwürdig: der entsprechende Wohnsitz für ein solches Geschlecht. Wilde, unzugängliche Steingebirge, lange, grauenhafte Wüsten, mit schönen Strichen von frischem Grün abwechselnd: überall, wo nur Wasser ist, da ist grünes Wachsthum, da ist Schönheit; duftende Balsamsträuche, Dattelbäume, Weihrauchsbäume. Man denke sich jenen weiten, öden Sandhorizont, leer, stille, wie ein Sandmeer, das wohnbare Orte von unwohnbaren scheidet. Man ist völlig allein da, allein gelassen mit dem All; eine brennende Sonne gießt bei Tag ihre unerträgliche Strahlenglut darüber aus; des Nachts ruht über ihm das große, tiefe Himmelsgewölbe mit seinen Sternen. Ein solches Land paßt gut für ein behendes, tiefmüthiges Geschlecht; es liegt etwas gar Hurtiges, Thatenlustiges und doch auch sehr Beschauliches und Schwärmerisches im arabischen Wesen. Die Perser werden die Franzosen des Morgenlandes genannt; die Araber könnte man die Italiener des Orients nennen. Ein edles, begabtes Volk; ein Volk von wilden, starken Gefühlen und von eiserner Gewalt, sie zu bändigen: wesentliche Eigenschaften des Edelmuths, des Genies. Der wilde Beduin heißt den Fremden willkommen, wie Einen, der ein Recht zu Allem hat, was in seinem Zelte vorhanden ist, wäre es auch sein ärgster Feind; er schlachtet sein Füllen, ihn zu bewirthen, herbergt ihn mit heiliger Gastfreundschaft drei Tage lang, läßt ihn in Frieden ziehen, — und dann, nach einem andern heiligen Gesetz,

erschlägt er ihn, wenn er kann. Die Araber sind nicht redselig, eher schweigsam, aber beredt, begabt, wenn sie einmal sprechen. Ein ernsthafter, wahrhaftiger Schlag Menschen. Es gab Dichterwettstreite bei ihnen vor Mohamed's Zeit. Zu Ocath, einer Stadt im Süden von Arabien, erzählt Sala, wurden jährlich Messen gehalten, und dort, wenn die Geschäfte beendigt waren, sangen Dichter um Preise, während das wilde Volk sich sammelte, um zuzuhören. Von Alters her waren sie eifrige Anbeter und zwar dies nach dem Maße ihrer Erleuchtung. Sie beteten die Sterne an, als Sabäer; sie beteten viele Naturgegenstände an, — erkannten sie als Sinnbilder, als unmittelbare Offenbarungen des Schöpfers der Natur. Es war unrecht, und doch nicht gänzlich unrecht. Sind nicht alle Werke Gottes gewissermaßen Sinnbilder Gottes? — Den Arabern diente als einer der ältesten Gegenstände allgemeiner Verehrung jener schwarze Stein, der bis zum heutigen Tage in dem Tempel, Kaaba genannt, zu Mekka aufbewahrt wird. Diodorus Siculus erwähnt dieser Kaaba unverkennbar, als des ältesten, geehrtesten Tempels seiner Zeit; das ist ungefähr ein Halbjahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung; Silvestre de Sacy hält es nicht für unwahrscheinlich, daß der schwarze Stein ein Aerolith sei. Ihn mochte Jemand vom Himmel herabfallen gesehen haben. Er befindet sich jetzt bei der Quelle Zemzem; die Kaaba ist über beide gebaut. Eine Quelle ist allenthalben ein schöner, das Gemüth ansprechender Gegenstand, hervorsprudelnd wie Leben aus harter Erde; — wie viel mehr erst in diesem heißen, trockenen Lande, wo sie die erste Bedingung des Daseins ist. Die Quelle Zemzem hat ihren Namen von dem sprudelnden Tone des aufspringenden Wassers: zem-zem. Die Araber glauben, es sei dieselbe Quelle, welche Hagar mit ihrem Knäblein Ismael in der Wildniß fand: und so sind nun jener Aerolith und die Quelle heilig gewesen und haben eine Kaaba über sich gehabt seit Tausenden von Jahren.

Der die Quelle und den schwarzen Stein umschließende Tempel ward zum Wallfahrtsorte für die Gläubigen. Die Pilger begehrten Herberge und Verpflegung; außerdem werden aus Wallfahrtsorten stets Handelsplätze. So wuchs Mekka zu einer ansehnlichen Stadt heran, die zu einer Zeit bis 100,000 Einwohner zählte.

In alter Zeit ward Arabien eingetheilt in das steinige, das wüste und das glückliche Arabien. Den letzteren Namen führte der südwestliche Küstenstrich, auch Yemen genannt. Erzeugnisse dieses fruchtbaren Landestheils sind — aus dem Pflanzenreiche: Aloë,

Myrrhen, Weihrauch, Kaffee, Zucker, Reis und Baumwolle, — aus dem Thierreich: das Kameel — das Schiff der Wüste — die edelste Roßart, ferner Schafe, Esel, Büffel und Strauße. Der nördliche Theil Arabiens ist ein wüstes Bergland, das den Namen das steinige Arabien führt; das sogenannte wüste Arabien befindet sich auf der von dem rothen Meere begrenzten Westseite des Landes; unfruchtbare Ebenen und öde Gebirge bilden den Hauptteil dieses Gebietes, doch fehlt es in den Gebirgsgegenden nicht an außerordentlich fruchtbaren Thälern. In diesem Theile des Landes liegen die heiligen Städte Mekka und Medina.

Im Orient wurde für die Bewohner dieses Landes der Name Araber (Abendländer) gebräuchlich, wogegen sie in Europa vielfach Saracenen (Morgenländer) genannt wurden. Die im Süden des Landes wohnenden Araber halten sich für Nachkommen Joktan's, eines Sohnes Sem's. Sie treiben Handel, wohnen in Städten und werden Hadheri, d. i. Städtebewohner, genannt. Die Araber des Innern und der nördlichen Gebiete, die ihren Ursprung von Ismael, dem Sohne Abraham's und der Hagar, ableiten, heißen Beduinen, die Söhne der Wüste. Sie führen ein Nomaden-, Krieger- und Räuberleben.

Unter diesem Volke und in diesem Lande ward Mohamed im Jahre 570 unserer Zeitrechnung geboren. Er entsproß einer Familie des vornehmsten Stammes der Araber, des Stammes der Koreischiten, aus welchem die Männer erwählt wurden, die zu Mekka regierten und die Aufsicht über den Tempel führten. Seinen Vater Abdallah verlor er in seinem ersten, seine Mutter Amina, die weithin bekannt war wegen ihrer Schönheit, ihrer Klugheit und ihrer Würdigkeit, in seinem sechsten Lebensjahre, worauf er der Sorge seines hundertjährigen Großvaters übergeben ward. Diesem war Abdallah, der jüngste seiner Kinder, sein Lieblingssohn gewesen, der ihm nun in Mohamed gleichsam in verjüngter und verklärter Gestalt wiederkehrte. „Habt Acht auf diesen Knaben", pflegte er zu sagen, „denn unser Geschlecht besitzt nichts Kostbareres als ihn!" — Auch den Großvater verlor Mohamed in seiner frühen Kindheit, worauf ihn einer seiner Oheime, Abu Thaleb, in seine Obhut nahm, der ihn mit aller Sorgfalt erzog. Der Knabe, ein Bild der Schönheit und zugleich durch Güte des Herzens und verständiges Wesen sich auszeichnend, gewann sich die Liebe Aller, mit denen er in Berührung kam. Er blühete herrlich heran und erlernte die Kaufmannschaft bei seinem Oheim. Schon als Jüngling fand er auf Handelsreisen, die er in

Gemeinschaft mit seinem Oheim unternahm, und die sich bis nach Syrien, Palästina und Mesopotamien erstreckten, reiche Gelegenheit, Welt- und Menschenkenntniß zu gewinnen. Nicht dies allein. Er nahm auch aus dem Leben anderer Völkerschaften mancherlei Eindrücke mit sich, die in seiner Seele späterer Verwerthung harreten. Es gaben ihm ferner die Handelsreisen Gelegenheit, zu zeigen, daß Muth und Geistesgegenwart ihm inne wohne. Die mit ihm reisten, wußten, daß sie an ihm den zuverlässigsten Gefährten hatten, daher sie ihn „Al Amin, den Getreuen", zu nennen pflegten. Sein ganzes Wesen war hoch und hehr geartet; immer mehr stellte sich heraus, daß er seinen Namen, den er bei seiner Geburt empfangen, mit Recht trage, da Mohamed so viel bedeutet als der Berühmte oder Vornehme. „Er war ein Mann von Wahrheit und Treue; wahr in dem, was er that, sprach und dachte. Ein Mensch von sparsamer Rede; schweigsam, wenn nichts zu sagen war; aber treffend, weise, aufrichtig, wenn er sprach; stets Licht über die Sache verbreitend, die vorlag. Sein ganzes Leben lang finden wir, daß er als ein durchaus tüchtiger, brüderlicher, echter Mensch angesehen wird." Er ist fünfundzwanzig Jahr alt. Seine männliche Schönheit zieht Aller Augen auf ihn, wo er sich zeigt. Edel und kräftig ist seine Gestalt, seine bräunliche Gesichtsfarbe zeigt blühende Gesundheit, seine schwarzen Augen leuchten von dem Feuer, das seine große Seele erfüllt. Die Ruhe in den Zügen dieses Angesichts weiset zumeist auf beschauliches, nach Innen gekehrtes Wesen hin. Sein Lächeln ist bezaubernd; furchtbar aber ist der Ausdruck des Angesichts im Kampfeszorn. Dann schwillt die Mittelader der Stirn auf, dann sprühen die schwarzen Augen Blitze, dann erbebt der Feind vor den Lauten aus der Löwenbrust des unwiderstehlichen Waffenschwingers. Ueberall erwies Mohamed sich als tüchtig im Leben, Alles gedieh, was er in seine Hand nahm, Jedermann war ihm zugethan. Und dennoch gewährte ihm das Leben selbst Genüge nicht. Ihn beschäftigten mehr als des Lebens wechselnde Gestaltungen die ungelösten Räthsel der Geisteswelt, des Zusammenhanges des menschlichen Seins mit dem Urborn alles Seins. Früh schon zog es ihn, die Einsamkeit zu suchen, auf Reisen saß er stundenlang des Nachts vor dem Zelte, aufschauend zu dem Himmel seines Landes, an dem das Heer der Sterne heller strahlt, als auf jedem andern Orte der Erde; in der Heimath aber stahl er sich gern aus lärmenden Kreisen hinweg und gab sich im stillen Kämmerlein beschaulichen Betrachtungen hin.

Um diese Zeit war er als Geschäftsführer in das Haus der

reichen Kaufmannswittwe Chadidscha eingetreten. Auch hier lebte er dem Doppelzuge seiner Seele gemäß: er verrichtete treu und gewissenhaft, was sein übernommenes Amt von ihm forderte, daneben aber that er auch der tieferen Forderung seiner Seele Genüge, die sein Sinnen mit steigender Gewalt von dem „Dunst des Irdischen" den „Gefilden hoher Ahnen" zulenkte, jenem ätherischen Gedankenreiche, zu dem allein die Schwingen reiner Begeisterung emportragen. Seine Tüchtigkeit im Geschäftsleben und die Hoheit seines Wesens gewannen ihm das Herz der reichen Wittwe, und nach kurzer Zeit segneten die Priester den Herzensbund Beider ein. Er erwies sich im Hause als treugesinnter Gatte und sorgsamer Hausvater und nach außen gegen seine Mitmenschen als theilnehmender Helfer und Rather. Aber immer eingehender beschäftigten ihn jene Fragen nach dem Zweck und Ziel des Lebens. „Was bin ich? Was ist das unergründliche Ding, in welchem ich lebe, das die Menschen das Weltall nennen? Was ist Leben? Was ist Tod? Was habe ich zu glauben? was zu wirken? — Die starren Felsen, die grausigen sandigen Einöden antworteten nicht; der unermeßliche Himmel mit seinen strahlenden Sternen antwortete nicht; des Mannes eigener Geist und was als Gottes Eingebung darin wohnte, hatte zu antworten." — Waren ihm denn bisher noch nie Antworten auf alle diese Fragen geworden? Wohl! Bei der Priesterschaft seines Landes lagen alle Antworten auf diese Fragen bereit. Keine von diesen Antworten, die zu jener Zeit als unfehlbare Wahrheiten galten, waren ihm unbekannt geblieben, aber auch nicht eine Antwort hatte ihn befriedigt. Sie deuteten wohl auf Richtiges hin, aber die Wahrheit lag eben tiefer, und nach dieser Wahrheit dürstete seine Seele. Es ist weder fromm und edel, noch verständig gehandelt, einen Mann, wie Mohamed es war, einen Betrüger, einen Ehrgeizigen zu schelten, und oberflächlich gehandelt ist es, aus Vorgängen der späteren Geschichte seiner Anhänger Rückschlüsse auf die ihn zum Auftreten bestimmenden Anschauungen und Absichten zu machen. Das Beispiel dessen, was vielfach im Namen Jesu gethan zu dem, was von ihm gelehrt worden, sollte doch über das Mißliche solcher Rückschlüsse aufklären. — Für's Andere scheint es wohl gut gemeint, ist aber im Grunde ein sicheres Zeichen von Kurzsichtigkeit und Kleinglaube, sämmtliche nichtchristlichen Religionen und ihre Stifter so viel als nur immer möglich herabzusetzen. Daß im Christenthum die göttliche Wahrheit sich am reinsten offenbart hat, steht für Jeden, der nicht nur dem Namen nach Christ ist, unzweifelhaft fest; aber gerade eine gerechte

Würdigung anderer Religionen lehrt die unvergleichliche Erhabenheit der Christusreligion um so sicherer erkennen. Würde uns der nicht mit Recht als ein Thor erscheinen, der die Sonne damit zu preisen vermeinte, daß er die Sterne tadelte? Wir wollen uns einer solchen Thorheit um so weniger schuldig machen, als sie zugleich eine Lieblosigkeit gegen so viele Millionen unserer Mitmenschen, ja geradezu eine Lästerung des höchsten Wesens in sich schließt. Indem die blinden Schmäher Mohamed's behaupten, Lug und Trug sei der Kern seiner Lehre, ein freches Gaukelspiel das Mittel, sie zur Annahme zu bringen, gewesen, schmähen sie im Grunde genommen den Schöpfer selbst. Wie, ohne einen Kern des ewigen Lichts, durch das Gott sich in allerlei Volk der Menschheit offenbart, sollte es einem Manne gelungen sein, sein ganzes Volk von dem bis dahin unter ihm herrschenden Glauben abzuwenden und um sich zu schaaren, sollten seit nun über zwölfhundert Jahren so viel Hunderte von Millionen ihre Herzen diesem Manne anbetend zugewandt haben? Wahrlich, das hieße den Schöpfer in seinen Geschöpfen schmähen, das bekundete das Vorhandensein des trostlosesten, des unlautersten Glaubens in Betreff der in der Menschheit waltenden Gesetze und damit eine absolute Verkennung des ewigen Geistes, der da will, daß Allen geholfen werde. Solche Erklärung des Entstehens der mohamedanischen Religion ist mit nichten das Werk der Wahrheit, sie ist vielmehr das Werk der sogenannten frommen Lüge, die sich unberechtigt in den Tempel der Wahrheit eingedrängt hat, um als unberufene Tempeldienerin einerseits durch willkürliche Erfindungen die christlichen Wahrheiten zu schmücken, andererseits die Wahrheiten, die in anderen Religionen vorhanden sind, zu entstellen. Sie ist es gewesen, die fälschlicher Weise neben vielem Aehnlichen dem Stifter der neuen Religion die Geschichte von der Taube angedichtet hat, die ihm Erbsen aus dem Ohre pickte, und die er für einen Engel, der ihm Offenbarungen zutrage, ausgegeben habe. Die ernstesten Forschungen der neuern Zeit haben ergeben, daß Mohamed auch nicht entfernt daran gedacht hat, zu solchen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen.

Versenken wir uns mit möglichster Unbefangenheit in seine Lage. Seine große Seele erkannte, nachdem sie so lange über die ernstesten Fragen des Lebens nachgesonnen hatte, daß der Dienst der Götter, wie er von den Priestern seines Landes gelehrt werde, nichtig sei, daß nicht Götter, sondern ein einiges, allmächtiges und weises Wesen Himmel und Erde regiere. Zu den in seinem Volke herrschenden frommen Gebräuchen gehörte es, sich jährlich auf eine bestimmte Zeit

in die Einsamkeit zurückzuziehen. Diesem Gebrauch hatte er stets gehuldigt, nicht äußerlich ihn blos erfüllend, sondern nach seiner inneren Bedeutung sich ihm hingebend. In seinem vierzigsten Lebensjahr geschah es wieder. Einen Monat weilte er andächtigen Sinnes in einer Höhle des Berges Hara bei Mekka, und da war es, wo er das Letzte von dem, was als heidnisches Wesen Gewohnheit und Lehre seine Seele eingehüllt hatte, von sich abthat; da war es, wo er schauete, was die priesterliche Sprache Gesichte nennt. Der sinnige Mensch versteht sofort, was das besagen will. Schauet das künstlerisch erregte Gemüth Gesichte, wie sollte das religiös erregte Gemüth nicht solche schauen? — Da war es, wo auch er, gegenüber dem Anschauen des Göttlichen, aus dem vernehmlich eine Stimme zu ihm drang, anbetend antwortete: „Herr, hier bin ich, dein Knecht höret!“ — Und was nun in der Tiefe seiner Seele ihm offenbar ward, ging von da ab ihm über Leben und Sterben. Es war dies vornehmlich ein Zweifaches. Nicht Götter, nicht Holz, nicht Stein regieren die Welt oder sind der Anbetung würdig, sondern ein allmächtiges Wesen, das allein groß und vor dem alles Andere klein ist. Dieses Wesen allein ist, alles Andere ist sein Schein, sein Schatten, sein wechselndes Gewand. „Allah akbar“, d. i. Gott ist groß! sagte er seinem ihm gläubig zuhörenden Weibe. Das Zweite aber bezeichnete er mit dem Worte „Islam“, das so viel als gläubige, unbedingte, hingebendste Unterwerfung unter jenes höchste Wesen bedeutet. Dies waren und — dies wolle der Leser festhalten — blieben die Angelpunkte seiner Lehre, die, wie es schon so vielem im Ursprunge Reinen ergangen ist, (wer denkt hierbei nicht an die erhabenste aller Lehren, an die des Heilandes?) später durch verdunkelnde „Erklärungen“ und „Erläuterungen“ und durch Einfügung in ein System bis fast zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist. Hatte sich damit in ihm nicht ein machtvoller Fortschritt des Glaubens vollzogen? Wir dürfen es ja nicht vergessen, daß er — ähnlich einem Abraham, einem Socrates — inmitten einer heidnischen Bevölkerung aufgewachsen war, daß heidnisches Wesen ihn von der Wiege an umgeben hatte. Unduldsame Christen (mithin Namens-, nicht wirkliche Christen) haben es dem Manne zum Vorwurf gemacht, daß er, der doch auf seinen Reisen die jüdische und die christliche Religion kennen gelernt habe, nicht zum Judenthum oder zum Christenthum übergetreten sei. Sie bleiben aber den Beweis dafür schuldig, daß er beide Religionen in würdigen Vertretern kennen gelernt habe. Es war dies nicht der Fall. Sicherlich gab es auch damals wahrhaft

fromme Juden und auch wahrhafte Nachfolger Jesu; aber im Großen und Ganzen hatte sich viel Götzendienerisches und weltliches Wesen wie in das Judenthum, so auch bereits in das Christenthum eingedrängt. Hätte Mohamed, dessen Seele nach Wahrheit dürstete wie je eine, einen echten Jünger Jesu kennen gelernt, er wäre sicherlich unter seinem Volke ein begeisterter Apostel des Christenthums 'geworden. Letzteres konnte er nicht werden, weil Ersteres nicht der Fall war. Nun erfüllte ihn einzig der Wunsch, seines Glaubens zu leben, in Gemeinschaft der Seinen und in Gemeinschaft der Freunde den einigen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, anzubeten.

So gingen die folgenden dreizehn Jahre (von seinem vierzigsten bis zum dreiundfunfzigsten Lebensjahre) für ihn hin, indeß der Kreis derer, die von der Wahrheit seiner Anschauungen ergriffen wurden, sich allgemach vergrößerte. In Frieden mit seinem Gott und mit seinen Mitmenschen wünschte er seine übrigen Tage zu verleben: aber wie anders sollte sich die letzte Zeit seines Lebens gestalten! Die Priesterschaft des Landes war es, die dazu den Anstoß gab.

Kann dies verwundern? Es kann höchstens verwundern, daß man ihn so lange ungefährdet gelassen hatte. Jetzt aber entflammte unter den Priestern, die sich als alleinige Inhaber der Wahrheit betrachteten, der Haß gegen den Mann, der anders glaubt, als sie zu glauben vorschrieben, und sie beschlossen, ihn auszutilgen aus der Zahl der Lebendigen.

Als Mohamed's Oheim, der greise Abu Thaleb, derselbe, der ihn erzogen und der, ob er gleich nicht mit ihm eines Sinnes war, nicht aufgehört hatte, ihn zu lieben, vernahm, von welcher Gefahr Mohamed bedroht sei, beschwor er ihn, von seinem innern Schauen doch Keinem fernerhin etwas zu offenbaren, und indem er seinen Entschluß, also handeln zu wollen, den Priestern zu wissen thue, ihren Haß damit von sich abzulenken. Aber wie vermöchte eine Seele zu schweigen, die von einem Strahle göttlichen Lebens berührt ist? Mohamed brach in Thränen aus, als er dem guten Abu Thaleb bekannte, er vermöge es nicht, seinem Rathe zu entsprechen; ja selbst wenn die Sonne zu seiner Rechten und der Mond zu seiner Linken das Gleiche von ihm verlangten, er könne nimmer davon lassen, von dem zu künden, was Allah zu schauen ihn würdige.

Demgemäß handelte er, aber in entsprechender Weise wuchs auch die Gefahr für ihn, die von ihm abzuwenden anfangs nur einigen mächtigen Anverwandten gelang. Nun suchte der Haß auf heimlichen Wegen sein Opfer zu erreichen, und Mohamed war genöthigt,

seinen Anhängern die Flucht zu empfehlen, sich selbst auch mehrmals in Höhlen vor den Dolchen der gegen ihn ausgesandten Mörder zu bergen. Immer noch lag ihm der Gedanke fern, Gewalt gegen die Gewalt aufzurufen. Als er aber endlich von dem Schwure vernahm, den vierzig seiner Feinde gethan, von jedem Stamm einer, dahin lautend, ihm mit vierzig Dolchen die Brust zu durchbohren, ergriff Ingrimm sein Wesen, und er, der inzwischen auf gefahrvollem Wege nach der vierzig Meilen von Mekka gelegenen Stadt Yathreb (später Medina oder Medinat al Nabi, die Stadt des Propheten, genannt) geflohen war, beschloß, seinen Feinden zu begegnen, wie nach der Anschauung, die dieselben in ihm erweckt hatten, nunmehr allein es sich empfehle: mit den Waffen in der Hand! — Gewalt gegen Gewalt! — Das war die Grenzmarke, die seinen Weg trennte von dem Wege des Heilandes der Welt, der seinem den irdischen Kampf anhebenden Jünger Petrus zugerufen hatte: Stecke dein Schwert in die Scheide! — Mohamed hatte seine Flucht (Hedschra) am 15. Juli 622 unternommen, und diesen Tag betrachteten seine Anhänger später als den Anfang einer neuen Zeitrechnung.

Trotzdem Mohamed nun mit dem von ihm erhobenen Waffenrufe die Bahn verlassen hatte, die der Schöpfer des Weltalls der Wahrheit vorgezeichnet hat, wollen wir dennoch uns hüten, die übereifrigen Gegner desselben auf unser Urtheil einwirken zu lassen; denn sie, die durch den Hinweis auf den Weg der Gewalt, den er einschlug, meinen, ihn gerichtet zu haben, stehen gleichwohl nicht an, Gewaltthaten (wir wollen beispielsweise nur an die „Bekehrungen" der Sachsen durch das Schwert Karls des Großen erinnern) zu vertheidigen, sobald solche von christlichen Priestern oder christlichen Königen im angeblichen Interesse des Christenthums ausgeübt wurden. Mohamed war, im Hinblick darauf, daß er durch die Art seines Glaubens und Lebens Niemand ein Leid zugefügt habe und daß seine Gottesverehrung die rechte sei, zu der Ansicht gekommen, es gebe Lebenslagen, in denen eine friedliche Verständigung mit Gegnern unmöglich, daher es nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten sei, Schwertsgewalt gegen sie anzuwenden.

Nun hob der Krieg an, und mit den durch denselben in Aufruhr gebrachten Leidenschaften begann seine Lehre sich zu verdunkeln. Es konnte nicht anders sein, da es sich von dieser Zeit darum handelte, „ein Reich von dieser Welt" zu gründen.

Seine Anhänger schaaren sich um ihn, er führt sie gegen die Feinde und gewinnt (628) über sie einen Sieg. Dieser irdische Er=

folg verstärkt die Schaar seiner Streiter, und er trachtet darnach, Mekka zu erobern, was ihm auch (629) gelingt. Nun muß er zu einem Theile der Stimmung des Heeres, des Werkzeuges, zu dem er gegriffen, Rechnung tragen. Deshalb ward auch die Kaaba von ihm nicht zerstört; nur die in dem Tempel aufgestellten Götzenbilder ließ er zerschlagen. Mit dem Kampfe, den er angehoben hatte, war ein Kriegsbrand in die Welt geschleudert worden, der Jahrhunderte lang verheerend in der morgenländischen und von da bis weit hinein in die abendländische Welt wirkte, und der allerdings Vieles, was der Vernichtung werth war, verzehrte, der aber auch vieles Heilsame dem Untergange weihete. Der Mann, der, wenn Unverstand und Bosheit ihn nicht zum Aeußersten getrieben, seine Tage in frommem Wandel vollendet hätte, stand nun an der Spitze einer zu einem Theile politischen Macht, die ihn selbst mehr und mehr beeinflußte, und die, hätte er sich ihren Forderungen widersetzen wollen, über ihn hinweggegangen wäre. Dennoch blieb der prophetische Zug seines Wesens das Vorherrschende in ihm. Seine zehn Jahre währende siegreiche Feldherrnlaufbahn zeigt ihn uns als einen Mann, der, was seine Person betraf, allen weltlichen Ehren abhold blieb. Ein Stück Gerstenbrot, eine Hand voll Datteln und ein Trunk Wasser war und blieb fast ausschließlich seine tägliche Nahrung; er flickte sich sein Kleid selbst, er säuberte sein Zelt und bereite sich sein Lager mit eigener Hand. Aber eine Zahl von Frauen habe er sich gehalten, sagen seine unversöhnlichen Gegner. Das entsprach ja aber der morgenländischen Sitte, und was das mit diesem Vorwurf berührte Gebiet sinnlichen Lebens betrifft, so müssen wir, um uns nicht einer schweren Ungerechtigkeit schuldig zu machen, anerkennen, daß er, entgegen der Haltung vieler Mächtigen der Erde (sogar vieler Mächtigen der christlichen Bevölkerungen, unter denen doch die Vielweiberei gesetzlich nicht mehr besteht) durch sein Beispiel mäßigend wirkte.

Auch von Mohamed sind eigene Aufzeichnungen nicht vorhanden. Er war des Schreibens gar nicht einmal kundig. Seine Anhänger schrieben nieder, was ihnen bemerkenswerth aus seinen Aeußerungen war: Gebete, Lehren, feurige Schlachtenanreden, gelegentliche Aeußerungen. Das Ergebniß dieser Aufzeichnungen ist der Koran („zu Lesendes"), das seinen Anhängern heilige Buch. Ist dies Buch auch gleichsam der Abdruck der mächtigen geistigen Persönlichkeit Mohamed's, so liegt es doch auf der Hand, daß bei der Abfassung der Charakter und die Geistigkeit der Schreiber durchaus nicht gänzlich einflußlos geblieben sein kann. Was aber von den Buchstabengläu-

bigen aller Religionen, dieser keineswegs ungefährlichen Klasse von Götzendienern, geschieht, das sehen wir auch von den buchstabengläubigen Mohamedanern fortgesetzt geübt werden: sie schwören auf jedes Wort! — Zugleich trat eine andere, nicht minder verderbliche Art von Götzendienst in Wirksamkeit. Des Propheten Worte waren während der Kriegszüge niedergeschrieben worden, je nachdem die Gelegenheit es mit sich gebracht hatte: auf Palmblätter, auf Leder, Steine, auf getrocknete Schulterblätter von Schafen. Nach dem Tode Mohamed's wurde die Kiste geöffnet, in der die Dokumente sich fanden, deren Schreiber zum Theil nicht mehr lebten. Sie waren (das Hin und Her der Kriegszüge hatte das bewirkt) wirr durch einander geworfen worden. Und was geschah? Auch dieser Unordnung zollte der Schweif klugschwatzender, aber hirnverbrannter Thoren, der sich dem lichten Geist angehängt hatte, göttliche Verehrung; die Aktenstücke wurden — entgegen besserem Wissen — nach dieser Unordnung verzeichnet und den folgenden mohamedanischen Theologen damit die Sphinxaufgabe gestellt, zu erweisen, daß die Unordnung im Grunde Ordnung, göttliche Ordnung, daß das Alles so habe sein und weshalb es so habe sein sollen. Dies Verfahren erschuf später Berge theologischer Abhandlungen und brachte neue Irr- und Wirrnisse in die Welt, die sich mit dem Glanz der Heiligkeit und Weisheit schmückten.

Dennoch aber lehrt auch die Geschichte Mohamed's recht augenscheinlich, daß hinter dem, was Menschen wollen oder auch nicht wollen, noch ein anderer Wille wirksam ist, der zu dem Einen treibt und das Andere, was gewollt wird, zunichte macht. Einen Thoren möchte wohl Mohamed den genannt haben, der ihm bei Beginn seines dreiundfünfzigsten Lebensjahres gesagt hätte, er werde nicht nur der Stifter einer neuen Religion, er werde wenige Jahre später auch König und Oberpriester der ganzen arabischen Halbinsel sein, ja ein wahrhaftes Staunen würde ihn ergriffen haben, wenn er die Folgen seiner Wirksamkeit durch Jahrhunderte zu übersehen vermocht hätte. Im zehnten Jahre der Hedschra unternahm der greise Prophet, begleitet von einer Schaar von 100,000 Gläubigen, eine große Abschiedsfahrt von Medina nach Mekka, die das Beispiel ward für alle späteren Wallfahrten nach dem für heilig erklärten Ort.

Gleich nach seiner Rückkehr erkrankte er an Gift, das ihm eine Jüdin eingegeben hatte, um seine Heiligkeit zu prüfen. Als er seinen Tod annahen fühlte, ließ er sich in ein Gotteshaus tragen und redete das um ihn versammelte Volk also an: „Höret mich, ihr

Männer. Habe ich Jemand mit Härte bestraft, so lasset mich eben die Streiche empfinden, die er empfunden hat; habe ich Jemandes guten Namen gekränkt, so thut meinem Namen ein Gleiches; habe ich von Jemand in ungerechter Weise Geld genommen, so bin ich bereit, solches wieder zu erstatten; Niemand fürchte sich, von mir zu fordern, was ihm gebührt; ich werde ihm nicht zürnen! — Niemand hatte sich zu beklagen, endlich aber trat ein Mann hervor und sprach: Du bist mir drei Dirhems (eine kleine Geldmünze) schuldig. Mohamed ließ ihm das Geld auszahlen. Kurze Zeit darauf starb er (633). Gläubige Pilger besuchen heut noch die Moschee in Medina, in der sich des Propheten Sarg befindet.

Aus dem, was Mohamed wirklich oder was er angeblich gelehrt hatte, entstand das Glaubensbekenntniß der Mohamedaner, das seine Hauptbegründung im Koran findet. Dies Glaubensbekenntniß stellt fünf Artikel auf: den Glauben an Gott (Allah), an seine Engel, an seine Propheten (ihnen wurden außer Mohamed auch Adam, Noah, Abraham, Mose und Jesu zugezählt, Mohamed aber als der größte der Propheten bezeichnet), an das jüngste Gericht, das Lohn und Strafen verhängen werde, und an die Vorherbestimmung. Ueber das Entstehen des letzten Glaubenssatzes und über die Gesammtheit des Glaubens sagt G. Zeiß: Aus Mohamed's Streben, seinen Anhängern das festeste Vertrauen in den Willen Gottes einzuprägen und ihren Muth bei der Verbreitung des Glaubens unerschütterlich zu machen, entwickelte sich, mehr als Mohamed selbst gelehrt hatte, die bei den Mohamedanern herrschende Lehre vom Fatalismus oder der Glaube an eine unabänderlich vorausbestimmte Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen und Schicksale. Von der Zeit an, wo Mohamed die Koreischiten bekämpfte, verkündete er, daß der von ihm gelehrte Glaube über den ganzen Erdboden verbreitet werden müsse, und der heilige Krieg wurde als eine der ersten Pflichten der Gläubigen angesehen. Alle Götzendiener sollten ausgerottet werden; Christen und Juden und den Bekennern der persischen Religion sollte es jedoch gestattet sein, bei ihrem Glauben zu verharren, wenn sie die Muslemie*) (Gott-Ergebene, Anhänger des Propheten) anerkennen und ihnen zinspflichtig werden wollten. Den Streitern Gottes werden überschwengliche Verheißungen gemacht. Die bei den Orientalen übliche Vielweiberei wird nicht verboten, aber auf vier Weiber be-

*) Aus dem Wort machten die Perser das Wort Muselman, die Deutschen das Wort Muselmänner.

schränkt. Das Verbot des Schweinefleischessens ist eine dem Judenthum entlehnte Satzung. Die Pflichten des Muslim sind: das Waschen, die Abhaltung des Gebets, das Fasten und die Wallfahrt nach Medina und nach Mekka, zur Kaaba. Täglich soll der Muslim fünfmal beten, das Angesicht nach Mekka gekehrt. Die Zeiten des Gebets verkünden die Rufer von den Minarets (Thürmen) der Moscheen (Gotteshäuser). Am Freitag, dem wöchentlichen Feier- und Ruhetage, findet gemeinschaftlicher Gottesdienst statt. Das Fasten während des Monats Ramadan besteht in strengster Enthaltung der Nahrung, des Tabakrauchens und anderer Genüsse von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Ergebung, Vertrauen und Dankbarkeit gegen Gott sind die Grundpfeiler der Sittlichkeit. Im Umgange mit Menschen empfiehlt der Koran vorzüglich Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Dankbarkeit, Treue bei Versprechen, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmuth, Ausdauer, dagegen kündet er schwere Strafen an für Ehebruch, Meineid, Mord, Verleumdung, falsches Zeugniß, Wucher, Spiel und Trunk.

Allen Gläubigen, die mit dem Schwerte in der Hand sterben, ist der unmittelbare Eintritt in das Paradies verheißen. Herrlich ist dies geschildert. Dort findet der Selige grünende Wiesen, schattige Bäume, murmelnde Bäche, sanfte, balsamische Lüfte, ihm werden in goldenen und silbernen Gefäßen herrliche Speisen und Getränke angeboten, in golddurchwirkten Kleidern gehet er umher, ihm gehören die edelsten Rosse, prächtige Zelte und reiche Divans. Den kühnsten der Kämpfer für die Religion des Propheten werden die höchsten Grade der Seligkeit zu Theil. Gesänge der Engel umtönen sie. Unvergleichlich schöne, schwarzäugige, purpurlippige Jungfrauen, die Huries, werden ihnen zu Bräuten gegeben, und es blühen diese wie auch die Helden in ewiger Jugend. Der Helden Würden glänzen in den Gefilden der Seligen wie Purpur, duften wie Moschus; haben die Gläubigen Glieder des Leibes verloren, so werden ihnen dafür Engelsflügel verliehen. Aber gräßlich sind die Strafen der Hölle. In die erste Hölle kommen die Heuchler, in die zweite die groben Götzendiener, in die dritte die Magier, in die vierte die Stern-Anbeter, in die fünfte die Juden, in die sechste die Christen, in die siebente die gottlosen Mohamedaner, die daselbst acht- bis neuntausend Jahre verweilen müssen, ehe sie wieder Gnade finden.

Im Vergleiche zum Heidenthum ist die Religion Mohamed's auch in der Gestalt, die sie von ihren nächsten Erklärern erhielt, als ein bedeutender Fortschritt auf dem Gebiet des Geisteslebens der

Araber zu betrachten. Da das Entstehen derselben aber mit der Schöpfung einer politischen Macht verbunden und die gewaltthätige Art der Verbreitung derselben einer ihrer vornehmsten Glaubensartikel war, so kann es nicht verwundern, daß der Mohamedanismus auch weiterhin zu Kämpfen über Kämpfe führte. Zumeist waren und zwar schon unter den beiden nächsten Nachfolgern Mohamed's (Abu Bekr und Omar, die sich Khalifen, die Statthalter des Propheten nannten) die zunächst liegenden Provinzen des griechischen oder oströmischen Kaiserthums den Angriffen der Mohamedaner ausgesetzt. Es wurden im Lauf der nächsten neun Jahre hinter einander erobert Syrien, Palästina und Aegypten. Amru, des zweiten Khalifen Feldherr, soll die Bibliothek in Alexandrien verbrannt und seinen Befehl dazu mit den Worten begleitet haben: „Entweder steht in den Schriften dieser Bibliothek, was schon der Koran enthält, dann sind sie überflüssig, oder sie enthalten etwas anderes, dann sind sie gottlos." Im Jahre (641) darauf gewann Omar Persien.

Solche Erfolge in so kurzer Zeit waren unerhört. Omar unterlag 644 dem Dolche eines persischen Meuchelmörders, worauf Othmann seine Stelle einnahm, dem — 24 Jahre nach dem Tode Mohameds — Ali, des Propheten Schwiegersohn, in der Herrschaft folgte. Nachdem er die persischen Eroberungen gesichert, Nordafrika, Cypern und Rhodus erobert hatte, fiel auch er — im fünften Jahre seiner Herrschaft — durch Meuchelmord (661). Nun ging das Khalifat auf das Geschlecht der Ommajaden über, die, weil sie in Arabien nicht beliebt waren, die Residenz von Medina nach Damaskus verlegten. Unter der Herrschaft dieses Stammes dehnte sich die mohamedanische Herrschaft über die ganze Nordküste von Afrika aus; im Anfange des achten Jahrhunderts war sie bereits bis zur Meerenge vorgedrungen, die Afrika von Spanien trennt. Das Westgothenreich in Spanien befand sich damals der Auflösung nahe. Gegen den König derselben, Roderich, rief eine Partei die Araber um Beistand an. Der arabische Statthalter, an den die Botschaft ergangen war, sandte seinen Feldherrn Tarek nach Spanien. Von dem Letzteren hat die Meerenge ihren jetzigen Namen Gibraltar (Gebel al Tarek, d. i. Fels des Tarek) erhalten. In der neuntägigen Schlacht bei Xerez de la Frontera besiegte Tarek den Westgothenkönig Roderich, der in der Schlacht fiel und Spanien gehörte den Arabern (711). Das war das Ende des Westgothenreiches in Spanien. Ein Rest des Volkes zog sich in die nordwestlichen Gebirgsstriche zurück, von wo aus später die Bildung neuer christ-

licher Reiche in Spanien ausging. In den übrigen Geb ieten Spaniens fanden umfangreiche Einwanderungen von Arabe rn statt, und es wurde die unterworfene Bevölkerung genöthigt, den Islam anzunehmen. Die Juden, die unter der Herrschaft der Gothen schwer bedrückt worden waren, hatten den Arabern bei ihrem Werk, sich Spanien zu unterwerfen, vielfach heimlich und offen hülfreiche Hand geleistet. Jetzt war das Frankenreich an der Reihe, angegriffen zu werden, und es war damit die germanische Welt im westlichen Europa, ja, da auch Constantinopel ein Zielpunkt der kriegerischen Thätigkeit der Araber ward, das ganze westliche Europa schwer bedroht.

Sehen wir nun zu, von welchem Erfolge der Ansturm der Araber oder — wie die mohamedanische Bevölkerung der afrikanischen Gebiete und Spaniens genannt wurde — der Mauren in dem Frankenlande begleitet war.

## Die Hausmeier im Frankenreiche. Pipin der Kleine, König der Franken.

Oben schon (S. 158) wurde angedeutet, daß unter den Nachfolgern Chlodwig's die Macht der königlichen Stämme sank. Damit zusammenhängend wuchs die Macht einzelner fränkischen Großen, namentlich die eines Geschlechts, das, wie ebenfalls bemerkt worden ist, später nach dem hervorragendsten Sprossen desselben, Karl dem Großen, das Geschlecht der Karolinger genannt wurde. (Von einzelnen Historikern wird dies Geschlecht — nach Pipin — das der Pipiniden genannt.)

Aus der älteren Zeit vernehmen wir von Pipin von Landen, den man als Ahnherrn der Pipiniden oder Karolinger zu bezeichnen pflegt. Das wichtigste Staatsamt im Frankenreiche war das des Hausmeiers (major domus), und dieses Amt verwaltete Pipin von Landen nicht nur, sondern er vererbte es auch seinen Nachfolgern, unter denen es, der königlichen Macht gegenüber, an Machtfü lle immer mehr zunahm. Pipin's Enkel, der nach seiner an der Maas gelegenen Burg Pipin von Heristal genannt ward, legte sich sogar den Titel Fürst und Herzog der Franken bei. Das Volk gewöhnte sich daran, daß die wirkliche Regierung des Landes von den Hausmeiern geführt werde, den Königen aber ließ man Ehren und Kroneinkünfte einzig um deswillen, weil sie Abkömmlinge Chlodwig's, des „aller-

christlichsten" Königs und Begründer des Reiches, seien. Es wurde Sitte, daß sie alljährlich nur einmal auf dem sogenannten Märzfelde dem Volke gezeigt wurden, bei welcher Gelegenheit sie dann die herkömmlichen Geschenke in Empfang nahmen.

Mächtiger noch als der zuletzt genannte Pipin erwies sich dessen Sohn Karl, der, nachdem er die Kraft seines Armes und Geistes in Kämpfen gegen die Friesen, Sachsen und Bayern erprobt hatte, plötzlich sich einer Kriegsmacht gegenüber sah, die an Zahl der Kämpfer ihm um das Vielfache überlegen und im Hinblick auf errungene Vortheile voll glühendster Siegesgewißheit war. Die Araber hatten die Pyrenäen überschritten und ergossen sich in einem breiten Strome verheerend über das Frankenland. Der Verlust von Spanien war schon eine schwere Einbuße für das westliche Europa gewesen: nunmehr standen Christenthum und Germanenthum in äußerster Gefahr. Die Lage glich der jener Zeit vor dreihundert Jahren, in der Attila mit einem gleich mächtigen Heere in das Gebiet, das später den Namen Frankenland erhielt, eingedrungen war; und wie damals sah auch jetzt das westliche Europa mit Zittern und Zagen den Ereignissen entgegen, die im Anzuge waren.

Unverzagt blieb der tapfere Karl, und während Andere, die nach ihrer Stellung den Beruf hatten, zu handeln, völliger Rathlosigkeit verfielen, raffte er alle Kräfte zusammen, dem gefährlichen Feinde gebührend zu begegnen. Der Herzog des Aquitanierreiches war von dem etwa eine halbe Million Streiter zählenden und von dem kühnen maurischen Statthalter Abderrhamann geführten Feindesheer so vollständig auf's Haupt geschlagen worden, daß von den Aquitaniern verzweifelnd gesagt ward: Gott allein vermöge die Leiber der Erschlagenen zu zählen. Indem die Mauren sich immer weiter über das Frankenland ausbreiteten, und eine feste Stadt nach der andern in ihre Gewalt fiel, erschienen Boten über Boten mit flehenden Bitten bei Karl. Dieser aber, der, so sehr auch sein Heldenherz in dem Gedanken glühete, Rächer der Schmach und seinem Volk wie der gesammten Christenheit Retter aus der Noth zu sein, nicht eher den Schlag thun wollte, ehe er nicht sein Werkzeug, das Heer, in genügender Verfassung sah, antwortete den Hülfebegehrenden: „Es darf der Angriff nicht übereilt werden. Diese Saracenen gleichen einem Strome, dem in seinem Laufe entgegen zu treten sehr gefahrvoll ist. Der Durst nach Reichthümern und das Bewußtsein des Sieges verdoppeln ihre Tapferkeit, und Tapferkeit wirkt mehr als Waffen oder Truppenzahl. Habe Geduld, bis sie sich mit der Last

von Schätzen beladen haben. Der Besitz von Reichthum wird ihre Rathschläge theilen und uns den Sieg sichern." Das war eine den Umständen angemessene kluge Antwort, die es bewirkte, daß in der abendländischen Christenheit das Vertrauen wieder sich zu beleben begann. Endlich hielt der umsichtige Feldherr die Zeit für gekommen, den Kampf gegen den mächtigen Feind anzuheben. Er rückte ihm entgegen, und es kam in der Ebene zwischen Tours und Poitiers zur Entscheidungsschlacht. Germanische Kraft gelangte zum glänzenden Siege über den an Zahl übermächtigen Feind. Eine Nachricht besagt, daß 375,000, eine andere, daß 400,000 todter Feinde das Schlachtfeld bedeckt hätten: beide Nachrichten leiden ohne Zweifel an bedeutender Uebertreibung. Doch die Hauptsache war geschehen: der Feind war bis zur Vernichtung geschlagen, die Trümmer seiner Macht retteten sich nach Spanien, und das Frankenland war frei. Nicht nur besonnener Schlachtenlenker, sondern auch tapferer Mitkämpfer war Karl gewesen, und da sein Streithammer so übermächtig auf die Feinde herniedergefallen war, und derselbe durch seine verheerende Wirkung die Erinnerung an Donar's Hammer wachgerufen hatte, gab man ihm den ihn ehrenden Beinamen Martel, d. i. Hammer. Nun stand er so hoch in seinem Ansehen da, daß er es wagen konnte, den königlichen Stuhl drei Jahr unbesetzt zu lassen, während welcher Zeit er die Regierung des Landes gänzlich nach eigenem Ermessen führte.

Als Karl Martel neun Jahr nach der Rettungsschlacht starb (741), ging das Amt des Hausmeiers auf seine beiden Söhne Pipin und Karlmann über. Letzterer fühlte sich von dem unruhigen Treiben der Zeit bald so ermüdet, daß er sich in ein Kloster zurückzog. Als nun Pipin das von dem Vater ererbte Amt allein verwaltete, regte sich in den Kreisen der vornehmen Franken der Spott gegen ihn, da er von Person klein war. Da soll er einst bei Gelegenheit eines Thiergefechts die Spötter aufgefordert haben, in den Kampfplatz hinabzusteigen, um gegen einen Stier und einen Löwen zu streiten. Als nun — wie weiter berichtet wird — keiner der Aufgeforderten dies gewagt, sei er mit einem Satze hinabgesprungen und habe mit einem einzigen Hiebe dem Löwen, der auf den Stier gesprungen sei, das Haupt abgehauen, wobei das Schwert noch tief in des Stieres Hals eingedrungen sei. Wie viel oder wie wenig an dieser Erzählung wahr ist, läßt sich nicht ermitteln, sicher aber ist, daß Pipin sich durch Heldenhaftigkeit in seinem Ansehen zu befestigen wußte, so daß der Beinamen „der Kleine" weiterhin nicht mehr als ein Ausdruck des Spottes galt. Auf dem fränkischen Königsthron saß Childerich III.,

der letzte Schattenkönig aus dem Geschlecht der Merowinger. Sich an dessen Stelle zu setzen und damit seinem Geschlecht die Königswürde zuzuwenden, war von Anfang an Pipin's wohlüberlegtes Streben. Er suchte sich die Geistlichkeit des Landes geneigt zu machen, vorzüglich dadurch, daß er ihr die Rückgabe der Güter in Aussicht stellte, deren sich seine Vorgänger in ihrer Eigenschaft als Hausmeier bemächtigt hatten. Endlich hielt er die Zeit für gekommen, die Hand nach der reif gewordenen Frucht auszustrecken. Es ging eine Gesandtschaft von ihm an den Papst Zacharias, die diesem die Frage vorlegte: „Wer ist des königlichen Namens und Thrones würdiger, der, welcher sorglos daheim sitzt oder der, welcher die ganze Sorge und Last des Reiches auf sich hat?" —

Der Papst betrachtete die Angelegenheit nicht vom christlichen, sondern vom weltlichen Standpunkte. Er sagte sich: Giebst du dem Fordernden zu dem Kronenraube, den er in Begriff ist auszuführen, die oberhirtliche Weihe, so verpflichtest du ihn dadurch der — Kirche! — Setzen wir hinzu: der verweltlichten Kirche! — Jene Frage beantwortete er nun dahin: „Es ist besser, daß auf den, welcher die Last der Regierung trägt, auch Name und Würde des Königs übergehe." Damit war zwischen Beiden ein Pact geschlossen, bei dem es sich einzig hier wie dort um Erreichung weltlicher Vortheile handelte. Pipin ließ dem Könige ankündigen, daß er nunmehr ihm den Platz zu räumen habe, worauf Childerich, nachdem ihm das Haupt geschoren worden war, in ein Kloster geschickt und Pipin darauf zum Könige ausgerufen und gesalbt ward. (752).

Gelegenheit zur Bezeugung seiner Dankbarkeit gegen den Stuhl Petri fand Pipin unter dem folgenden Inhaber desselben, Stephan II. Der Longobardenkönig Aristulph bedrohte Rom, und nun erfolgte von Stephan an den Frankenkönig der Ruf um Beistand. Pipin erschien mit starker Heermacht und zwang den Longobardenkönig, ein Landgebiet, in dem außer Ravenna noch zwanzig und einige Städte lagen, ihm abzutreten, und dieses Landgebiet schenkte er darauf dem Papste als Eigenthum. (755).

Damit war der Grund zum Kirchenstaat gelegt, der Papst ein weltlicher Fürst geworden — ein Ereigniß, das von bedauernswerthesten Folgen sein mußte. Pipin nannte sich von allen weltlichen Fürsten zuerst „von Gottes Gnaden", außerdem nahm er den Titel „Schirmherr der Kirche" an. Im Jahre 768 starb er und hinterließ die Herrschaft seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann, von denen der

erstere, der sich den Beinamen des Großen erwarb, uns weiterhin eingehend beschäftigen wird.

Zuvor wollen wir noch ein Zweifaches in Betracht ziehen: die Kultur der Araber und die Entstehung der Papstmacht.

## Kunst, Wissenschaft und Gewerbethätigkeit der Araber.

Nicht minder bedeutende und in überraschender Schnelle sich entwickelnde Erfolge als durch die Macht des Schwertes erreichte der Islam auf dem Gebiete friedlicher Thätigkeit. Den Antrieb dazu gab den Arabern ihre Bibel, der Koran, wie auch der Hinblick auf den Umstand, daß ihr Prophet die kaufmännische Thätigkeit geübt hatte. Handelsthätigkeit, sagt der Koran, sei eine insbesondere Allah wohlgefällige Beschäftigung, daher es der Gläubigen Pflicht sei, Handelswege einzurichten und zu unterhalten, auf denselben Brunnen und Cisternen zu unterhalten und namentlich gegen reisende Kaufleute Gastfreundschaft zu üben. Der Handel führte zu Reichthum, dieser regte zur Pflege der Künste, Wissenschaften und Gewerbthätigkeit an. Schon von der Zeit an, in der die Khalifen (die Khalifen aus dem Hause der Ommajaden) ihren Herrschersitz in Damaskus aufschlugen, sehen wir jene friedlichen Beschäftigungen machtvoll aufblühen; weit mehr noch entwickelten sich dieselben, nachdem (750) der Zweig der Abbassiden zur Herrschaft gelangt und von ihnen Bagdad zur Hauptstadt des Araberreiches erhoben worden war. Von dem gestürzten Herrscherstamm der Ommajaden war es nur einem Gliede (Abderrahman) gelungen, durch Flucht dem Verderben zu entrinnen. Die Araber in Spanien, die mit der Thronveränderung im Morgenlande nicht einverstanden waren, riefen Abderrahman zu sich. Er gründete daselbst das Khalifat von Cordova, und die Araber in Spanien sagten sich los von der Herrschaft der Abbassiden und somit von dem bisherigen Gesammtreiche.

Die politische Trennung wirkte aber keineswegs nachtheilig auf die civilisatorische Entwickelung; es scheint sogar, daß sie hier wie dort als Sporn zu weiterem Fortschreiten diente. Wir sehen auf den Gebieten der Wissenschaften, der Geographie, Astronomie, Mathematik, Chemie, Arzneikunde, Philosophie, und denen der Künste, namentlich der Poesie und der Baukunst, Blüthen über Blüthen emporsprießen. Im Morgenlande erreichte die arabische Bildung die höchste

Stufe unter der Herrschaft des Khalifen von Bagdad Harun al Raschid (d. i. Harun der Gerechte), dessen Regierung in die Zeit des mächtigen Frankenkaisers Karl's des Großen fällt. „Bagdad war damals", heißt es in Erichthon's Geschichte Arabiens, „der Mittelpunkt für Dichter, Philosophen und Mathematiker jeden Landes und jeden Glaubens. Gesandte und Beauftragte sammelten die wichtigsten Schriften, die man entdecken konnte, Karavanen führten nach Bagdad die Schätze griechischer und persischer Literatur; die vorzüglichsten Werke wurden auf Befehl des Khalifen in's Arabische übersetzt, damit sie allen Klassen zugänglich werden möchten." Von welcher Größe und Bedeutung Bagdad war, ergiebt schon der einzige Umstand, daß es nicht weniger als 10,000 Moscheen, eben so viele öffentliche Bäder, 600 Kanäle, 400 Wassermühlen, 4000 Trinkanstalten und viele Tausende von Palästen mit herrlichen Gärten zählte. Die Araber waren es, die des großen Aristoteles Werke der Vergessenheit entrissen und es bewirkten, daß der Gedankeninhalt derselben sich befruchtend über das Abendland ergoß, ihnen haben wir unser Zahlensystem und unsere Algebra zu verdanken, sie hoben den Ackerbetrieb und die Gartenbaukunst auf eine Stufe, auf der Eines wie das Andere weithin und auf lange Zeit Antrieb zur Nachahmung erweckte, sie belebten auch das Gebiet der Baukunde, und ihr eigenthümliches Geistesleben erschuf einen neuen Baustil. „Noch stehen", sagt F. Adler in seinem Werke über die Weltstädte in der Baukunst, „einzelne der ältesten Denkmäler der arabischen Baukunst aufrecht, während die vielbesungene und fast märchenhafte Pracht des Abbassidenhofes zu Bagdad spurlos wie ein Traum verschwunden ist. Durch das Alter und den Kunstwerth seiner Bauten steht Kairo an der Spitze. Hier neben den Trümmern des alten Memphis verwandelte schon 642 Amru seinen Lagerort in eine Stadt, Fostat oder Alt-Kairo. Die hier neu gegründete Moschee trägt noch heut seinen Namen und ist trotz mancher Erweiterungen noch im Wesentlichen erhalten. Es ist ein baum- und brunnenreicher Hof, an seinen vier Seiten mit Hallen, getragen von schlanken Säulen, umgeben. Nur die nach Mekka liegende Hofseite bildet einen nach vorn geöffneten breiten Säulensaal, darin der Predigtstuhl steht und die Gebetsnische sich an der Mauer befindet. Nichts kann einfacher sein als diese so nahe liegende Disposition, welche den alt-orientalischen Hof mit seinem kühlen Brunnenbecken für den Wallfahrer eben so fest hält, wie sie den schattigen Säulenwald der Pharaonenbauten bewahrt. Alle Säulen sind antiken Ursprungs, die Decken zeigen einfachen Holzbau. Aber die schmucklosen

Bogenreihen liefern ein neues Element in den hohen Spitzbögen und eröffnen dadurch eine neue Richtung des Bogenbaues. Noch schärfer zeigt diese Neuerung die Moschee Tulun. In ihr werden die schattigen Spitzbogenhallen von kräftigen oblongen Pfeilern getragen, an deren Ecken kleine Säulen eingekerbt sind. Gleiche Oeffnungen eröffnen auch die Obertheile. Die antike Baukunst ist bis auf die letzte Reminiscenz verschwunden, und völlig neue, höchst fruchtbare Ausgangspunkte sind gefunden. Hier beginnt der totale Umschwung der Detailbildung, den die normannische Baukunst fortführte, dann die gothische Baukunst in Nordfrankreich vollendete. Somit war die bauliche Leistung der Araber eine nothwendige Ergänzung zu der west- und oströmischen Bauthätigkeit." Die Erfindung der sogenannten Arabesken — mehr freie Schöpfungen als Nachahmungen von Blumen-, Frucht- und Blätterformen und in zierliche Verschlingungen gebracht — haben wir den Arabern zuzusprechen. Außen waren Tempel und Paläste schmucklos, innen reich verziert. Flach gemalte oder auch aus farbigem Stuck gearbeitete Arabesken erfreuten das Auge; kostbares Material an Marmor, köstliches Holz, edles Metall war reichlich zur Verzierung verwandt. Eine staunenerregende Pracht zeigte die Moschee von Cordova. Die Pracht der Ausstattung erstreckte sich nicht auf Decke und Wände allein: der Fußboden des säulenreichen Gebäudes war aus gediegenen Silberplatten zusammengesetzt, die Flügelthüren hatten einen goldenen Ueberzug. Wenn dieser Tempel im Lichtglanze seiner zehntausend Lampen strahlte, so konnte man es den Beschauern nicht verdenken, wenn sie schwuren, Herrlicheres sah die Welt nie. Und doch war es der arabischen Baukunst vorbehalten, in der nächstfolgenden Zeit ein noch großartigeres Werk zu schaffen: die Alhambra (d. i. das rothe Haus) oder der Palast der maurischen Könige zu Granada. Jetzt noch erregt er die hohe Bewunderung der Reisenden, wie uns ein Dichterwort von R. Prutz kundgiebt:

„Ich kenn' euch wohl, ihr leichtgeschwung'nen Bogen,
Ihr Säulen auch, voll räthselhafter Zier;
Euch hat des Mauren brauner Arm gezogen:
Denn einst als Herr gebot der Maure hier.
Ja, diese Halle ward von ihm gegründet,
Einst seinem Fürst ein prächtig Haus zu sein,
Hier diese Säule ward von ihm geründet,
Und einst sein Hauch belebte diesen Stein."

Die Stuckaturarbeiten an den Wänden einzelner Gemächer sind noch vollständig erhalten, ebenso die Holzeinlagen von Decken und

Fußböden. Heute noch finden wir daselbst Wände, deren weißer Ueberzug dem Perlmutter an Glanz und Festigkeit gleich kommt. Cordova, am Guadalquivir gelegen, erreichte unter der Regierung des Khalifen Abderrhaman III., des Salomo der Herrscher aus dem Ommojadenstamme, ihre höchste Blüthe. Die Stadt, die einen Raum von fünf Meilen Länge und anderthalb Meilen Breite einnahm, zählte 600 Moscheen, Hunderte von Palästen (darunter den königlichen Palast mit 4300 Marmorsäulen), 80,000 Läden und beinahe eine Million Einwohner.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Dichtkunst schon vor Mohamed's Zeiten in Arabien blühete, ja daß damals schon dichterische Wettstreite stattfanden. Das Gedicht, das den Preis errang, wurde mit Goldschrift auf Seide geschrieben und ihm ein Platz in der Kaaba zuerkannt. Als einer der hervorragendsten Dichter der nachmohamedanischen Zeit ist zu nennen der Dichter Hariri, dessen Makamen („Makamen bedeutet einen Ort, wo man sich unterhält; dann die Unterhaltung selbst") uns Rückert trefflich übersetzt hat. Es entstanden viele Liedersammlungen, die man Divans (Anthologieen, Blumenlesen) nannte. Auch Märchensammlungen wurden veranstaltet, unter ihnen „Tausend und Eine Nacht." Als Sammler arabischer Fabeln wird Lokman genannt. Ebenso wenig wie in der Baukunst blieb in Bezug auf Dichtkunst und Wissenschaft Spanien hinter dem Mutterlande Arabien zurück; es überflügelte jenes sogar noch. „In Spanien", sagt Erichthon, „erlangte Dichtkunst und Wissenschaft eine höher und länger dauernde Blüthe, wie in den Schulen des Ostens. Cordova, Sevilla und Granada wetteiferten miteinander in dem Glanze ihrer Schulen und Bibliotheken. Es sind uns die Namen und Schriften von beinahe hundert ausgezeichneten Gelehrten angegeben, die allein aus Cordova stammten. Hakem gründete dort eine Schule und außerdem eine Bibliothek, die bis auf 400,000 Bände gebracht wurde. Er habe, wird erzählt, sorgfältig jedes Werk untersucht und in dasselbe mit eigener Hand Geburt, Todesjahr und Abstammung des Verfassers eingetragen. Die Akademie von Granada stand in ihrer Blüthezeit unter der Leitung von Schamseddin aus Murcia, welcher unter den Arabern wegen seiner Kunde der Dichter berühmt ist. Casiri hat die Namen und Werke von einhundert und zwanzig Verfassern angegeben, deren Talente die Universität Granada Berühmtheit ertheilten. Toledo, Malaga, Murcia und Valencia besaßen sämmtlich glänzende literarische Anstalten. In den Schulen Andalusiens allein befanden sich siebenzig öffentliche

Bibliotheken. Middeldorph hat siebenzig verschiedene Schulen und Akademien aufgezählt, welche unter den Arabern Spaniens in Blüthe standen.“ Auch unter den Juden in Spanien, die sich während der Herrschaft der Mauren daselbst einer duldsamen Behandlung zu erfreuen hatten, fanden Wissenschaft und Dichtkunst begeisterte Pflege. Heut noch sind in der gelehrten Welt Name und Werke des Juda Halevi unvergessen.

Zieht man in Betracht, welche Ströme der Bildung sich aus der Maurenherrschaft über Spanien und von da aus weiterhin über das Abendland ergossen, so kann nicht bedauert werden, daß Spanien einige Jahrhunderte lang der Herrschaft der abendländischen Welt entzogen war. In Betracht dieses Umstandes ist Spanien das Thor genannt worden, durch das morgenländische Kultur in das Abendland einzog. Uebel freilich wäre es gewesen, hätte die Herrschaft der Mauren in Spanien Bestand behalten, oder hätte sie sich gar über das Frankenland und von da noch weiter über Germanien ausgedehnt, da in diesem Falle mit dem späteren Verfall des Araberthums auch das Abendland entsprechend geschädigt worden wäre, ganz abgesehen davon, daß die Herrschaft des Mohamedanismus eine Bedrückung des Christenthums in sich geschlossen hätte. Daß jene Schädigung nicht eintreten konnte, ist aber in erster Linie dem Heldenarme Karl Martell's zu verdanken, der den Mauren mit einem Schlage die Lust benahm, weiter in das Abendland einzudringen. Späterhin mußten sie aber auch aus Spanien weichen, und es ward jenes „Thor“, nachdem es seinen Zweck erfüllt hatte, wieder geschlossen.

## Die Kirche. Entstehen der Papstmacht.

Wir haben über die Gestaltung der christlichen Kirche Einiges nachzuholen.

Gezeigt wurde, daß die Kirche namentlich von dem Zeitraume an Schaden erlitt, in welchem politische Erwägungen mächtiger weltlicher Fürsten ihre Dienste für irdische Zwecke in Anspruch zu nehmen begannen. Grell lehrte uns dies das Beispiel Kaiser Constantin's des Großen (S. 88 und 110). Er ließ sich von den Priestern als christlichen Kaiser feiern, aber man täuschte sich gegenseitig. Ihm, der durch und durch heidnisch gesinnt blieb, war es nicht um eine Anerkennung und Förderung des innersten Wesens der Christuslehre

zu thun, es kam ihm vielmehr ausschließlich darauf an, in den Priestern Werkzeuge zu gewinnen, die ihm unter geistlicher Hülle politische Dienste erwiesen; die Priester wiederum feierten ihn nicht seiner christlichen Gesinnung wegen, sondern weil er ihnen mit vollen Händen Kirchengut gab und sie zugleich mit weltlichen Ehren überhäufte.

Damit trat sofort eine neue Heimsuchung für die Kirche ein. Wer früher, als ihr Weg sie durch das Feuer der Trübsal führte, sich ihr anschloß, den lockte das Himmlische, das sie in ihrem Schooße trug, mochte er nun von ihm viel oder wenig erkennen, und er nahm um des beseligenden Antheils ihres Schatzes willen geduldig das weltliche Leidenskreuz auf sich. Indem jetzt aber die Kirche weltlichen Genuß, weltliche Ehren bot, drängten sich viele Personen in die Reihen der Priesterschaft, einzig gelockt durch irdische Rücksichten, einzig diesen nachgehend. Jetzt sah die Welt zum ersten Male höfische Priester im christlichen Gewande, denen die Aufgabe gestellt ward, das Bild des Lebens ihres Fürsten vor dem Angesichte der Welt zu verchristlichen, mochte das Leben selbst auch noch so unchristlich sein, und ihm sein Gewissen in der Verfassung zu erhalten, in der ihm dasselbe möglichst wenig unbequem war. Nun verlohnte es sich in den Augen weltlich gesinnter Vornehmen auch, christliche Staatsämter zu bekleiden, und es war bald die Methode gefunden, unter christlicher Form in alter Weise das Volk zu bedrücken und auszusaugen. Jetzt war auch der Soldat ein Christ, aber in der Regel war von ihm nur aus der schon damals wohlbesetzten Rüstkammer christlichen Aberglaubens Eines und das Andere angenommen worden, so daß er in seinem Wesen blieb, was er gewesen war.

Das war eine schwere Zeit für die Kirche. Der äußere Sieg war da für sie, aber die Besiegten schädigten sie innerlich auf das Schwerste. Die Heiden strömten in Schaaren der Kirche zu und ließen sich taufen; sie brachten aber das ganze Gepäck ihres heidnischen Wesens mit sich, das nun innerhalb der Kirche seinen Platz suchte und fand. Die Schätze, die der oberen Geistlichkeit von Fürsten dieser Welt gegeben wurden, nannte man Kirchengut. Es sollte den Anschein gewinnen, als seien sie einzig zum Vortheil der Kirche gegeben, und als würden sie ausschließlich zum Heil der Kirche verwandt. In Wahrheit kamen sie aber auch den Personen selbst, namentlich den sogenannten Würdenträgern, zu Gute. Die obere Geistlichkeit begann üppig zu leben.

Kann es verwundern, daß unter solchen Umständen der Geist der Herrschsucht viel mächtiger noch, als es in dem Zeitraum

vorher schon geschehen war, sich unter der Priesterschaft zu regen begann? Wohl hatte der Meister seinen Erwählten eindringlich eingeschärft: Ihr sollt dienen! und dies den Aposteln wie allen Nachfolgern in unzweideutigster Art durch das Beispiel der Fußwaschung erläutert; aber bald genug nahmen die Bischöfe der größeren Städte, in denen wirklich oder angeblich von den Aposteln christliche Gemeinden gestiftet worden waren, eine besondere Geltung für sich in Anspruch. Wir haben früher schon (S. 84) diese Städte genannt. Von der Zeit Constantin des Großen an beschränkte sich der Vorrang auf die Bischöfe von Rom und Constantinopel. Die Gründe, auf die man sich stützte, waren anfänglich ausschließlich weltlicher Art. Rom hatte die Würde des Mittelpunktes des alten Römerreiches in seiner Größe für sich, Constantinopel war die Hauptstadt des neuen Römerreichs. Der weltliche Gedanke, die Menschheit zu beherrschen, war in Rom Jahrhunderte lang gepflegt worden, er lag daselbst gleichsam in der Luft, und es bemächtigte sich dieser Gedanke mehr und mehr der Priesterschaft Roms.

Der erste Versuch Roms oder vielmehr des Bischofs von Rom, Herrschaft über die übrige Christenheit zu gewinnen, ward im Jahre 162 von dem Bischofe Viktor unternommen, der bei einer unter den Bischöfen ausgebrochenen Streitigkeit seine Entscheidung ohne Weiteres anerkannt wissen wollte, und der, indem er dies mit Heftigkeit aussprach, die „widerspenstigen" Bischöfe mit Ausstoßung bedrohte. Er fand aber den entschiedensten Widerspruch in den Kreisen der auswärtigen Geistlichkeit. Indem man ihm vorhielt, daß er mit seiner Bedrohung arger Anmaßlichkeit sich schuldig mache und die Gebote der Liebe und Sanftmuth freventlich verletze, erinnerte man ihn an die klare Weisung des Heilandes (Matth. 20, 26—28): „Die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es unter euch nicht sein, sondern so Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei nur Diener. Und wer da will der vornehmste sein, der sei euer Knecht." — Viktor mußte sich dem Worte der Wahrheit beugen.

Beinahe ein Jahrhundert später begegnen wir einem neuen Versuche. Bei Gelegenheit einer ähnlichen Streitsache nahm der damalige Bischof von Rom wiederum die Miene an, als verstehe es sich von selbst, daß in schwierigen Fällen die Entscheidung des Bischofs von Rom anzuerkennen sei, und er erklärte die afrikanischen Bischöfe, die sich ihm nicht beugten, als außerhalb der Kirche stehend. Gütlich suchte ihn der Bischof Cyprian von Karthago seines Irr-

thums zu überführen, indem er verlangte, daß man die Wahrheit ja nicht nach irgend welchem etwaigen Herkommen, sondern nach der Vernunft zu bestimmen habe, weil Jesu Weisung nicht laute: „ich bin die Observanz, — sondern: ich bin die Wahrheit." Als dennoch Stephan seine Sprache nicht änderte, schrieb ihm Cyprian: „Ich bin meinerseits mit Recht entrüstet über diese so offenbare und augenscheinliche Thorheit des Stephanus, weil er durch seine Prahlerei mit dem Orte seines Bischofthums (Rom) und mit der Behauptung des Besitzes der Nachfolge Petri, auf dem die Fundamente der Kirche vereinigt sind, noch mehrere andere Felsen geltend machen will. Was für Zweifel und Uneinigkeiten hast Du auf Dich gehäuft, da Du Dich von so vielen Heerden losgerissen? Denn Du hast Dich ausgeschlossen, täusche Dich nicht!" — In gleichem Sinne erklärten sich sämmtliche Bischöfe gegen Stephan, und so ward auch dieser zweite Versuch, in Rom einen Herrscherſitz innerhalb der Christenheit aufzurichten, vereitelt.

Wie aus dem Briefe des ehrwürdigen Cyprian zu ersehen ist, hatte man in Rom einen neuen Grund für das bezeichnete anmaßliche Begehren gefunden, oder vielmehr, wie sich leicht erweisen läßt, sich einen solchen durch Fälschung historischer Thatsachen geschaffen.

Den Nachweis wollen wir durch eine Vorbemerkung einleiten. In jenen traurigen Zeiten wucherte ein Unkraut in der Kirche auf, genannt fromme Lüge, und eben so trieb auch der später so gefährlich werdende und bis heut so verderblich wirkende Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel" seine ersten Keime empor. Das heidnische Wesen, von dem die Kirche, wie wir oben nachwiesen, überflutet worden war, war der Feind, der Unkraut unter den Weizen säete. Man trachtete darnach, äußere, in die Augen fallende Erfolge zu sehen und setzte deshalb Mittel in Bewegung, die man aus dem Heidenthum entlehnt hatte. Daß die großen und würdigen Gestalten der christlichen Kirche, deren Leben in die erste Zeit ihres Bestehens fällt, einen Wandel im Sinne und Geiste des Heilandes geführt hatten, genügte denen nicht, die sie als Beispiele vorführten: ihr Leben wurde mit einem Kranze von Wundern ausgeschmückt. So entstanden die Geschichten der Heiligen. Da aber auch Lebende auf gleiche geistliche Erhabenheit Anspruch machten, mußten sie doch auch Wunder thun, und es war damit der Erfindung ein neues Gebiet der Thätigkeit eröffnet. Man prahlte mit einem Glauben, der Berge versetzen könne, und doch befand man sich in den Banden des ärgsten Kleinglaubens, vor dem der Heiland so eindringlich gewarnt hatte.

Indem ein Weiser der neuern Zeit das Wunder des Glaubens liebstes Kind nennt, hat er offenbar den Kleinglauben im Sinne. Gleichzeitig nahm das Gaukelspiel mit den Reliquien einen großartigen Umfang an. Die heidnischen Priester hatten ihrer Zeit den Gläubigen mancherlei sogenannte Zeichen und Symbole eingehändigt, denen sie fälschlicher Weise geheime wunderthätige Wirkungen zuschrieben. Da solche Zeichen und Symbole vielfach unter der christlich gewordenen Bevölkerung heimlich in Gebrauch geblieben waren, hatte ihr die Kirche an deren Stelle Reliquien dargeboten. Der Name war vertauscht, die heidnische Sache war geblieben, ja sie wurde weiterhin noch heidnischer kultivirt, als es je in der vorchristlichen Zeit geschehen war. —

Die also in der Kirche wuchernde fromme Lüge trieb plötzlich als ein neues Blatt die Behauptung empor, Petrus sei nicht nur der Stifter der römischen Gemeinde, sondern er sei auch fünfundzwanzig Jahr Bischof derselben gewesen, worauf er in Rom den Märtyrertod erlitten und seine Grabstätte daselbst gefunden habe. Das anmaßliche Begehren, geistliche Herrschaft von Rom aus zu üben, bedurfte einer historischen Grundlage, und da sie nachweislich nicht vorhanden war, erdichtete man sich dieselbe.

Die einzige echte Quelle in Bezug auf das Leben des Petrus ist das Neue Testament. In der Apostelgeschichte ist nichts von dem enthalten, was das Papstthum später darüber aussagte; nach dem Apostelconvent von Jerusalem (50 n. Chr.) verstummen die Nachrichten ganz über Petrus. In den Paulinischen Briefen wird nur vorübergehend seiner Erwähnung gethan: er sei eine Zeit lang in Antiochien gewesen und habe darauf Missionsreisen in Begleitung seiner Frau ausgeführt. Aus dem Neuen Testamente ist zu ersehen, daß Paulus zwei Jahre als Gefangener in Rom war; in seinen Briefen aus Rom, in denen er u. A. an auswärtige Gemeinden Grüße von römischen Gemeinde-Mitgliedern bestellt, sagt Paulus nicht eine Silbe über Petrus, der — nach Behauptung der päpstlichen Schriftsteller — um diese Zeit auf dem dortigen bischöflichen Stuhl gesessen haben soll. Und eben so wenig wie davon, weiß das Neue Testament etwas von einer Uebertragung eines bischöflichen Oberrechts an einen Nachfolger.

Als die römische Geistlichkeit sich auf diese Art für ihre Behauptung eine historische Grundlage zurecht gemacht hatte, ward es die Aufgabe der theologischen Wissenschaft, biblischen Aussprüchen die dem vorgesteckten Zwecke gemäße Deutung zu geben. Wie schnell brachte

man es zur Meisterschaft in sophistischer Auslegekunst! Auch damit wucherte heidnisches Wesen in der Kirche auf. Jesus hat keinem seiner Jünger irgend welche Art von Obergewalt eingeräumt; er ermahnt vielmehr die Aeltesten (1. Petri 4, 10), „einander unterthan zu sein und nicht über das Volk herrschen zu wollen." Und nach Lucas 22, 24—26 schärft er ihnen ein: „Der Größte unter euch soll sein wie der Geringste und der Fürnehmste wie der Diener." Trotz dieser sonnenklaren Aussprüche wußte jener Ausleger trügliches Gaukelspiel für die auf erdichteter Grundlage errichtete Behauptung, Christus habe den Apostel Petrus als seinen Statthalter über die Kirche gesetzt, Gründe aufzustellen. Als Petrus bekannt hatte: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", da sagte Christus: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." Es kann für Jeden, der sehen und weder sich, noch Andere täuschen will, nicht zweifelhaft sein, daß Jesus mit dem Felsen, auf den er seine Kirche bauen wollte, das eben ausgesprochene Bekenntniß meinte. Jene Gaukler behaupten dagegen, Jesus habe gemeint, er wolle auf Petrus seine Kirche bauen. Gegen eine so verkehrte und verderbliche Ansicht kämpfte schon der im dritten Jahrhundert lebende fromme und durch ausgezeichnetes Wissen hoch hervorragende Origines, indem er sagte: „Wenn ihr glaubt, daß auf den einzigen Petrus die ganze Kirche allein von Gott erbaut wurde, was sagt ihr denn von Johannes oder von jedem der Apostel?" Und der einige Jahrhundert später lebende fromme Kirchenvater Beda, der den Beinamen Venerabilis, d. i. der Ehrwürdige, führte, sagt: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, d. h. auf die Vollkommenheit des Glaubens, welchen du bekannt hast, will ich eine Kirche bauen, und wer immer von dieser Gemeinschaft abweicht, möge er sich auch groß dünken, gehört nicht zum Gebäude der Kirche." In gleicher Art haben — nach Ellendorfs genauem Nachweis — von 63 der hervorragenden ältern Kirchenväter 47 geurtheilt, und es ergiebt sich aus des Genannten Darstellung, daß gerade in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung den Anmaßungen Roms von Gliedern der Kirche ein entschiedener und erfolgreicher Widerstand entgegengesetzt worden ist. Aber innerhalb der geistlichen Körperschaft Roms blieb jener Weltherrschaftsplan bestehen. Aufmerksame Betrachtung der Haltung dieser Körperschaft lehrt erkennen, daß in ihrem Schooße die wichtigsten Grundsätze der Politik des alten Römerstaates Aufnahme gefunden hatten. Nie ein ins Auge gefaßtes Ziel aufgeben! Zeitweise ruhen, um neue Kräfte zu sammeln,

doch nicht geschlossenen Auges, vielmehr spähend nach Zeit und Gelegenheit, Vortheile zu gewinnen! Nach Herrschaft zu streben und die erlangte Herrschaft beständig auszudehnen! — Das waren die Grundsätze, die den alten heidnischen Römerstaat groß gemacht hatten, und der Welt sollte nun das Schauspiel werden, jene Grundsätze — unter geistlicher Hülle — neu aufleben und große Wirkungen hervorbringen zu sehen. Die Weltherrschaft sollte auf's Neue zur Geltung gebracht, die Peterskirche, die angeblich die Gebeine des Apostel Petrus barg, das neue Capitol werden, von dem aus die Völker ihre Gesetze empfingen. „Beachtet man", sagt Schlosser, „wie künstlich noch gegenwärtig in Rom und von Rom aus die äußere und politische Seite der Religion diplomatisch benutzt wird, so wird man erkennen, wie gut die Weisheit des heidnischen Senats sich im Cardinalscollegium erhalten hat." Wie das alte Rom immer und immer wieder neue Heere auf den Kampfplatz gesandt hatte, so führte die Geistlichkeit Roms immer und immer wieder die Begründungen ihrer Ansprüche ins Feld. Jene alte, heidnische Macht stützte sich vornehmlich auf die Schwertgewalt, die sich neu bildende geistliche Macht anfänglich einzig und allein auf Täuschungen, später direkt und indirekt auch auf Gewalt. Es bildete sich eine geistliche Diplomatie, die es sich zur Aufgabe stellte, den im Grunde weltlichen Bestrebungen vor der Welt den Schein religiösen Wesens zu sichern und zu bewahren. Darnach ward nicht gefragt, daß keiner der Apostel etwas von der Bevorzugung wußte, die nach römischer Auslegekunst dem Petrus zu Theil geworden, ja daß selbst diesem davon nichts bekannt war, er vielmehr — ganz im Geiste des Heilandes — von allem Herrschaftsgelüst abmahnte und dieser Mahnung gemäß selbst auch handelte, indem er in wichtigen kirchlichen Fragen (z. B. in der Frage wegen der Heidentaufe) sich den überlegenen Ansichten des Paulus fügte. Allem diesem entgegen übte der römische Klerus die Auslegekunst in einer Weise, daß man unwillkürlich an die von ihm mißachtete Versuchungsgeschichte denkt, aus der wir ersehen, daß selbst der Teufel es nicht verschmäht, auf Worte der heiligen Schrift sich zu berufen, sobald dieselben sich eine Wendung geben lassen, in der sie argen Zwecken sich dienstbar erweisen.

Sehen wir uns der geistlichen Diplomatie Trugspiel, das den römischen Klerus auf seiner Bahn wiederum ein Stück weiter brachte, einmal des Genaueren an. Indem von Jesus — so führten sie aus — gesagt worden sei: „Simion (Petrus) und die mit ihm waren", habe

er offenbar durch die **Voranstellung** des Petrus eine **Ueberordnung** desselben über die andern bezeichnen wollen! — In derselben Weise erklärte man die folgenden Stellen der heiligen Schrift: „Petrus in der **Mitte** der Brüder stehend“ — „Petrus stehet mit den Elfen.“ — „Und bist du einst zurückgekehrt, so stärke deine Brüder.“

In Beidem — der Kunst trüglicher Bibelauslegung und der Fälschung historischer Thatsachen — ist man in Rom groß geblieben durch den ganzen Zeitraum der Geschichte von jenen Tagen an bis in die Gegenwart hinein. Wir wollen — zum Belege der letzeren Behauptung — hier ein Beispiel aus der neuesten Zeit einfügen. In Rom sagte kürzlich ein Bischof unter Zustimmug vieler hohen Würdenträger der Kirche: Aus dem Umstande, daß Petrus mit dem Haupte nach unten gekreuzigt worden sei (eine Behauptung, die ebenfalls auf Fälschung beruht), habe Gott der Christenheit anschaulich gezeigt, daß wie das unten sich befindende Haupt den Körper getragen, ebenso Petrus und mit ihm sein jedesmaliger Nachfolger, bestimmt seien, die Kirche zu tragen, ihr Fundament zu sein! — Wären griechische und römische Sophisten alter Zeit aus ihren Gräbern aufgestanden, sie hätten römischen Geistlichen, die in der bezeichneten Art die theologische Wissenschaft schändeten, sicher die Hand gedrückt und sie mit dem Rufe begrüßt: Ihr seid Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein; ja, ihr überragt uns noch in der Kunst trüglicher Auslegung: wir erkennen in euch unsere Meister! —

Wir haben im Obigen nun Proben der römischen Beweisführung aus älterer und aus neuerer Zeit gegeben. Der unverrückt ihr Ziel im Auge behaltenden römischen Kurie ward endlich die Genugthuung, daß das Concil von Chalcedon (451) dem Bischofe von Rom den Titel „Papa universalis“ zusprach. Bald folgte für den römischen Bischof der Ehrentitel „Papst“ und die Anrede „Heiliger Vater.“ Zu diesem Erfolge hatte eine neue Geschichtsfälschung wesentlich beigetragen. Es war von dem Bischof Isidor eine Zusammenstellung von (angeblich älteren) Schriftstücken (die Isidor'schen Decretalien genannt) gemacht worden, die im Anschluß an die falsche Behauptung, Petrus sei von dem Heilande zu seinem Statthalter eingesetzt worden, beweisen sollte, daß der Geist und die Macht des Apostelfürsten durch Handauflegen auf die Nachfolger übergegangen sei, und daß nun in gleicher Strömung sich weiterhin dasselbe vollziehe. Ebenso ward (um los und ledig der Erinnerung zu sein, daß man mit Pipin ein arges Tauschgeschäft betrieben und durch Aufgabe christlicher Pflicht-

erfüllung weltliches Gut errungen habe) fälschlicher Weise behauptet, es sei von Constantin dem Großen dem Bischofe von Rom ganz Italien geschenkt worden und Constantin habe zum Theil aus diesem Grunde Byzanz sich zu seiner Hauptstadt erkoren. —

Hatte nun aber auch die römische Kurie es erreicht, daß jene gefälschten Schriftstücke als echte angesehen wurden, so wagte es doch noch nicht ein jeder der römischen Bischöfe des nächsten Zeitraums, sich selbst Papst zu nennen. Es kam auch noch in der folgenden Zeit wegen jenes Namens und wegen des Anspruches, den dieser Name ausdrückte, zwischen den geistlichen Körperschaften von Rom und von Constantinopel zu heftigen Streitigkeiten. Die römische Kurie begnügte sich vorläufig mit der Anerkennung der Formel; die entsprechende Ausfüllung der Formel blieb späterer Zeit vorbehalten. Eines dürfen wir hierbei nicht außer Betracht lassen: Mochte gleich einer und der andere römische Bischof jenes Zeitraumes den Namen Papst für sich noch nicht in Anspruch nehmen, so blieb in der römischen Kurie, dieser sich fortgesetzt neu gestaltenden geistlichen Körperschaft der Stadt Rom, das Streben ungeschwächt bestehen, den sogenannten Stuhl Petri in Rom aufzurichten und die Anerkennung desselben unter allen Umständen durchzusetzen. Jener Herrschergedanke ruhete dann, bis er — in entsprechenden Persönlichkeiten — um so machtvoller auftrat. „Rom hat — wie der Verfolg der Geschichte lehren wird — seine Männer gefunden für den Stuhl Petri, wie einst für den Cäsarenthron."

Der bedeutendste der nächstfolgenden Bischöfe war Gregor (590 bis 607), der sich den Beinamen „der Große" erwarb, und der vielfach als der Hauptbegründer des Papstthums angesehen wird. Aber gerade er verbat sich den Titel „Papst", mit dem er nach seiner Wahl zum Bischofe von Rom begrüßt wurde; er wies darauf hin, daß, wenn man aus dem Umstande, daß Petrus Bischof zu Rom gewesen sei, den Bischofsitz zu Rom als ehrwürdig preise, man auch verpflichtet sei, den Bischofsitzen zu Jerusalem und Antiochien eine gleiche Ehre zuzusprechen, da ja Petrus auch in diesen Städten das bischöfliche Amt bekleidet habe; er brandmarkte die geistliche Ueberhebung, indem er an den Bischof Johannes von Constantinopel, der sich „Allgemeiner Bischof" genannt hatte, Folgendes schrieb: „— — Um so mehr hätte der Bischof von Constantinopel den niederträchtigen Schmeichlern, die ihm diesen Namen beilegten, Widerstand leisten sollen. Nun dies nicht geschehen, womit wird er sich an jenem Tage des Gerichts entschuldigen? Er, der nicht blos Vater, sondern allgemeiner Vater der

Christenheit genannt werden will? Was wird er Christo, dem einzigen Haupte der allgemeinen Kirche antworten? Er, der sich alle Glieder Christi durch den Titel eines allgemeinen Bischofs zu unterwerfen trachtet." — „Meine Vorfahren sahen wohl ein, daß, sobald sich ein Bischof den allgemeinen nennt, und er das Unglück hat, in einen Irrthum zu fallen, die ganze Kirche Gefahr läuft, zusammenzustürzen, und daß folglich die Einwilligung in dieses Wort eine wahre Gotteslästerung und eine wirkliche Verleugnung des Glaubens sei."

So urtheilte ein römischer Bischof noch zu Anfange des siebenten Jahrhunderts, damit die Ansicht der durch Geist und fromme Gesinnung am meisten sich auszeichnenden Kirchenväter der ersten sechs Jahrhunderte bekräftigend und sie neu und tief eingehend begründend, und doch wurden alle die Christen später Ketzer genannt und mit grimmer Wuth verfolgt, die der gleichen Ansicht huldigten, der nämlich, daß „Christus das alleinige Haupt der allgemeinen Kirche" sein und bleiben müsse! Was würde Gregor der Große erst gesagt haben, hätte er ahnen können, daß sogar einst das Papstthum sich noch über Petrus erheben würde, der sich, wie wir dies (nach der Apostelgeschichte) oben dargelegt haben, von Paulus belehren, der sich Weisung und Auftrag von diesem und den übrigen Aposteln ertheilen ließ, während das Papstthum die Hand in entsetzlicher Verwegenheit nach einem Attribut der Gottheit, nach der Unfehlbarkeit ausstreckt! —

Wir werden weiterhin sehen, wie es zuging, daß der von dem römischen Klerus festgehaltene Plan trotz der Warnung Gregor's des Großen und der in dieser Frage mit ihm übereinstimmenden Kirchenväter früherer Zeit zu vollständigster Ausführung gelangte. Für jetzt haben wir in Betracht zu ziehen, welche Bedeutung das Wirken Gregor's für die Kirche hatte. Er ist nicht, wie nachgewiesen wurde, als Begründer der Papstmacht anzusehen, wohl aber hat man ihn mit Recht den Begründer der römischen Liturgie genannt, die von dem Klerus freilich weiterhin als starker Unterbau des Papstthums benutzt worden ist. In der That, was Gregor auf dem Gebiete der Kultusformen vorfand, wurde von ihm mit Neuem zu einem mächtigen Ganzen verschmolzen, das sich als vorzüglich geeignet erwies, die abendländische Christenheit zu einer Einheit zu verbinden. „Dies geschah nach Außen durch Heidenbekehrungen (Missionen), nach Innen durch einen gleichmäßigen, die Phantasie anregenden Gottesdienst mit Messe, Kirchenmusik, glänzender Priesterkleidung, durch erhabene Domkirchen, prunkvolle Feste, besonders Marientage und geheimnißvolle

Ceremonien und symbolische Religionsgebräuche.“ Damals, sagt Eyth, sei in verstärkter Weise in Gebrauch genommen worden Weihrauch für die Nase, Musik und Glocken für das Ohr, Gewänder, Bilder, Fahnen, Crucifixe, Processionen für das Auge, das Fasten für den Gaumen und die Geißel für den Rücken. Die von Gregor vervollkommnete und in ihrem Haupttheile geschaffene Methode bewährte sich vortrefflich. Als förderlich der Verbreitung des Christenthums erwies sich „die Einheit und Consequenz der Lehre, die Festigkeit der Formel, die Gleichmäßigkeit der theologischen Sprache. Dieselben heiligen Worte der geschriebenen Bibel tönten von tausend Lippen genau in der überlieferten Weise, dieselben Anschauungen, Bilder, Gleichnisse wurden immer wieder in die Seelen der Hörer geschlagen.“

Diese Methode, mit eiserner Consequenz in steter Wirksamkeit erhalten, erwies sich auch als mächtig gegen den bis dahin noch vorhandenen Arianismus. Alle großen germanischen Völkerschaften außer den Franken, nämlich die Gothen, Vandalen, Heruler und Longobarden, hatten vor der Zeit Gregor's das Glaubensbekenntniß des Arius (nach der Jesus nicht ein und dieselbe Person mit Gott ist) angenommen. Die Gothen und Vandalen waren mit diesem Glauben untergegangen. Den beiden andern Völkerschaften fehlte weiterhin eine kirchliche Vertretung, die als geistliche Kampfgenossenschaft es vermocht hätte, der geschlossenen Macht des römischen Klerus erfolgreichen Widerstand zu leisten. So gelang es, zumal da die Franken, die das römische Glaubensbekenntniß angenommen hatten, den römischen Bekehrern ihren Arm liehen, den Arianismus in kurzer Zeit gänzlich auszurotten. Diesen Triumph Rom bereitet zu haben, ward als das Hauptverdienst Gregor's angesehen, weshalb man ihn eben den Großen nannte.

Gregor hatte auch der Geistlichkeit eine feste Gliederung gegeben. Die gesammte Priesterschaft wandelte sich gleichsam in ein geistliches Heer mit entsprechender Rangfolge, das einen doppelten Dienst zu versehen hatte: den, das Christenthum zu verbreiten und da, wo es Wurzel gefaßt hatte, zu pflegen, und die auf Roms Herrschaft zielenden Pläne in kräftiger Weise zu fördern. Fast hundert Jahr vor Gregor hatte das Mönchsleben im Abendlande Aufnahme gefunden; das erste Kloster war von Benedict von Nursia auf dem Monte Casino in Campanien errichtet worden. Seitdem dieser erste Klosterabt im Abendlande bestimmte Regeln über Kleider, Lebensweise und geistliche Uebungen aufgestellt hatte, war die Zahl der Klöster überraschend

schnell gewachsen. Auch durch die Klöster ward ein Doppelziel erstrebt. Wer mit Entschiedenheit entweder die eine oder die andere Seite ihrer Wirksamkeit hervorhebt, wird sie entweder in begeisterter Weise loben oder in heftiger Weise tadeln. Fassen wir, um zu einem gerechten Gesammturtheil zu kommen, beide Seiten ins Auge. „Ehre den Klöstern", sagt Eyth, „sofern sie dem Elend, der Armuth, der Gewissensangst ein Asyl boten, — so fern es in ihnen, und fast in ihnen allein, noch möglich war, einem höheren Gedanken zu leben, während die übrige geistliche und ungeistliche Welt in den Dienst der Personen versunken schien! Ehre den Klöstern, sofern ihre Personen unzählige Jucherte von wüstem Lande dem Ackerbau übergaben, nützliche Kenntnisse betrieben und in der engen, unheimlichen Zelle beim trüben Lampenschein die Bibel oder die Klassiker gar zierlich und schön, wenn auch ohne eigenes Verständniß, abschrieben!" Aber liegt in der Stiftung des Mönchthums und des Nonnenthums an und für sich schon etwas Widernatürliches („Christus war kein Mönch und Maria keine Nonne" und Petrus, als dessen Nachfolger die römischen Bischöfe sich doch ansehen, reiste, wie nach der Apostelgeschichte eben in Erinnerung gebracht wurde, mit seinem Weibe umher), so muß noch gesagt werden, daß viele Klöster sich bald genug in Stätten des Müßiggangs, der schwelgenden Ueppigkeit, der Habsucht und geheuchelten Frömmigkeit verwandelten; allen Klöstern aber wurde — in verstärktem Maße von der Zeit Gregor's an — die Bedeutung von geistlichen Festungen gegeben, die zum Vortheile der Herrscher Roms zu wirken hatten, und wie früher das heidnische Rom seine Festen weiter und weiter in Germanien hineinschob, so jetzt das christliche Rom seine Klöster, deren geistliche Obersten und geistlichen Landsknechte ihre Befehle aus dem Hauptquartier Rom erhielten.

Gregor der Große hatte somit der Kirche eine Verfassung gegeben, die ihr bereits eine imponirende Stellung sicherte. Nunmehr wird es dem Leser erklärlich sein, weshalb des fränkischen Reiches Hausmeier Pipin der Kleine, der etwa ein halbes Jahrhundert nach Gregor auftrat, ohne Zustimmung der Kirche den von ihm beabsichtigten Kronenraub nicht ausführen mochte (S. 176). Weit in weltliche Verhältnisse hinein hatte der falsche Petrus bereits sein Netz ausgeworfen, und der Zug, den er that, machte ihn, den angeblichen Statthalter Christi, und seine Nachfolger zu weltlichen Herren, zu Fürsten dieser Welt. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" hatte der Heiland gesagt; es war von ihm vor dem Urfeinde menschlicher Glückseligkeit, der Selbstsucht, „die das Ihre sucht", in eindringlichster

Weise gewarnt worden, und Rom, das längst diesen Urfeind der Menschheit anbetete, hatte nun einen mächtigen Schritt auf der Bahn vorwärts gethan, es hatte nicht das Reich Gottes, vielmehr ein Zerrbild des Reiches Gottes begründet. Nunmehr sehen wir auch den Namen „Papst", der von einzelnen Vorgängern Gregor's des Großen nur in verschämter Weise gebraucht worden war, und gegen dessen Anwendung Gregor noch Protest erhoben hatte, mit vollstem Anspruch auf die in ihm liegende Bedeutung in Rom zur Anwendung gelangen.

## Bonifacius.

Das in den letzten Abschnitten Dargelegte zeigt, daß um jene Zeit zwei Reiche an Macht hervorzuragen begannen, ein geistliches, der Kirchenstaat, und ein weltliches, das Frankenreich. Wir müssen dies im Auge behalten, wie auch den Umstand, daß ein schnöder Tauschhandel zwischen den Herrschern stattgefunden hatte, durch den einerseits ein Kronenraub gebilligt, andererseits dieser unheilige Dienst dem Oberpriesterthum an der Tiber mit einer Schenkung von Land gelohnt worden war.

Wir werden sehen, daß zunächst beide Reiche Hand in Hand gingen. Scharfblickende mochten auch damals schon erkennen, daß die Stunde nicht ausbleiben würde, in der Rom neben seinem Anspruch auf geistliche Herrschaft auch den auf weltliche Obergewalt erheben würde.

Nunmehr haben wir die auf den Kern Deutschlands sich beziehende Missionsthätigkeit ins Auge zu fassen, die vor der Zeit Pipin's ihren Anfang nahm, und als deren Hauptträger Bonifacius zu betrachten ist. Diese Missionsthätigkeit ging aber nicht vom Frankenreiche aus, obgleich dies dem Gange, den das Christenthum genommen hatte, entsprochen haben würde, und obgleich im Frankenreiche mächtige Kirchenoberen walteten; schlichte irische Mönche vielmehr waren es, die das Werk der Bekehrung in denjenigen Gebieten zu betreiben begannen, über die das Frankenreich eine Art von Oberherrschaft ausübte. Von einem derselben, Fridolin, der am Rhein lehrte, ward das Kloster Seckingen gestiftet; Columban und Gallus predigten am Bodensee, woselbst ein nach dem Letzteren benanntes Kloster entstand (Abtei von St. Gallen); Trutpert lehrte im Breisgau. Die Erfolge reizten endlich auch einen fränkischen Priester, den

Bischof Rupert, in die Reihe der genannten Verkünder einzutreten, und er trug die Lehre des Erlösers in das Land der Bayern. Als der bedeutendste seiner Nachfolger tritt jedoch wieder ein irischer Mönch, Vigilius, auf. Ein anderer irischer Mönch, Kilian, predigte in Ostfranken und Thüringen.

Während des Verlaufs der im Obigen geschilderten Vorgänge war es dem von Gregor dem Großen nach England gesandten Mönche Augustinus gelungen, die Angelsachsen, die von den ihnen verhaßten Briten das Christenthum nicht hatten annehmen wollen, für dasselbe zu gewinnen. Bei ihnen befestigte sich nun das römische Bekenntniß, während die britische Kirche daselbst einer freieren Auffassung huldigte. Alsbald entstand auch in den Angelsachsen der Wunsch, nach außen Missionen auszuführen, und es richtete sich ihr Augenmerk zunächst auf die ihnen stammverwandten Friesen und Sachsen in Deutschland. Die Missionsthätigkeit begann bei den Friesen. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen gelang es Willebrod, dem Christenthum bei den Friesen Eingang zu verschaffen, freilich zunächst nur in sehr beschränkter Weise.

Wie es bei seinen Vorgängern der Fall gewesen war, hatte auch Willebrod eine Zahl von Gefährten bei sich. Einer von denselben, Winfried aus Kryton in Wessex, zeichnete sich durch einen so glühenden und nachhaltigen Eifer für das Werk der Mission aus und erreichte schließlich so große Erfolge, daß ihm der Papst Gregor II. den Namen Bonifacius d. i. Wohlthäter gab. Späterhin ist er auch Apostel der Deutschen genannt worden.

Anfänglich brachte es Bonifacius im Friesenlande nur zu unbedeutenden Erfolgen, was einer schroffen Antwort zugeschrieben wird, die er dem Friesenkönige Radbod gab. Als dieser, im Begriffe, sich taufen zu lassen, schon den einen Fuß im Wasser hatte, fiel ihm ein, zu fragen, ob er seine Ahnen auch in dem christlichen Himmel antreffen werde. Bonifacius verneinte dies, hinzufügend, Jene seien, weil Heiden, der ewigen Verdammniß verfallen. Da zog Radbod seinen Fuß aus dem Wasser, indem er sagte: „So will auch ich nicht in euren Himmel, sondern ich begehre dahin zu kommen, wo ich meine Ahnen finde."

Diese Erzählung deutet eine Seite der Schwierigkeiten an, mit denen die Prediger des Evangeliums in Deutschlands Wäldern zu kämpfen hatten, und die wir bei dieser Gelegenheit einmal in Kürze in Betracht ziehen wollen. Um diese Schwierigkeiten zu würdigen, müssen wir uns klar das Mannes-Ideal vorstellen, wie es in den

Germanen jener Zeit lebte. Selbst ihre oberste Gottheit trug Helm und Schwert. Schwertgewalt galt den Germanen als oberste Gewalt. Darum war auch anfänglich in ihnen wenig Verständniß für das Bild des Erlösers mit seinen duldenden und entsagenden Zügen vorhanden. Man ziehe ferner in Betracht die Anschauungen der Freien über ihre vermeintlichen Vorrechte, den Hörigen und Sclaven gegenüber. Wie, diese Elenden sollten sie als gleichberechtigte „Brüder" betrachten? Demuth verlangte man von ihnen, Entsagung, Versöhnlichkeit! Sie sollten, wenn ihnen ein Schlag auf die rechte Wange gegeben würde, die linke geduldig zu gleichem Schlage hinhalten? — Solcherlei Art war die erste Auffassung, die sich bei ihnen geltend machte, und mit der schon ein Ulphilas zu kämpfen gehabt hatte. Seit den Zeiten der Völkerwanderung waren neue Schwierigkeiten hinzugekommen. Die Siege einzelner Stämme, ihr Vordringen in römische Gebiete hatte, worauf oben schon einmal hingedeutet wurde, ihr Sittenleben geschädigt; in den erbitterten Kämpfen gegen die Römer war ihr schrecklicher Schlachtengott Zio immer mehr in den Vordergrund getreten. Als nun gar im römischen Staate das Christenthum Annahme gefunden hatte, und die Germanen an den Fahnen ihrer Feinde das Zeichen des Kreuzes sahen, als sie vernahmen, daß die Römer den Gott der Christen um Sieg über sie anfleheten und diesem Gotte Dankopfer für errungene Vortheile darbrachten, da entstand in ihnen ein förmlicher Haß gegen die Lehre des Heilandes.

Erwägt man dies Alles, so kann man nur bewundernd auf die Männer blicken, die es dennoch wagten, als Glaubensboten, nur ausgerüstet mit den Waffen, die ihnen die Lehre der Liebe bot, sich unter die heidnische Bevölkerung Deutschlands zu wagen, so ahnt man, daß es sich mit der Bekehrung derselben um eine Riesenarbeit handelte. Das Leben blos in die Schanzen zu schlagen, das wäre das Wenigste gewesen; zu gleicher Opferwilligkeit sahen wir heidnische Männer, die kampfgerüstet einem politischen Feinde entgegengingen, sich vielfach erheben. Welch ein ungleich schwereres Heldenthum ward von den christlichen Priestern gefordert, die das Missionswerk unternahmen! Sie mußten sich in Bereitschaft setzen, den langen Leidens- und Dornenweg zu wandeln, den der Erlöser von seinem ersten Auftreten an bis zur Stunde seines Todes zurückgelegt hatte. Das will mehr sagen, als unter dem Glühen erregter Leidenschaften mit dem Schwerte in der Hand sterben! —

Und doch fehlte es für die neue Lehre in der Tiefe der germanischen Religionslehre an Anknüpfungspunkten nicht. „Wenn der

Germane", sagt G. Freytag, „der Lehre lauschte, welche sich das Evangelium nannte, so wurde ihm das Gemüth durch Bewunderung und Mißtrauen zwiefach erregt. Viele Lehren des Christenthums entsprachen in auffallender Weise seinem heimischen Glauben: das Mysterium, wie der Sohn Gottes Mensch wurde unter den Geschlechtern der Erde, war ihm nicht unerhört; tiefer als bei den Griechen und Römern war in dem Germanen das Leid über die Endlichkeit des Lebens und gewaltiger die Sehnsucht nach glücklicher Fortdauer; auch er kannte einen Himmel für die Guten, eine Hölle für die Bösen, er wußte, daß die Menschenerde inmitten lag zwischen dem Lichtreich und dem Nachtreich. Ja noch mehr, auch der Glaube der Germanen kannte einen lichten Gott (S. 37), der gestorben war durch die Nachstellungen finsterer Mächte, und dessen Tod beweint wurde von allen lebenden Wesen, weil er ein Verhängniß war für alle Götter und Menschen." Hatten die Weisen der Germanen es nicht geschauet und ihr Schauen in ihren Gesängen offenbart, daß das Reich der Schwertgewalt sein Ende finden, daß darnach aber ein Reich der Liebe und des Friedens kommen werde? (S. 42). „Jetzt mochte der Germane mit frommem Schauer lernen, daß der weiße Lichtgott auferstanden war aus der Helia Reich, daß er wieder neben Allvater throne auf der Höhe, und daß nach dem Kampf und Unglück der gegenwärtigen Erde ein neues, seliges Reich der Freude Alle umschließen werde, die ihm anhingen."

Am heftigsten widerstrebten die Priester dem neuen Religionswesen. Sind sie doch die Bewahrer des erworbenen religiösen Schatzes aus der Vergangenheit, und schließt sich doch an das Hinschwinden der Achtung desselben für sie stets der Verlust persönlicher Achtung, persönlichen Einflusses und auch Schmälerung ihres Einkommens! Neue religiöse Anschauungen pflegen demnach in der Regel zunächst in Laien-Herzen die Stätten zu finden, in denen sie Wurzeln schlagen. In den Laien-Herzen wirkte nun der Christusglaube allgemach „mit einer Kraft, welche alle Hindernisse niederwarf. Sein ethischer Inhalt war unvergleichlich größer, sein unendlicher Vorzug, daß er das ganze Thun des Menschen nach einheitlichen Gesetzen regelte. Die Heidengötter waren ideale Bilder des germanischen Volksgemüthes; aber sie waren entstanden durch die fortgesetzte Arbeit von Jahrtausenden. Allen andern Gestalten fehlte die Einheit nnd Consequenz. Alle Naturmythen von der zeugenden und zerstörenden Gewalt der Kräfte waren ungeformt zu Sagen. Die behaglich spielende Poesie des Volkes hatte in dies menschenähnliche

Leben der Götter mit Vorliebe die Leidenschaften der Erdgebornen, wilde Abenteuer, finstere und harte Rechtsgebräuche und ebenso herbe Scherze hineingetragen; was einer früheren Zeit wahres und nothwendiges Spiegelbild des irdischen Lebens gewesen war, wurde den spätern Geschlechtern unverständliches oder barbarisches Beiwerk. Die Weisen des Volkes mußten allmählich, seit ihr Glaube mit dem Christenthum zusammenstieß, den innern Widerspruch empfinden und ihre Versuche, die Ueberlieferung zu deuten und durch geheimen Sinn zu vertiefen, trugen dazu bei, das Unverständliche in dem Wesen ihrer Götter zu vermehren. Die heiligen Gestalten des Christenthums dagegen waren auch ideale Abbilder von der Güte und Tüchtigkeit menschlichen Wesens. Und der Glaube lehrte, daß die Gottheit ewig, unveränderlich und über allem Wandel und Schicksal throne. Seine Sittenlehre war eben so heilig als sein Dogma, er stellte jede Stunde des Erdenlebens unter die Aufsicht eines allgegenwärtigen, allsehenden Richters, der in Wahrheit ein guter und strenger Allvater war. Nicht nur über seine Thaten, sondern auch über seine Gedanken mußte der Mensch mit ihm abrechnen. Manches von dem, was er forderte, war dem deutschen Gemüth einheimisch, der Grundzug seiner Lehre: Liebe, Wohlthun, Erbarmen, der Adel einer reinen und selbstlosen Sittlichkeit erhob mächtig das Herz des Germanen, wie unvollkommen er auch durch die Bekenner dargestellt wurde."

Aber haben wir nicht oben mehrfach dargelegt, daß das Christenthum in seinen Hauptvertretern zumeist verdunkelt, weil mit irdischen Bestrebungen durchflochten, ja von ihnen überwuchert war? Gewiß! In seinem Centrum (wenn man die anmaßliche Macht, die sich innerhalb desselben in dem herrschenden Klerus und in der Spitze desselben, der Papstmacht, gebildet hatte, als Centrum ansieht) war es verderbt; in den Bekennern desselben aber, die es hinaustrugen in die heidnische Welt, glühete es in vollem, lebendigen Pulsschlage. Wahrhafte Bekenner ließ die Kirche gern nach außen wirken, ließ das innere, geistige Leben fremder Stämme erobern, um dann hinterher für sich irdische Ausbeute zu erheben. Bekenner solcher Art waren der Kirche so lange willkommene Werkzeuge, bis sie etwa ihre missionäre Thätigkeit auf das Innere der Kirche richteten, um daselbst das verdeckte christliche Leben wieder zur Geltung zu bringen. Geschah dies, (und die ganze folgende Zeit hat der Beispiele dieser Art so viele!) so bezichtigte die Kirchengewalt, indem sie sich an dem ihr Wichtigsten, der irdischen Macht und Herrlichkeit, bedroht sah, Jene der Ketzerei, und sie vertilgte sie mit derselben Härte, mit der

das alte heidnische Rom seine Widersacher aus dem Wege geräumt hatte.

Von den Herrschern der Kirche in jener Zeit haben die Annalen uns Verzeichnisse von Namen und Handlungen in reicher Statistik aufbewahrt; dürftig dagegen sind die Notizen über die Männer, die durch ihr Wirken in der germanischen Heidenwelt dem wahrhaft christlichen Leben Herzen gewannen, oder es ist ihr Leben durch Umspinnung von Truggeweben, die ihr Entstehen dem Kleinglauben und dem Aberglauben verdanken, der Sympathie rein menschlichen Empfindens entrückt worden. Eine hellere Anschauung, in deren Morgenzeit wir gegenwärtig stehen, wird sicherlich auch auf diesem Gebiete noch Schätze reichster Art zu heben wissen, wird uns unter den Bekennern Gestalten zeigen, werth höchster begeisterter Verehrung. G. Freytag mit seinem hellen Blick*) ist einer von Denen, die diesen Tag und diese Thätigkeit ankündigen. „Schon unter den weltlichen Griechen", sagt er, „schon unter den nüchternen Römern hatte der Enthusiasmus zahlreiche treue Blutzeugen geworben, stürmischer erregte der Glaube die junge ungebändigte Naturkraft in den neuen Völkern. Großartig und leidenschaftlich wurde in manchen Einzelnen die Hingabe. Immer wieder fanden sich hochsinnige Männer, welche in die wilden Kriegerhaufen, über das Meer, durch die Länder feindlicher Könige pilgerten, um die Lehre zu verkünden, welche das Unheil der Welt in Heil verkehren sollte. Solche überlegene Naturen, die ihres Gottes voll, unbekümmert um das eigene Schicksal, die Güter dieser Welt verachtend, als Büßer, Prediger, Lehrer unter den Heiden dauerten, erzwangen sich überall Anerkennung. Auch die Heiden blickten mit Scheu nach ihrer Zelle von Baumrinde, und die Häuptlinge der Nachbarschaft saßen in Stunden innerer Unsicherheit auf ihrer Holzbank und lauschten ehrfurchtsvoll dem mahnenden Wort. Der Wildeste empfand, es müßte Großes sein, was diese Männer an den Saum des Bergwaldes gesiedelt hatte, wo der Wolf nächtlich um ihre Hütte kreiste, und kein Graben dem Ueberfall einer Raubheerde wehrte."

Unter so bewandten Umständen wirkte Bonifacius viele Jahre hindurch in den deutschen Wäldern, stets bereit, für die heilige Sache, deren Dienst er sich geweiht hatte, jegliches Opfer zu bringen. Doch trat er weiterhin in weniger schroffer Weise auf, als dies dem Friesen-

*) Niemand sollte sein Werk „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" ungelesen lassen.

könige Radbod gegenüber geschehen war. Er eiferte nicht dagegen, wenn seine Hörer das Bild des Heilandes sich mit Attributen und Eigenschaften ausgeschmückt dachten, ohne deren Vorhandensein sie Helden- und Führergestalten sich nicht vorzustellen vermochten, wenn sie somit in Christus einen Heerkönig in idealisirter Gestalt sahen. Der Heiland war ihnen „der jugendliche, leuchtende Held, der gegen Sünde, böse Geister und Hölle siegreich gekämpft hat und gleichen Kampf von seinen Getreuen fordert. Er ist der Herr, die Apostel und Heiligen seine schnellen Degen, seine Engel fliegen im Feuerhemd daher, seine Herrschaft ist ein großes Königreich.“

Auf das Gedanken- und Vorstellungs-Material der Bevölkerung einige Rücksicht zu nehmen, zeigte von Weisheit, in Bezug auf die Lehre ward nichts vergeben, eben so wenig in allem Uebrigen irgend welche Concession gemacht. Viele geweihte Eichen ließ Bonifacius fällen, und mit ihnen brach hier und dort der alte Glaube zusammen.

Von einer berühmten, dem Donnergotte geweihten Eiche bei Geismar geschieht in den Urkunden aus jener Zeit besonderer Erwähnung. Die noch dem alten Glauben anhängende Bevölkerung der Gegend hatte sich zahlreich eingefunden, und es war die Haltung derselben gegen Bonifacius und seine Jünger eine äußerst drohende. Trotzdem schritt Bonifacius an die Ausführung des beschlossenen Werkes, befahl, die Eiche zu fällen, und that selbst, um seinen Genossen Muth zu machen, die ersten Axtschläge. Vergebens erwarteten die umstehenden Heiden, daß Donar mit seinem Blitzhammer den Frevlern die Häupter zerschmettern würde. Als dies auch nicht einmal bei dem Sturz der Eiche geschah, erklärten sie sich geneigt, die Taufe anzunehmen. Dem von ihm eingeführten Gebrauche gemäß ließ Bonifacius aus dem Holz der geweihten Eiche eine christliche Kapelle anbauen.

In Ostfranken, Thüringen und Hessen machte sein Werk große Fortschritte. Gregor III. ernannte ihn zum Erzbischof der neubekehrten Länder. Als solcher ordnete er auch in Bayern das kirchliche Wesen. Nach dieser Zeit erst tritt Pipin der Kleine auf, welcher, entgegen seinem Vater Karl Martell, eifrigst die Bestrebungen des Bonifacius unterstützte, der es nicht ahnte, daß Jener dabei ehrgeizige Zwecke verfolge. Bonifacius, der, wie schon erwähnt, mit ganzer Hingabe der römischen Auffassung des Christenthums anhing, wirkte mit dem größten Eifer für Anerkennung des Primats Petri. Er dachte hoch und hehr von der obersten bischöflichen Würde, aber er

sollte es in seinen alten Tagen noch erfahren, was es mit der Heiligkeit des Papstthums auf sich habe. Wie gerade er beflissen war, Deutschland kirchlich an Rom zu fesseln, beweisen die Beschlüsse der Synoden, die er in Deutschland abhielt. „Wir haben", schreibt er von einer solchen Synode, „beschlossen, dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger unterthan zu sein, als Metropoliten das Pallium von dem Stuhle Petri nachzusuchen und in allen Stücken den Vorschriften desselben Folge zu leisten." Der ganze Gottesdienst und die Kirchenverfassung ward nach Gregor des Großen Einrichtungen geordnet. Nachdem Bonifacius im Jahre 748 zum Bischofe zu Mainz ernannt worden war, erstreckte sich seine kirchliche Wirksamkeit über fast sämmtliche deutsche Stämme, die das Christenthum angenommen hatten, und es wird von ihm gesagt, es sei der Primat Petri durch ihn im Abendlande zu einer Anerkennung gelangt, wie er solche früher nie gehabt habe.

Nun kam die Zeit des Handels, den Pipin mit dem Papst abschloß. Bonifacius hielt es in seiner Herzensreinheit nicht für möglich, daß Pipin mit seinen Plänen beim „heiligen Vater" Anklang finden werde. Was mochte die Seele des frommen Greises empfinden, als der „Handel" dennoch zu Stande kam! Es wurde erwartet, daß er, das Haupt der deutschen Geistlichkeit, an Pipin die erste Weihe vollziehen werde. Aber siehe, er begab sich tief in deutsche Wälder hinein, eifriger noch als je sein Missionswerk betreibend. Auch weiterhin blieb er dem Hofe fern. Wie jener schnöde Sündenhandel zwischen Pipin und dem Papst den frommen Bonifacius erschüttert haben mußte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er an den Papst das Gesuch richtete, es möge derselbe ihn seines erzbischöflichen Amtes entheben. Als ihm auf sein dringend wiederholtes Verlangen endlich in Lullus ein Nachfolger bestimmt worden war, kam der Papst (Stephan) nach dem Frankenreiche, um die Salbung an Pipin zu vollziehen. Was that nun der fromme, dreiundsiebzigjährige Bonifacius? Während die obere Geistlichkeit der germanischen Länder an den Hof Pipin's zog, um durch ihre Gegenwart jenen Act verherrlichen zu helfen, begab Bonifacius sich mit einer Schaar treu ihm anhängender Jünger nach Friesland. Dort, wo er in jüngeren Jahren sein großes Missionswerk begonnen hatte, gedachte er es zu beschließen. „Was mich betrifft", hatte er, wie Ozanam erzählt, seinem Nachfolger geschrieben, „so werde ich mich alsbald auf den Weg machen, denn der Tag meiner Wanderschaft ist nahe. Darum, mein

Sohn, so packe zu meinen Büchern auch das Todtenhemd, welches meinen alten Leib bedecken soll."

Im Lande der Friesen begann er nun eifrig zu predigen, und es ließen sich Tausende von ihm taufen. Indem so sein Werk gedieh, wagte er sich tiefer und tiefer in das Land hinein. Da nahete endlich — es war im Jahre 755, und er zählte 75 Jahre — die Stunde seines Todes. Er hatte in der Nähe von Dockum seinen Taufaltar aufgeschlagen, als ihm angekündigt ward, daß eine Schaar Bewaffneter sich nahe. Seine Begleiter rüsteten sich zum Widerstande. Er aber rief: „Lasset ab vom Kampfe, meine Kinder, und bedenket, daß uns die heilige Schrift gebietet, Böses mit Gutem zu vergelten." Da eilte die Schaar herbei, und er und seine Begleiter, 52 an der Zahl, fielen unter den Schwertern der Feinde. Vergebens suchten die Mörder nach Schätzen in den Zelten der Getödteten. Sie wurden darauf von Eingeborenen, die das Christenthum angenommen hatten, angegriffen und zum Theil getödtet. Da man wußte, daß Bonifacius Fulda sich zur letzten Ruhestätte ersehen hatte, so wurde sein Leichnam dorthin geführt.

Wie sehr Bonifacius dazu beitrug, das kirchliche Leben Deutschlands in Abhängigkeit Roms zu bringen, ist eben gesagt worden. Aber ihm stand ein Papstthum anderer Art vor der Seele, als das war, das sich thatsächlich entwickelte. Treffend sagt darüber Venedey: „Das Papstthum, als Träger der Gottesliebe, der Sitte, der Zucht, der Menschenachtung, des Rechts und der Gerechtigkeit, mit einem Worte: des Christenthums — hat Bonifacius mit Herz und Seele gefördert; dem Papstthum aber, das sich die Herrschaft anmaßt, Herrschaft in kirchlichen wie in weltlichen Dingen, das mit dem Geschick der Völker spielt, sie gegen einander hetzt, um sie in Eigensucht und Herrschsucht ausbeuten zu können, das im Namen Gottes, mit den Worten Christi, die häßlichen Leidenschaften der Mächtigen und Gewaltigen krönt und salbt, das den frommen Bonifacius selbst, wie so viele andere wahrhaft christliche Männer vor und nach ihm, zu seinen Zwecken mißbrauchte, — dem ist er in starker Demuth entgegen getreten; und wo er ihm nicht zu widerstehen vermochte, da ist er vor ihm mit schwerem und gebrochenem Herzen geflohen bis zu den Heiden, bis in den Märtyrertod."

## Der Bilderstreit. Spaltung der christlichen Kirche in die abendländische und die morgenländische Kirche.

Durch die ganze Zeit des frommen Bonifacius, ja noch darüber hinaus, ward die christliche Welt, zumeist die des Ostens, von einem gewaltigen Streite erschüttert, zu dem die zunehmende Verehrung der Bilder den Anlaß gab.

Der tiefere Grund lag in dem Umstande, daß, wie oben schon dargelegt, die Gottesverehrung lediglich zu einem äußeren prunkvollen Dienst ausgeartet war. Mit dem Weihrauch war manches Andere aus den Heidentempeln in die christliche Kirche eingezogen. Kerzen und Lampen machten die geweihten Räume bei den Nachtfeiern tageshell. Schläge mit einem Hammer auf eine Metallscheibe riefen die Gläubigen zur Kirche; im siebenten Jahrhundert waren schon Glocken im Gebrauch. Um dieselbe Zeit kam die Orgel aus Griechenland nach Italien, die Festgewänder der Priester wurden prunkvoller. Alles in Allem in Betracht gezogen, war der Gottesdienst je länger, je mehr darauf berechnet, den sinnlichen Menschen in Anspruch zu nehmen; durch Musik, kirchlichen Wechselgesang (der sich von Antiochia aus verbreitet hatte), Lichter und glänzenden Schmuck und durch Weihrauch wurden gleichzeitig Ohr, Auge und Nase ergötzt, während weder der Geist Klarheit, noch das Herz Läuterung empfing.

Daß aus einem kirchlichen Wesen, das eine derartige Richtung genommen hatte, als ein neues Element äußern Dienstes sich die Verehrung der Bilder entwickelte, kann nicht Wunder nehmen.

Die ältere christliche Kirche hielt es, entsprechend altjüdischer Anschauung, für einen Frevel, die Gottheit im Bilde zu versinnlichen. In der Folgezeit wurden zunächst Bilder der Heiligen und Märtyrer in den Kirchen aufgestellt, dann erst kamen die Bilder, die die Apostel, die Mutter des Heilandes, den Heiland selbst und Gott darstellten.

Schnell wandten sich die Klöster der Fabrikation derartiger Bilder zu, die bald einen einträglichen Handelsartikel abgaben, und es stiegen die Bilder in der Verehrung in dem Maße, in dem die Verfertiger sie mit jenen Fäden umspannen, deren Material die sogenannte fromme Lüge ist. Es gab Bildwerke die Fülle, die angeblich von den Aposteln gemalt, gemeißelt oder geschnitzt, andere, die

vom Himmel gefallen waren, den allermeisten Bildwerken aber wurden Wunderwirkungen nachgesagt.

Redliche vermochten dem wachsenden Unwesen der Bilder-Anbetung nicht zu steuern, da weder die obere Priesterschaft noch der Hof sich für ihre Ansicht erklärte. Mit der Thronbesteigung Kaiser Leo III., des Isaurier's, änderte sich die Lage. Leo erwies sich als der entschiedenste Gegner der Bilderverehrung, weniger um des in der Sache selbst liegenden Gedankens, als gewisser äußerer Folgen willen, die aus dieser Art von Kultus sich ergeben hatten. Ihr seid Götzendiener! riefen mit Hohn die Juden und die Mohamedaner, und eine feindliche Schaar der Letzteren, die bei einem Einfalle in christliches Gebiet, eine Zahl von Bildern geraubt hatte, führte diese im Triumphe umher, den Völkerschaften die neue Art von Götzendienst kündend, der von den Christen eingeführt worden sei. Das war es, was den neuen griechischen Kaiser, der überdies im Sinne hatte, durch Verbreitung des Christenthums unter Juden und Mohamedanern sein Reich äußerlich zu vergrößern, zu dem Entschlusse brachte, den Bilderdienst zu unterdrücken. Obgleich roh von Gemüth und wenig geneigt, herrschenden Vorurtheilen mit Vorsicht und Schonung zu begegnen, begnügte er sich doch auf den Rath seiner vornehmsten Staatsbeamten zunächst damit, die Bilder in den Kirchen in solcher Höhe anbringen zu lassen, daß sie wenigstens der körperlichen Berührung entrückt waren. Da dies aber den gehofften Erfolg nicht hatte, die abergläubische Menge vielmehr nun um so eifriger zu den Bildern emporrief, erließ er einen Befehl, der da besagte, es seien, da jedes sichtbare Symbol Christi mit Ausnahme des Abendmahls Gotteslästerung und Ketzerei bekunde und Erneuerung des alten Heidenthums in sich schlösse, die Bilder aus den Kirchen gänzlich zu entfernen. Nun rächte sich die „fromme Lüge", die unter der Obhut der früheren Regierungen aufgewuchert war. Hatte der Hof nicht sonst auch vor den Bildern gelegen, denen alle möglichen Wunderthätigkeiten nachgesagt worden waren? Und nun sollte, was lange Zeit hindurch von den höchsten geistlichen und weltlichen Würdeträgern anerkannt, ja beglaubigt worden war, plötzlich keine Geltung mehr haben! — Das Volk murrte, es ward hier und da — anfangs in schüchterner Form — Widerstand versucht. Damit war ein Kampf eröffnet, der auf beiden Seiten schnell zu Maßlosigkeiten führte, und der, ein Jahrhundert während, mehrfach Thron und Reich erschütterte.

Als Leo vernahm, daß seine Beamten bei Ausführung seiner

Befehle hier und dort behindert würden, gerieth er in heftigen Zorn und er befahl, nunmehr jene Bilder mit Feuer und Axt zu zerstören. Rohe Gesellen wütheten nun förmlich in den Kirchen und auf öffentlichen Plätzen, und neben Werthlosem erlag auch so manches wirkliche Kunstwerk den Streichen der Axt oder dem Feuer. Dies wiederum reizte die abergläubische und von den Mönchen aufgestachelte Menge zu thätlicherem Widerstande. In einer Halle auf dem kaiserlichen Hofe befand sich ein lebensgroßes Christusbild, und da Leo bemerkte, daß das Volk zu ihm emporflehete, befahl er einem Hauptmann, das Bild zu zerstören. Der Hauptmann setzte eine Leiter an und stieg mit einer Axt empor. Da erhob sich verzweifeltes und wüthendes Geschrei aus der Menge, Weiber rissen die Leiter hinweg, der Hauptmann, der beim Fall sich auf den Tod verletzte, ward von den Wüthenden ermordet.

Dem Kaiser war die Sache zu einer Machtfrage geworden, daher er um so weniger gesonnen war, nachzugeben. Er ließ die Schuldigen ergreifen und hinrichten, das Bild zerstören und an Stelle desselben ein einfaches Kreuz aufrichten.

Nicht in den Mönchen allein, die in ihrem Geschäft und in ihrem Einfluß sich bedroht sahen, hatten die fanatischen Bilderanbeter Helfershelfer gefunden, sondern es stellte sich nun auch der Papst Gregor II. auf ihre Seite. Er, der das Vorgehen des Kaisers als einen Eingriff in die Disziplin der Kirche ansah, die zu handhaben einzig und allein des Papstes Recht sei, suchte der Sache des Volkes die schuldloseste Seite abzugewinnen. In diesem Sinne erließ er zwei öffentliche Schreiben an den Kaiser, aus denen wir einige Stellen mittheilen wollen. „Jetzt klagst du", heißt es in dem ersten Schreiben, „die Katholiken der Götzendienerei an und verräthst durch deine Anklage deine eigene Unfrömmigkeit und Unwissenheit. Dieser Unwissenheit müssen wir die Derbheit unserer Schreiben und unserer Gründe anpassen. Schon die ersten Elemente der heiligen Schrift reichen zu deiner Widerlegung hin, und wenn du in eine Kinderschule trätest und dich als Feind unsers Gottesdienstes bekenneteſt, so würden dir die einfältigen und frommen Kinder die ABC-Bücher an den Kopf werfen." — „Du fassest nach uns, Tyrann, mit weltlicher und kriegerischer Hand. Unbewaffnet und nackt, wie wir sind, können wir nur Christum anflehen, den Fürsten der himmlischen Heerschaaren, daß er dir einen Teufel sende, um deinen Leib zu zerstören und deine Seele zu erretten. Du drohst in deinem thörichten Uebermuthe, du wollest Befehle nach Rom senden, das Bild des hei-

ligen Petrus zertrümmern und mich, gleich meinem Vorgänger Martin, in Ketten vor die Stufen des kaiserlichen Thrones schleppen lassen. Wollte Gott, es wäre mir verstattet, in die Fußtapfen des heiligen Martin zu treten! Dir aber und allen Verfolgern der heiligen Kirche möge das Beispiel des Constan's zur Warnung dienen. Nach seiner gerechten Verdammung durch die Bischöfe von Sicilien wurde der Tyrann in der Fülle seiner Sünden von einem Diener seines Hauses von der Erde weggetilgt." — „Ist es Dir unbekannt, daß die Päpste das Band der Vereinigung, die Mittler des Friedens zwischen dem Osten und Westen sind? Die Blicke der Nationen sind unsererer Demuth zugewendet, und sie verehren als einen Gott auf Erden den Apostel Petrus, dessen Bild Du zu zerbrechen droheſt."

Diese Schreiben schürten die Volksleidenschaften zu hellen Flammen an. In den Provinzen des Morgenlandes rotteten sich Haufen zusammen, in Italien stürzte man die Bildsäulen des Kaisers um und zertrümmerte sie, denn, ward gesagt, wenn Leo die Bilder der Heiligen vertilge, so habe doch sein Bild gar keinen Anspruch auf Schonung!

In diesem Wirrwarr starb Gregor II. Sein ihm gleichgesinnter Nachfolger Gregor III. erließ ein Schreiben an Leo, in dem es heißt: „Weil Du ungelehrt und unwissend bist, so sind wir genöthigt, eine rauhe Sprache gegen Dich zu führen, die aber voll Verstand ist und mit dem Worte Gottes im Einklange steht. Wir bitten Dich, Deinen Stolz fahren zu lassen und uns mit Demuth anzuhören. Du sagst, daß wir Steine, Wände und Bretter anbeten. Es ist nicht so, Herr; sondern die Sinnbilder erinnern uns an die Personen, deren Namen sie führen, und heben unsere demüthigen Seelen aus dem Staube empor. Wir betrachten sie nicht als Götter; sondern ist es das Bild Jesu, so sagen wir: „Herr, hilf uns;" ist es das Bild seiner Mutter: „bitte deinen Sohn, uns zu helfen"; ist es das Bild eines Märtyrers: „Heiliger bitte für uns!" Wir könnten, da wir die Gewalt des heiligen Petrus besitzen, Strafen gegen Dich verfügen; da Du aber selbst einen Fluch auf Dich geladen hast, so mag es dabei sein Bewenden haben. Du schreibst uns, daß wir eine allgemeine Kirchenversammlung zusammenberufen möchten; aber dazu ist keine Nothwendigkeit vorhanden. Höre Du nur auf, die Bilder zu verfolgen, so wird Alles ruhig bleiben. Deine Drohungen fürchten wir nicht, denn wenn wir nur eine Meile von Rom gehen, nach Kampanien zu, so sind wir sicher." —

Bald darauf rief aber Gregor doch eine Synode zusammen,

jedoch nicht, um die streitige Sache in Ruhe erörtern zu lassen, sondern um alle Diejenigen mit Ausstoßung aus der Kirche zu bedrohen, die etwa Hand an ein Bild legten oder auch nur ein Wort gegen Bilderverehrung äußerten.

Nun sandte Leo eine Flotte aus, um in den italienischen Gebieten, die noch zum oströmischen Kaiserreich gehörten, den Widerstand zu ersticken; die Flotte wurde aber im adriatischen Meere von einem Sturme vernichtet. Die Gebiete von Rom und Venedig erklärten sich als losgelöst von dem oströmischen Reiche. In diesen Vorgängen lag die erste Ursache zur Spaltung der christlichen Kirche in die abendländische (lateinische) und die morgenländische (griechische) Kirche.

Der zwischen den Bilderstürmern (Ikonoklasten) und den Bilderdienern (Ikonodulen) entbrannte Kampf überlebte den Kaiser Leo. Sein Sohn und Nachfolger Constantin Kopronymos (741 bis 775) theilte die Ansichten des Vaters und mühete sich zu vollenden, was jener begonnen hatte. Er ließ die Bilderverehrung durch eine Kirchenversammlung verdammen. In dem Verbot ward ausgesprochen, daß jedes durch die elende Kunst der Maler oder der Bildhauer verfertigte Bild, aus welchem Stoffe es auch bestehe, aus der Kirche verbannt sei. Wer sich weiterhin unterfangen würde, ein solches Bild zu verfertigen, oder zu verehren, oder in der Kirche oder in einem Privathause aufzustellen, solle, wenn er ein Geistlicher sei, seines Amts entsetzt, wenn ein Mönch oder ein Laie, aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen und außerdem noch nach kaiserlichen Gesetzen bestraft werden. So wüthete nun der Bilderstürmer weiter, und es wurden viele Bildwerke, die bis dahin bewahrt worden waren, gewaltsam vernichtet.

Constantin's Sohn und Nachfolger Leo IV. (775—780) trat in die Fußtapfen des Vaters. Als er eines plötzlichen Todes starb, wurde seiner leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Gemahlin Irene die vormundschaftliche Regierung über ihren minderjährigen Sohn Constantin anvertraut. Ihre Beichtväter wußten sie zu bewegen, daß sie die kaiserlichen Verordnungen, die den Bilderdienst verboten, als aufgehoben erklärte, ja daß sie durch eine Kirchenversammlung das Gegentheil von dem verkünden ließ, was die von Constantin Kopronymos berufene Kirchenversammlung über die Bilderverehrung ausgesprochen hatte. Um im Besitze der Herrschaft zu bleiben, ließ die unnatürliche Mutter ihren Sohn blenden und ihn darauf im Elende umkommen. Ihre sechszehn Jahre währende Regierung reichte bis in die Zeit Karl's des Großen hinein, von dem gesagt wird, er sei

anfangs mit dem Plane umgegangen, sie zur Gemahlin zu nehmen, um den kirchlichen Frieden zwischen dem Abendlande und dem Morgenlande wieder herzustellen. Gegen sie brach (803) unter Führung des Großschatzmeisters Nike eine Verschwörung aus. Sie wurde nach Lesbos verbannt, wo sie, nachdem sie sich eine Zeit lang ihr Brot mit Spinnen erworben hatte, in tiefstem Elende starb. Die Kirche stand nicht an, sie, weil sie ihr in einer Sache zu Willen gehandelt hatte, unter die Zahl der Heiligen zu erheben.

Erst unter der Kaiserin Theodora, die während ihres Sohnes Minderjährigkeit die inzwischen wieder in Kraft getretenen Verordnungen gegen die Bilderverehrung aufhob, legten sich die Stürme im Reiche, die durch das Für und Wider in Betreff des Bilderdienstes hervorgerufen worden waren, und wiederum erklärte eine Kirchenversammlung (840) die Verehrung der Gemälde und Bildsäulen, durch welche die Gottheit, die Propheten, Heiligen und Blutzeugen dargestellt wurden, für verdienstlich. Wie es von jeder der früheren Kirchenversammlungen geschehen war, behauptete auch diese, einzig und allein auf Eingebung des heiligen Geistes erkannt und geredet zu haben.

---

## Karl der Große.

### Charakteristik der Person. Größe des Reichs.

Welche gewaltigen Thaten hatte das Volk der Germanen schon vollbracht! Das Weltreich Rom war von ihm zertrümmert worden; zumeist germanischer Macht hatte das Abendland seine Erlösung von dem Hunnenjoch zu verdanken, auch die drohende Macht der Mauren war dem unwiderstehlichen Ansturme der Germanen erlegen. Unheil war durch die Siege von verschiedenen Seiten her abgewandt worden: den Römern gegenüber hatten die Germanen für ihre Nationalität, den Hunnen und Arabern gegenüber für ihre Nationalität und zu Gunsten der Herrschaft des Christenthums im Abendlande gekämpft.

Das Volk der Franken war das mächtigste der germanischen Völker geworden. Wir haben gesehen, wie das neue Herrscher-

Geschlecht (die Pipiniden, gebräuchlicher, wie wir schon einmal sagten, die Karolinger) durch Kraft und Klugheit das Frankenreich zu „mehren“ wußte. Der hervorragendste Sproß dieses Geschlechts, in dem sich aber auch seine Kraft gleichsam erschöpfte, da die Nachfolger schwache Fürsten waren, ist Karl der Große. Karl war nicht vom ersten Tage nach dem Tode seines Vaters Pipin Herrscher über das ganze Reich; sein Vater hatte das Land getheilt und ihm Austrasien und die Länder des Nordens, dem Bruder Karl's, Karlmann, den Süden des Frankenlandes gegeben. Das war im Jahre 768 geschehen. Im dritten Jahre darauf starb Karlmann, und Karl ward nun auf Beschluß der Großen beider Reichshälften Herrscher des ganzen Frankenlandes. Ueber seine Persönlichkeit und über den Gesammteindruck seines Wesens und Wirkens sagen wir, einer trefflichen Charakteristik Fr. Lorentz' folgend, zunächst Folgendes: Von allen weltlichen Herrschern des Mittelalters hat keiner auf die Nachwelt einen so tiefen Eindruck hervorgebracht, als Karl der Große. Während seines Lebens der Mittelpunkt der von ihm vereinigten germanischen Völker auf dem festen Lande von Europa, wurde er nach seinem Tode als der Anfangspunkt aller Verhältnisse betrachtet, die sich in den von ihm beherrschten Ländern entwickelten. Je weiter sich die Zeit von der seinigen entfernte, desto großartiger und riesenhafter wurde seine Gestalt und verwandelte sich in eine mythische Person, die, wie ein zweiter Atlas, die ganze Welt des Mittelalters auf ihren mächtigen Schultern trägt. An sein Beispiel haben die späteren Kaiser ihre Ansprüche, an seine Schenkungen (die umfangreicher waren, als die Pipin's) und an die von ihm verliehenen Rechte haben die späteren Päpste ihre Ansprüche angeknüpft. Die Nachwirkung seines Lebens tritt in der Folgezeit vielfach auf. So wurden die deutschen Könige zu Aachen gekrönt aus keinem andern Grunde, als weil Karl der Große dort geboren und diese Stadt sein Lieblingsaufenthaltsort in seinem Leben war, und weil er in derselben die Ruhestätte nach seinem Tode fand. Unter den Insignien des deutschen Reiches rührten die meisten von ihm her, oder sie wurden wenigstens auf ihn zurückgeführt; seine Krone, sein Schwert, sein Mantel, sein Gürtel, seine Kopfbedeckung, seine Handschuhe und seine Sandalen wurden als die heiligsten Reliquien von der deutschen Nation in Ehren gehalten. Während er dem Kriegerstande als das ritterlichste Muster galt und der ritterlichen Poesie durch seine Thaten einen reichen Stoff lieferte, schmückte auch die Kirche sein Haupt mit dem Heiligenschein. In allen Mären und Sagen ist das Wesen von Karl's des Großen

Geschichte treffend gezeichnet, indem er darin überall als ein trefflicher Held, als ein Gegensatz gegen das Heidenthum und den Mohamedanismus erscheint. Nach seines Zeitgenossen Einhard Schilderung war Karl der Große ein Mann von so hochgewachsener Gestalt, daß er nach dem Maßstabe seines eigenen Fußes sieben Fuß maß. Eine Eisenlanze aus seiner Zeit, die noch vorhanden ist, zeigt seine Größe an. Mit dieser ungewöhnlichen Größe standen aber die übrigen Verhältnisse seines Körpers in vollkommenstem Einklang. Der feste und sichere Schritt, mit dem er auftrat, und die würdige Haltung, welche man, mochte er gehen, stehen oder sitzen, stets an ihm wahrnahm, gaben seiner Statur schon etwas Majestätisches; dazu kam der Ausdruck und die Würde einer sehr bedeutenden Physiognomie. Unter der hochgewölbten Stirn trat die Nase kräftig heraus, große und lebhafte Augen gaben seinem Angesichte etwas Offenes und Heiteres, wenn er munter gelaunt war, aber einen vernichtenden und zu Boden schmetternden Ausdruck, wenn die Blitze des Zornes daraus hervorschossen.

Nicht blos die Söhne, auch seine Töchter empfingen Unterricht in allen Wissenschaften und zwar durch den berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit, den angelsächsischen Diaconus Alkuin, welchen Karl zu diesem Zweck an seinen Hof berufen hatte. Die Söhne mußten mit ihm auf die Jagd oder in den Krieg, während die Töchter sich unter der Aufsicht der Mutter zu Hause mit der Spindel oder dem Weben beschäftigten. Am liebsten trug Karl Kleider, die seine Töchter ihm verfertigt hatten. Das königliche Haus bot das Bild der größten Einfachheit dar; nur bei feierlichen und außerordentlichen Gelegenheiten erschien der Herrscher in einem prachtvolleren Anzuge, als sein gewöhnliches Hauskleid war. Dann umgab ihn auch äußerlich der Glanz der Majestät; Krone, Kaisermantel und Schwert starrten von Edelsteinen. Es wurde ferner nur in solchen Fällen seine Tafel mit mehr als vier Gerichten besetzt.

Jacob Falke giebt uns über die gewöhnliche Bekleidung Karl's des Großen Näheres an. Er trug einen enganschließenden Rock von Leinwand, der am oberen und unteren Saum und desgleichen vorn von oben nach unten herunter mit seidenen Streifen besetzt war. Die Beine waren mehrfach beschützt, erst durch leinene Unterkleider, dann durch eine Hose, welche von unten bis zum Knie mit Bändern reichlich umwunden war. Schuhe bedeckten die Füße. Ueber dem Rock trug er einen meergrünen wollenen Mantel von ziemlicher Länge und an der Seite stets ein Schwert mit silbernem und goldenem Griff

und Gehenk. Seine schriftlichen Befehle pflegte er mit dem Degenknopfe zu untersiegeln, — ein symbolisches Zeichen, das wohl verstanden ward! — In dem Heldengedichte Roland (nach Turpin's Chronik) heißt es über ihn:

„Karol war von Anblick herrlich,
Mächtig seine Brust und Glieder;
Wie des Löwen Augen funkeln
Feurig seine hohen Blicke.
In den Wein mischt er sich Wasser,
Saß nur einmal Tag's zu Tische.
Seine Stärke war so mächtig,
Daß er oftmals einen Ritter
Ganz geharnischt und gerüstet
Auf der flachen Hand gen Himmel
Hoch erhoben in die Lüfte.
Viermal trug er Jahr's die Krone
Und das Scepter, Alles schlichtend,
An dem Weihnachtstag und Ostern,
Auf Jacobi und zu Pfingsten.
Ja, wer dieses guten Kaisers
Thaten alle wollte wissen:
Würd' an Worten eh' es fehlen,
(Wer auch Meister wär im Dichten)
Um das Alles zu entfalten,
Als es fehlte an Geschichten.
Wie er edel war und strenge,
Doch im Sprechen mild und glimpflich,
Allen spendet reiche Gaben,
Doch als Richter unerbittlich."

Dieser gewaltige Mann, der fast ein halbes Jahrhundert (von 768 bis 814) herrschte, einte nicht nur mit kräftiger Hand die verschiedenen Stämme der Germanen zu einem Ganzen, er wußte auch Keime der Bildung in die wilden Herzen einzusenken und dem Christenthume viele neuen Bekenner zuzuführen. In letzterer Beziehung riß ihn freilich sein heiliger Eifer zu Maßnahmen hin, die mit dem Wesen des Christenthums nichts gemein haben. Darüber wird unten Näheres zu sagen sein.

Das Frankenreich war, wie wir gesehen haben, unter Karl's Vorgänger bereits zu einer bedeutenden Macht herangewachsen. Es umfaßte beim Tode Pipin's außer Gallien (dem heutigen Frankreich) die Länder der Thüringer, der Allemannen und der Bayern. Dies Reich in seinem Umfange zu erhalten, war schon eine schwere Aufgabe, ungleich schwerer war die, seine Gre nzen noch hinauszurücken.

Denn es war umgeben von einem wilden Völkergewoge. Das morgenländische Sprichwort: „Hammer mußt du oder Amboß sein!“ galt thatsächlich auch im Abendlande; das Schwert aus der Hand legen, hätte für die Herrscher bedeutet, ihre Reiche freiwillig der Gewalt anderer Mächte zu überliefern. Angriff, Ueberfall galt oft als rechtzeitige Wehr.

Sehen wir uns die Völkerschaften an, von denen Karl umgeben war. In Italien herrschten die Longobarden. Zu dem Reiche derselben, Lombardei genannt, gehörte das südlich vom Kirchenstaate gelegene Fürstenthum Benevent. Spanien befand sich — bis auf einen kleinen Theil im Norden, in dem noch ein Rest der Westgothen saß, — in der Gewalt der Mauren. Die nordischen Völkerschaften in Dänemark, Schweden und Norwegen führten den gemeinsamen Namen Normannen. Das große Gebiet zwischen dem Niederrhein und der Elbe hatte das Volk der Sachsen inne, jenseits der Elbe saßen slavische Völkerschaften, Sorben im Meißen'schen, Obotriten in Mecklenburg, Wilzen an der Spree und Oder u. s. w. Im Osten grenzte Franken an das Land der Bayern, im Osten von den Bayern (in dem heutigen Ungarn und in einem Theile des heutigen Erzherzogthums Oesterreich) saßen die Avaren, ein tatarisches Volk, das an Wildheit und räuberischen Sinn dem Volk der Hunnen glich, dessen einstmalige Wohnsitze von ihm eingenommen worden waren. Unter-Italien gehörte zu Griechenland.

## Kriege.

Karl hatte während seiner langen Regierungszeit fast ununterbrochen Kriege zu führen. Im Jahre 773 unternahm er eine Heerfahrt gegen den Longobardenkönig Desiderius. Von diesem schwer bedrängt, hatte der Papst Hadrian den Frankenkönig um Hülfe angefleht, von demselben Zusage auch sofort erhalten. Karl führte sein Heer über die Alpen. Ein der Wege kundiger Spielmann, heißt es, habe ihn geführt, und Karl habe diesem darauf so viel Land gegeben, als ringsum das Blasen seines Horns vernommen worden sei. Zu Pavia, seiner Hauptstadt, bestieg Desiderius, als ihm gesagt worden war, Karl nahe sich der Stadt, einen festen Thurm; ein Franke, der aus seiner Heimath verbannt worden war, befand sich bei ihm. Schaaren auf Schaaren kamen, und so oft der Longobardenkönig fragte: „Ist Karl unter diesen?“ verneinte es der Franke, hinzu-

fügend, daß alle diese Mannen zur Vorhut des Frankenheeres gehörten. Endlich kam eine Schaar, die einer dunkeln Wolke glich. Als sie sich näherte, sah man den König Karl in einem Eisenhelm, in eisernen Schienen, eisernem Panzer, eine eiserne Lanze in der Linken, ein Schwert in der Rechten haltend. Auch sein Schild war ganz von Eisen, und selbst sein Streitroß schien von Eisen zu sein. Ueber den Longobardenkönig war eine große Angst gekommen, und er erkannte, daß er einem solchen Gegner nicht gewachsen sei. Er vertheidigte sich zwar, doch wurde die Hauptstadt bald mit Sturm genommen und darauf der König als Gefangener in ein Kloster gesandt (774). Karl vereinigte das Reich der Longobarden mit dem fränkischen Reiche und setzte sich die lombardische eiserne Krone auf sein Haupt. Sie war, wie alle Kronen es sind, von Gold, doch war sie von einem eisernen Streifen umzogen, von dem man behauptete, er sei aus einer heiligen Reliquie, einem Kreuzesnagel gearbeitet. Darauf begab sich Karl nach Rom, bestätigte dem Papst die Schenkungen Pipin's und fügte noch Spoleto hinzu.

Thassilo, der Herzog von Bayern, der eine Tochter des Longobardenkönigs zur Gemahlin hatte, verabredete, um seinen Schwiegervater zu rächen, im Geheimen mit den Avaren ein Bündniß gegen Karl. Dieser, der Kunde davon empfing, lud den Herzog vor den Reichstag zu Ingelheim. Thassilo ward zum Tode verurtheilt, von Karl jedoch einem Kloster zu lebenslänglicher Haft überwiesen und das Herzogthum Bayern dem Frankenlande einverleibt.

Darauf beschloß der König, die räuberischen Avaren, die sich zum Einfall gerüstet hatten, zu strafen. Er besiegte sie und gründete ein (von der Enns bis zur Raab gehendes) Grenzland, die Ostmark, Ostarichi, d. i. östliches Reich, aus dem später Oesterreich sich entwickelte. Wir wollen hier gleich bemerken, daß er auch im Nordost ein germanisches Grenzland errichtete, die Nordmark, aus dem Brandenburg und weiterhin der preußische Staat hervorging. Der Anlaß dazu war sein Kampf gegen die Sorben und Wilzen.

Als Karl im Jahre 777 einen Reichstag abhielt, erschien vor ihm eine arabische Gesandtschaft aus Spanien. Der Statthalter von Saragossa, von dem Herrscher von Cordova, Abderrhaman bedrängt, flehete den König um Beistand an. Im folgenden Jahre rückte Karl mit einem Heere in Spanien ein, schlug das feindliche Heer, das Abderrhaman ihm entgegengeführt, auf's Haupt, erklärte darauf das Land bis zum Ebro unter dem Namen „Spanische Mark" als zum Frankenreiche gehörend und zwang die maurischen Großen, ihm den

Huldigungseid zu leisten. Er wäre wohl auch über den Ebro gegangen, hätten nicht Nachrichten von Aufständen im Sachsenlande seine schleunige Rückkehr als nothwendig erscheinen lassen. Die Nachhut seines Heeres, geführt von Roland, fiel in den Thälern von Roncesvalles, die von dem räuberischen Hirtenvolke der Basken bewohnt waren, in einen Hinterhalt und ward bis auf den letzten Mann niedergemacht. Der Held Roland und seine tapferen Mitgenossen, der Pfalzgraf Anshelm und der Seneschal Eckart, wurden später in Liedern und Sagen vielfach verherrlicht.

Im Norden bekriegte Karl die Dänen. Auch hier waren seine Waffen siegreich, und es wurde die Eider von den Dänen als nördlicher Grenzfleck des Frankenreiches anerkannt.

Während der ganzen Zeit — mit wenigen Unterbrechungen — hatte Karl seine schwersten Kämpfe, die gegen das tapfere Volk der Sachsen, zu führen. Die Sachsen, deren Gebiet sich von der Nordgrenze des Frankenreichs, wie solches Pipin seinem Sohne Karl vererbt hatte, bis zur Elbe und Nordsee ausdehnte, hingen noch mit ganzer Hingabe dem Glauben ihrer Väter an. Sie waren den Franken feindlich gesinnt, weil diese den ihnen verhaßten Christenglauben angenommen hatten, und schon Karl's Vater, Pipin, hatte sich genöthigt gesehen, sein Schwert gegen sie zu ziehen, da fränkische Grenzleute vielfach von ihnen durch Einfälle geschädigt worden waren. Karl sah sich nun berufen, den Kampf, den sein Vater gegen die Sachsen begonnen hatte, fortzusetzen. Da aber die tiefere Quelle ihrer Feindseligkeit gegen die Franken in ihrem Hasse gegen die christliche Religion lag, so erachtete es Karl für nothwendig, sie zur Annahme des Christenthums zu zwingen. Dadurch gestaltete sich der Kampf von Seiten der Sachsen zu einem Nationalkampfe für die höchsten Güter der Menschheit, für Glauben, Vaterland und Freiheit, und als Karl im vierten Jahre seiner Herrschaft (772) seinen Krieg gegen sie begann, ahnte er nicht, daß es ihm erst nach vierunddreißigjähriger Blutarbeit (803) gelingen würde, das bis in seine Tiefen erregte Sachsenvolk niederzuwerfen. Der Kampf nahm alsbald einen überaus blutigen Charakter an. Die Sachsen opferten die gefangenen Franken ihrem schrecklichen Schlachtengotte Zio, aber auch auf Seiten der Franken wurden, wie wir das Nähere noch sehen werden, Gefangene einem falschen Glaubenseifer zum Opfer dargebracht. Mit gewaltiger Heeresmacht hatte Karl seinen ersten Zug ausgeführt. Im Süden vom Teutoburger Walde stand die starke Sachsenfeste Eresburg (jetzt Stadtberge) und in der Nähe

derselben ein uraltes Heiligthum, die Irmensul (Irmensul bedeutet: Alles tragende Säule), eine riesenhafte Eiche oder Esche, den Sachsen als Symbol der Weltesche Ygdrasill geltend, die nach unserer Altvordern Glauben das Weltall trug. Ein solcher Baum war es gewesen, den Bonifacius im Hessenlande gefällt hatte. König Karl brach die Eresburg und zerstörte die Irmensul. Die Sachsen beugten sich dem gewaltigen Frankenkönige, stellten ihm Geißeln und gelobten, den Boten des Evangeliums das Predigen im Lande fernerhin nicht zu wehren.

Der Sachsenherzog Wittekind war nach Jütland geflohen. Kaum hatte Karl im Jahre darauf (773) seinen Zug nach Italien angetreten, so kehrte Wittekind zurück, rief sein Volk auf, vertrieb die Priester und fiel in Hessen ein.

Karl besiegte die Sachsen zum zweiten Male. Er hielt nun einen Reichstag im Sachsenlande (777 zu Paderborn), und wiederum gelobten die Edlen des Landes Unterwerfung, aber wiederum fehlte der Herzog Wittekind.

Zu Paderborn war es auch gewesen, wo dem Frankenkönige die Gesandtschaft aus Spanien die Bitte des Statthalters von Saragossa, ihm gegen Abderrhaman Beistand zu leisten, vorgetragen hatte. Was geschehen war, als Karl nach Italien gezogen war, wiederholte sich, während er (778) in Spanien gegen Abderrhaman kämpfte. Wittekind kehrte zurück, die Sachsen verheerten Hessen und Thüringen, sie bedroheten sogar das Frankenland. Die Kunde davon war es eben gewesen, die den König in seinem Siegeslaufe in Spanien gehemmt und ihn bestimmt hatte, in die Heimath zurückzukehren. Er schlug die Sachsen in zwei Schlachten und drang bis zur Weser vor (779). Wieder hatte sich Wittekind in den Schutz seines Schwagers, des Dänenkönigs, nach Jütland begeben.

Nun verlangte Karl von den Sachsen zu einem Zuge gegen die Slaven an der Elbe Stellung eines Heerbanns. Unwillig gehorchten sie, und es zogen die Franken vereint mit den Sachsen gegen die Slaven. Karl war nicht bei dem Heer; dagegen erschien Wittekind jetzt plötzlich unter den Sachsen, und es genügte sein bloßes Erscheinen und sein Wort, sie zum Rachekampfe gegen ihre fränkischen Unterdrücker zu entflammen. Der gesammte fränkische Heerbann wurde erschlagen (779, bei Süntel).

Nunmehr hielt es Karl für unumgänglich nothwendig, ein unerbittliches Strafgericht über die Sachsen zu verhängen. Mit einem starken Heere drang er, jeden Widerstand vor sich niederwerfend, bis



WORMS.

DIE TAUFE WITTEKIND'S.

Verden vor und ließ hier 4500 Sachsen, die lebendig in seine Gewalt gefallen waren, enthaupten. Nicht dies allein. Andere Tausende ließ er wie Heerden in die Flüsse treiben und sie von christlichen Priestern taufen. In seinem Ingrimm hatte der König gänzlich den Rath seines gelehrten und weisen Freundes Alkuin vergessen: „Suche für das neue Volk Prediger von rechtschaffenen Sitten, welche die Verkündigung des göttlichen Wortes nach dem Beispiele der Apostel betreiben, die ihren Zuhörern im Anfange des Glaubens Milch, die freundliche Lehre darzureichen pflegten.“ Ein anderes Wort des vortrefflichen Alkuin, das er an seinen Bischof richtete, lautete: „Sei ein Prediger der Gottseligkeit, nicht Zehnteneintreiber! Wäre das süße Joch und die leichte Last Jesu Christi dem unbeugsamen Volke der Sachsen mit derselben Beharrlichkeit verkündet worden, welche man in der Forderung des Zehnten und in dem schonungslosen Vollzuge der Bestimmungen des Gesetzes für die geringsten Fehler bewiesen hat, so hätten sie vielleicht keine Scheu vor der Taufe gehabt. Möchten sich doch die Verbreiter des Glaubens durch das Beispiel der Apostel belehren lassen, möchten sie Prediger sein, aber nicht Verwüster, und möchten sie dem vertrauen, von welchem der Prophet bezeugt: Er hat noch nie verlassen, die auf ihn hoffen!“ —

Karl hatte es auch bald genug zu empfinden, daß er von seinem Zorne sich zu verderblichen Handlungen hatte hinreißen lassen. Das ganze Volk der Sachsen erhob sich zum verzweifelten Kampfe. Mit Grauen ist lange Zeit erzählt worden von den beiden furchtbaren Schlachten bei Detmold und an der Hase im Osnabrück'schen (783); die erste Schlacht blieb unentschieden, die zweite gewann Karl, aber theuer mußte er seinen Sieg erkaufen. Und immer noch loderte, bald hier, bald dort im Lande, die Kriegsflamme empor; zwei Jahre lang hatte Karl das Land zu durchziehen, um zu verhindern, daß neue Heeresmassen sich ansammelten.

Die volle Wucht seines Zorns hatten die Sachsen erfahren; nun ließ Karl ihnen, Alkuin's Rath beherzigend, auch Milde zu Theil werden, und siehe, alsbald kamen viele der Sachsen, die ihn bisher bis auf den Tod bekämpft hatten, und begehrten getauft zu werden. Endlich nahm auch der tapfere Wittekind das Christenthum an. Er sei, erzählt die Sage, in Verkleidung nach der zu Attigny in der Champagne gelegenen königlichen Burg gekommen, in der Karl gerade das Weihnachtsfest gefeiert habe. Was er nun gesehen und gehört, habe den Rest seines Heidenglaubens vertilgt, und er sei aus voller Seele Christ geworden.



DIE TAUFE WITTEKIND'S.

Verden vor und ließ hier 4500 Sachsen, die lebendig in seine Gewalt gefallen waren, enthaupten. Nicht dies allein. Andere Tausende ließ er wie Heerden in die Flüsse treiben und sie von christlichen Priestern taufen. In seinem Ingrimm hatte der König gänzlich den Rath seines gelehrten und weisen Freundes Alkuin vergessen: „Suche für das neue Volk Prediger von rechtschaffenen Sitten, welche die Verkündigung des göttlichen Wortes nach dem Beispiele der Apostel betreiben, die ihren Zuhörern im Anfange des Glaubens Milch, die freundliche Lehre darzureichen pflegten." Ein anderes Wort des vortrefflichen Alkuin, das er an seinen Bischof richtete, lautete: „Sei ein Prediger der Gottseligkeit, nicht Zehnteneintreiber! Wäre das süße Joch und die leichte Last Jesu Christi dem unbeugsamen Volke der Sachsen mit derselben Beharrlichkeit verkündet worden, welche man in der Forderung des Zehnten und in dem schonungslosen Vollzuge der Bestimmungen des Gesetzes für die geringsten Fehler bewiesen hat, so hätten sie vielleicht keine Scheu vor der Taufe gehabt. Möchten sich doch die Verbreiter des Glaubens durch das Beispiel der Apostel belehren lassen, möchten sie Prediger sein, aber nicht Verwüster, und möchten sie dem vertrauen, von welchem der Prophet bezeugt: Er hat noch nie verlassen, die auf ihn hoffen!" —

Karl hatte es auch bald genug zu empfinden, daß er von seinem Zorne sich zu verderblichen Handlungen hatte hinreißen lassen. Das ganze Volk der Sachsen erhob sich zum verzweifelten Kampfe. Mit Grauen ist lange Zeit erzählt worden von den beiden furchtbaren Schlachten bei Detmold und an der Hase im Osnabrück'schen (783); die erste Schlacht blieb unentschieden, die zweite gewann Karl, aber theuer mußte er seinen Sieg erkaufen. Und immer noch loderte, bald hier, bald dort im Lande, die Kriegsflamme empor; zwei Jahre lang hatte Karl das Land zu durchziehen, um zu verhindern, daß neue Heeresmassen sich ansammelten.

Die volle Wucht seines Zorns hatten die Sachsen erfahren; nun ließ Karl ihnen, Alkuin's Rath beherzigend, auch Milde zu Theil werden, und siehe, alsbald kamen viele der Sachsen, die ihn bisher bis auf den Tod bekämpft hatten, und begehrten getauft zu werden. Endlich nahm auch der tapfere Wittekind das Christenthum an. Er sei, erzählt die Sage, in Verkleidung nach der zu Attigny in der Champagne gelegenen königlichen Burg gekommen, in der Karl gerade das Weihnachtsfest gefeiert habe. Was er nun gesehen und gehört, habe den Rest seines Heidenglaubens vertilgt, und er sei aus voller Seele Christ geworden.

„Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß.
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt:
„„Gieb Karl dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!““

Auch der Sachsenherzog Albion, der gemeinsam mit Wittekind den Kampf gegen Karl geführt hatte, nahm das Christenthum freiwillig an.

Viele Edle des Landes folgten dem Beispiele der Führer; nur im Nordwesten des Landes erhielt sich noch der Heidenglaube längere Zeit. Nun kam (803, zu Selz) zwischen Karl und den Sachsen ein förmlicher Friedensschluß zu Stande. Karl beließ sie bei ihren Gesetzen und Einrichtungen; sie aber huldigten ihm als ihren christlichen Oberherrn. „So sehr es auch das christliche Gemüth empört“, sagt L. v. Rohden, „zu sehen, wie mit dem Schwerte in der Hand einem Volke das Christenthum aufgezwungen ward, so dürfen wir doch nicht die heilsamen Früchte verkennen, welche aus dieser rohen und gewaltsamen Weise eines nicht genugsam geläuterten Gottesdienstes hervorgegangen sind. Denn kaum hat es in der Folgezeit ein dem Christenthum zugethaneres Volk gegeben, als das Sachsenvolk, dem später auch ein Luther entsproß. Nur sind solche Früchte nicht durch das Blinken des Schwertes gezeitigt. Als aber Karl in dem eroberten Lande aller Orten Kirchen und Klöster anlegen ließ, als er Lehrer und Prediger überall hin vertheilte, als er die sächsischen Bisthümer gegründet hatte, zu Bremen und Verden, zu Minden und Paderborn, zu Münster und Osnabrück, da flossen die Lehren des Christenthums reichlich wie Balsam in die tiefen Wunden, die Karl's furchtbares Schwert geschlagen hatte.“

Aeußerlich war noch ein Zwiefaches wirksam gewesen, Karl's Sieg vollenden zu helfen. Das Heidenthum im Nordwesten des Sachsenlandes wurde erst vollständig überwunden, als die Obotriten, ein Stamm der Slaven im Mecklenburgischen, das Christenthum angenommen hatten. Außerdem hatte während der letzten Kriegsjahre Karl Tausenden von Sachsen im Frankenlande Wohnsitze angewiesen, wogegen gleiche Schaaren von Franken von ihm nach dem Sachsenlande überführt worden waren.

Nach dem Siege über die Sachsen wandte sich Karl gegen die Slaven. Im Großen und Ganzen bildete die Elbe die Grenze

zwischen den Germanen und Slaven; einzelne slavische Stämme waren jedoch bereits über die Elbe vorgerückt. Karl gewann die Elbe als Grenze und machte sich einzelne Wendenstämme zinspflichtig. Wahrscheinlich war es die Gegend von Werben, wo er über die Elbe ging. Das Christenthum nöthigte er den Slaven nicht auf, er errichtete aber längs der Elbe Grenzfesten und setzte über dieselben Mark-, d. i. Grenzgrafen. Muthmaßlich verdanken die Städte Halle, Erfurt, Magdeburg solchen Grenzfesten ihren Ursprung.

## Karl wird Kaiser.

So war König Karl der mächtigste Herrscher, das Reich der Franken das mächtigste Reich Europas geworden. Das herrschende Volk im Frankenreiche waren die Germanen. Der Größe, die Karl sich errungen hatte, ward im Jahre 800 eine besondere Weihe zu Theil. Papst Leo III., der von einer ihm feindlichen Partei Mißhandlungen zu erdulden gehabt hatte, wandte sich um Beistand an ihn. Karl begab sich nach Rom und stellte das Ansehen Leo's wieder her. Nun beschloß Leo, die römische Kaiserwürde, die 325 Jahre geruht hatte, wieder aufleben zu lassen und dem Könige die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen. Es geschah dies, als Karl am Weihnachtstage des Jahres 800 dem Gottesdienste in der Peterskirche beiwohnte. Das Volk erhob dreimal den Ruf: „Heil und Sieg dem Karl Augustus, dem großen friedebringenden Kaiser der Römer!" — Nicht Dank für den ihm gewährten Schutz allein mochte dabei im Spiele sein. Wie es von seinem Vater, Pipin, geschehen war, hatte sich auch Karl dem Papstthum als Schützer erwiesen, ja er hatte das weltliche Besitzthum, das dem Papstthum von Pipin geschenkt worden war, noch bedeutend vergrößert. Auch die Art, wie es am Weihnachtsfeste geschehen war, dem mächtigsten Fürstenstamme der Christenheit sich dankbar zu erweisen, empfahl sich für den Papst, zumal der Dank die Darbringung eines Opfers nicht forderte, vielmehr der Act der Krönung die Bedeutung in sich schloß, daß derjenige, der eine Krone zu vergeben habe, höher stehe, als der die Krone Empfangende! — So war das, was die Welt Diplomatie nennt, zwischen dem Stuhle Petri und dem fränkischen Herrscherthrone in vollster Thätigkeit. Daß die Krönung dem Könige Karl nicht unerwartet kam, läßt sich aus mehrfachen Andeutungen entnehmen. Möglich, daß die gewählte Form das alleinige und wohlüberlegte Werk des Papstes war.

„Wenn der erste Cäsar", sagt Eyth, „von der Tiber nach Gallien gedrungen war, so drang Karl von Gallien bis an die Tiber, um gleichfalls ein Cäsar zu werden. Seine Absicht war, alle Völker zu einem Körper zu vereinigen, und Karl hatte Geist genug, um diesen Körper zu beseelen. Das neue Reich war des neuen römischen Kaisers würdig, dessen Thron auf Grund des germanischen Geistes und der christlichen Kirche ruhte. Durch ihn kam wieder Ordnung in die vierhundertjährige Unordnung und Ruhe in die chaotische Bewegung. Als die Völkerwanderung begonnen hatte, da war den alten Imperatoren die Krone, welche die Wenigsten verdienten, vom Haupte gefallen; aber als Karl sie wieder aufhob, da hatte die Völkerwanderung ihren Kreislauf geschlossen." Die Krönung war als ein Act der Dankbarkeit, als eine freiwillige Huldigung aufgetreten; daß ihr mehr und mehr eine Bedeutung gegeben werden würde, die zum Streit zwischen Papstthum und Kaiserthum führen mußte, konnte Niemand voraussehen. Einem Karl gegenüber wagte der Krummstab nichts gegen den kaiserlichen Flamberg. Karl war zu groß und mächtig, als daß ein Leo, den er in seine Rechte eingesetzt hatte, und den seinen Feinden zu überantworten, in seiner Hand stand, es gewagt hätte, sich über ihn zu stellen. Aber wir werden die Zeit kommen sehen, in der die Krönung durch den Papst als Bedingung der Kaiserwürde und als symbolisches Zeichen dafür angesehen wurde, daß wie alle weltliche Macht auch das Kaiserthum dem Papstthum untergeordnet sei.

## Wirken im Innern.

Wie Karl nach außen zu dem Frankenreiche eine bedeutende Stellung zu erringen gewußt hatte, so war von ihm auch fortgesetzt die Macht der Krone, seinem Volke gegenüber, gehoben worden. Die Würde der Stammesherzöge beseitigte er, dagegen setzte er Grafen (Graue oder Greise) in die Bezirke ein, in die er das Reich eingetheilt hatte. Landgrafen durchreisten das Land, um sich zu überzeugen, ob Karl's Befehle ausgeführt würden. Sie hatten darnach auf den Reichsversammlungen, deren größere zur Frühlingszeit auf dem sogenannten Maifelde abgehalten wurde, Bericht zu erstatten. War Karl nicht zugegen, so vertrat ihn der Pfalzgraf. Beschlüsse der Reichsversammlungen galten erst dann als Gesetze, wenn der Landesfürst sie genehmigt hatte.

Das sogenannte Lehnswesen war vor Karl schon vorhanden, aber es fand namentlich unter ihm eine bedeutende Ausdehnung und Befestigung. Ward ein Landgebiet erobert, so hatten die Einwohner damit alle ihre Rechte auf den Grundboden verloren. Das Land wurde in große und kleinere Loose oder Herrschaften getheilt. Einen Theil dieser Güter nahm der Herrscher für sich in Anspruch, die übrigen Güter gab er an die hervorragendsten Krieger seines Heeres. Die Landeseinwohner wurden Hörige. Die Güter wurden aber nicht als Eigenthum, sondern nur zum Nießbrauche, zu Lehen gegeben. Die Lehnsträger, Vasallen, besaßen also die Güter nicht als freies Eigenthum. Erfüllten sie ihre Pflicht nicht, die namentlich darin bestand, dem Landesoberhaupte in Kriegen mit ihren Leuten Heeresfolge zu leisten, so konnten ihnen ihre Güter wieder genommen werden. Man sieht, daß diese Lehnseinrichtung den Zweck hatte, die Vasallen dem Landesoberhaupte in Dienstbarkeit zu erhalten. Daß die Lehnsträger darnach strebten, das Lehn in freies Eigenthum zu verwandeln, das dem Stamme erblich verblieb, kann nicht verwundern. Dieses Streben wurde später die Quelle vielfacher Verwickelungen. Diejenigen Vasallen, die große Güter besaßen, gaben wieder Unterlehne aus und ketteten auf diese Art Andere an sich, wie sie an das Oberhaupt des Staates gekettet waren. Die Herrschaften, die dem Landesoberhaupt gehörten und die als freies Eigenthum angesehen wurden, nannte man Allodialgüter.

Für die großen Kriege, die Karl zu führen hatte, reichten die Vasallen und ihre Mannen nicht aus. Karl bestimmte, daß bei Aufgebot des Heerbanns alle Gemeindefreien sich zu stellen hatten. Die Waffen, mit denen sie sich zu versehen hatten, waren Schwert und Schild, oder Bogen und Pfeile; Reiche waren gehalten, sich mit einem Harnisch zu versehen. Für die Ausrüstung der Armee hatten die Reicheren des Bezirks einzustehen. Sache der Krieger war es ferner, für ihre Beköstigung zu sorgen. Von einer gleichförmigen Bewaffnung, Bekleidung und Beköstigung der Krieger, wie es heut der Fall ist, war demnach damals nicht die Rede.

Mit einer Unermüdlichkeit fast ohne Gleichen suchte Kaiser Karl das geistige und leibliche Wohl seiner Unterthanen zu fördern. Daß die Methode seiner „Sachsenbekehrungen" eine falsche war, mochte er später selbst erkannt haben. Wir sehen, daß er, entsprechend dem oben angeführten Rathe seines gelehrten Freundes Alkuin, mit dem größten Eifer darauf hielt, daß die Geistlichkeit durch frommen Wandel dem Volke ein gutes Beispiel gab. Den Priestern verbot

er, Waffen zu tragen und zu jagen. Es ist daraus zugleich zu erkennen, wie verweltlicht der Klerus war, den Karl vorfand. Er reichte Mittel dar zum Bau von Klöstern und machte es den Mönchen zur Pflicht, neben den gottesdienstlichen Verrichtungen die Wissenschaften zu fördern, der Armuth in der Umgegend beizuspringen, Wanderern Obdach zu gewähren und ihnen, falls es nöthig sei, Pflege angedeihen zu lassen. Er bauete Kirchen, sorgte für würdige Ausschmückung derselben und verbesserte den Kirchengesang dadurch, daß er Sänger und Musiker aus Italien kommen ließ, die Sängerschulen errichten mußten. Wie er selbst auf eigene Fortbildung in dem Maße bedacht war, daß er sogar während des Mittagsmahles sich aus Büchern etwas vorlesen ließ, so suchte er gleichen Eifer auch in seinen Unterthanen zu erwecken. An seinem Hofe hielt er eine Schule für die Söhne seines Hofstaates, wobei jedoch ein Unterschied zwischen Hoch und Niedrig nicht gemacht wurde. Nicht selten war er beim Unterricht zugegen, namentlich fand er sich bei den Prüfungen ein, und er sprach es auch gelegentlich vor den Schülern aus, daß hoher Sinn der Seele, der nach Weisheit ringe, ihm mehr gelte, als hohe Geburt.

Je älter Kaiser Karl ward, je mehr erschloß sich ihm das innere Wesen des Christenthums. Aber gerade deshalb war er weit entfernt von dem zelotischen Eifer der meisten geistlichen Würdenträger seiner Zeit, die durch Zerstörung der poetischen Erzeugnisse aus dem Leben der Altvordern der Sache des Christenthums zu dienen vermeinten. Wie er eine Sammlung der vorzüglichsten Reden der Kirchenväter veranstalten ließ, befahl er auch, die altdeutschen Heldenlieder niederzuschreiben. Wahrlich, er überragte auch in geistiger Beziehung sein Volk um eines Hauptes Länge. Es geht dies schon aus der Stellung hervor, die er zu den Hauptwerken der römischen und der griechischen Literatur einnahm. Während der Zelotismus einen Vernichtungskrieg gegen Alles führte, was an das Heidenthum erinnerte, erkannte Karl an, daß in jenen Werken Quellen der Weisheit und Schönheit enthalten seien, die dem Kreise der Bildung, den das Christenthum erschließt, ihrer innersten Natur nach angehören. Er hatte weise und gelehrte Männer an seinen Hof gezogen, unter ihnen den schon genannten Alkuin, der seinem Stande nach ein Priester war, den Geschichtsschreiber Einhard und den Dichter Angilbert. Auch für die Werke der älteren Baukunst fehlte es dem Kaiser nicht an Sinn und Verständniß. Er berief berühmte Baumeister aus Italien ins Land; Rom und Ravenna lieferten ihm Marmor und

Mosaik. Zwei der unter Karl's Regierung in Aachen, seinem Haupt-Aufenthaltsorte, entstandenen Gebäude, der Dom und der Kaiserpalast, galten den Franken als Wunder der Baukunst. Vielfach hielt er auch Hof an anderen Orten, und es befanden sich Pfalzen oder Hoflager zu Würzburg, Regensburg, Schlettstadt, Königshof, Frankfurt, Tribur, Worms, Nymwegen, Heristal (Lüttich) u. s. w. Namentlich verweilte er gern in dem so überaus lieblich am Rhein gelegenen Ingelheim.

Bewundern müssen wir es, den Mann des Schwertes, den eifrigen Förderer kirchlichen und wissenschaftlichen Lebens und baulicher Thätigkeit, den strengen Hüter der Gesetze gleichzeitig auch auf den Gebieten des Handels und Verkehrs, der Gewerbe und des Ackerbaues eine unausgesetzte Thätigkeit entfalten zu sehen. So umfassend sein Gesichtskreis, so kraftvoll war sein der Pflicht seines Amtes zugewandter Wille. Unter ihm wurde der Weinbau verbessert, es wurden zahllose Obstpflanzungen angelegt, die Viehzucht empfing durch seine Anordnungen einen neuen Aufschwung. Zum Vortheile des Handels wurden Land- und Wasserstraßen angelegt oder verbessert, Brücken gebaut, den reisenden Kaufleuten mancherlei Erleichterungen gewährt; der Kaiser eröffnete sogar durch Abschluß von Verträgen mit Griechenland dem Handel auswärtige Verkehrsfelder. Aus Rom und Griechenland zog er tüchtige Gewerbtreibende ins Land, die Lehrmeister seiner Franken wurden, und bald kam es so weit, daß man nicht mehr nöthig hatte, zierliche Geräthe, kostbare Gewänder u. s. w. im Auslande zu kaufen.

## Letzte Zeit.

Kann es nach dem Allen Wunder nehmen, daß der Ruhm eines solchen Herrschers sich durch die Welt verbreitete? Fürsten ferner Länder strebten darnach, die Huld des großen Herrschers im Abendlande zu gewinnen. Zu seiner Zeit lebte in Bagdad der ebenfalls hochgepriesene Khalif Harun al Raschid (Harun der Gerechte). Von ihm kam eine Gesandtschaft zu dem Kaiser und brachte ihm köstliche Geschenke, unter ihnen eine höchst kunstreich gearbeitete Schlaguhr, die durch Wasser getrieben wurde, und ein auf das Köstlichste ausgelegtes Schachbrett. Auch Karl hatte längst Rühmliches über Harun al Raschid vernommen. Dieser, der Herr Palästinas, also auch Jerusalems, hatte seinem Volke auf das Strengste befohlen, aller Feindseligkeiten gegen die Pilger des Abendlandes, die zum Grabe

des Heilandes wallfahrteten, sich zu enthalten. Daher erwiederte Karl dieses Herrschers Wünsche in wärmster Weise, und er sandte ihm als Gegengeschenk außer köstlicher Leinwand Jagdhunde von einer Art, die im Morgenlande außerordentlich geschätzt wurde.

Aber für jedes Menschenleben, für das reichste ebenso wie für das armseligste, folgt ein letzter Tag und eine letzte Stunde. Im Jahre 813 fühlte der Kaiser, der sich bis dahin einer vortrefflichen Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte, plötzlich eine bedeutende Abnahme seiner Körperkraft. Dies bestimmte ihn, seine letztwilligen Anordnungen zu treffen.

Ihm war das Weh beschieden gewesen, seine beiden vortrefflichen Söhne Karl und Pipin durch den Tod zu verlieren, und es war ihm nur der dritte Sohn, der an Geist und Kraft seinen Brüdern weit nachstehende Ludwig geblieben. Karl berief nun eine Reichsversammlung und verkündete seinen Vasallen, daß er Willens sei, seinen Sohn Ludwig zum Mitregenten anzunehmen und ihm den Kaisertitel zu übertragen. Die Vasallen antworteten: „Das ist Gottes Wille." Der Kaiser bestimmte darnach, daß auf Ludwig das ganze Reich mit Ausnahme Norditaliens übergehen solle. Letzteres Gebiet vererbte er seinem Enkel Bernhard, dem hinterlassenen Sohne Pipin's. Darnach begaben der Kaiser und Ludwig, gefolgt von den Vasallen, sich nach dem Dom. Karl war im vollen Kaiserschmuck; auf dem Altare lag eine Krone für Ludwig. Beide sanken vor dem Altare auf die Kniee nieder und verrichteten schweigend ihr Gebet. Als Karl sich darauf erhoben hatte, redete er seinen Sohn Ludwig also an: „Fürchte und liebe Gott, halte seine Gebote in Allem. Sorge für die Kirche und schütze sie gegen Frevler. Beweise dich gütig gegen die Glieder unsers Hauses. Ehre die Priester als Väter des Volks. Liebe die dir anvertrauten Völker als deine Kinder. Nimm dich insonderheit der Armen getreulich an. Bestelle getreue und gottesfürchtige Beamte. Entsetze Niemand seiner Ehrenstellen ohne genügende Ursache." Ludwig, befragt, ob er dem Allen nachzukommen gesonnen sei, antwortete: „Gern will ich gehorchen und mit Gottes Hülfe vollbringen, was du mir aufgetragen hast." Nun gebot ihm der Kaiser, die Krone vom Altare zu nehmen und sie sich selbst auf sein Haupt zu setzen.

Nachdem die Krönung vollendet war, begab sich Ludwig wieder zurück in das ihm zur Verwaltung übergebene Reich Aquitanien. Karl hatte seinen Sohn in Thränen entlassen, da er fühlte, daß seine Augen ihn nicht wieder sehen würden.

Zu Anfange des Jahres 814 sanken des Kaisers Kräfte gänzlich. In der Frühe des 28. Januar fühlte er den Tod sich ihm nahen. Mit ersterbender Hand machte er über Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes, faltete die Hände auf der Brust und hauchte mit den Worten „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" seine Seele aus.

Eine machtvolle Erschütterung ging bei der Kunde von dem Hinscheiden des großen Herrschers durch alle Gemüther; am meisten bewegte der Vorgang die Helden, die im Kaiserpalast versammelt waren. Man mußte seine Beisetzung in Berathung ziehen. Aber siehe, es wollte den gewaltigen Mannen nicht zu Sinne, daß der Kaiser, den sie so vielfach in majestätischer Herrlichkeit auf dem Kaiserstuhle gesehen hatten, im Sarge ruhen sollte, gleichsam dahingestreckt von dem Tode. So wurde denn sein Leib gesalbt und, angethan mit kaiserlichen Gewändern, auf einen marmornen Königsstuhl gesetzt. Auf dem Haupte trug er eine goldene Krone, umgürtet war er mit einem Schwert und einer goldenen Pilgertasche, in der Hand hielt er einen Kelch, auf den Knieen lag ihm ein goldenes Evangelienbuch, zu Füßen aber ruheten ihm Scepter und Schild. So wurde er unter Wehklagen des Volkes im Dome zu Aachen in eine Gruft hinabgelassen, die mit Weihrauch, Balsam und köstlichen Specereien gefüllt war. Ein Stein schloß die Gruft, über der ein goldener Bogen errichtet ward, der die Inschrift trug: „Hier ruhet der Leib Karl's, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken herrlich vergrößert und 47 Jahre hindurch glücklich regiert hat. Er starb ein Siebziger im Jahre des Herrn 814, am 28. Januar."

Also ward Kaiser Karl beigesetzt.

„Das ist Kaiser Karl der Große — jeder Richter schweige still!
Denn dem Genius muß gleichen, wer den Genius richten will!
Ha, und sollen wir's verdammen, wenn's ein Fleck gewesen? — Nein!
Wolken müssen an dem Himmel, Flecken auch an Sonnen sein!

Das ist Kaiser Karl der Große, voll von hoher Andacht Strom,
Der den Dom zu Aachen baute, selbst ein majestät'scher Dom!
Selbst ein Thurm und eine Ceder, die im Boden wurzelnd lebt
Und nach Sonne, Mond und Sternen ihren Riesenwipfel hebt.

Das ist Kaiser Karl der Große, eine Glocke, deren Klang
An die Christaltäre läutend, an das Ohr der Völker drang;
Eine Glocke, deren Töne, ach, so lauter und so rein!
Welche rief: „Es soll ein Reich nur und ein einz'ger Glaube sein!"

Und der hohen Dichter Schaaren waren um ihn hergereiht
Und verströmten aus den Saiten Klänge der Unsterblichkeit;
O wer glich dir, den ich preise aus der vollen, tiefen Brust?
Eine ganze Zukunft zeugte, ach, nur einen Karl August."

## Die Karolinger und der Vertrag von Verdun (Virten.)

Die Kraft des Stammes der Karolinger war mit Karl und seinen vor ihm geschiedenen beiden trefflichen Söhnen in die Gruft hinabgestiegen; des großen Kaisers Nachfolger Ludwig, der von 814 bis 840 regierte, war unkräftig an Geist und Character. Daß die Geistlichkeit ihn den Frommen nannte, gereichte ihm nicht zum Lobe; denn er erkaufte diesen Titel dadurch, daß er den hohen Würdeträgern der Kirche reiche Schenkungen machte, daß er ihre Güter höchst ungerechter Weise von den allgemeinen Lasten befreite (was von der Geistlichkeit, wäre sie vom rechten Geiste beseelt gewesen, weder hätte verlangt, noch angenommen werden müssen) und daß er der Forderung derselben, die von seinem Vater veranstaltete Sammlung altgermanischer Gesänge zu vernichten, thörichter Weise nachgab.

Wie durch das Angeführte, bewies er auch in andern Dingen einen sehr unfrommen und unverständigen Sinn. Schon nach wenigen Jahren (818) theilte er sein Reich unter seine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig; doch ward dies Werk von ihm in so bedachtloser Weise ausgeführt, daß die Theilung alsbald den Anlaß zu blutigen Kämpfen abgab. Oben wurde angeführt, daß Kaiser Karl seinem Enkel Bernhard die italienischen Besitzungen vererbt hatte. Da dieser Bernhard durch die Verfügungen seines kaiserlichen Oheims Ludwig sich benachtheiligt glaubte, griff er zu den Waffen. Ludwig ladete ihn durch das Versprechen, ihm volle Verzeihung angedeihen zu lassen, zu sich. Kaum aber war Bernhard in seiner Gewalt, so ließ er ihn in einen Kerker werfen und gab den Befehl, ihm die Augen auszustechen. Als eine Zahl von Kriegern und Henkern in den Kerker eindrangen, um an Bernhard das barbarische Werk auszuführen, bemächtigte sich dieser eines Schwertes und fiel nach tapferer Gegenwehr, nachdem er fünf Feinde erlegt hatte. Nun kam die Reue über Ludwig, und die Geistlichkeit führte mit ihm das Schauspiel auf, ihn allem Volke als Büßenden vorzuführen.

Das war nicht das einzige Unheil, das aus dem unüberlegten und auch unzeitig ausgesprochenen Theilungsakte Ludwig's hervorging. Ein Jahr nach der Zeit, in der er die Theilungs-Urkunde aufgesetzt

hatte, vermählte er sich mit der ränkevollen und ehrgeizigen Judith, der Tochter des bayerischen Grafen Welf. Sie gab ihm einen Sohn, Karl genannt, der später den Beinamen des Kahlen erhielt. Von da ab lag Judith ihrem Gemahle an, die Theilungsurkunde vom Jahre 818 umzuwerfen und zu Gunsten ihres Sohnes Karl eine neue Theilung festzustellen. Als die Söhne Ludwig's aus erster Ehe nun sahen, daß ihr Vater der Gewalt ihrer ihnen verhaßten Stiefmutter immer mehr verfiel, die es auch bewirkte, daß er einen Günstling derselben, den Markgrafen von Barcelona, als Führer seiner Leibwache an seinen Hof berief, schlossen sie unter sich ein Bündniß, das die Aufrechthaltung der ersten Theilungsurkunde zum Zweck hatte.

Der Ausbruch eines traurigen Schauspiels stand zu erwarten, falls Judith dabei blieb, unter allen Umständen ihren Willen durchzusetzen. Sie ließ es in der That zum Aeußersten kommen: Ludwig mußte öffentlich die erste Theilungsurkunde als nichtig erklären und eine neue Gebietsvertheilung ankündigen, bei der Karl in gleichem Maße wie die Söhne aus erster Ehe bedacht werden sollte. Letztere schritten nun zu dem unheiligen Werke, dem Vater ihren Abfall anzukündigen. Der größte Theil des Reiches erklärte sich für sie, Ludwig mußte nachgeben, den Markgrafen Bernhard entlassen und seine Gemahlin Judith in ein Kloster verweisen. Die Räthe, die man ihm aufzwang, suchten ihn zu bewegen, abzudanken, er erklärte sich bereit dazu, und es ward zu Nymwegen ein Reichstag angesetzt, auf dem Ludwig selbst seine Abdankung aussprechen sollte. Inzwischen änderte sich die Stimmung im Reiche zu seinen Gunsten, und es fanden sich so viele seiner Freunde zu Nymwegen ein, daß nicht nur nicht von einer Abdankung Ludwig's die Rede war, sondern daß alles in letzterer Zeit Geschehene für ungültig erklärt ward. Judith und Bernhard kehrten zu Hofe zurück.

Judith, dadurch kühner noch gemacht, wußte den Kaiser dahin zu bringen, daß er das für Karl bestimmte Erbtheil noch zu erweitern beschloß. Auf's Neue verbanden sich die älteren Söhne. Der Waffenkampf sollte entscheiden. Ludwig hielt mit seinem Heere auf einer Ebene des Elsaß zwischen Straßburg und Basel, das Rothfeld geheißen, als seine Söhne Lothar, Pipin und Ludwig mit ihrem Heere gegen ihn anrückten. Grauenvoll war das Schauspiel an und für sich schon, dessen erster Akt mit dem Vorgehen des Heeres der Söhne gegen das des Vaters und Kaisers angehoben hatte; es wurde dasselbe aber noch grauenvoller durch den Umstand, daß — hohe Vertreter der Kirche, unter ihnen sogar der Papst, sich den

aufständischen Söhnen angeschlossen hatten. Nun ward auf Seiten der Empörer bestimmt, daß zunächst die geistliche Beredtsamkeit einen Versuch machen solle, den Kaiser inmitten seiner Vasallen zu besiegen. Im feierlichen Aufzuge erschien der Papst in Ludwig's Lager, vorgebend, ihn treibe einzig der Wunsch, einen Gott und Menschen wohlgefälligen Frieden zwischen Vater und Söhnen herzustellen, und dem Kaiser es an's Herz legend, daß es heilige Pflicht sei, ihn anzuhören. Es war Ludwig's Verderben, daß er den Heuchler reden ließ. Denn dieser wußte der Sache eine solche Wendung zu geben, daß die Herzen der Vasallen sich vom Kaiser abwandten. Da nun auch noch in der Nacht von den Söhnen auf des Kaisers Heer in gleicher Weise gewirkt ward, fand Ludwig sich am Morgen nur noch von einer kleinen Schaar Getreuer umgeben. „So gehet ihr nur auch noch hinüber zu meinen Söhnen", sagte er, „denn ich will nicht, daß ihr meinetwegen das Leben verlieren sollet." Auf diese Weise ward der Vater durch Lug und Trug in die Gewalt der Söhne gebracht, weshalb der Volksmund seitdem den Ort, wo dies geschah, nicht mehr Rothfeld, sondern „Lügenfeld" nannte.

Ludwig begab sich nun freiwillig in die Hand seiner Söhne und nahm die schweren Bedingungen, die sie ihm auferlegten, schweigend an. Er sandte seine Gemahlin nach Tortona in Italien, seinen Sohn Karl in ein Kloster des Ardennengebiets, ihm selbst wurde von seinem Sohne Lothar ein Kloster zu seinem ferneren Aufenthalte angewiesen, wonach eine von Lothar berufene Reichsversammlung der Absetzung des Kaisers ihre Zustimmung ertheilte. Die Geistlichkeit aber, die ihm zu so vielem Danke verpflichtet war, hatte es übernommen, sein Ansehen in den Augen des Volkes vollständig zu vernichten. Es wurden ihm schwere Bußübungen auferlegt. Knieend mußte der greise Fürst vor dem Volke ein langes Bekenntniß seiner Sünden ablesen, in dem er sich selbst einen Vatermörder, Kirchenräuber, Gotteslästerer und Meineidigen nannte. Darnach zwangen ihn die Priester, sein Schwert auf den Altar niederzulegen, zogen ihm ein Büßergewand an und führten ihn in die Klosterzelle zurück.

Um den Vater zur Verzweiflung zu treiben und ihn namentlich dahin zu bringen, daß er seiner kaiserlichen Würde entsage, wurde er plötzlich durch die falsche Nachricht erschreckt, seine Gemahlin Judith und der von ihm so sehr geliebte jüngste Sohn Karl seien gestorben. Wunderbarer Weise aber zeigte der Kaiser in der jetzigen Lage mehr Kraft, als dies bisher der Fall gewesen war, und er ließ sich durch

Nichts dazu bewegen, zu entsagen. Vielleicht hatte er bemerkt, daß im Volke sich Mitleid mit ihm, dem so schamlos von seinem ältesten Sohne Gemißhandelten, zu regen begann; vielleicht auch war ihm im Geheimen Mittheilung geworden, daß die beiden anderen älteren Söhne das Verfahren Lothar's mißbilligten. Sie sagten sich: wenn Lothar also gegen den Vater handle, so würde er, zu voller Macht gelangt, mit ihnen, seinen Brüdern, ohne Zweifel, noch viel weniger schonend verfahren. Daher hielten sie es für gerathen, gegen ihn die Waffen zu erheben.

Als Lothar, der inzwischen in Paris angekommen war, wohin ihm auch der Vater als sein Gefangener hatte folgen müssen, vernahm, daß seine Brüder mit starker Heeresmacht gegen ihn anrückten, floh er, den Vater in St. Denys zurücklassend, nach Italien, und die Brüder bewilligten ihm hinterher auf sein Versprechen, Italien ohne Zustimmung des Vaters nicht verlassen zu wollen, den Frieden.

Nun war Ludwig wieder frei und war thatsächlich wieder Herrscher des Reiches. Schnell fand sich die obere Geistlichkeit in die neue Lage. Sie, die den Herrscher so arg beschimpft hatte, entschloß sich, ihm seine Ehren wieder zuzuerkennen. Es geschah dies wiederum an geheiligter Stätte und zwar mit allem Pomp. Ludwig wurde von allen Sünden freigesprochen, er empfing das kaiserliche Gewand und sein Schwert zurück, ja es wurde sogar, um den Eindruck der Unwürdigkeitserklärung gänzlich zu verwischen, zu Metz (835) das Schauspiel einer neuen Kaiserkrönung aufgeführt.

Kaum in seiner Herrschaft wieder befestigt, sehen wir Ludwig aber auch schon wieder in die Knechtschaft seiner ränkevollen Gemahlin Judith verfallen. Die Küstenländer des Reiches hatten um diese Zeit von räuberischen Einfällen der Normannen schweres Ungemach zu erleiden. Aber statt auf Abhülfe dieser Noth bedacht zu sein, beschäftigte sich Ludwig ausschließlich mit neuen Theilungsplänen, durch die er denjenigen seiner Söhne, der es am wenigsten übel mit ihm gemeint hatte, Ludwig den Deutschen, auf's Neue und diesmal schwer gegen sich erbitterte. Er verband sich sogar mit Lothar zu dem Zweck, Ludwig gänzlich zu enterben. Da starb Pipin (838).

Nun beschloß Ludwig auf Anstiften seiner Gemahlin, Pipin's Söhne als enterbt zu erklären, seinen Sohn Ludwig mit Bayern abzufinden, das übrige Reich aber unter Lothar und dem jüngsten Sohne Karl zu vertheilen. In Folge dessen zog Ludwig das Schwert gegen den Kaiser und gegen seine Brüder. Nachdem eine Zeit lang gekämpft worden war, sollte auf einem nach Worms ausgeschriebenen

Reichstage über die Sache endgültig entschieden werden. Auf dem Wege dahin erkrankte der Kaiser schwer, und er starb auf der Ingelheim gegenüber liegenden Rheininsel (840). „Dies war der traurige Ausgang einer 26 jährigen Regierung, welche die Früchte von Karl's des Großen Schaffen und Mühen zu Grunde richtete. Durch seinen Wankelmuth und seine Schwäche hatte Ludwig die Ehrfurcht vor dem Königthum untergraben, hatte er seine Vasallen gewöhnt, Treue und Lehnseid geringer zu achten als den eigenen Vortheil, die Befriedigung der Selbstsucht höher zu stellen als die Ehre und Wohlfahrt des Reiches." Die Söhne wandten nun ihre Waffen gegen einander.

Nach einem drei Jahre währenden blutigen Bürgerkriege kam es (843) zu dem berühmten Vertrage von Verdun (Virten), durch den das Reich Karl's des Großen in drei Theile getheilt wurde. Lothar, dem die Kaiserwürde zuerkannt ward, erhielt Italien und Mittelfranken. Mittelfranken (Friesland mit eingerechnet) haben wir uns westlich von den Flüssen Schelde, Maas, Saone und Rhone, östlich vom Rheine und einer Linie, die von der Mündung des Schweizerflusses Aar in den Rhein südwärts auf Nizza läuft, begrenzt zu denken. Der nördliche Theil Mittelfrankens wurde nach Lothar Lothringien, später Lothringen genannt. Ludwig bekam das Land östlich vom Rhein und dazu noch die jenseit des Rheins gelegenen Städte Mainz, Speier und Worms. Karl der Kahle erhielt das westliche Frankenreich.

Als später Lothar's Geschlecht erlosch, fand zwischen Ludwig und Karl eine neue Theilung Mittelfrankens statt, und Ludwig erhielt Utrecht, Köln, Aachen, Trier, Metz, Straßburg, Basel.

Für das Erbe Karl's des Kahlen ward von da ab der Name Frankreich, für das Ludwig's der Name Deutschland gebräuchlich, und Ludwig führte den Beinamen „der Deutsche."

So darf der Vertrag von Verdun als die Geburtsstunde für das deutsche und für das französische Volk bezeichnet werden.

## Ausgang der Karolinger.

Ludwig der Deutsche, der zuerst über Deutschland als selbstständiges Reich regierte (843 bis 876), war zwar nicht unkräftigen Sinnes, doch wies er sich nicht den Stürmen gewachsen, von denen das Reich bedroht ward. Gegen die Normannen und Slaven, von denen die Grenzlande vielfach verheert wurden, kämpften Ludwig und

seine Söhne mit abwechselndem Glücke. Es wiederholte sich das Schauspiel, das der Welt kurz vorher ein so großes Aergerniß gegeben hatte: es wurde die Brandfackel der Empörung gegen das Staatsoberhaupt von den eigenen Söhnen desselben erhoben. Nun nagte der Wurm der Reue am Herzen Ludwig's im Andenken daran, daß er gegen seinen Vater gehandelt, wie jetzt von seinen Söhnen gegen ihn gehandelt ward. Doch kam es nicht zum Aeußersten, vielmehr gelang es ihm, die Söhne zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Im Jahre 875 starb der letzte Nachkomme Lothar's, und Ludwig erhob Anspruch auf die Kaiserwürde. Karl der Kahle jedoch war ihm bereits zuvorgekommen, und als Ludwig sich anschickte, sich das Recht auf die kaiserliche Würde mit den Waffen in der Hand zu erstreiten, trat ein Feind gegen ihn auf, gegen den weder Rüstung, noch Würde, noch Kriegsmacht schützt: der Tod (876).

Sogleich fiel Karl der Kahle in Deutschland ein, um sich desselben zu bemächtigen; doch wurde er von dem Sohne des verstorbenen Ludwig des Deutschen, Ludwig den Jüngern, vollständig auf's Haupt geschlagen, und er entkam nur mit einer kleinen Schaar von Kriegern.

Ludwig der Jüngere und seine beiden Brüder Karlmann und Karl der Dicke theilten sich darauf in das Reich. Erstere starben in der Blüthe ihrer Jahre, Letzterer, der unfähigste und unwürdigste der Brüder, ward Herr des ganzen Reiches (882), und es gelang ihm außerdem, die Erbschaft Italiens und der Kaiserwürde anzutreten. Trotz der Macht, über die er gebot, war er doch schamlos genug, statt die räuberischen Normannen mit dem Schwerte abzuweisen, einen Frieden mit denselben durch eine reiche Geldspende (2400 Pfund Silber) und Abtretung eines Landstrichs in Friesland zu erkaufen, wodurch er alle redlichen und tapfern Männer des Landes tief erbitterte.

Doch das Glück hatte sich ihn zum Liebling ersehen; denn als im Jahre 884 der fränkische König starb und einen minderjährigen Sohn (Karl den Einfältigen) hinterließ, wurde ihm die Krone über das fränkische Reich angeboten. So kam das gesammte Reich des mächtigen Karl noch einmal vereinigt in die Hand eines ihm in keinem Stücke gleichenden Nachkommen.

Aber es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Umstand zu dem Vergleiche Karl's des Großen mit dem gegenwärtigen Herrscher herausforderte, der je länger je mehr die Unwürdigkeit des letzteren erkennen ließ, und als nun abermals Karl der Dicke die Normannen in so überaus feiger und dabei auch unkluger Weise durch Geld und

Landbesitz zum Versprechen des Friedens gebracht hatte, traten die Großen des Reiches zu einem Reichstage zusammen (887), sprachen die Absetzung des Kaisers aus und wählten an seiner Stelle Arnulf von Kärnthen, den außerehelichen Sohn Karlmann's, des verstorbenen Bruders Karl's des Dicken, zum Reichsoberhaupte. Karl der Dicke, jetzt gänzlich verlassen, starb ein Jahr darauf in Verachtung und Dürftigkeit auf der Insel Reichenau im Bodensee.

Die Franzosen gaben nun die Krone dem Grafen Odo von Paris, nach dessen Tode sie auf Ludwig den Einfältigen kam. Die französischen Karolinger, die — vom Vertrage von Verdun an gerechnet — noch 144 Jahre herrschten, waren fast insgesammt Regenten, die von der Kraft des Urstammes, dem sie entstammten, keine Spur zeigten. Schon der Namen, den der Volksmund einzelnen Herrschern gab — Ludwig der Einfältige, Ludwig der Faule, Ludwig der Stammler — zeigte zu einem Theile die Verkommenheit des Geschlechts an. Ihre Haltung den Normannen gegenüber glich der, die der deutsche Karolinger Ludwig der Dicke gegen diese räuberischen Fremdlinge eingenommen hatte. Unter ihnen ging für Frankreich verloren Burgund, Navarra und die Normandie. Im Jahre 987 bemächtigte sich Hugo Capet, Herzog von Franzien, der französischen Krone; er begründete eine neue Dynastie, die Capetingische genannt, die von 987 bis 1328 regierte.

Kehren wir zu den deutschen Karolingern zurück, die — ebenfalls vom Vertrage zu Verdun an gerechnet — nur noch 68 Jahre im Besitz der Herrschaft blieben. Die Wahl des Seitensprossen Arnulf war lediglich durch die Bedrängniß hervorgerufen worden, in der das Reich sich auswärtigen Feinden gegenüber befand. Arnulf war bekannt als ein außerordentlicher streitbarer Mann. Sein Ruf bewährte sich auch in dem hochwichtigen Amte, das ihm anvertraut worden war. Er schlug die Normannen bei Löwen (891) dermaßen auf's Haupt, daß ihnen für lange Zeit die Lust verging, deutsches Gebiet anzutasten. Außerdem züchtigte er den räuberischen Herzog Zwentibold von Mähren, gegen den er zugleich auch die Ungarn (Magyaren) aufrief. Letztere Maßregel erwies sich jedoch für die Folge als unheilvoll für Deutschland, da dasselbe von den Ungarn von da ab und auf alle Zeit hin als ergiebiges Beutefeld für ihre Raubzüge angesehen ward. Nachdem Arnulf sich in Rom hatte zum Kaiser krönen und von den Römern den Eid der Treue schwören lassen, starb er plötzlich. Man nahm allgemein an, daß die Römer ihn vergiftet hätten (899).

Arnulf hinterließ als Erben den sechsjährigen Ludwig, das Kind genannt. Auf die Regierung desselben wird die Zeit von 899 bis 911 gerechnet; doch führte der Erzbischof von Mainz als Reichsverweser die Verwaltung des Landes. Die herrschenden Zustände waren trostloser Art. Wie konnte es anders sein, nachdem das Reich fast fortgesetzt seit länger als einem Jahrhundert weiser Führung ermangelt hatte! Das königliche Ansehen war gesunken, die Macht der Großen dagegen war wieder gestiegen, und sie schalteten vielfach mit Willkür im Lande. Dazu kamen eben jene räuberischen Einfälle der Ungarn. Städte und Dörfer wurden von ihnen ausgeplündert und niedergebrannt, Männer, Weiber und Kinder in die Sclaverei geschleppt. Nun war das Uebel auf die höchste Stufe gestiegen, denn an der Spitze des Reiches stand kein Mann, sondern — ein Kind, und es paßte auf Deutschland das Wort Salomo's: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!" Ludwig starb in seinem achtzehnten Lebensjahre; der Kummer um das Elend des Landes habe ihn, wird erzählt, auf das Sterbebett gelegt. Er war der letzte Sproß der Karolinger gewesen.

## Die Normannen.

In ältester Zeit wurden die Länder Dänemark, Norwegen und Schweden unter dem Namen Scandinavien zusammengefaßt. Die Einwohner hießen Normannen. Später erst wurden die Bewohner des heutigen Dänemark Dänen genannt, während der Name Normannen längere Zeit noch den Bewohnern Norwegens und Schwedens verblieb. Die Normannen in der weiteren und der engeren Bedeutung des Wortes sind germanischen Ursprungs. Eine mächtige Welle des germanischen Völkerstammes hatte sich schon in grauer Vorzeit über den Norden Europas ergossen. Die Ur-Bevölkerung, die finnischen Ursprungs war, wurde von den neuen Ankömmlingen mehr und mehr verdrängt.

Daß sich unter den kräftigen Nordlandssöhnen die altgermanische Religion länger erhielt, als es in Deutschland der Fall war, ist oben (S. 31) schon bemerkt worden. Eben so war es mit dem Sittenleben. Die Grundzüge des Sittenlebens der deutschen Germanen älterer Zeit blieben bestehen, doch veränderte sich durch die Jahrhunderte das äußere Gepräge in einem gewissen Grade. Der Väter Heldenleben blieb des Volkes schönster Schatz, von dem von Geschlecht

zu Geschlecht gesagt und gesungen ward, aus dem Dichter und Sänger (Skalden) ihre besten Stoffe schöpften.

Auch bei den Normannen bewährte sich, was in der Geschichte anderer Völker sich uns bemerkbar machte: der Wohnort erwies sich als das Bestimmende der Besonderheit ihres Lebens und Seins. Die Küsten des Landes waren vom wogenden Meer umgeben. Das machte die Normannen zu Seefahrern. Der Germane in den deutschen Wäldern stählte seine ursprüngliche Kraft in dem Kampfe mit den Thieren des Waldes, dann zog ihn die Sehnsucht in die südlichen Gegenden, in denen die Natur einen Schatz reicherer Wunder über die Erde ausbreitet, als in seiner Heimath. Das Meer mit seinen Gefahren war nicht minder geeignet, den Muth zu festigen. Was den deutschen Germanen der Wald in seiner Unermeßlichkeit, das war den Normannen das endlose Meer: ein Tummelplatz des Kampfes, ein Beutefeld. Nach ihrer Auffassung gehörte ihnen das Meer, und wer ihnen auf ihren Fahrten, die sich weiter und weiter ausdehnten, begegnete, der mußte sich ihnen zum Kampfe stellen, und ward er besiegt, so hatten die Götter entschieden, denn Kampf galt ihnen als höchster Götterdienst.

Diese Art des Lebens brachte die Normannen zunächst in feindliche Berührung mit den Bewohnern der deutschen Küstenländer, die ebenfalls, wenn auch in einem geringeren Grade, als es bei den Normannen der Fall war, die Seefahrt betrieben, und bald ward es Gebrauch, Landungen zu unternehmen, um den Feind, der sich ihnen auf dem Meere entzogen, oder der gelegentlich wohl auch über sie auf dem Meere einen Vortheil errungen hatte, in seinen Wohnplätzen aufzusuchen und zu bekämpfen. Nach heutigen Begriffen gemessen, handelte es sich um Ausführung von Raubzügen, zu jener Zeit haftete — in der Meinung der Betheiligten — nichts Verfängliches an derartigen Heerfahrten, die Wikingerzüge genannt wurden. Nicht nur dies, es wurden sogar die kühnen Mannen, die mit reicher Beute heimkamen, und die erweisen konnten, daß sie bei ihren Einfällen in fremde Gebiete viele Männer erschlagen und deren Wohnstätten zerstört hätten, vom Volke mit Ehren überhäuft, von den Skalden in Liedern gefeiert. Krieg war der kühnen Männer Wonne, Beutemachen der einzige des Helden würdige Erwerb. Letzteres stand als Grundsatz fest in der Volksmeinung, und daher schloß die Art des Lebens jener gewaltigen Kämpen nicht aus, daß sie im Uebrigen Edelsinn im Herzen bewahrten, ja in ihrer Art fromme Männer waren. Das von Poesie verklärte Heldenleben Frithjof's in dem

nordischen Heldengemälde: die „Frithjof'ssage" giebt ein Bild der Kämpfer älterer Zeit.

Diejenigen Völker freilich, die Heimsuchungen dieser Seehelden zu erfahren hatten, waren übel daran. Dies um so mehr in der Zeit, in der sich die Sitten der Wikinger verschlechterten, ein gegebenes Versprechen beliebig gebrochen, und Verrath und Heimtücke mehr als offener Kampf geachtet ward. Die Furcht vor den nordischen Seeräubern, die bisweilen weit in die Landstriche eindrangen, war so groß, daß man in den Kirchen betete: „Befreie uns, o Herr, vor der Wuth der Normannen!"

Es ist oben schon (S. 227) davon die Rede gewesen, wie sehr die Küstenländer zur Zeit der Karolinger von den Räubereien der Normannen zu leiden hatten. Die Verschlechterung ihrer Sitten hing mit dem Sinken ihrer Religion zusammen. Die Formen ihrer religiösen Auffassung hatten sich zum Theil ausgelebt, und das kräftige Volk des Nordens wäre gänzlich verfallen und eine Geißel der übrigen Völkerschaften geworden, wenn das Christenthum ihr Rückwärtsgehen nicht aufgehalten und sie nicht einem neuen Aufschwunge zugeführt hätte.

In älterer Zeit — schon unter Ludwig dem Frommen — wagte sich ein dem frommen Bonifacius an Gesinnung und Hingabe ähnlicher Glaubensbote, Ansgar (Anschar), der erste Bischof von Hamburg, nach Scandinavien; aber es währte gegen zweihundert Jahre, ehe die Nordmänner in ihrer Mehrheit sich dazu zu entschließen vermochten, von dem waffentragenden und Waffenruhm begehrenden Gotte Odin abzulassen.

## Alfred der Große.

Die Züge der Normannen waren nach und nach immer ausgedehnter geworden. Sie glichen in Bezug auf ihre Ausdehnung zuletzt fast den Zügen der Phönicier, nur daß die Züge der einen Völkerschaft beinahe da endeten, wo die der andern anfingen, und daß bei den Phöniciern der Handelsgeist die treibende Ursache war, während die Normannen sich einzig von dem Zauber der Schwertgewalt bestimmen ließen.

Auch England hatte schwer von den Normannen zu leiden. Es ist oben (S. 137) erzählt worden, daß von den beiden sächsischen Heldenbrüdern Hengist und Horsa in Britanien der Grund zu dem

angelsächsischen Reiche (später England genannt) gelegt worden ist. Es waren von ihnen und ihren Nachfolgern fortgesetzt neue Schaaren sächsischer Ansiedler ins Land gezogen worden. Um das Jahr 600 bestanden in Britanien bereits, begründet durch die Ansiedler, die sieben angelsächsischen Reiche: Kent, Ostangeln, Sussex, Essex, Nord-Humberland, Wessex und Mercia. Durch König Egbert wurden im Jahre 827 diese Reiche zu einem Gesammtreiche vereinigt und damit der Grund zu dem heutigen England gelegt.

Der tapfere Egbert wußte sich noch der Normannen zu erwehren; übel aber erging es dem Lande unter der Regierung seines schwachen Nachfolgers, des Königs Ethelwolf. Die Normannen aus Dänemark, die um diese Zeit auch schon Dänen genannt wurden, drangen in die Flußgestade ein, und sogar die Stadt London wurde geplündert und ein Theil derselben zerstört. Eben so erging es dem Lande unter den drei älteren Söhnen Ethelwolf's, die der Reihe nach regierten.

Als der letzte der drei Brüder im Kampf gegen die räuberischen Feinde gefallen war, bestieg (871) der jüngste der Söhne Ethelwolf's, Alfred, den englischen Thron. Obgleich Alfred kaum den Jünglingsjahren entwachsen war, hegte das Volk doch das Vertrauen zu ihm, daß er es erlösen werde von den schweren Heimsuchungen der immer gewaltthätiger auftretenden Nordlandsrecken. Seit seiner Kindheit an war Alfred des Volkes Augenlust gewesen. Blühende Schönheit zeichnete ihn aus, dazu Liebreiz des Wesens und — schon in angehender Jünglingszeit — Klugheit, reiches Wissen, emsig aufgenommen von würdigen Lehrern, kühnster Heldenmuth und Besonnenheit, wie sie den echten Krieger ziert. Im ersten Jahre seiner Regierung kämpfte Alfred in neun Schlachten gegen die Dänen und zwang sie, mit ihm einen England günstigen Vertrag abzuschließen. Sie hielten aber ihre Gelöbnisse nicht, und zu einer Zeit, in der es Alfred nicht vermuthete, wurde er von zahlreichen Schaaren der Normannen überfallen. Die Seinen wurden zumeist niedergehauen, er entkam mit Noth. Als Bauer verkleidet, nahm er Knechtesdienste bei einem Hirten, der ihn nicht kannte. So entging er der Gefangennahme.

Eines Tages ertheilte die Hirtenfrau ihm den Auftrag, auf die Brote im Ofen zu achten. Als er sich darnach allein sah, beschäftigte er sich jedoch so eifrig mit der Anfertigung eines Bogens, daß er nicht bemerkte, wie die Brote verkohlten. Bei ihrer Rückkehr schalt ihn die Frau: „Brot magst du essen, aber es abzuwarten, vermagst du nicht, du fauler Hund!"

Nach einer Zeit vernahm der König, daß eine Zahl tapferer Männer sich zusammengethan hatte, denen es mehrmals schon gelungen war, den Dänen durch Ueberfälle Abbruch zu thun. Bei einer solchen Gelegenheit hatten sie dem Feinde eine Schiffsfahne mit dem Bilde eines Raben abgenommen, die den Dänen besonders werth war. Es herrschte der Glaube bei Letzeren, daß ein Zauber auf dieser Fahne ruhe. Der Rabe, ward gesagt, künde vor jeder Schlacht Sieg oder Niederlage an, ersteres durch deutliches Aufheben und Schwenken der Flügel, letzteres durch Senken derselben; der Verlust der Fahne aber bedeute Unheil.

Zu diesen Männern begab sich Alfred. Sie waren hocherfreut, den geliebten König, den sie schon für todt beweint hatten, wieder in ihrer Mitte zu sehen. Nachdem er mit den Tapfern ein Lager auf einem Fleck festen Bodens inmitten eines Sumpfes errichtet hatte, legte er das Gewand eines fahrenden Sängers an und begab sich in das Lager des Feindes, um dessen Blöße zu erspähen. Man hörte ihn im Lager mit Freuden, selbst in dem Zelte des Anführers Guthrun mußte er seine Scaldenkunst beweisen. Nachdem er genugsam gesehen und gehört hatte, begab er sich zur Nachtzeit aus dem Lager hinweg und erließ nun ein Aufgebot an alle seine Kriegsleute. Darauf brach er gegen den Feind auf, schlug ihn auf's Haupt (880) und belagerte den Rest des Heeres, der sich in eine Feste geworfen hatte. Guthrun bat um Frieden, und Alfred gewährte ihm denselben auf die Bedingung, alle Eroberungen bis auf den westlichen Theil Englands herauszugeben und das Christenthum anzunehmen. Beides geschah. Alfred war Zeuge bei der Taufe Guthrun's, der den Namen Athelstan erhielt. Athelstan erkannte die Oberherrschaft Alfred's an, erwies sich treu, mild und weise und lenkte die Dänen auf den Anbau des Landes, um, den Forderungen des Christenthums entsprechend, sie für eine mildere Denkweise empfänglich zu machen.

Die Friedenszeit verwandte Alfred dazu, eine Flotte von großen sechszigrädrigen Schiffen herzustellen und an bedrohten Küstenorten feste Plätze zu errichten.

Zum Schutz des Landes war Vieles geschehen; aber der Gefahr, die jetzt plötzlich drohete, schien doch das Geschehene noch nicht zu entsprechen. Ein gewaltiges Normannenheer, geführt von Hastings auf 330 Schiffen, von dem Frankreich fast bis zur Mitte hinein verheert worden war, landete (893) in England. Da loderte der alte Groll der im westlichen England wohnenden Dänen wieder empor, und sie verbanden sich mit den Normannen gegen England. Nun

brach ein drei Jahre währender überaus blutiger Krieg aus, der mit der vollständigen Besiegung des Feindes endete. Alfred hatte in sechsundfünfzig Treffen mitgefochten.

Damit hatte der vortreffliche Fürst sich das längst ersehnte Glück errungen, nun gänzlich den Werken des Friedens leben zu können. Er gab dem Lande ein neues Gesetzbuch und sorgte dafür, daß Recht ward ohne Ansehen der Person. Während der langen und schweren Kriegszeiten war für die Pflege der Wissenschaften nichts im Lande geschehen. Alfred munterte zu erneuerter Thätigkeit auch auf diesem Gebiete auf und gab selbst dadurch seinem Volke ein leuchtendes Beispiel, daß er — in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre — noch die lateinische Sprache zu erlernen begann. Später übersetzte er gute lateinische Bücher in die angelsächsische Sprache. In Bezug auf die öffentliche Sicherheit traf er so vorzügliche Anordnungen, daß später noch lange die Rede ging: unter dem großen Könige Alfred hätte man Kränze von Gold und Juwelen in den Straßen aufhängen, seine gefüllte Börse auf den Boden legen und Beides ohne Bewachung zurücklassen können, ohne fürchten zu müssen, daß sich Jemand daran vergreifen würde. Alfred war eifrig darauf bedacht, jeden Augenblick nützlich und zum Heile des Volks zu verwenden. Um die Zeit genau einzutheilen, brachte er an Wachskerzen, deren einige fortgesetzt brannten, Schnitte an. Sie gaben ihm die Maße der Zeit. Von den vierundzwanzig Stunden des Tages wurden acht dem Schlaf, dem Essen und der Pflege des Körpers, acht den Regierungsgeschäften und acht der wissenschaftlichen Fortbildung und gottesdienstlichen Verrichtungen gewidmet. Um sein Volk zu bilden, veranstaltete er eine Sammlung altsächsischer Heldenlieder, ja er selbst bewährte sich als Dichter, indem er inhaltreiche Stoffe als Erzählung für das Volk bearbeitete. Er legte viele Schulen an. Sein Wille war es, daß die Kinder jedes freien Mannes mindestens lesen und schreiben lernten; wer aber eine höhere Stelle im Staate beanspruchte, von dem sei, sagte er, zu verlangen, daß er der lateinischen Sprache mächtig sei. Nicht nur ausgezeichnete Gelehrte, sondern auch bedeutende Künstler und geschickte Handwerker zog er ins Land. Er munterte zum Handel und zum Landbau auf.

Unter einer solchen Pflege alles Heilsamen wurden in überraschend schneller Zeit auch die letzten Spuren der Kriegszeit verwischt, Stadt und Land blüheten auf, den älteren Leuten, die so lange Jahre hindurch nichts als Krieg erlebt hatten, däuchte ein solches friedenreiches Leben ein Wunder zu sein. Unter diesem Fürsten,

dem das Land den Ehrennamen des Großen gab, wurde das aufblühende London zur Hauptstadt des Landes erhoben. So wirkte dieser vortreffliche Fürst, trotzdem er in dem größten Theile seines Lebens an einer sehr schmerzhaften Krankheit litt, der er auch im zweiundfünfzigsten Lebensjahre (901) erlag.

## Verfall des Khalifats.

Es wurde oben noch erzählt, daß die Gefahr der Unterjochung des Abendlandes durch die Araber von Karl Martell beschworen ward (S. 175). Wie es im Abendlande geschah, ging es auch im Morgenlande mit der Herrschaft der Araber rückwärts. Hier war das Geschlecht der Abbassiden zur Herrschaft gelangt und Bagdad zur Hauptstadt des morgenländischen Araberreiches erhoben worden. Einer der hervorragendsten Herrscher dieses Stammes, Harun al Raschid (786—809), ein Zeitgenosse Karl's des Großen, ist uns bereits (S. 221) bekannt geworden. Unter ihm, der als ein Muster der Weisheit und Gerechtigkeit gepriesen ward, blüheten Gewerbfleiß, Handel und Wissenschaften. Er war auch noch so mächtig, daß die griechische Kaiserin Irene sich dazu verstehen mußte, ihm einen Jahrestribut zu zahlen. Als Nicephorus, der Nachfolger Irene's, in einem Schreiben den Vertrag kündigte, schrieb ihm Harun al Raschid: „Im Namen des barmherzigen Gottes, Harun al Raschid, Beherrscher der Gläubigen, an Nicephorus, den römischen Hund. Ich habe Dein Schreiben gelesen, Du Sohn einer ungläubigen Mutter. Meine Antwort sollst Du nicht hören, sondern sehen." Darauf überzog er Griechenland mit einem Heere, und nun bekam der griechische Kaiser die Antwort des ergrimmten Feindes in der Flammenschrift der brennenden Städte und Dörfer seines Reiches zu lesen. Sein Widerstand erwies sich als fruchtlos, und er mußte froh sein, daß Harun al Raschid sein Anerbieten, den Tribut weiter zahlen zu wollen, annahm und auf dieser Grundlage der Friede hergestellt wurde. Ihm glich an Gesinnung Al Mamum, der von 813 bis 833 regierte. Aber unter ihm führte einer seiner Statthalter, Taher, eine siegreiche Empörung durch und erhob Chorosan zu einem selbstständigen Staat. Unter dem Nachfolger desselben, Motassem (833—842), sank die Macht des Reiches noch mehr. Dieser hielt sich eine Leibwache von 50,000 Türken. Die von dieser Barbarenhorde geübten Grausamkeiten trieben

die Bewohner von Bagdad zuletzt zur Empörung, die damit endete, daß die Türken und der Herrscher mit ihnen aus Bagdad verjagt wurden. Das Beispiel aber, gekaufte oder geraubte Jünglinge des kräftigen tartarischen Stammes der Türken sich zu Leibwachen anzunehmen, fand bei den meisten Nachfolgern in der Herrschaft Nachahmung. Bald nahmen diese angeblichen „Schützer des Thrones" die Stellung ein, welche die Prätorianer unter den Kaisern in Rom inne gehabt hatten. Schon der Nachfolger des vertriebenen Motassem, Harun II., war bereits wenig mehr als ein Diener der übermächtig gewordenen türkischen Leibwache, und der Nachfolger desselben, Motawakkel, wurde von diesen „Schützern des Thrones" ermordet. Auch in letzterer Beziehung wiederholte sich, was in Rom unter den Kaisern geschehen war: die Leibwachen übten auf die Thronbesetzung den vorherrschendsten Einfluß aus. Von den 59 Khalifen, die uns die Geschichte aufführt, wurden nicht weniger als 38 von den Leibwachen um den Thron oder das Leben oder um Beides gebracht. Ueppigkeit, Trug, Verrath und Mord am Hofe, Verfall der Sitten im Lande: das wurde immer mehr das Gepräge der arabischen Geschichte. Unter solchen Umständen ward es mehreren kühnen Statthaltern um so leichter, einzelne Provinzen als unabhängig zu erklären und zu selbstständigen Reichen zu erheben, was den gänzlichen Verfall des Reiches beschleunigte.

# Von Heinrich I. bis zu den Hohenstaufen.

## Das sächsische Kaiserhaus und das salisch-fränkische Kaiserhaus.

### Konrad I. Heinrich I.

Als Ludwig das Kind gestorben und mit ihm der Stamm der Karolinger erloschen war (S. 231), drohete für Deutschland die Gefahr des Auseinanderfallens, da die fünf Herzogthümer des Reiches — Franken, Sachsen, Lothringen, Schwaben und Bayern — nur in einem losen Verbande miteinander standen. Doch traten auf Anregung der Bischöfe von Mainz und Konstanz die Herzöge zu einer Berathung zusammen, die zu dem Beschluß führte, einen König aus ihrer Mitte zu wählen. Nachdem der Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen die auf ihn gefallene Wahl seines hohen Alters wegen abgelehnt hatte; boten sie die deutsche Königskrone dem Herzoge Konrad von Franken, der sie auch annahm.

Damit war Deutschland ein Wahlreich geworden.

Konrad I. (911—918) war ein edler und tapferer Mann; aber er war nicht vermögend, die vielfachen Gefahren zu beschwören, von denen Deutschland heimgesucht war. Namentlich hatte gerade jetzt das Reich durch die Einfälle der Magyaren (Ungarn) viel zu leiden. „Unbeschreiblich sind die Leiden“, sagt Giesebrecht, „von denen damals die deutschen Länder heimgesucht wurden. Nicht allein, daß von den Magyaren die Saatfelder verwüstet, das Vieh fortgetrieben, die Häuser eingeäschert und jede werthvolle Habe eine sichere Beute derselben wurde, auch die hülflosen Menschen verschonte der vordringende Feind nicht. Nicht die zarte Unschuld der Kinder, nicht das ehrwürdige Haupt des Greises fand vor ihm Erbarmen. Die Spur dieser furchtbaren Feinde war Verwüstung; Feuer und Rauch bezeichneten weithin die Straßen, die sie gezogen, Schutt und Trümmer

die Stellen, die sie verlassen hatten. Bei ihrem Nahen flüchtete Alles hinter die Mauern der Burgen oder in das Dickicht der Wälder. Glücklich, wer nur das nackte Leben rettete! — Schon der Anblick dieser Feinde erfüllte die Deutschen mit Abscheu und Widerwillen. Der niedere Wuchs, die funkelnden, tiefliegenden Augen in dem braunen, häßlichen Gesicht, der bis auf drei Zöpfe kahl geschorene Kopf, dazu der rauhe Klang der unverständlichen Sprache, dies Alles schien eher gespensterhaften Wesen als Menschen eigen. Sie erzählten sich, wie diese Unmenschen, gleich reißenden Thieren, rohes Fleisch verschlängen und Blut tränken, wie sie den Gefangenen das Herz aus dem Leibe rissen, weil sie das Verzehren desselben für ein vorzügliches Kräftigungsmittel hielten. Die Magyaren richteten sich in ihren neuen Sitzen an der Donau ein, die sie innerhalb eines Jahrzehntes von den Karpathen bis zu den Grenzen des Ostfrankenreiches und Böhmens ausgedehnt hatten. So reich und fruchtbar der Boden ist, wurde Ackerbau doch im Anfange nur spärlich betrieben, da das Volk, in allen friedlichen Künsten auf der niedrigsten Stufe der Kultur, noch vornehmlich von Jagd und Fischerei lebte. Die Kleidung bestand in Thierhäuten, im Sommer wohnte man unter Zelten, im Winter in elenden Rohrhütten oder Holzbuden, — steinerne Gebäude waren noch im 12. Jahrhundert in Ungarn selten — das erste und wichtigste Bedürfniß waren weite und üppige Weideplätze, für alles Andere sorgte die reiche Beute der jährlich wiederkehrenden Heereszüge." Diesem Feinde bei seinen räuberischen Einbrüchen gebührend zu begegnen, war nun eben Konrad schon um deswillen nicht vermögend, weil innere Fehden ihn übermäßig in Anspruch nahmen. Da geschah es, daß er in einem Kampfe gegen den Bayernherzog, der Miene gemacht hatte, sich mit den Magyaren zu verbinden, eine gefährliche Wunde empfing, die ihn auf das Sterbelager warf. Als er den Tod nahen fühlte, bedachte er nur allein des Vaterlandes Wohl und Weh. Wer soll ihm Rettung schaffen? fragte er sich. Einer nur vermag es, wenn es überhaupt möglich ist, und das ist der Herzog Heinrich von Sachsen! — Aber dieser Fürst war sein Feind, und er hätte auch so gern seinen geliebten Bruder Eberhard sich zum Nachfolger gewünscht. Die Liebe zum Vaterlande besiegte die Empfindungen, die sich ihm im Andenken an die Feindschaft mit Heinrich und im Hinblick auf seinen Bruder Eberhard aufdrängte. Er ließ den Letzteren an sein Sterbelager rufen, schilderte ihm die Lage, in der das Reich sich befand, und beauftragte ihn, die Abzeichen der königlichen Würde, den Königsmantel, das Schwert und

die Krone, dem tapfern Sachsenherzog Heinrich zu überbringen. „Die Feinde des Reiches", sprach er, „dringen mächtig auf uns ein: da thun nicht allein Heere und befestigte Städte noth, sondern vor Allem ein hochherziger, starker König. Darin aber müssen Alle Herzog Heinrich weichen."

So erwies Konrad sich auch noch im Tode als ein kluger und edelsinniger Mann, und sein Bruder handelte eben so edel. Denn er trug dem Feinde die Reichskleinodien hin und kündete ihm das Wort des Sterbenden. Heinrich habe sich, ward erzählt, zu der Zeit, als Eberhard bei ihm eingetroffen sei, gerade auf dem Vogelfange im Walde befunden. Deshalb gab ihm das Volk später den Beinamen der Vogelsteller oder der Finkler. Wir werden aber bald sehen, daß der Beiname des Großen viel eher für ihn passend gewesen wäre.

Mit Heinrich I. (919—936) ging das Königthum von dem Stamm der Franken auf den Stamm der Sachsen über. Es waren ihm die Stimmen der Herzoge (bis auf die Arnulf's von Bayern) ohne Weiteres zu Theil geworden, und er ergriff nun die Zügel der Regierung mit fester Hand, dabei klar die Lage überschauend und die Mittel erkennend, die unwiderruflich in Vollzug gesetzt werden mußten, wenn dem weiteren Verfalle des Reiches Einhalt gethan werden sollte. Fest, klug und mild — so sehen wir ihn durch seine ganze sechszehn Jahre währende Regierungszeit. Franzosen, Slaven und Magyaren sollten bald die Schneidigkeit und Wuchtigkeit seines Schwertes kennen lernen.

Doch ehe die äußeren Feinde angegriffen wurden, mußte die Zwietracht im Innern erstickt werden. Noch widerstand Arnulf von Bayern, der schon gegen Konrad die Waffen geführt hatte. Heinrich zog gegen ihn, als aber die Heere einander gegenüber standen, begehrte der König eine Unterredung mit Arnulf. In der Mitte zwischen den Heeren kamen beide Fürsten zusammen, Arnulf Wehr und Waffen tragend, Heinrich gänzlich unbewehrt. „Da mir Gott", redete der König den Herzog Arnulf an, „die Krone gegeben hat, so bist du mir, deinem Lehnsherrn, Gehorsam schuldig, so wie auch ich dich als Oberherrn anerkennen würde, hätten die Herzöge in ihrer Mehrheit dich gewählt. Des Reiches Ehre, des Vaterlandes Wohl, unsere Völker, die nach Ruhe und Frieden schmachten, verlangen Opfer von dir und von uns allen. Wollen wir zu diesem Ziele gelangen, so müssen wir einträchtig handeln; soll dies aber geschehen, so muß das Kleine dem Größeren sich unterordnen." Es kam zu

Unterhandlungen, der Herzog begab sich seiner anmaßlichen Forderungen, und statt die Waffen gegeneinander auszustrecken, reichten die Fürsten einander die Hände dar.

Nun fand sich der Erzbischof von Mainz bei dem Könige ein und erbot sich, an ihm die Salbung zu vollziehen. Was antwortete der kluge Heinrich? „Es genügt mir, daß ich zuerst aus meinem Stamme durch die Gnade Gottes und eure Liebe zur Königswürde berufen werde; Salbung und Krone mag empfangen, wer würdiger ist als ich; für mich ist diese Ehre zu groß.“ Die zu urtheilen verstanden, sagten sich: Heinrich mag sich nicht abhängig von den Würdenträgern der Kirche machen! — Darin blieb er sich auch in der Beziehung treu, daß er nicht nach Rom ging, um sich dort als Kaiser krönen zu lassen.

Zunächst brachte er Lothringen wieder an Deutschland. Dies Herzogthum hatte sich für Karl den Einfältigen von Frankreich erklärt. Der jetzige Herzog, ein Eidam Heinrich's, wandte sich wieder dem deutschen Reiche zu, und Lothringen blieb bei dem Reiche sieben Jahrhunderte lang, bis welsche Tücke es an Frankreich zu bringen wußte.

Wieder brachen die Magyaren ins Land. Ihre Macht war so groß, daß Heinrich sich in eine Feste zurückziehen mußte. Da gelang es den Deutschen, bei einem Ausfalle sich eines magyarischen Fürsten zu bemächtigen. Heinrich stellte als Bedingung der Freilassung: neun Jahr Waffenstillstand; nach gepflogenen Unterhandlungen verstand er sich dazu, den Ungarn als Ersatz dafür, daß sie in dieser Zeit nicht ins Land brachen, einen Jahrestribut zu geben. Eine harte Bedingung für einen deutschen König und namentlich für einen König Heinrich! Doch er hoffte, den räuberischen Fremdlingen nach Ablauf der neun Jahre einen anderartigen Tribut zu zahlen!

Dazu traf Heinrich jetzt die erforderlichen Maßnahmen. Es fehlte im Norden und Osten Deutschlands an festen Plätzen. Solche Plätze wurden nun angelegt. Der neunte Mann vom Lande mußte sich in dem inmitten eines Bezirks bezeichneten Platz niederlassen, die acht übrigen hatten ihm den Lebensbedarf einzuliefern. Die Eingezogenen wurden beschäftigt mit der Herstellung von Gräben und Wällen. Die festen Plätze sollten Burgen sein, in die das Volk aus der Umgegend sich, sobald Gefahr drohe, mit der beweglichen Habe flüchten könne; deshalb wurden die zu Befestigungsarbeiten und zur Bewachung Eingezogenen Bürger genannt. So entstanden viele

Städte. Die Bürger, der ländlichen Arbeit enthoben, begannen handwerkliche Beschäftigung zu betreiben. Während beim vereinzelten Wohnen ein Jeder darauf angewiesen war, sich sein Kleid, sein Hausgeräth anzufertigen, sein Haus zu bauen, beschäftigte sich jetzt Dieser ausschließlich mit Herstellung von Kleidern, Jener mit Herstellung von Hausgeräthen u. s. w., je nachdem Geschick, Lust, Bedürfniß es verlangten und mit sich brachten. Da gab es denn bald Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schneider, Schuhmacher. Die ausschließliche Beschäftigung mit einer Sache entwickelte die Geschicklichkeit. Man hat daher den König Heinrich I. den Begründer des Bürgerstandes genannt, ihm auch den Beinamen der Städteerbauer gegeben.

Eben so eifrig war der König darauf bedacht, das Heerwesen zu verbessern. Er führte den Heerbann (die Volksbewaffnung) wieder ein. Des Feindes Stärke lag in seiner Reiterei. Es galt, ihm, wenn er wiederkehre, eine tüchtige Reiterei entgegen stellen zu können. Heinrich ordnete die betreffenden Uebungen an, seine Reiterei lernte in geschlossenen Reihen sich bewegen, während die Reiter vorher ordnungslos auf den Feind eingedrungen waren. Er führte, zur Anspornung des Ehrgefühls, Kampfspiele zu Pferde ein, die von Zeit zu Zeit wiederkehrten, und bei denen Zuschauer dem Geschick Beifall zollten. Das war der Anfang der Turniere. So wirkte er nach verschiedenen Seiten hin schöpferisch nnd maßgebend. „Meine Zunge", sagt der Chronist Widukind, „vermag nicht auszusagen, mit welcher Umsicht und Wachsamkeit Heinrich damals Alles gethan hat, was zum Schutze des Vaterlandes dient."

Noch war die Zeit des Waffenstillstandes nicht zur Hälfte um, da beschloß Heinrich, die gewonnene Tüchtigkeit seiner Krieger zu erproben. Die Magyaren hatten an den jenseits der Elbe wohnenden Slaven Bundesgenossen gefunden. Es empfahl sich, Letztere zu züchtigen, um ihnen für künftig die Lust zu benehmen, gleiche Feindseligkeiten auszuüben. Nachdem Heinrich die von Karl dem Großen angelegten, von den Slaven aber wieder zerstörten festen Plätze an der Elblinie neu hergestellt hatte, rückte er — zur angehenden Winterzeit des Jahres 928 — in die heutige Mark Brandenburg ein. Der Hauptort der dort wohnenden Slaven war Brennabor, die heutige Stadt Brandenburg. (Brennabor heißt zu Deutsch Burgwald, von branny, Warte, Wehr, Burg, und bor, Wald.) Die Burg, von Seen und Sümpfen umgeben, war im Sommer schwer anzugreifen, und eine Kriegsführung im Winter galt zu jener Zeit als etwas Unerhörtes. Der Winter bauete den Deutschen Brücken über die

Havel. Heinrich eroberte (929) Brandenburg und machte die slavische Bevölkerung zinspflichtig. Eben so siegreich war er gegen die Slaven der mittleren Elbe und legte darnach auf einem bewaldeten Berge die Burg Meißen an. Von dort drang er in Böhmen ein, eroberte Prag und zwang den Herzog von Böhmen, die Oberherrlichkeit des deutschen Reiches anzuerkennen. Inzwischen bereitete sich ein allgemeiner Aufstand der Slaven vor. Es kam zu einem furchtbaren Kampf bei der slavischen Burg Lukin (dem späteren Lenzen), und auch in diesem erwies sich das deutsche Schwert siegreich; es seien, sagen die Chroniken, gegen 100,000 Slaven gefallen.

Nun wandte sich Heinrich nordwärts gegen die räuberischen Normannen, eroberte das Land zwischen der Elbe und der Schlei und erneuerte die von Karl dem Großen errichteten Markgrafenschaften Schleswig und Nordsachsen (Nordmark, später Altmark genannt), sandte darnach auch fränkische und sächsische Ansiedler in die dem Reiche neu erworbenen Landstriche, damit Keime deutschen Lebens dorthin verpflanzend.

Nach solchen Erfolgen vermochte König Heinrich mit Ruhe dem Abschluß des Waffenstillstandes mit den Magyaren entgegen zu sehen. Er habe, wird erzählt, ihnen im letzten Jahre als Zins einen räudigen todten Hund gesandt. So viel ist sicher, daß die Magyaren zahlreicher als je und größere Grausamkeit noch übend, als es je schon geschehen war, im Jahre 933 in Deutschland einbrachen. Mit der Hauptmacht des Feindes traf Heinrich bei Merseburg zusammen. Ringsum sah man den Rauch von eingeäscherten Ortschaften gen Himmel steigen. „Sehet", redete der König seine Krieger an, „was aus euren Hütten geworden ist! Sie liegen in Asche. Aus euren Weibern. Sie sind mißhandelt. Aus euren Kindern. Sie gehen zusammengebunden auf blutigen Füßen neben den schwerbepackten Wagen her, die eure Habe wegführen. Aus euren Altären. Sie sind geschändet und umgestürzt. Sage Keiner: Sie haben mir Alles genommen, ich habe nichts mehr zu verlieren! Willst du das Weh, das du erlitten, auch über deinen Bruder kommen lassen? Wohlan denn, denkt auf nichts als auf Sieg. Denkt, daß der Tag, der sich dort blutigroth erhebt, ein Tag der Rache ist; ein Tag, wo ihr Sühne nehmt für das schwerverletzte, langgequälte Vaterland; ein Tag, auf den tausend und tausend bange Herzen als auf ihre Rettung harren." — Im Morgenwinde flatterte das deutsche Banner, der Engel genannt, der das Bild Michael's mit dem flammenden Schwert trug. Nun rückten die Deutschen unter dem Schmettern der Trompeten

und dem Getön der Hörner vor, die Magyaren kamen mit ihrem heulenden Hui! Hui! daher gesprengt. Sie fanden andere Kampfestüchtigkeit, als es in der Zeit vor neun Jahren der Fall gewesen war! Dennoch bewirkte ihre Ueberzahl, daß eine Schwankung auf deutscher Seite eintrat. Da brach Heinrich's Sohn Otto mit der Reiterei aus dem Walde hervor, und nun gelang es der vereinten Anstrengung des Fußvolks und der Reiterei in kurzer Zeit, den Landesfeind auf's Haupt zu schlagen. Dreißigtausend Magyaren deckten das Schlachtfeld, das Lager mit den geraubten Schätzen fiel dem Sieger in die Hand. Die Krieger sanken auf ihre Kniee und priesen Gott, mit ihnen die aus der Gefangenschaft befreiten Weiber und Kinder.

Nachdem eine schwere Krankheit ihn gemahnt, sein Haus zu bestellen, berief der König die Großen des Reiches nach Erfurt und erbat sich von ihnen die Zusicherung, seinen Sohn Otto zu seinem Nachfolger zu erwählen. Sie kamen seinem Wunsche nach. Aehnlich geschah es von da ab auch weiterhin vielfach, und der schon zu Lebzeiten des Herrschers gewählte Nachfolger ward seltsamer Weise „römischer König“ benannt. Drei Jahre nach der Schlacht bei Merseburg starb Heinrich (936) im sechzigsten Jahre seines Lebens, und es fand sein Leib im Dome des von ihm gegründeten Quedlinburg seine letzte Ruhestätte.

## Kaiser Otto I. und seine beiden Nachfolger Otto II. und Otto III.

Einem großen Vater folgte in der Regierung ein noch größerer Sohn. Nachdem die Bestätigung der Wahl zu Aachen vollzogen worden war, redete der Bischof von Mainz das in der Kirche versammelte Volk mit den Worten an: „Sehet hier, ich stelle euch vor den von Gott erkorenen, einst von unserm Herrn Heinrich erwählten König Otto. Gefällt euch diese Wahl, so erhebt zum Wahrzeichen die Hand zum Himmel!“ Da erhoben Alle die Rechte, indem sie riefen: „Heil und Segen dem neuen König!“

Otto I. (936—973) war vierundzwanzig Jahr alt, als er zum Herrscher Deutschlands erkoren ward. Chronisten heben seine hohe ritterliche Gestalt hervor, sein blondes, wallendes Haupthaar, seinen langen Bart und seine großen Augen, die, wenn er zürnte, Blitze umher zu werfen schienen. Bei dem Krönungsmahle, das nach der

kirchlichen Feier stattfand, sehen wir zum ersten Male die sogenannten Erzämter verwaltet werden: das des Erzkämmerers, des Erzschenken, des Erztruchseß*) und des Erzmarschalls.**) Herzöge waren erkoren, diese Aemter zu verwalten. Gieselbert von Lothringen, zu dessen Herzogthum Aachen gehörte, sorgte für die Bewirthung des Königs und aller Gäste, Hermann von Schwaben reichte dem Könige den ersten Becher, Eberhard von Franken (derselbe Fürst, der Otto's Vater die königlichen Abzeichen überbracht hatte) stellte die erste Schüssel vor ihm auf, und dem Herzoge Arnulf von Bayern lag es ob, für die Unterbringung und Pflege der Rosse des Königs zu sorgen.

Otto hatte schon bei der Krönung und bei dem glänzenden Festmahl zu erkennen gegeben, daß er die herzogliche Macht neben der seinen für gering erachtete, daher die Herzöge mit Groll im Herzen von Aachen geschieden waren. Bald darauf geschah es, daß Eberhard von Franken einen sächsischen Großen, der ihm Erfüllung seiner Lehnspflicht versagte, befehdete. Der sächsische Vasall Eberhard's würde es nicht gewagt haben, sich seiner Pflicht zu entziehen, wenn Otto nicht vom ersten Tage seiner Herrschaft an hätte merken lassen, daß er sein Stammesvolk, die Sachsen, bevorzuge. Der widersetzliche Sachse fand auch sogleich Otto's Beistand, der den Herzog Eberhard zwang, den angerichteten Schaden durch Abgabe einer großen Zahl von Rossen zu vergüten, die Großen aber, die dem Frankenherzoge Beistand geleistet hatten, zu der schimpflichen Strafe des „Hundetragens nach Magdeburg" verurtheilte.***) Das wurde der Anlaß zu einer Reihe von Kämpfen, die Otto gegen Herzöge des Reiches zu bestehen hatte, denen sogar seine beiden Brüder Dankmar und Heinrich beigetreten waren. Dankmar, ein Stiefbruder Otto's, war ein Sohn aus der ersten, nach kurzem Bestande aufgelösten Ehe König Heinrich's. In den nun sich erhebenden Kämpfen fiel Dankmar. Heinrich, obgleich er sich wiederholt gegen Otto erhoben hatte, empfing dessen Verzeihung, als er sich am Weihnachtsfeste im Dome zu Quedlinburg ihm zu Füßen warf, ja Otto gab ihm später das erledigte Herzogthum Bayern. Auch gegen die

*) Der Erztruchseß trug und setzte die Schüssel (Truhe) auf.

**) Der Marschall sorgte für die Mähren (Rosse).

***) Otto's Hoflager befand sich zur Zeit in Magdeburg. Bis dahin mußte ein Jeder der Verurtheilten einen Hund tragen, der, an den Füßen gefesselt, ihm um den Hals gehängt worden war.

Herrscher von Frankreich und Böhmen hatte Otto zu kämpfen. Aus allen diesen Kämpfen ging er siegreich hervor. Dem tapfern Hermann Billung, der glücklich für ihn in Böhmen gestritten hatte, gab er sein eigenes Herzogthum Sachsen. Er verschmähte die Herzogswürde neben der Königswürde.

Die schweren Kämpfe, die Otto zu bestehen hatte, und die in ihrem Verlaufe seine Lage nicht selten als hoffnungslos erscheinen ließen, regten in Normannen, Slaven und Magyaren alte Gelüste neu an, und bald vernahm man wieder von Einfällen im Norden und Osten des Reiches. Jene sollten den Heldenarm Otto's jedoch fühlen lernen! Die Dänen wurden unter ihrem Könige Harald Blauzahn von Otto auf's Haupt geschlagen und bis zur Spitze Jütlands verfolgt. Hier schleuderte der König Otto — nach altgermanischer Art damit die Grenze der Eroberung bezeichnend — seinen Speer in den Meeresarm Lümfiorden, der seitdem Ottosund benannt wird.*) Also bedrängt, gelobte der König, das Christenthum anzunehmen und die Oberherrlichkeit des deutschen Reiches anzuerkennen, worauf der Friede zu Stande kam. Otto sandte sächsische Ansiedler in das dem Deutschthum wiedergewonnene Schleswig, errichtete daselbst die drei Bischofsitze Schleswig, Riepen und Aarhus. Die Slaven der von ihm gegründeten Lausitzer Mark machten die größten Anstrengungen, um von dem ihnen auferlegten Joche wieder frei zu werden. Rühmlich wie Hermann Billung in Böhmen stritt hier Gero, den Otto als Markgrafen eingesetzt hatte. Ströme Blutes flossen, die unerhörtesten Anstrengungen der Slaven wurden von dem Eisenarme Gero's bewältigt. Später gelang es, von hier aus gegen den Polenkönig Miseko einen siegreichen Zug auszuführen und den besiegten Fürsten zur Zahlung eines Tributs zu verpflichten. Für Verbreitung des Christenthums unter den Slaven wirkte Otto durch Errichtung der Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Merseburg, Zeitz, Prag und des Erzbisthums Magdeburg.

So hatte Otto den Geist der Zwietracht im Innern gebändigt und auch nach außen bereits bedeutende Erfolge errungen. Eine große Probe war noch zu bestehen: der Kampf gegen die Magyaren. Ehe es dahin kam, trat ein Umstand ein, der Otto's Aufmerksamkeit auf Italien lenkte, und er beschloß, in die Verhältnisse dieses Landes einzugreifen.

*) Bis zum Ottosund wurden auch neuerdings (1865) die Dänen von einem tapfern Mann, Vogel von Falkenstein, verfolgt.

Das war ein erster verhängnißvoller Schritt der deutschen Politik, eine Einleitung zu Kämpfen, die sich durch Jahrhunderte hinzogen und die unermeßliche Opfer an Gut und Blut kosteten. Ob die Züge deutscher Krieger nach Italien auch Vortheile für Deutschland brachten, wird sich weiterhin ergeben.

Der Königsstamm der französischen Karolinger in Italien war ausgestorben, der letzte König, Lothar, hatte eine junge, blühende Gattin, Adelheid, hinterlassen, deren Tugend ihrer Schönheit gleichkam. Geglaubt ward, der König sei auf Antrieb eines italienischen Großen, des Markgrafen Berengar von Ivrea, vergiftet worden. Diese Meinung wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß bald darauf Berengar für seinen Sohn um Adelheid's Hand warb. Adelheid wies die Bewerbung mit Abscheu zurück. Darauf wurde sie (951) von Berengar gefangen genommen, ihrer Schätze beraubt, von dem bösen Weibe Berengar's, weil sie bei ihrer Weigerung blieb, mit Füßen getreten und in den Thurm eines am Gardasee gelegenen Schlosses geworfen. Ein frommer Priester, Martin, der die Mauer untergrub, rettete sie in einer stürmischen Nacht aus dem Kerker und führte sie auf schwankendem Kahn über den See. Nachdem sie Mühsal und Entbehrungen aller Art auf der Flucht ausgestanden hatte, nahm sie der Markgraf Azzo in sein festes Schloß Canossa auf. Kaum vernahm dies Berengar, so rüstete er eine Schaar, um sich der Burg und damit der königlichen Wittwe zu bemächtigen.

Dieser Vorgang hatte in Italien stattgefunden, als Otto ein Schreiben der Verwandten Adelheid's erhielt, in welchem ihm, dem seine Gemahlin Editha, des englischen Königs Adelstan's Tochter, vor einigen Jahren gestorben war, die Hand Adelheid's und damit die Krone Italiens angeboten ward. Otto zog mit einem Heere über die Alpen, entsetzte das inzwischen von Berengar belagerte Schloß Canossa, eroberte die Hauptstadt Pavia, feierte am Weihnachtsfeste 951 seine Vermählung mit Adelheid und gewann sich mit der königlichen Wittwe das Königreich Italien (Nord-Italien.)

Die neue Vermählung Otto's mißfiel seinem Sohne Ludolf. Er kehrte heimlich nach Deutschland zurück und trat mit dem Herzoge Konrad von Lothringen und dem Erzbischofe Friedrich von Mainz in ein Bündniß gegen den Vater. Nicht dies allein vernahm Otto in Italien, er mußte es sogar hören, daß die Empörer es nicht verschmäht hatten, die Magyaren gegen ihn in's Land zu rufen. Von den Letzteren ward auch alsbald ein Beutezug ausgeführt.

So sah Otto sich genöthigt, wie früher gegen seine Brüder, jetzt gegen seinen eigenen Sohn Ludolf das Schwert zu ziehen. Um die Ruhe in Italien zu sichern, gab er das Königreich als Lehn an Berengar. Dann kehrte er nach Deutschland zurück, und es kam zu blutigen Kämpfen, die (954) mit der Niederlage der Aufrührer endeten. Konrad verlor Lothringen, das, in Ober- und Nieder-Lothringen getheilt, an andere Lehnsherzöge gegeben wurde, Ludolf's Herzogthum, Schwaben, erhielt Burchard. Als darauf eines Tages Otto jagte, warf sich ihm plötzlich, Büßerkleidung tragend und barfuß, sein Sohn Ludolf zu Füßen. Otto verzieh dem Reuigen, gab ihm jedoch nicht sein Herzogthum zurück, sondern sandte ihn nach Italien, wo er einige Jahre darauf starb.

Alle Folgen der Empörung waren aber damit noch nicht beseitigt. Der gelungene Beutezug des vergangenen Jahres hatte die Magyaren zu neuen Unternehmungen ermuthigt. Auf ihren Antrieb waren die Wenden (so wurden vorzugsweise die Slaven in der heutigen Mark Brandenburg genannt) aufgestanden, und als nun Otto sich gegen diese gewandt hatte, brachen die Magyaren, 100,000 Mann zählend, in Süddeutschland ein und überschwemmten, Alles vor sich niederwerfend, das Bayernland. Ihre anfänglichen Erfolge steigerten ihren Uebermuth in dem Maße, daß sie prahlend sagten: „Unsere Rosse werden die deutschen Flüsse austrinken, der Rosse Hufen Städte und Dörfer zerstampfen; unrettbar sind die Deutschen verloren, es müßte denn der Himmel über uns einbrechen, oder die Erde sich aufthun, uns zu verschlingen!“ Hier sollte sich wieder einmal das Wort bewähren: Hochmuth kommt vor dem Falle. Vor der festen und reichen Stadt Augsburg fanden sie den ersten Widerstand. Sturm auf Sturm ward von der tapfern Bürgerschaft abgeschlagen. Hohen Muth bewies der Bischof Adalrich, bei allen Angriffen sah man ihn ohne Schild und Harnisch im Pfeilregen stehen, die Bürger durch Wort und Beispiel belebend. Endlich kam Nachricht: Otto ziehet mit seiner Streitmacht in Eilmärschen herzu! — An Zahl war seine Macht gering gegen die der Magyaren, aber er brannte vor Begierde, den Feind zu züchtigen, und wie er dachte und empfand sein Heer. Bei der Annäherung der Deutschen zog sich der Feind auf das rechte Ufer des Lech zurück. Der Bischof Adalrich führte nun die Krieger aus der Stadt dem Könige entgegen, es ward eine allgemeine Feier abgehalten, bei der alle Krieger das Abendmahl nahmen. Otto theilte das Kriegsvolk in acht Heerhaufen. Einen der Heerhaufen führte er. Hier flatterte das Reichsbanner mit dem Bilde des Erz-

engels Michael, wie er den Lindwurm zertritt. An die Spitze eines andern Heerhaufens hatte Otto den Lothringer Konrad gestellt. „Heut werde ich meine Schuld sühnen, königlicher Herr", sagte Dieser, „daß ich meiner Pflicht untreu gewesen bin und die Waffen gegen dich erhoben habe. Du sollst mit mir zufrieden sein!" Tausend Böhmen hatten als Nachhut über das Gepäck zu wachen. Die Magyaren warfen sich in den Fluß und kamen dem Angriffe zuvor, und das deutsche Heer gerieth alsbald dadurch in Nachtheil, daß es von dem an Zahl so überlegenen Feinde gleichzeitig von vorn und im Rücken angegriffen wurde. Die Böhmen vermochten dem Pfeilregen nicht zu widerstehen; sie flohen und brachten Verwirrung in die nächsten Heerhaufen. Gleichzeitig fielen die Magyaren über das Gepäck her und begannen zu plündern. Auf sie warf sich Konrad und trieb sie zurück. Aber der Feind war auf andern Stellen im Vortheil. Im Angesichte des Heeres sank Otto jetzt zu brünstigem Gebete auf die Kniee, schwang sich darnach auf sein Roß und redete die Seinen also an: „Für uns ist es rühmlicher, wenn Gott es will, hier das Leben zu lassen, als daß wir in der Knechtschaft der Feinde leben. Ich würde mehr zu euch reden, wenn ich nicht wüßte, daß eure Tapferkeit durch Worte nicht vermehrt werden kann. Daher laßt uns mit den Worten enden und die Schwertersprache beginnen!" In der Rechten hielt er das Schwert, in der Linken die heilige Lanze, ein Erbtheil seines Vaters, deren Spitze der Sage nach aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet war. So sprengte er in den dichtesten Haufen des Feindes ein, Wunder der Tapferkeit verrichtend und den Seinen das leuchtende Beispiel des unerschrockensten Muthes gebend. Wie er, stritt der tapfere Konrad. Solchem Muthe vermochte der Feind nicht zu widerstehen. Seine Schlachtreihe ward erschüttert, er begann zu weichen. Das spornte die Deutschen nur um so mehr dazu an, die höchste Kraft daran zu setzen. Es war ein heißer Tag, die Heldenarbeit daher eine um so schwerere. Da geschah es, daß, als Konrad den Halsberg lüftete, um auf einen Augenblick sich zu kühlen, er einen Pfeilschuß in den Hals bekam, der ihn tödtete. Schon war die Flucht des Feindes allgemein, die Ebene lag bedeckt von Leichen, die Wasser des Lech rötheten sich vom Blute. Zwei Tage währete die Verfolgung. Einer der magyarischen Führer war niedergehauen worden, die beiden andern fielen in Gefangenschaft und wurden aufgeknüpft. Wie es ein später lebender ungarischer Schriftsteller (Keza) eingesteht, erreichten von dem ganzen Magyarenheere nur sieben Mann die Heimath, und diese

waren von den Siegern, nachdem dieselben ihnen Nase und Ohren abgeschnitten hatten, gesandt worden, damit sie ihren Landsleuten Kunde brächten von dem Tage des Gerichts, dem die räuberischen Einbrecher verfallen waren. Nach diesem Siege der Deutschen über die Magyaren (am 10. August 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg) wagten es die Magyaren niemals wieder, in Deutschland einzufallen. Ein halbes Jahrhundert später fand (unter dem Könige Stephan dem Heiligen) das Christenthum Eingang bei ihnen und mit ihm begannen mildere Sitten unter ihnen heimisch zu werden.

Während Otto die Magyaren bekämpfte, hatte Berengar in Italien, seiner Lehnspflicht uneingedenk, Gewaltthätigkeiten über Gewaltthätigkeiten gegen Deutschgesinnte geübt. Das war der Grund gewesen, der den König bestimmt hatte, seinen Sohn Ludolf, nachdem dieser von ihm Vergebung empfangen, nach Italien zu senden. In dem Kampfe für des Vaters Rechte war dieser auch glücklich bis zu dem Tage, an dem ihn ein jäher Tod ereilte. Allgemein hielt man dafür, daß ihm durch Veranstaltung des ruchlosen Berengar, wie es mit dem ersten Gemahle Adelheid's geschehen war, Gift beigebracht worden sei. Als Otto nun die Macht der Magyaren gebrochen hatte, und auch die aufständischen Slaven von ihm zur Ruhe gebracht worden waren, begab er sich mit einem Heere nach Italien, erklärte den treulosen Berengar als seines Lehnsamtes entsetzt und ließ sich zu Mailand als König von Italien krönen. Darauf zog er nach Rom, und der Papst, Johann XII., setzte ihm (962) die Kaiserkrone auf sein Haupt. Die von Karl dem Großen anderthalbhundert Jahr vorher angenommene römische Kaiserwürde war damit wieder hergestellt. Otto faßte ihre Bedeutung so auf, wie einst Karl der Große: der Inhaber der römischen Kaiserkrone sei der oberste Schutzherr der abendländischen Christenheit und zugleich der Oberlehnsherr des Papstes. — Der Papst, der sich durch die aus jener Auffassung sich ergebenden Ansprüche in seinem Stolze gekränkt fühlte, fiel mit seinen Römern von Otto, nachdem dieser Italien verlassen hatte, ab und verband sich mit Berengar. Otto erschien wieder in Italien und berief eine Kirchenversammlung. Auf derselben kamen arge Schandthaten des Papstes zur Sprache, er wurde abgesetzt und an seiner Stelle Leo VII., ein frommer Mann, auf den Stuhl Petri erhoben. Rom mußte das Versprechen geben, jederzeit bei der Wahl eines Papstes die Genehmigung des Kaisers einzuholen. Im Frühjahr darauf kehrte Otto nach Deutschland zurück. Da brach, angeschürt durch den abgesetzten Papst Johann XII. und Berengar, ein neuer Aufstand in Italien

aus. Wieder überschritt Otto die Alpen, bemächtigte sich der Häupter der Verschwörung, Johann's XII. und Berengar's, und sandte Ersteren nach Hamburg, Letzteren nach Bamberg in die Gefangenschaft. Als bald darnach Leo VII. starb, wählten die Römer einen Papst, holten aber nicht die Genehmigung Otto's zur Wahl ein. Dies veranlaßte diesen, einen vierten Zug nach Rom auszuführen. Er bändigte die widersetzliche Stadt mit Schwertesgewalt und verhängte über die Häupter des Aufstandes die Todesstrafe.

Wie Kaiser Otto I. Nord-Italien als Heirathsgut gewonnen hatte, so wünschte er Süd-Italien, das zum größeren Theile noch zum griechischen Kaiserreiche gehörte, als Brautschatz an seinen Sohn Otto zu bringen, den er bereits in Rom hatte zu seinem Nachfolger krönen lassen. Darum warb er für ihn um die Hand der griechischen Prinzessin Theophania, und es kam die Heirath auch (jedoch erst ein Jahr vor dem Tode des Kaisers) zu Stande.

Kaiser Otto I. starb, 61 Jahr alt, im Jahre 973 zu Memleben, wo sein Vater Heinrich I. siebenunddreißig Jahre früher seine Augen geschlossen hatte. Beigesetzt wurde er neben seiner ersten Gemahlin Editha im Dome zu Magdeburg. Das später von Peter Vischer aus Nürnberg errichtete Grabmahl erregt heut noch die Bewunderung der Schauenden.

Wie einst mit Karl dem Großen der Stamm der Karolinger, so hatte mit Otto I. der sächsische Königsstamm seine Hauptkraft erschöpft. Im Vergleich mit Heinrich I. und Otto I. waren die beiden Nachfolger nur unbedeutend.

Otto II. (973—983). Auch unter ihm streckte Frankreich seine Hand nach Lothringen aus, und Otto ließ sich dazu bewegen, den Bruder des französischen Königs Lothar, Karl, mit Vorderlothringen zu belehnen. Dies aber befriedigte nicht die französischen Gelüste, sondern steigerte sie. Der König von Frankreich brach verheerend in Lothringen ein und drang bis Aachen vor, das er besetzte. Seine Absicht war es gewesen, den dort weilenden König Otto zu fangen, und nur mit Noth war dieser entkommen. Lothar ließ den Adler auf dem Kaiserpalaste zu Aachen mit dem Haupte nach Frankreich kehren, als ob er dort seinen Herrn zu suchen habe. Darauf trat er seinen Rückzug an, aber ehe er noch die Grenze überschritten hatte, ereilte ihn ein von Otto gesandter Herold, durch den jener ihm sagen ließ, daß der heimliche und feige Ueberfall durch einen offenen Krieg erwiedert werden solle. So geschah es. Mit sechzigtausend Mann drang Otto in Frankreich ein und trieb den König Lothar bis in

Paris hinein, das darauf belagert ward. Nachdem die Pariser die Schrecken einer strengen Belagerung einen Monat lang auszuhalten hatten, zwang den deutschen König der Ausbruch einer Seuche in seinem Heer, den Rückzug anzutreten. Um die Wiederholung einer solchen Heerfahrt zu verhindern, hielt es Lothar für gerathen, allen Ansprüchen auf Lothringen zu entsagen. Darauf zog Otto nach Italien. Es galt für ihn, um den mit der griechischen Prinzessin Theophania gewonnenen Brautschatz, die Länder Apulien und Kalabrien, erst noch zu kämpfen. Als Otto in Apulien einrückte, riefen die Griechen die Saracenen auf Sicilien zu Hülfe. Anfangs waren die Deutschen in den Kämpfen siegreich. Darauf aber in einen Hinterhalt gelockt, wurden sie (982 bei Basentello) entscheidend geschlagen. Otto rettete sich schwimmend auf ein griechisches Schiff, und als die Griechen, des Fanges froh, mit ihm nun hinwegfuhren, vertraute er sich, ihre Wachsamkeit täuschend, noch einmal den Wellen, und es gelang ihm, zu entkommen. Die erlittene Niederlage beugte ihn tief. Er zog neue Mannschaften aus Deutschland herzu, um die Scharte auszuwetzen. Während der Kriegsvorbereitungen starb er plötzlich zu Rom.

Otto III. (983—1002) zählte drei Jahr, als ihm der Vater starb, aber er war bereits zu Aachen als König und Nachfolger gekrönt worden. Seine Mutter Theophania und seine Großmutter Adelheid führten unter dem Beistande des Erzbischofs Warin (an dessen Stelle bald darauf der Erzbischof Williges von Mainz trat) die vormundschaftliche Regierung. Zwischen der Enns und Raab hatte das Deutschthum schon zweihundert Jahr früher festen Fuß gefaßt, als vor dem siegreichen Schwerte Karl's des Großen die wilden Avaren zurückgewichen waren. Jetzt wurde das Land einem Grafen Leopold aus dem Geschlechte der Babenberger als Markgrafschaft Oesterreich gegeben. In Passau wirkte der in jeder Beziehung tüchtige Erzbischof Peligrin, der für die Verbreitung des Christenthums nach dem Osten Großes that. Von ihm empfing der ungarische Königssohn Waic die Taufe und nahm den Namen Stephan an. Peligrin vermittelte seine Verheirathung mit Gisela, der Tochter des Bayernherzogs Heinrich. Der junge König Otto wurde seiner bedeutenden Anlagen und seiner durch die Bemühungen tüchtiger Lehrer ihm beigebrachten Kenntnisse wegen als ein Wunderkind ausgeschrieen. Zu bedauern ist, daß von seinen ausländischen Lehrern in ihm Verachtung des kräftigen deutschen Wesens erzeugt wurde. Da er mütterlicherseits von den Griechen abstammte, fand das Lob, das den Griechen auf

Kosten der Deutschen gespendet wurde, bei dem Jünglinge leichten Eingang. Höfische Schmeichelei verdarb ihn. „Du bist", schrieb ihm einer seiner Lehrer, „unser Cäsar, Imperator und Augustus der Römer. Aus dem höchsten Blute der Griechen entsprossen, übertriffst du sie an Macht und Herrschaft, gebietest nach Erbrecht über die Römer, und überstrahlst sie Beide an Geist und Beredtsamkeit." Noch vor Ablauf seiner Minderjährigkeit gingen in Frankreich wichtige Dinge vor sich. Der letzte König aus dem Geschlecht der französischen Karolinger, Ludwig V., der Faule, war gestorben; sein Bruder, der Herzog Karl von Lothringen, erhob Ansprüche auf die Krone. Ihm kam der Herzog Capet von Franzien (Frankreich) zuvor. Derselbe bemächtigte sich der Herrschaft und ließ den Herzog Karl in ein Gefängniß werfen, in welchem dieser elend umkam. Damit war das Geschlecht der Capetinger in Frankreich zur Herrschaft gelangt, dessen ältere Linie bis 1328 daselbst regierte, und dessen jüngere Linie in Folge der Revolution von 1789 auf kurze Zeit, durch die Revolution von 1848 gänzlich um das ursprünglich durch Verrath und Mord erlangte Thronrecht kam.

In Rom herrschten anarchische Zustände. Ein Patricier, Crescentius, hatte sich der Engelsburg bemächtigt und schaltete über die Stadt mit tyrannischer Gewalt. Er ließ den Papst Johann XIV. in einen Kerker werfen, in welchem derselbe an erhaltenen Mißhandlungen starb. Die Römer sandten zu Otto und fleheten ihn an, sie aus der Gewalt des Crescentius zu befreien und damit zugleich das deutsche Oberlehnsrecht wieder herzustellen. Otto ernannte einen Deutschen, den Bischof Brunow, der ein Vetter von ihm war, zum Papst. Brunow begab sich nach Rom und trat unter dem Namen Gregor V. die Verwaltung des päpstlichen Amtes an. Bald darauf erschien Otto mit einem Heere in Rom und ließ sich von Gregor V. zum Kaiser krönen. Auf Fürsprache desselben verzieh er dem Crescentius. Aber das Gemüth des tückischen Italieners wurde dadurch nicht versöhnt, wie gehofft worden war. Kaum hatte Otto Rom verlassen, so schaarte Crescentius auf's Neue seine Anhänger um sich, verjagte den Papst Gregor V. und setzte einen neuen Papst, Johann XVII., ein. Otto zog zum zweiten Male nach Rom, um nun gegen die Aufrührer blutige Strenge walten zu lassen. Crescentius, der nach kurzer Belagerung der Engelsburg in die Gewalt der Deutschen gerieth, wurde enthauptet, der ihm an Gesinnung gleiche Johann XVII., der auf der Flucht ergriffen worden war, seiner

Augen, Ohren und Nase beraubt und so auf einem Esel reitend durch die Stadt geführt.

Die Mißachtung deutschen Wesens trat in dem jungen Kaiser immer mehr hervor. Dazu trugen die giftigen Schmeicheleien, die schon dem Knaben zu Theil geworden waren, ihre Früchte. Er erging sich in dem eitlen Traum, ein neues Weltreich Rom zu stiften und in ihm als ein Cäsar zu walten, der alle großen Vorgänger noch überstrahle. Kaum war dieser vermessene Gedanke gefaßt, so umgab er sich mit den Formen byzantinischen Hoflebens, was seinen deutschen Großen gar nicht behagte, die wohl treue Hingabe an das Staatsoberhaupt kannten und für sie erwärmt waren, nicht aber für sclavische Unterwürfigkeit Sinn hatten. So fühlte der Kaiser sich bald inmitten seiner Herrlichkeit in seinem Gemüth vollständig vereinsamt. Dies und die Prophezeihung, die damals durch die christlichen Völkerschaften ging, es werde das Jahr 1000 das des Unterganges der Welt sein, erregte in dem 21jährigen Kaiser den Geist der Schwermuth. Da entstand in ihm die Sehnsucht, vor dem großen Weltgerichtstage an den Grabstätten des heiligen Adalbert zu Gnesen und des Kaisers Karl's des Großen sein Gebet zu verrichten. Dies allein führte ihn noch einmal nach Deutschland zurück. Von Regensburg aus begab er sich im Januar des Jahres 1000 nach Gnesen, nahete sich barfüßig der Grabstätte des Märtyrers und flehete ihn um seine Fürsprache an. Als er die Herstellung eines prächtigen Grabmals angeordnet und in einer Urkunde die Erhebung Gnesen's zu einem Erzbischofssitz festgesetzt hatte, begab er sich nach Aachen. Hier ließ er die Gruft öffnen, in der Karl der Große vor 186 Jahren beigesetzt worden war, und er stieg, begleitet von zwei Bischöfen, in dieselbe hinein. Ein Schauer ergriff die Männer, als sie den Kaiser noch aufgerichtet auf seinem Kaiserstuhle vorfanden; sie beugten ihre Kniee und verrichteten ihre Gebete. Otto ließ dem kaiserlichen Leichnam, der wenig zerstört war, neue Gewänder anlegen, darnach befahl er, die Gruft wieder zu schließen.

Von Aachen begab sich Otto nach Italien zurück. Die Gebete an den Gräbern hatten ihm Ruhe der Seele nicht gebracht, und was ihm weiterhin in Rom begegnete, war auch nicht dazu angethan, ihm die Schwermuth der Seele zu verscheuchen. Die rechtschaffenen deutschen Männer hatte er sich entfremdet, die Römer aber, so sehr sie auch von ihm bevorzugt wurden, dankten ihm dies nicht. In ihren Augen galt er doch nur als ein Barbar, der ihnen immer nur erst einen Theil der Huldigung darbringe, die ihnen gebühre. Des=

wegen kam es auch zu wiederholten Aufständen gegen ihn. Dies verfinsterte seinen Sinn vollends, und er begann nun Buß- und Betübungen in einem Kloster zu betreiben. Da raffte ihn im 22. Jahre seines Lebens ein plötzlicher Tod hinweg. Es wurde gesagt, er sei von der Wittwe des Crescentius durch vergiftete Handschuh getödtet worden.

Heinrich II. (1002—1024) war in dem Maße unterwürfig gegen die Geistlichkeit, wie es einst Karl's des Großen Sohn Ludwig gewesen war, und wie man diesen aus Dank dafür mit dem Beinamen „den Frommen" beehrt hatte, so wurde Heinrich „der Heilige" genannt. Bei seiner Krönung mit der eisernen lombardischen Krone zu Pavia brach ein Aufstand aus, und er mußte zum Fenster hinausspringen. Seitdem hinkte er, weshalb ihn das Volk den Lahmen nannte. Während seiner Regierung landeten (1017) die Normannen in Süd-Italien und legten dort den Grund zu einer Macht, die sich weiterhin den Deutschen oft sehr fühlbar machte. Die Polen bedrohten Deutschland, und Heinrich zog es vor, statt sie mit dem Schwerte abzuweisen, ihnen einen Frieden abzukaufen.

So mattherzigen Sinnes bewiesen sich die letzten Sprossen des sächsischen Königsstammes.

## Die beiden ersten fränkischen Kaiser.

Als Heinrich im Jahre 1024 gestorben war, beeilten sich Fürsten und Volk, eine neue Königswahl zu treffen. Dies sollte auf der zwischen Mainz und Worms gelegenen Ebene, das Rheinfeld benannt, geschehen. Uhland giebt ein lebendiges Bild von der Zusammenkunft der Großen daselbst.

„Stattlich ausgerüstet zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
Ins Maienfeld hinab, zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die eb'ne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slavischen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,

Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jedes Volks
Erhob sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brudervolk."

Als ein Brudervolk hatte sich das deutsche Volk in der That empfinden gelernt. Das schloß nicht aus, daß auch weiterhin gelegentlich arge Fehden der einzelnen Stämme gegen einander anhoben. Es soll damit nur gesagt sein, daß die großen Glieder des Gesammtvolkes, die Stämme, nach außen hin sich als eine Einheit betrachten und fühlen gelernt hatten, der durch die Wahl eines gemeinsamen Oberhauptes wiederum Ausdruck gegeben werden sollte. Bei der Wahl war der letzte Wille des heimgegangenen Herrschers in der Regel von entscheidendem Gewicht. Konrad I. hatte, nur des Vaterlandes Wohl in Betracht ziehend, die Wahl auf seinen Feind, den Herzog Heinrich von Sachsen, gelenkt. Von Heinrich I. bis Otto II. ging die Nachfolge stets auf ein Familienglied über; es war zu natürlich, daß der Vater schon bei Lebzeiten das Seinige that, seinem Sohne (in der Regel dem ältesten) die Nachfolge zu sichern; mußte doch ein Willensausdruck bei Lebzeiten stärker wirken, als eine hinterlassene Willenserklärung. Der Herrscher sah die Zeit ab und ließ den Sohn krönen. Wir haben gesehen, daß die Krönung Otto's III. erfolgte, als er drei Jahr alt war, und es wurde auch schon darauf hingewiesen, daß der gekrönte Nachfolger den sonderbar klingenden Titel „römischer König" empfing. Ein Schimmer der weltbeherrschenden Römergröße sollte ihn schon jetzt umgeben; der später zu erlangende Titel „römischer Kaiser" sollte den vollen Ausdruck dieser Macht bezeichnen. Otto III. hatte einen Sohn zum Nachfolger nicht bezeichnen können, weil er kinderlos war. Bei der folgenden Wahl (Heinrich II.) war man bei dem sächsischen Stamme geblieben, und da nun auch Heinrich II. kinderlos gestorben war, und der einzige noch vorhandene Sproß des Geschlechts Heinrich I., da er dem geistlichen Stande angehörte, nicht zur Nachfolge berufen werden konnte, so waren die Stämme eben zu gänzlich freier Wahl auf der Rheinebene zusammengetreten.

Aus den Berathungen ergab sich, daß zwei Vettern, fränkische

Große, beide Konrad geheißen, als die für die Wahl würdigsten Fürsten befunden wurden. Einer von ihnen war schon bejahrt, man nannte ihn den älteren Konrad oder auch, da er reiche Salgüter besaß, den Salier; der andere Konrad hatte den Beinamen der Jüngere. Als sich im Verlauf der Berathungen ergab, daß die Wage zwischen Beiden schwankte, erklärte der ältere Konrad, um allem Unfrieden zuvor zu kommen, daß er sich ohne Weiteres der Mehrheit der Stimmen unterwerfen werde, worauf der jüngere Konrad ein Gleiches erklärte. Die geistlichen Kurfürsten gaben zuerst ihre Wahlstimmen ab und entschieden sich für den ältern Konrad; nun erhob sich von den weltlichen Fürsten der jüngere Konrad zuerst und stimmte für den Vetter, worauf die übrigen weltlichen Fürsten sich in ihrer Mehrheit ebenfalls für den älteren Konrad erklärten. Das Volk gab durch lauten Zuruf seine Zustimmung zu erkennen, und so ward die Wahl in Frieden und Einigkeit zu Stande gebracht.

Konrad II. (1025—1039) erwies sich als tüchtig in seinem hohen Amte. Von Natur edel und menschenfreundlich gesinnt, galten ihm die großen Vorgänger als Beispiele der Nachfolge. Auf seinem Krönungsgange nach dem Dome zu Mainz geschah es, daß Hülfeflehende den Gang beengten. Die Geistlichen wiesen die Herzudrängenden zurück; es sei, äußerten sie, unverschämt, den König auf diesem Gange zu belästigen, man solle eine andere Zeit wählen! Konrad aber sagte, zur Uebung in der Gerechtigkeit sei jede Zeit die rechte, und gerade auf diesem Gange würde es ihm am wenigsten ziemen, seiner Herrscherpflicht uneingedenk zu sein. Er hörte die Hülfeflehenden an und leitete die Untersuchungen ein. Dieser Vorgang kennzeichnet sein Gesammtwirken. Den größten Theil der Zeit seines Herrscheramtes verwandte er zu Reisen durch das Land, überall, wie es auf dem Gange zum Dom geschehen, dem Volke ein offenes Herz und Ohr entgegenbringend, Unebnes ebnend, Wunden heilend, Lohn und Strafe gerechten Sinnes austheilend. „Man läuft Gefahr", heißt es in einer Chronik seiner Zeit, „für einen Schmeichler zu gelten, wenn man erzählt, wie großmüthig, heiter, standhaft und unerschrocken Konrad gewesen, wie leutselig gegen alle Rechtschaffenen, wie streng gegen die Schlechten, wie schrecklich den Feinden, wie unermüdlich ernst und eifrig in Geschäften, wenn es des Reiches Wohl galt."

Auch nach außen zu hatte der König ein offenes Auge, und, mußte es sein, so wußte er auch rührig zum Schwert zu greifen und es kräftig zu handhaben. Sein Augenmerk war vornehmlich auf das

Königreich Burgund gerichtet. Der kinderlose König Rudolf von Burgund hatte mit dem Vorgänger Konrad's, dem König Heinrich II., einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge dieser ihm zur Beistandleistung gegen seine aufständischen Großen verpflichtet war, wogegen nach seinem (Rudolf's) Tode Burgund an Deutschland fallen sollte. Da nun überdies Konrad eine Schwestertochter Rudolf's zur Gemahlin hatte, begehrte er, daß die Bekräftigung jenes Vertrages ausgesprochen würde. Rudolf von Burgund war jedoch inzwischen anderer Ansicht geworden, und er erklärte, jenes Bündniß habe er nicht mit dem Könige Heinrich, sondern mit der Privatperson Heinrich abgeschlossen, es handle sich demnach nicht um einen Reichs-, sondern um einen Hausvertrag, der mit dem Tode Heinrich's nunmehr als erloschen zu betrachten sei.

Die Frage wegen des Erbrechts auf Burgund wurde dadurch noch verwickelter, daß des Königs Stiefsohn, Ernst von Schwaben, (Konrad's Gemahlin, Gisela, die mit dem verstorbenen Herzog Ernst von Schwaben vermählt gewesen war, hatte ihm zwei Söhne, Ernst und Hermann, zugebracht) sich, als Neffen des Königs von Burgund, für den rechtmäßigen Erben ansah, und daß auch noch ein anderer Verwandter des Burgunderkönigs, Odo von der Champagne, mit Erbansprüchen auftrat. Ernst von Schwaben ließ es bei bloßen Erklärungen nicht bewenden, er drang vielmehr während der Zeit, in welcher der König sich zum ersten Male in Italien befand, verheerend in das Elsaß ein, dadurch auch den König von Burgund gegen sich aufreizend, der sich nun für Konrad erklärte und dessen Beistand anrief. Konrad kehrte zurück und beschied den aufrührerischen Sohn und Vasallen nach Ulm, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte. Ernst von Schwaben kam mit einem zahlreichen Gefolge, da es seine Absicht war, sein Recht schlimmsten Falls durch Schwertgewalt zur Anerkennung zu bringen. Seine Mannen aber versagten ihm aus Ehrfurcht gegen den König in dem entscheidenden Augenblicke den Gehorsam; er mußte sich fügen und ward in Haft auf die Burg Giebichenstein gebracht. Nach zwei Jahren gab ihn der Vater frei, ja er verhieß ihm volle Verzeihung und sagte ihm Wiedergabe des Herzogthums Schwaben zu, wenn er ihm den Hauptförderer der sträflichen Empörung, den Grafen Werner von Kiburg, ausliefere. Dieser aber und Ernst waren Freunde, die sich Treue bis in den Tod gelobt hatten, und von dieser Treue wollte Ernst nicht lassen. Statt den Freund auszuliefern, begab er sich zu ihm, um ihn zu schützen und sein Loos zu theilen, und beide, geächtet, führten nun längere Zeit

in den Schluchten des Schwarzwaldes ein Räuberleben, bis sie überlegenen Streitkräften, die gegen sie ausgesandt worden waren, gemeinsam kämpfend erlagen. Um seiner dem Freunde erwiesenen Treue willen ward Herzog Ernst später vom Volke in Liedern gefeiert.

Wie es von Ernst von Schwaben geschehen war, suchte nun auch Odo durch Waffengewalt Burgunds sich zu bemächtigen. Nachdem er jedoch bei Bar le Duc eine entscheidende Niederlage erlitten hatte, entsagte er, um nicht sein eigenes Land zu verlieren, seinen Ansprüchen auf das Königreich, das nun zu Deutschland kam. Konrad hatte sich damit in glänzender Weise als „Mehrer des Reiches" erwiesen, denn Burgund umfaßte damals das Stift Basel, Neuenburg, die Grafschaften Genf und Savoyen, den Sundgau, die westliche Schweiz bis an den Rhein und die Aar, die Grafschaften Burgund, Venaisin, Provence, Dauphiné und das Fürstenthum Orange. Ein herrlicher Edelstein war somit dem Reiche angefügt worden.

Auch in Italien wußte Konrad seine Rechte wahrzunehmen. Er ließ sich (1027) in Mailand mit der lombardischen, in Rom mit der römischen Kaiserkrone krönen. Darauf ordnete er die erschütterten Rechtsverhältnisse in Rom und strafte ohne Ansehen der Person die Schuldigen.

In Burgund hatte der Kaiser einen Gebrauch vorgefunden, den er für das Reich zur Geltung brachte. Eine Zeit vorher war von einem Bischof verkündet worden, es sei ein Brief vom Himmel gefallen, in dem geschrieben stehe, Niemand solle Fehde führen von Mittwoch Abend bis Montag früh. Gern ward die Verkündigung geglaubt, die angebliche himmlische Vorschrift zum Gesetz erhoben und der Uebertreter mit dem Banne der Kirche bedroht. Nun fand der Landmann doch eine halbe Woche lang Zeit, seinen Acker zu bestellen, und der Wanderer, seine Wege zu gehen. Diesen sogenannten Gottesfrieden (treuga Dei) erhob nun eben Konrad für das Reich zum Gesetz, damit seinem Lande eine wahre Wohlthat erweisend. Im Jahre 1039 erkrankte er zu Utrecht und starb daselbst.

Ihm folgte sein Sohn Heinrich III. (1040—1056), auch der „Schwarze" genannt, ein Mann nicht minder kräftigen Sinnes, als der Vater es gewesen. Da er zuviel wollte und zu Vielerlei betrieb, gelang ihm Manches nicht. So begnügte er sich nicht damit, die Ungarn (Magyaren) zur Anerkennung der Oberherrlichkeit Deutschlands gebracht und sich das Recht erworben zu haben, im Lande das Christenthum zu fördern, er mischte sich in die Thronangelegenheiten des Landes

und erbitterte dadurch das Volk in dem Maße, daß es einen Kampf auf Leben und Tod gegen ihn anhob, und Heinrich nach Aufopferung vielen edlen Blutes die für Deutschland errungenen Vortheile nicht zu behaupten vermochte. Böhmen dagegen machte er dem Reiche tributpflichtig, und als Erbgut seiner Gemahlin Agnes von Poitou gewann er (zur Einfügung in den Kreis Burgund) die Grafschaften Vienne und Besançon.

Sein Hauptstreben im Innern ging darauf aus, durch Schwächung der herzoglichen Macht die königliche Machtfülle zu erhöhen. Wer sich ihm nicht beugte, hatte seine Eisenhand zu empfinden. Den Herzögen von Bayern und Niederlothringen, die ungerechte Fehde erhoben hatten, nahm er Land und Lehn, erledigte Herzogthümer gab er unter strengen Bedingungen aus.

Nicht minder kräftig griff er in Italien ein. Dort herrschten drei Päpste zu gleicher Zeit und schleuderten die feurigen Blitze der Verdammungen gegen einander. Heinrich berief eine Kirchenversammlung zu Sitri, ließ die streitenden Päpste als abgesetzt erklären und ernannte darauf in dem Bischofe Suidger von Bamberg (Clemens II.) einen neuen Papst. Dieser krönte ihn in Rom zum Kaiser (1047). Auf's Aeußerste schärfte er den Römern das alte Gesetz ein, das da besagte, rechtsgültig werde eine Papstwahl erst durch Genehmigung des deutschen Königs. Auch die beiden nächsten Päpste ernannte er. Als Heinrich III. im neununddreißigsten Jahre seines Lebens auf der Pfalz Bodfeld im Harze starb, hinterließ er einen sechsjährigen bereits gekrönten Knaben, Heinrich, dem, wie wir sehen werden, ein besonders wechselvolles Geschick bevorstand.

---

## Heinrich IV. und Gregor VII.

### Heinrich's erste Zeit.

Die Geschichte Heinrich's IV. (1056—1106) eröffnet uns Blicke in vielfache Zustände jener Zeit, daher eine eingehendere Betrachtung derselben lohnend ist.

Wir beginnen mit der Jugendzeit Heinrich's. Für den blühenden Knaben, der auch nach seinen geistigen Anlagen zu den besten

Hoffnungen berechtigte, führte die verwittwete Kaiserin Agnes die Regierung. Sie war eine einsichtige Frau, jedoch den aufrührerischen Bewegungen im Reiche nicht gewachsen. Was die Eisenhand ihres Gemahls, des Kaisers Heinrich III., niedergedrückt hatte, erhob sich jetzt wieder: einer Frau und einem Kinde gegenüber meinte man leichtes Spiel zu haben! — Die Stürme zu beschwören oder doch zu mäßigen, nahm die Regentin Agnes den Beistand des Bischofs Heinrich von Augsburg für sich in Anspruch. Seine Rathschläge waren verständiger Art, aber durch sein stolzes Wesen erbitterte er die Gegner der Kaiserin nur noch mehr. Dabei beunruhigte sie der Gedanke, daß, wenn Heinrich unter dem Einflusse dieses Mannes aufwachse, er voraussichtlich nicht minder, wie es von seinem Vater geschehen, bestrebt sein würde, der herzoglichen Macht zu Gunsten der königlichen Abbruch zu thun. Die Sachsen grollten überdies dem neuen Königsstamme, und sie wünschten, es möchte wieder ein Geschlecht aus ihrer Mitte zur Herrschaft gelangen. Dies hatte Verwegene sogar auf den Plan gebracht, den jungen Heinrich zu ermorden. Dieser Plan gelangte nicht zur Ausführung, wohl aber zur Kenntniß des Hofes. Heinrich vermochte den Eindruck, den diese Kunde auf ihn geübt hatte, nie zu überwinden, und es lag darin der Hauptgrund zu seiner Abneigung gegen den Sachsenstamm.

Der rührigste nnd gefährlichste Gegner des kaiserlichen Hauses war der Erzbischof Hanno von Köln. Von welchem Geiste dieser Kirchenfürst beseelt war, möge ein Zug aus seiner Willkürherrschaft zeigen. Da die Schöffen von Köln in einer Angelegenheit nicht nach seinem Willen abgestimmt hatten, ließ er sie zu sich rufen und ihnen insgesammt die Augen ausstechen, bis auf einen, dem er ein Auge ließ, damit er jene Unglücklichen nach Hause führen könne, und weil ihm derselbe einen besonders wichtigen Dienst geleistet hatte. Diesem Manne war am wenigsten wohl bei der Aussicht zu Muthe, in dem jungen Königssproß Anschauung und Richtung Heinrich des Dritten etwa wieder aufleben zu sehen. Deswegen brachte er eine Verschwörung zu Stande, an der sich eine Zahl vornehmer geistlicher und weltlicher Herren betheiligten, und der beizutreten sich auch der tapfere sächsische Graf Otto von Nordheim bewegen ließ, obgleich ihm die Kaiserin Bayern gegeben und ihm damit die Herzogswürde verliehen hatte. Der Zweck der Verschwörer ging dahin, den jungen König der Mutter zu entführen, um seine Anschauungen zu ihren Gunsten zu beeinflussen, und statt der Mutter die vormundschaftliche Regierung zu führen.

Der Bischof Hanno, das Haupt des zu frevelhaftem Zweck geschlossenen Bundes, erschien eines Tages mit einigen Mitverschworenen auf einem prächtig geschmückten Schiff an einer anmuthigen Rheininsel (der Insel des heiligen Suitbert) auf der die Kaiserin, die auf einer in Gemeinschaft ihres Sohnes unternommenen längeren Reise begriffen war, einige Rasttage zu halten gedachte. Da Hanno die Miene annahm, als sei er nur zu dem Zweck gekommen, der Regentin seine Huldigung darzubringen, ward er besonders freundlich empfangen, und er wie seine Freunde wurden zur Tafel gezogen. Nach der Mahlzeit lenkte Hanno die Aufmerksamkeit des damals zwölf Jahre zählenden Heinrich's auf sein Schiff und wußte in ihm den Wunsch zu erregen, den Wunderbau anzuschauen. Heinrich, Hanno und dessen Freunde betraten das Schiff, und während nun Heinrich unter Hanno's Führung das Innere in Augenschein nahm, wurde das Schiff von des Bischofs Leuten vom Ufer gelöst und leise hinweg geführt. Als Heinrich wieder auf das Verdeck trat, sah er, daß er sich in der Mitte des Stromes befand. Der Ausdruck in dem Gesicht der ihn umgebenden Männer ließ ihn Unheil ahnen, und mit raschem Entschluß stürzte er sich in das Wasser. Seine im Schwimmen erlangte Geschicklichkeit entsprach aber nicht der Gewalt des Wassers; die Strömung riß ihn hinweg, und es wäre um sein Leben geschehen gewesen, wäre nicht Graf Eckbert ihm nachgesprungen. Dieser brachte ihn in das Schiff zurück.

Von diesem Augenblick an umgab Trug und Lug' den jungen Königssproß. Hanno schwor ihm, daß ihm nichts zu Leide geschehen solle, daß vielmehr dasjenige, was ihm geschähe, nur allein seine Rettung vor drohenden Gefahren, sein Wohlergehen, sein Glück, das Eins sei mit des Reiches Glück, zum Zweck habe. Dem in der Lüge und Verstellung mächtigen Manne wurde es nicht schwer, es dem jungen unerfahrenen Knaben glaubhaft zu machen, daß ein Verbleiben bei seiner Mutter den Verlust seiner Thronesrechte nach sich gezogen haben würde. Die geistlichen Herren, die nicht zum Bunde gehörten, wußte Hanno auf andere Art zu täuschen. Um nicht Mißgunst in ihnen gegen sich aufkommen zu lassen, köderte er sie mit der Hoffnung, daß sie Theil haben sollten an dem durch Gewalt und List gewonnenen Vortheil. Heinrich solle, ließ er ihnen sagen, abwechselnd in den verschiedenen Sprengeln seinen Wohnsitz nehmen, und dann solle immer der Bischof des Sprengels, in dem er sich aufhalte, Reichsregent sein. Damit bewirkte er, daß die Bischöfe zu der Unthat schwiegen; er aber that weiterhin, was ihm beliebte. Daß ein Mann

von so gewaltthätiger Sinnesart, wie solche sich an Hanno in seinem Verhalten gegen den König und die Regentin und in dem gegen die Schöffen seiner Bischofsstadt Köln offenbart hatte, auch entsprechende pädagogische Anschauungen haben mußte, kann nicht Wunder nehmen. Nachdem durch seine Lügen Heinrich erst dahingebracht worden war, daß er es glaubte, seiner Wegführung von der Mutter liege einzig und allein der Zweck zu Grunde, ihm seine Königsrechte zu sichern, brachte Hanno ihn unter eine tyrannische Zucht, um ihm gewaltsam die Anschauungen einzuprägen, die in späterer Zeit seinem eigenen Vortheil günstig seien. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß, indem er dem Knaben den Genuß aller schuldlosen Jugendfreuden versagte, die ihm von der Mutter vergönnt worden waren, er ihn mit unaussprechlichem Haß gegen seinen Peiniger erfüllte, den zu erkennen zu geben Heinrich freilich nicht wagen durfte, und von dessen Entstehen und Wachsen der Tyrann keine Ahnung hatte. Suchte der Knabe die ihm angelegten unnatürlichen Fesseln zu durchbrechen, so sah Hanno darin einen Zug verderblichen weltlichen Gelüstes, und er verstärkte seine Maßnahmen, statt sie zu verbessern und sie den natürlichen Forderungen der Menschennatur anzupassen, was zur Folge hatte, daß Heinrich, um gelegentlich seinen Begehrungen nachleben zu können oder neue Zwangsmittel von sich abzuwenden, zur Verstellung seine Zuflucht nahm.

Nun traten aber Zeichen ein, die es dem Hanno erkennbar machten, daß er, wolle er anders nicht die Mißgunst sämmtlicher Kirchenfürsten gegen sich erregen, den jungen König doch nicht gänzlich unter seiner Hand behalten dürfe, und er beschloß, an den seinen Zwecken scheinbar am wenigsten widerstrebenden Erzbischof Adalbert von Bremen das angemaßte Recht der Regentschaft und damit die Führung des jungen Knaben auf eine Zeit anzuvertrauen. Zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen, sah er sich um so mehr um deswillen veranlaßt, weil für ihn Nöthigung vorlag, eine Reise nach Rom zu unternehmen. Adalbert machte ihm die besten Zusagen, kaum aber befand sich Heinrich unter seiner Führung, so ließ auch er sich in seinem Verhalten lediglich durch die Rücksichten auf seinen persönlichen Vortheil leiten. Er fragte nicht nach dem, was dem jungen vierzehnjährigen König gut und heilsam, sondern was demselben genehm war, und in dem Maße ihn Hanno von allen Lebensfreuden fern gehalten hatte, in dem Maße gestattete er ihm den Genuß derselben. Nun rächte sich der unnatürliche Zwang, unter dem Heinrich zwei Jahre lang gestanden hatte. War die Willkür Hanno's bis

dahin das Bestimmende für ihn gewesen, so kam er jetzt in dem erzbischöflichen Palaste Adalbert's plötzlich unter die nicht minder verderbliche Tyrannei der eigenen Willkür. Wie konnte unter solchen Umständen ein junges Gemüth gedeihen! Er begann ein ausschweifendes Leben zu führen, und Adalbert drückte die Augen zu, oder er war ihm zur Erlangung berechtigter und unberechtigter Wünsche behülflich. Heinrich gelange bald zu selbstständiger Herrschaft, sagte sich Adalbert, und dann werde er es ihm danken, daß er, der Erzbischof, ihm gestattet habe, sein Leben zu genießen! — Es konnte nicht anders sein: die von Hause aus tüchtige Natur erlitt Schaden. Später gaben die Ueberschreitungen mancherlei Art, die er sich in seinem sittlichen Verhalten zu Schulden kommen ließ, seinen geistlichen Widersachern Stoff, ein Schauerbild von ihm zu zeichnen, das bis in die neuere Zeit hinein unverdiente Geltung behalten hat. Und die gewissenlosen geistlichen Pädagogen, die Erzeuger seiner von ihnen in übertriebener Weise dargestellten Fehler, nahmen überdies noch die Gelegenheit wahr, ihr angebliches Gutmeinen hervorzuheben. Der Eine sagte, er habe es mit strenger christlicher Zucht bei Heinrich versucht, aber seine eingefleischte Bösartigkeit nicht zu überwinden vermocht; der Andere rühmte sich mit Seufzen seiner christlichen Milde, die ebenfalls nicht die angeborene Bosheit seines Herzens zu überwinden sich wirksam erwiesen habe. Wäre Heinrich in entsprechenden Verhältnissen erzogen worden, hätte man ihn nicht der Einwirkung seiner verständigen und liebreichen Mutter entzogen, er wäre muthmaßlich zu einem der tüchtigsten Herrscher herangereift, die uns die Geschichte des Vaterlandes vorführt. Denn daß in seiner Natur noch so viel Tüchtigkeit verblieb, wie wir in seiner späteren Zeit an ihm bemerken werden, läßt auf einen durch und durch gesunden Kern schließen, der ursprünglich in ihm vorhanden gewesen sein muß.

Eines hatte Adalbert erreicht, nachdem Heinrich Jahr und Tag sein Gast gewesen war: Letzterer mochte weder zu Hanno zurück, noch hatte er Lust, als Aufenthaltsort einen der andern geistlichen Höfe zu wählen. Fünfzehn Jahr alt, ward er von Adalbert feierlich mit dem Schwert umgürtet und dem Volke als mündiger König vorgestellt. In seinem vierten Lebensjahre war er mit der um etwas jüngeren Bertha von Susa verlobt worden, die er aber seit jener Zeit nicht gesehen hatte. In seinem sechszehnten Lebensjahre vermählte er sich auf Betrieb Adalbert's. Bald aber empfand er den heftigsten Widerwillen gegen seine Gemahlin. Nachdem sie drei Jahre lang jegliche Art von Zurücksetzung mit beispielloser Güte still duldend

ertragen hatte, wandte sich ihr seine herzliche Zuneigung zu, und er hatte es nicht zu bereuen, daß sein Wunsch, geschieden zu werden, von dem Papste zurückgewiesen worden war.

Ein Zwiefaches erregte bald Unzufriedenheit im ganzen Reiche gegen den König: sein verschwenderisches Hofleben und die Verachtung, die er dem Sachsenvolke bezeigte. Daß und weshalb die Sachsen dem neuen Königsstamme nicht hold gesinnt waren, ist gesagt worden; der erste Anlaß zu den Mißhelligkeiten zwischen den Sachsen und dem Könige ging offenbar von den Ersteren aus. Adalbert, der in Feindschaft mit den sächsischen Großen lebte, hatte nun überdies noch die Abneigung, die in dem Könige rege geworden war, fortgesetzt zu verstärken gewußt. Es war so weit gekommen, daß die sächsischen Großen die Leistungen für den Hof verweigerten. Da legten sich die Fürsten des Landes ins Mittel, hielten eine Berathung und erklärten dem Könige, daß er sich entweder der königlichen Macht zu begeben oder den Erzbischof Adalbert, den sie für den Anstifter des Uebels hielten, von seinem Hof zu weisen habe. Heinrich sah sich genöthigt, nachzugeben und den Erzbischof Adalbert aus seinem Rathe zu entlassen. Man fahndete auf den Verhaßten, und nur mit Noth entging dieser den Nachstellungen, doch vermochte er nicht zu verhindern, daß seine Feinde sich in seine Güter theilten.

Durch Adalbert's Sturz war Hanno wieder zur Geltung gelangt, er vermochte es aber nicht, die Haltung des Königs gegen die Sachsen zu ändern. Als Heinrich eines Tages von einem Berge des Harzes das Land betrachtete, äußerte er: „Sachsen ist ein schönes Land, aber seine Bewohner sind Schälke, zu nichts gut, als Zins zu zahlen und Frohndienste zu leisten." Daß der sächsische Graf Otto von Nordheim, obgleich er von der Kaiserin, wie oben erzählt wurde, mit dem Herzogthum Bayern belehnt worden war, sich dennoch einst dem Verschworenen zugesellt hatte, vermochte Heinrich ihm nicht zu vergessen und zu vergeben. Nun trat ein berüchtigter Mensch, der Ritter Egino, mit der Beschuldigung gegen Otto auf, den Versuch gemacht zu haben, ihn zur Ermordung des Königs zu dingen. Otto erklärte sich bereit, den ihm angebotenen Zweikampf anzunehmen; da ihm aber kund ward, daß Egino seine Ritterehre durch Diebstahl und Räubereien befleckt hatte, hielt er es unter seiner Würde, gegen ihn in Waffen zu stehen. Darauf ließ der König Otto's sächsische Güter verheeren und erklärte ihn seiner Herzogswürde entsetzt. Otto griff zu den Waffen und fand in dem Sohne des Herzogs Ordulf von Sachsen, Magnus, einen treuen und tapfern Bundesgenossen. Sie

wurden jedoch überwältigt und geriethen in des Königs Gewalt, der sie in feste Gewahrsame legen ließ und nun das Herzogthum Bayern an Otto's Schwiegersohn Welf IV. gab. Welf hatte anfangs zu Gunsten seines Schwiegervaters gekämpft, war aber in letzter Zeit auf die Seite des Königs getreten. Nach Jahresfrist ließ der König den gefangenen Otto frei, doch mußte derselbe ihm einen Theil seiner sächsischen Güter abtreten; den Sohn des Sachsenherzogs dagegen, Magnus, hielt er im Kerker fest. Den treuen Freund länger noch in der Kerkerqual zu wissen, bestimmte den Herzog Otto, alle Mittel anzuwenden, um ein Bündniß gegen den ihm verhaßten König zu Stande zu bringen. Dies schien nicht schwer zu sein, da der König, trotz der Mahnungen Hanno's, außer den Sachsen auch die Thüringer durch vielfache Bedrückungen sich bis auf den Tod verfeindet hatte. Heinrich, der sich zu Goslar befand, ahnte nichts von dem drohenden Sturm, der gegen ihn im Anbruche war. Plötzlich rückten 60,000 Mann Sachsen vor die Stadt an. Der König rettete sich auf die feste Harzburg, da er aber auch dort belagert ward und zu wenig Mannschaften hatte, um Angriffen mit Erfolg begegnen zu können, sah er sich genöthigt, einen zweiten Fluchtversuch zu unternehmen. Zur Nachtzeit verließ er die Burg, irrte ohne Speise und Trank in der Wildniß umher und erreichte, bis auf den Tod erschöpft, am dritten Tage das hessische Gebiet. Nun wurden unter Otto's Führung des Königs Burgen in Sachsen, die Zwangfesten für das Sachsenvolk gewesen waren, gebrochen und auch des gefangenen Magnus Kerkerthüren geöffnet. Heinrich hatte inzwischen einen Aufruf an die Fürsten um Beistand gegen die Sachsen erlassen; doch regte sich Niemand zu seinen Gunsten. Dagegen bot ihm die Stadt Worms, die über eine starke Macht verfügte, ihre Hülfe an. In der festen Stadt war er geschützt gegen Angriffe, und er gewann nun Zeit, Unterhandlungen mit dem Feinde anzuknüpfen. Das Ergebniß derselben war, daß er den Sachsen die Zusage machen mußte, dem Herzog Otto Bayern wiederzugeben, nicht ausschließlich in Sachsen zu wohnen und seine Burgen daselbst zu zerstören, mit Ausnahme der Harzburg, deren äußerste Mauer nur fallen sollte. Nun war aber der Ingrimm des Sachsenvolkes gegen Heinrich so groß, daß sie sich nicht einmal mit dem Fall der äußeren Befestigungen der Harzburg begnügten, sondern auch die innern Gebäude in Brand steckten, ja nicht einmal die Gräber von Heinrich's Bruder und Söhnlein schonten. Die Kirche, in der die Grabstätten sich befanden, ging in Feuer auf, die Gebeine wurden umhergerissen. Diese Schandthat änderte die Stim-

mung der Fürsten gegen den König. Rudolf von Schwaben, Welf von Bayern und Andere boten ihm nun ihren Beistand an, und es kam (1075) zur Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut, in der die Sachsen geschlagen wurden. Obgleich 8000 Sachsen gefallen waren, hatte sich Heinrich's Ingrimm über die ihm widerfahrene Schmach noch nicht gelegt. Als die sächsischen Großen vor ihm erschienen, ihre Unterwerfung anzeigten und um Gnade baten, ließ er sie gefangen nehmen und übergab sie strenger Haft. Zugleich ließ er den Bau seiner Burgen wieder in Angriff nehmen, und die Sachsen sahen nun, daß den bösen Tagen bösere noch folgen würden. In ihrer Verzweiflung wandten sie sich jetzt um Beistand an einen Mann, der längst darauf gewartet hatte, gegen den deutschen König angerufen zu werden, an den Papst Gregor VII., und damit hob für Heinrich und zugleich für das deutsche Volk ein höchst verhängnißvoller Kampf an.

## Gregor VII.

Die Vorgänger Heinrich IV. hatten Päpste ab= und eingesetzt, Pipin hatte dem Stuhle Petri Landbesitz geschenkt, Karl der Große das weltliche Besitzthum der Päpste vergrößert. Auch waren Pipin, Karl der Große und einzelne der Nachfolger desselben als Schirmherrn der Päpste, gegenüber vielfachen, namentlich von den Longobarden ausgehenden Angriffen aufgetreten. Dankbar war Land, dankbar waren Hülfeleistungen bei Angriffen angenommen worden; aber eine Schirmherrschaft über sich wollte das Papstthum nicht anerkennen. Das hing mit der Auffassung zusammen, die in der Priesterschaft Roms sich über das Papstthum gebildet hatte. Man fand, was man suchte: Vorwände, sich den Verpflichtungen des Dankes für empfangene Gaben und Hülfsleistungen zu entziehen. Ihr redet von Landschenkungen? sagten römische Priester; ihr irret! Als Constantin der Große seinen Herrschersitz in Constantinopel aufschlug, räumte er die Stadt der Apostel Petrus und Paulus, Rom, dem obersten Priester der Christenheit und überließ ihm zugleich Italien. Es wurde demnach, genau betrachtet, weder von Pipin noch von Karl und dessen Nachfolgern dem Stuhle Petri Land g e s c h e n k t, es gelangte vielmehr durch deren Vermittlung einzig und allein das Besitzrecht des päpstlichen Stuhles — vorläufig auf einen Theil Italiens — zur Anerkennung! — Was aber die Waffenhülfe betreffe, hieß es weiter, so sei von jenen Fürsten nichts mehr und nichts weniger als eine

Vasallenpflicht erfüllt worden; denn es stehe doch offenbar derjenige, der die Krone zu vergeben habe, über dem, der sie empfange! — Eine derartige Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses der päpstlichen zur weltlichen Macht hatte sich gelegentlich bereits schüchtern hervorgewagt; aber den bedeutenden fränkischen und deutschen Herrschern gegenüber, die dem Papstthum im Vollgewicht ihrer Stellung entgegengetreten waren, hatte keiner der Inhaber des Stuhles Petri es gewagt, Schritte zu thun, um jenen Anschauungen thatsächlich Geltung zu verschaffen.

Jetzt sollte die christliche Welt durch einen Kampf des päpstlichen Stuhles für seine angeblichen Rechte in Aufregung gesetzt und in außerordentlicher Weise in Anspruch genommen werden. Der jetzige Papst, Gregor VII., früher Hildebrand geheißen, war der Sohn eines Zimmermanns im Toscanischen. Als armer Mönch hatte Hildebrand eine Zeit lang in dem Kloster Clugny im Burgundischen gelebt und sowohl durch seinen pflichttreuen und sittenreinen Wandel als durch sein reiches Wissen die Aufmerksamkeit der Kirchenobern auf sich gezogen. Der Papst Leo IX., dem er vom Abte vorgestellt wurde, nahm ihn mit nach Rom, woselbst er unter den vier folgenden Päpsten in steigendem Maße zu Ansehen und Reichthum gelangte. Auch als Cardinal lebte er in äußerlicher Beziehung anspruchslos, wie früher als Mönch; daß aber in ihm alle guten Richtungen des Gemüths überwuchert wurden von einem glühenden Ehrzeize, war noch nicht zu erkennen. Er zog gewissermaßen die Summe der Ansprüche, die von dem päpstlichen Stuhle hinsichtlich seiner Geltung den weltlichen Thronen gegenüber erhoben worden waren, und sein Streben ging unbeirrt auf das Ziel los, zu dem oberhirtlichen Amte zu gelangen, in jenen Ansprüchen die ihnen bisher von der weltlichen Macht versagte Anerkennnng zu verschaffen. Mitglied der obersten geistlichen Behörde Roms, des Cardinal-Collegiums, wußte er demselben begreiflich zu machen, daß, wolle Rom von der Herrschaft der deutschen Könige frei werden, sich dasselbe eine Zeit lang auf eine andere weltliche Macht stützen müsse. Dazu wurde die weltliche Macht der Normannen erkoren, die sich, wie schon oben bemerkt wurde, im südlichen Italien angesiedelt und daselbst ein Capulien und Calabrien umfassendes Herzogthum begründet hatten. Der gegenwärtige zur Würde des Herzogs gelangte Herrscher des Normannenreiches in Italien war Robert Guiscard (Schlaukopf), „ein Mann schön von Gestalt und Antlitz und von unternehmendem Geiste." Aehnlich wie es von Rom einst in Bezug auf Pipin geschehen war, wußte sich

Rom diesen Mann zu verpflichten. Seine Eroberung wurde als berechtigt, er in seiner Herzogwürde anerkannt. Ob Robert Guiscard die Haltung Roms als einzig hervorgegangen aus Wohlmeinen ansah, oder ob er es durchschauete, daß Rom zur Befestigung seiner Macht beitrug, um dieselbe eines Tages zu eigenem Vortheil anzurufen, ist gleichgültig: genug, beide Mächte reichten einander zu Schutz und Trutz die Hände, indem eine jede in dem Bündnisse Vortheile für sich erblickte.

Nachdem Hildebrand sich im Cardinals-Collegium durch eine Reihe von Jahren als kluger und unermüdlicher Vorkämpfer der Ansprüche Roms erwiesen hatte, bestieg er im Jahre 1073 unter dem Namen Gregor VII. den Stuhl Petri, fest gewillt, der „Kirche", d. h. dem Klerus, namentlich aber der Spitze derselben, dem Papst, das Recht zu erstreiten, der weltlichen Macht bindende Befehle zu ertheilen. Seine Ansicht von dem Verhältniß der geistlichen und der weltlichen Macht zu einander giebt uns folgendes Wort von ihm kund: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und durch den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papste unterthan und ist ihm Gehorsam schuldig." Wie oben erwähnt wurde, hatte sich die morgenländische Christenheit von der Herrschaft Roms losgesagt; das Haupt der morgenländischen christlichen (griechischen) Kirche war der Patriarch in Constantinopel. Auch diese Kirche sollte wieder unter die Botmäßigkeit Roms kommen. „Die römische Kirche" — also lautete ein anderer Ausspruch Gregor's — „ist die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter; Aller Sorgen nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Ehrfurcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Gliede in Allen; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte." Wie sich in Gregor's Wandel viele einzelne Züge fanden, die — an und für sich betrachtet — als preisenswerth zu bezeichnen sind, so finden sich auch in seiner päpstlichen Wirksamkeit einzelne, sich auf Verbesserung und Hebung des kirchlichen Wesens beziehende Maßnahmen, denen ebenfalls der Wohldenkende Anerkennung nicht versagen wird. Aber hier wie dort litt, wie nähere Betrachtung ergiebt, das Einzelne durch den Gesammt-

zweck, den Gregor verfolgte. Der Mönch Hildebrand hatte nicht sowohl einen untadligen Wandel geführt, um dadurch den Forderungen seines Gewissens, sondern um seinem Ehrgeize zu genügen; und ebenso war es nicht sowohl der heilige, nur aus der Hingabe an das Göttliche Kraft und Richtung gewinnende Wille, christliches Leben zu fördern, der den Papst Gregor in den Kampf mit der weltlichen Fürstenmacht trieb, als vielmehr der unersättliche Ehrgeiz, Herrschaft über die ganze Christenheit zu gewinnen. K. W. Mayer zählt in seiner kernhaften „Deutschen Geschichte" in gedrängter Weise die Mittel auf, die Gregor anwandte, um das Ziel seines vermessenen Strebens zu erreichen. Nach ihm waren es folgende: Die Papstwahl, an der bisher (außer den deutschen Herrschern) Adel und Volk Roms wesentlichen Antheil gehabt, wurde ausschließlich der Geistlichkeit zugesprochen und zwar dem Collegium der Cardinäle, d. h. den Bischöfen und vornehmsten Geistlichen des Sprengels Rom (den Cardinalbischöfen und Cardinalpriestern). Die deutschen Herrscher sogleich gänzlich auszuschließen, erschien bedenklich. Eine Ueberleitung empfahl sich. So ward denn mit echt römischer Schlauheit bestimmt: Die Papstwahl solle geschehen „unter Vorbehalt der schuldigen Ehrerbietung gegen Heinrich und diejenigen seiner Nachfolger, welche dieses Recht vom apostolischen Stuhle persönlich erlangen würden" — wodurch also der Kaiser vom Papste und nicht der Papst vom Kaiser als abhängig bezeichnet wurde. Ferner wurden, unter Androhung des Bannes, die strengsten Verbote gegen Simonie und Laien-Investitur gegeben. (Der Namen Simonie ist entlehnt von jenem Simon, welcher den Aposteln Petrus und Johannes die Gabe des heiligen Geistes für Geld abkaufen wollte.) Unter Simonie versteht man den Kauf und Verkauf geistlicher Aemter und Würden, wie er damals häufig vorkam. Sowohl die Könige und weltlichen Großen, als die Kirchenfürsten stellten Geistliche um Geld an; wobei zumeist mehr die Größe der Gabe als die Beschaffenheit der Person den Ausschlag gab. Heinrich IV. Vater hatte die Simonie eifrig bekämpft, nicht so er. Der Anlaß lag in seiner verschwenderischen Lebensweise. Geld mußte beschafft werden, und da wurde denn zu dem vielfach angewandten Mittel des Stellenverkaufs gegriffen. Unter Investitur ist die feierliche Vertheilung der geistlichen Aemter zu verstehen, wobei eine Belehnung mit Ring und Stab vorgenommen wurde: mit dem Ringe als dem Zeichen der Einheit der Kirche, mit dem Stabe als dem Zeichen der Hirtengewalt. Da die Bischöfe und Aebte Landstriche und ganze Länder nebst den wichtigsten weltlichen Gerechtsamen

zu Lehen erhielten, ganz wie die Herzöge und Grafen, so war es natürlich, daß sie nicht nur von dem Papst und den Bischöfen, sondern auch von dem Landesherrn mit einer Würde, die eine rein weltliche Seite hatte, bekleidet wurden, zumal in Deutschland, wo die Bischöfe mächtiger waren als irgendwo. Der Papst aber wollte, um die Kirche aus aller Abhängigkeit der fürstlichen Gewalt zu lösen, die Investitur allein üben, ohne darum auf die weltliche Macht der Prälaten zu verzichten. Die Sache lag demnach so, daß, wenn es dem Papste gelang, die Abschaffung der Laien-Investitur durchzusetzen, ihm damit die Verfügung über den dritten Theil der Güter der Christenheit zufiel. Ein drittes und eben so strenges Verbot wurde gegen die Priesterehe gerichtet, welche bisher nur bei der hohen Geistlichkeit nicht Sitte, keineswegs aber untersagt war. Dies Verbot war weit ungerechter noch als das gegen die Laien-Investitur, weil es gegen die heilige Ordnung der Natur verstößt. Und dies Gebot gab der Papst, der sich als Nachfolger des Petrus ansah, während er doch nicht leugnen konnte, daß Petrus in der Ehe gelebt hatte! Es wurde seit langer Zeit schon die widernatürliche Ertödtung des Fleisches als Verdienst angesehen, so daß die öffentliche Meinung an vielen Orten, besonders da, wo Mönche wirksam waren, den Cölibat, d. i. die Ehelosigkeit der Priester, gut hieß. Was dem klugen Papste den Cölibat besonders empfahl, war, daß er die Abhängigkeit der Geistlichen von der weltlichen Macht, in deren Bereich ihre zu versorgenden Familien sich befanden, vermeiden wollte. Die Geistlichen sollten von jeder andern Macht frei, desto willenloser aber an die Kirche gekettet sein. Das Verbot der Laien-Investitur sollte also die hohe Geistlichkeit, die Ehelosigkeit die niedere Geistlichkeit zu blinden Werkzeugen des päpstlichen Stuhles machen.

## Kampf Heinrich's IV. mit Gregor VII.

Den ersten Anlaß zum Ausbruche des Kampfes gab der päpstliche Befehl: „Wenn Jemand ein Bisthum oder eine Abtei aus der Hand eines Laien annimmt, so soll er nicht für einen Bischof oder Abt angesehen werden; wir versagen ihm die Gnade St. Peter's und den Eintritt in die Kirche, so lange er seine Stelle nicht aufgiebt." — Heinrich behandelte diesen Befehl als den Ausdruck einer unverschämten Anmaßung und untersagte es den Männern, die er in Aemter eingesetzt hatte, die Genehmigung des Papstes nachzusuchen, indem

er ihnen das Versprechen gab, sie unter allen Umständen zu schützen. Es erfolgte nun von Rom aus das Absetzungsurtheil über einige deutsche Bischöfe, doch fand dasselbe vorläufig keine Beachtung.

So weit hatte sich der Streit zwischen Heinrich und Gregor entwickelt, als die Sachsen in ihrer Verzweiflung zu dem Entschlusse gekommen waren, gegen Heinrich die Hülfe des Letzteren anzurufen. Gregor hatte sich nicht begnügt, die ihm erwünschte Gelegenheit, sich in die politischen Angelegenheiten Deutschlands mischen zu können, an sich herankommen zu lassen, es war von ihm unter der Hand den Häuptern der Sachsen die Ausführung dieses Schrittes angerathen worden. Er hatte sich seinen Kriegsplan gegen Heinrich mit sicherer Hand vorgezeichnet, und für Heinrich erwies es sich von vorn herein als ein Uebel, daß er die Sache zu leicht nahm, und daß er die Bedeutenheit seines Gegners nicht zu würdigen wußte. Der Papst erließ ein Schreiben an den König, in dem er die Klagen der Sachsen als berechtigt anerkannte und Abstellung derselben verlangte. Einmischung in innere, weltliche Angelegenheiten des Staates! Ein Gleiches war einem deutschen Herrscher von Rom aus noch nicht geboten worden! — Heinrich hielt es unter seiner Würde, auch nur eine Antwort zu geben. Da ließ ihn der Papst durch Abgesandte vor seinen Stuhl fordern, um sich „wegen seiner Verbrechen zu rechtfertigen." —

Nun wallte das Feuerblut seines Stammes in dem Könige auf. Er schrieb eine Versammlung von weltlichen Großen und Bischöfen nach Worms aus, und es ward daselbst die Absetzung Gregor's ausgesprochen. Die Bischöfe schrieben einen Absagebrief an den „Mönch Hildebrand." Auch Heinrich erließ ein Schreiben an den Papst, das mit den Worten begann: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern durch Gottes weise Fügung König, an Hildebrand, der nicht mehr Papst, sondern ein falscher Mönch ist." Der Schluß lautete: „Du also, verdammt durch des heiligen Petrus Fluch und durch alle unsere Bischöfe und durch unsern eigenen Spruch, verlasse den angemaßten Stuhl Petri! Ein Anderer besteige den apostolischen Thron, der nicht Gewalt hinter frommen Geberden versteckt, sondern die reine Lehre Petri verkündet! Denn ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, spreche mit allen meinen Bischöfen zu Dir: Herunter mit Dir, herunter!" — Heinrich meinte das Rechte und dieses Rechte auch in rechter Weise gethan zu haben. Sein Vater hatte drei Päpste abgesetzt, die doch nicht einmal gegen dessen Person sich vergangen hatten: wie sollte er es nicht wagen dürfen, einen Papst als abgesetzt

zu erklären, der es sich angemaßt hatte, ihn, den deutschen König, vor seinen Richterstuhl nach Rom zu laden?

So sah Heinrich die Sache an, aber er hatte ein Zweifaches nicht in Erwägung gezogen. Seine Macht war nicht in Vergleich zu stellen mit derjenigen, die seinem Vater zu Gebote gestanden hatte; außerdem fehlte des Vaters Würde ihm gänzlich. In Rom dagegen fand in Bezug auf das Maß der Macht das umgekehrte Verhältniß statt. Während jene Päpste, die von Heinrich III. abgesetzt worden waren, in Rom nur wenig Anhang gehabt hatten, stützte sich Gregor's Macht auf Glauben und Zuversicht seines Cardinal-Collegiums. Er hatte bisher in allen Unternehmungen Kraft und Klugheit in dem Maße gezeigt, daß man seiner geistlichen Feldherrntüchtigkeit unbedingt vertraute. Er wird der Kirche (das heißt uns!) neuen Glanz verleihen, sagten sich die römischen Bischöfe; stehen wir ihm denn unbeirrt zur Seite! —

Als nun die Botschaft nach Rom kam, der Papst sei seines Amtes als entsetzt erklärt, erschrak Gregor nicht nur nicht, sondern er begrüßte diesen Schritt mit Wohlgefallen. Nun war seinem Ehrgeize der Anlaß gegeben, aus der geistlichen Rüstkammer Roms die gefährlichste Waffe des Papstthums, den Bann, hervor zu holen, um diesen auf das Haupt eines deutschen Königs zu schleudern. Das war ein gewaltiges Unterfangen, das bisher noch kein Priester Roms auszuüben gewagt hatte! Aber ein Gregor besaß den Muth dazu, zumal einem Heinrich IV. gegenüber.

Während Heinrich träumte, Gregor, verlassen von dem Cardinals-Collegium und vertrieben von den Bürgern Roms, wandre bereits hülflos in der Fremde umher, sprach dieser in einer Versammlung von einhundert und zehn Bischöfen den Bann über seinen Gegner aus. Das eine Schreiben enthielt den Bann gegen den König in Form eines an den Apostel Petrus gerichteten Gebetes, das folgendermaßen lautete: „Heiliger Petrus! Fürst der Apostel! Schenke mir, ich bitte Dich, Dein gnädiges Gehör und vernimm mich, Deinen Knecht, den Du von Kindheit an geschirmt und bis auf diesen Tag vor der Hand der Gottlosen bewahret hast, welche mich um Deinetwillen gehaßt haben und auch jetzt noch hassen. Du bist mein Zeuge, so wie auch meine Herrin, die Mutter Gottes, und Dein Bruder, der heilige Paulus, mit allen Heiligen, daß Deine heilige römische Kirche mich wider meinen Willen zu ihrer Leitung berufen hat, und daß ich es nicht für einen Raub erachte, Deinen Stuhl zu besteigen, daß ich viel lieber mein Leben als Pilger in der Fremde beschließen wollte, als um weltlichen Ruhm, mit weltlicher List Deinen Stuhl

mir anzumaßen. Und deshalb glaube ich um Deiner Gnade, nicht um meiner Werke willen, daß es Dir gefallen hat und noch gefällt, wenn die Christenheit, die Dir besonders anvertraut ist, mir Gehorsam leiste wegen des an Deiner Stelle mir anvertrauten Amtes, und wenn mir von Gott durch Deine Gnade die Gewalt gegeben ist, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. In dieser Zuversicht untersage ich nun, zur Ehre und zum Schutze Deiner Kirche, im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, kraft Deiner Macht und Gewalt,

> dem König Heinrich, Kaiser Heinrich's Sohn, der sich mit unerhörtem Hochmuth wider Deine Kirche erhoben hat, die Regierung des ganzen deutschen und italienischen Reiches, binde alle Christen los von dem Eide der Treue, welchen sie ihm geleistet haben und noch leisten werden, und untersage Jedem, ihm als einem Könige zu dienen.

Denn es gebühret sich, daß derjenige, welcher die Ehre der Kirche zu untergraben trachtet, selber der Ehre, die er besitzt, verlustig gehe. Und weil er es verschmähet hat, als Christ zu gehorchen, und nicht zurückgekehrt ist zu dem Herrn, den er verlassen hat, indem er mit Gebannten Gemeinschaft pflegt, vielerlei Bosheit begeht und meine Ermahnungen, wie Dir bekannt ist, verachtet, so binde ich ihn an Deiner Statt mit der Binde des Fluches, damit alle Völker es wissen und erkennen mögen, daß Du Petrus bist, der Fels, auf den der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat, welche die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen."

Dieser Brief wurde in Tausenden von Abschriften in Deutschland verbreitet und ebenso ein zweiter, „an Alle, die zu seinen Schafen gerechnet werden wollen" gerichteter Brief.

Heinrich verlachte und verspottete anfänglich das päpstliche Vorgehen; bald aber gewann die Sache ein ernstliches Aussehen. Aber hatte er nicht die deutschen Bischöfe auf seiner Seite? Wie verhielt der Papst sich gegen diese? Hatten denn diese — vom päpstlichen Standpunkte aus betrachtet — sich gegen Rom nicht weit schwerer versündigt und demnach auch größere Strafe verdient als Heinrich? Ohne Zweifel. Doch Gregor jagte jetzt einzig und allein das „königliche Wild." Alles habe seine Zeit! sagte er sich. Er ertheilte den Bischöfen keine Strafe, er ermahnte sie nur, stellte ihnen eine Frist zur Umkehr und bauete ihnen somit kluger Weise eine goldene Brücke zu sich herüber. Und nach kurzem Besinnen und aufmerksamer

Inbetrachtnahme der gegnerischen Kräfte verließen sie ihren Landesherrn und warfen sich reuig dem heiligen Vater zu Füßen.

Nun kam es darauf an, ob die weltlichen Fürsten und das Volk zu Heinrich stehen würden. Aber einmal hatte er sich die Herzen nicht zu gewinnen gewußt, so daß von vorn herein opferwilliger Sinn nicht vorhanden war, für's Andere begann alsbald der Bannstrahl seine verheerende Wirkung zu üben. Hatte doch die Kirche das Bild eines Gebannten längst mit Schrecken zu umgeben gewußt! —

„Denn wer dem Bann verfallen war, der hatte keinen Theil
Am Gnadenborn der Christenheit, an Aller Seelenheil.
Die Sünde mußt' er tragen stets, kein Priester sprach ihn los,
Den Leib des Herrn genoß er nicht, fern von der Kirche Schooß.
Kein Glöcklein klang ihm fromm und hell, das zu der Messe rief,
Kein Priester ging an seinen Sarg, wenn er im Bann entschlief;
Kein Orgelton, kein Chorgesang, kein heller Kerzenschein! —
Die ungeweihte Ruhestätt' schloß seine Asche ein."

Mehr noch, als in diesem Worte gesagt ist, sollte sich an Heinrich vollziehen. Hellen Blickes hatte Gregor den Verlauf der Bewegung vorausgeschaut. Die Bischöfe — also hatte er sich gesagt — werden den König verlassen, das Volk in seiner Mehrheit wird sich scheu von dem Gebannten abwenden, unter denjenigen Fürsten aber, die ihm seit längerer Zeit grollen, wird sich der Geist des Abfalls zu regen beginnen, und dieser Geist wird ihn dann vollends stürzen! — Eines nach dem Andern trat ein. Das Volk wich ihm scheu aus, namentlich seit der Zeit, in der die deutschen Bischöfe sich von ihm abgewandt hatten. Endlich ging die Kunde durch das Land: die deutschen Fürsten sind zu einer Reichsversammlung zusammengetreten, um zu berathen, welche Haltung gegen den gebannten König einzunehmen die Pflicht erheische. Die Versammlung fand in der That auch zu Tribur im Herbst 1076 statt. Unter dem Deckmantel der Frömmigkeit durften nun Verrath und Untreue sich machtvoll hervorwagen. Selbst des Königs Schwager Rudolf von Schwaben trat auf die Seite der Uebelwollenden, und das Ergebniß der Berathungen war der dahin gehende Beschluß, daß, falls Heinrich nicht bis zum Frühjahre Sühne gefunden, zur Wahl eines neuen Königs geschritten werden solle. Der Herzog Rudolf von Schwaben hatte diesen Beschluß um deswillen zu Stande bringen helfen, weil man in Bezug auf die Neuwahl ihn in Aussicht genommen hatte.

Das waren bittre Tage, die der damals sechsundzwanzigjährige Heinrich nach Kenntnißnahme jenes Beschlusses verlebte! Schlimmere

Tage noch sollten folgen. Schon die sich nach kurzer Zeit in ihm geltend machende Ueberzeugung, daß arge Hinterlist diesen Beschluß zu Tage gefördert habe, erschütterte ihn auf das Tiefste. Bis zum Frühjahre hatte man ihm Frist gestellt; stehe er dann noch unter dem Banne, dann solle zur Wahl eines neuen Königs geschritten werden! — Wie sollte sich denn aber Jenes bei den damaligen Verkehrswegen ermöglichen lassen! Der Winter war vor der Thür; die Ausführung einer Reise um diese Zeit nach Italien erschien als eine Unmöglichkeit. Es war offenbar: die Fürsten hatten den König bereits vollständig aufgegeben, hatten sich mit dem treulos gesinnten Rudolf von Schwaben verständigt, und es war jene Frist nur aufgestellt worden, um vor dem Volke den Schein zu retten, als ob man Sühne wünsche.

Die Treulosigkeit der Fürsten empörte den König mehr noch als die feindliche Haltung des Papstes, und er kam nach bitteren Kämpfen zu dem Entschluß, das Nothwendige zu thun, um den Papst zu versöhnen. Er wollte in seinem königlichen Amte bleiben, schon um seinen Feinden trotzen, zu gelegener Zeit aber auch Rache an ihnen ausüben zu können. Da vernahmen die Fürsten, Heinrich schicke sich an, die Reise über die Alpen jetzt auszuführen. Um ihn daran zu verhindern, verlegten sie die Alpenpässe. Heinrich wußte sie zu täuschen, indem er einen Weg über die Freigrafschaft Burgund nach Genf einschlug. Es war um die Weihnachtszeit des Jahres 1076, der Winter war so hart, daß am Rhein die Weinstöcke bis tief in die Wurzeln hinein erfroren und der Rhein über fünftehalb Monate lang eine feste Eisdecke trug. Als ein Segen erwies es sich für Heinrich, daß ihm rechtzeitig noch die Augen über seine Gemahlin Bertha aufgegangen waren! Sie, die sich ihm in der jetzigen schweren Zeit als zuverlässigster Trost und Halt bewährte, ließ es sich nicht nehmen, den Gemahl zu begleiten, ja sie führte sogar das junge Knäblein Konrad, des Vaters Augenlust, mit sich. Um eine solche Zeit hatte der von Schnee und Eis starrende Mont Cenis Wanderer selten, fürstliche Wanderer niemals gesehen. Schon das Aufsteigen war mit den größten Mühen und Gefahren verbunden; schlimmer noch war das Absteigen aus der starrenden Eis- und Gletscherwelt. Auf den gefährlichsten Stellen wurden die Frauen in Häute genäht und an Seilen hinabgelassen; die meisten Lastthiere stürzten in die Tiefen und kamen um. Nach Erduldung unsäglicher Leiden erreichte endlich Heinrich mit den Seinen die lombardische Ebene. Die lombardischen Großen stellten ihm ihre Kriegsmacht

gegen den Papst zur Verfügung und sprachen den Wunsch aus, er möchte losschlagen. Er nahm das Anerbieten nicht an, weil ihm daran lag, dem Papst Genüge zu thun, um ohne allen Zeitverlust den Bann los zu werden. Als der Papst, der sich gerade außerhalb Roms befand, von der Annäherung Heinrich's vernahm, floh er, da er weder die Absicht des Kommenden kannte, noch wußte, ob derselbe eine Streitmacht bei sich habe, in das feste, der schönen und geistreichen Markgräfin Mathilde von Toscana gehörende Bergschloß Canossa. Obgleich Mathilde eine Verwandte Heinrich's war, wußte der Papst sie doch zu bewegen, daß sie ihm Schutz zusagte. Bald ging die Meldung ein, daß Heinrich, von nur wenigen Personen begleitet, daherkomme und es einzig seine Absicht sei, den Papst durch Nachgiebigkeit zu versöhnen. Da beschloß Gregor, die Gelegenheit wahrzunehmen, um der Welt offenkundig zu zeigen, wie hoch er über dem Kaiser stehe. Trotz der Fürsprache der Markgräfin wurde dem Kaiser aufgegeben, angethan mit einem Büßergewande, entblößten Hauptes und barfuß, im Schloßhofe des Weiteren zu harren. Und also geschah es (mit Abrechnung der Nächte) in der Zeit vom 26. bis 29. Januar des Jahres 1077! — Mit wahrem Ergötzen ließ der Papst sich hinterher in einem Schreiben an einen seiner Vertrauten folgendermaßen aus: „Drei Tage stand Heinrich, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher Gestalt vor dem Thore und hörte nicht eher auf unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hülfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unseres Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Betragen verrathe mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge."

Als eine Strafe bitterster Art ist es anzusehen, was dem Kaiser widerfuhr. Hätte er sich zu rechter Zeit vor Gott gebeugt, d. i. seine begangenen Fehler wahrhaft bereut und von ihnen gelassen, ihm wäre eine solche Demüthigung vor einem italienischen Priester erspart geblieben. Die Markgräfin Mathilde war es gewesen, die, außer sich vor Erregung, den Papst einen Tyrannen gescholten hatte. Darnach ward Heinrich endlich in Gnaden vorgelassen, eine Zahl von Priestern war herbeigerufen worden, um sich an dem Triumphe des „Statthalters Gottes" zu weiden. Gab man Gott die Ehre? Nimmermehr! Der priesterliche Hochmuth war auf den Thron gesetzt worden, und vor ihm mußte das Haupt eines großen und herrlichen Volkes sich

beugen! — Und doch war damit die priesterliche Rachsucht und Ehrsucht noch nicht gesättigt. Von oben herab kündigte Gregor dem Kaiser an, es habe dieser sich nach Deutschland zu begeben, sich vorerst alles Weiteren zu enthalten und abzuwarten, wie über seine weltliche Stellung ein im Frühjahr in Deutschland unter seiner, des Papstes, persönlicher Betheiligung zusammentretender Reichstag entscheiden werde. Unter dieser Einschränkung sprach Gregor den Kaiser vom Banne los.

Die Lombarden waren empört, daß Heinrich eine solche Erniedrigung über sich hatte ergehen lassen, und Niemand von ihnen gab ihm die Ehre des Geleits auf seiner Rückreise. Als nun die dem Könige feindlich gesinnten deutschen Fürsten vernahmen, was geschehen war, beschlossen sie, ohne alle Scheu ihren Plan durchzusetzen. Sie traten zu einem Reichstage zusammen und erwählten in Rudolf von Schwaben einen Gegenkönig. Solche Untreue empörte das Volk, namentlich die Bürgerschaften Deutschlands. Ihrem Ingrimme gegen Rudolf, den man allgemein den „Pfaffenkönig" nannte, gab zuerst die Bürgerschaft von Mainz thatsächlichen Ausdruck. Denn als Rudolf sich daselbst krönen ließ, fingen sie Streit mit seinen Leuten an. Es kam zu einem allgemeinen Kampfe, und es wurde der eben gekrönte Rudolf zur Stadt hinausgetrieben. Treulos wie die Fürsten gehandelt hatten, erwies sich nun auch der Papst. Seiner Zusage an Heinrich vergessend, erklärte er sich sofort für Rudolf.

Nun sah Heinrich, wie weit er es mit seiner Nachgiebigkeit gegen einen Gregor gebracht habe! Die Vorgänge und Erfahrungen der letzten Zeit hatten ihn bis in die Tiefen der Seele erschüttert. Der Gebeugte erhob sich, schüttelte die Schwächen früherer Zeit von sich und erwies sich von da ab als ein echter Sprößling des salisch-fränkischen Herrscherstammes. Seine Haltung bewirkte, daß er bald über eine starke Macht gebot. Nun hob er den Krieg an gegen den verrätherischen Rudolf von Schwaben. Der Papst ward jetzt schwankend. Gesandte von ihm waren in beiden Heerlagern, hier wie dort Hoffnungen erweckend, Geschenke in Empfang nehmend.

Ein Mann ragte gleich von der ersten Zeit an besonders hervor unter den Kämpfern Heinrich's, der Graf Friedrich von Büren, der nach seiner kurz vor Ausbruch des Krieges auf einem Berge der rauhen Alp erbauten Burg Friedrich von Hohenstaufen genannt ward. Ihm sprach Heinrich das Herzogthum Schwaben zu, auch gab er ihm seine einzige Tochter Agnes zur Gemahlin. Dieser Herzog Friedrich ist der Stammvater des berühmten Kaiserhauses der Hohenstaufen.

Der Krieg nahm (1080) eine Wendung zu Gunsten Rudolf's. Da sandte der Papst diesem eine Krone und sprach auf's Neue über Heinrich den Bann aus. Heinrich aber ließ sich jetzt die Schrecken des Bannes nicht mehr anfechten, er erklärte den Papst für abgesetzt und stellte in Clemens III. einen neuen Papst auf. Der Sachsen Schuld war es zumeist gewesen, daß sich der Papst in die inneren Angelegenheiten Deutschlands eingemischt hatte. Seine Doppelzüngigkeit mißfiel ihnen nun auf das Höchste, und sie wandten sich von dem Könige der päpstlichen Partei, Rudolf von Schwaben, ab. Am 5. Oktober 1080 kam es an der Elster unweit Merseburg (bei Mölsen) zu einer entscheidenden Schlacht. Wir haben bei Schilderung dieses Kampfes eines andern hervorragenden Mannes zu gedenken, den wir weiterhin noch für eine andere große Sache mit dem Schwerte wirken sehen werden. Es war Gottfried von Bouillon. Wie Heinrich dem Grafen von Büren Schwaben, so hatte er dem ihm in gleicher Treue anhangenden Gottfried von Bouillon das Herzogthum Nieder-Lothringen zu Lehen gegeben. Dieser Herzog Gottfried trug nun in der Schlacht die mächtige wallende Sturmfahne. Voll Ingrimms gegen Rudolf, der an seinem König und nahen Verwandten so treulos gehandelt hatte, strebte Gottfried mit Macht darnach, ihn in der Schlacht zu erreichen. Er bahnte sich mächtigen Armes eine blutige Gasse zu ihm, erhob dann die Sturmfahne und stieß dem „Pfaffenkönige" den Schaft in den Leib. Gleichzeitig hatte Rudolf eine Wunde im Arm erhalten. Mit seinem Fall war der Widerstand der „Getreuen St. Peter's", wie man die Anhänger Rudolf's nannte, gebrochen. In Merseburg wurde dem schwerverwundeten Rudolf die rechte Hand abgenommen. „Sehet", sagte er mit Seufzen, „das ist die Hand, mit der ich dem Könige Heinrich Treue schwor. Nun muß ich Reich und Leben lassen. Ihr aber, die ihr mich dahin brachtet, den Thron meines Königs zu besteigen, fraget euch selbst, ob es der rechte Weg war, den ihr mir zeigtet!" — Er starb vier Tage darauf; im Dome zu Merseburg aber zeigt man heut noch die verdorrete Hand des Treulosen.

Es war anders gekommen, als der Papst gehofft und gewünscht hatte. Mit der Miene des Propheten war von ihm verkündet worden: „In diesem Jahre wird der falsche König untergehen!" — Nun war Rudolf gefallen! — Man hatte diesem im Dome zu Merseburg eine Grabstätte bereitet. Bei einem Besuche des Domes that Heinrich auf die Bemerkung eines Freundes, die Gebeine des Verräthers müßten hinausgeworfen werden, die Aeußerung: „Wollte doch Gott,

daß alle meine Feinde so schön begraben lägen!" — Er dachte an seinen ingrimmigsten Feind, den Papst Gregor, und hielt es für erforderlich, diesem nun einen zweiten Besuch — aber nicht im Büßergewande, sondern in der Eisenrüstung — zu machen. Mit Heermacht zog er gen Rom und eroberte es nach hartnäckiger Belagerung. Gregor hatte sich in die feste Engelsburg geflüchtet; vorher war der Normannenherzog Robert Guiscard von ihm bei allen Heiligen beschworen worden, den deutschen Tyrannen aus Rom zu vertreiben. Nicht um des Papstes, aber um der Gelegenheit willen, einmal auf einige Zeit den Herrn von Rom spielen zu können, kam Robert Guiscard alsbald mit einem großen Heere dahergezogen. Dieser Macht fühlte sich Heinrich nicht gewachsen, weshalb er sich zurückzog und nach Deutschland ging. Guiscard ließ es sich jedoch nicht nehmen, in Rom einzurücken, und es wurde von ihm und seinen Schaaren die Stadt gänzlich ausgeplündert. Die Römer fluchten dem Papst, dem sie diese Unheil zu verdanken hatten, und da derselbe es nun nicht wagte, sich vor ihnen sehen zu lassen, ging er unter des Normannenfürsten Schutz freiwillig in die Verbannung nach Salerno, wo er im Jahre darauf (1085) starb.

## Heinrich IV. letzte Zeit.

Während Heinrich in Rom war, wählten die ihm feindlichen deutschen Fürsten in den Grafen Hermann von Lützelburg oder Luxemburg einen neuen Gegenkönig. Weil die Wahl in Eisleben stattgefunden hatte, das sich vorzugsweise mit dem Anbau des Knoblauchs beschäftigte, nannte das Volk den Gewählten spottweise den Knoblauchskönig. Gegen ihn hatte Heinrich zunächst zu kämpfen, doch entsagte derselbe, von seiner Partei nicht genügend unterstützt, im Jahre 1088 freiwillig seiner Würde. Bald darauf erhob die dem Kaiser feindliche Partei in Italien wieder ihr Haupt. Sie erwählte den Papst Urban II., und es gelang ihr, Konrad, den ältesten Sohn Heinrich's, der von dem Vater als Statthalter in Italien zurückgelassen worden war, zum Abfalle von diesem zu bewegen. Heinrich mußte den Schmerz erleben, zu hören, daß Konrad sich habe zum Könige von Italien krönen lassen. Lange blieb jedoch dieser nicht in dem Genuß des Gutes, das seine Untreue ihm eingetragen hatte; er starb schon wenige Jahre nach seinem Abfall. Inzwischen hatte Heinrich seinen zweiten Sohn, der seinen Namen führte, zu seinem Nachfolger erwählen lassen.

Aber auch ihn wußte die dem Kaiser feindlich gesinnte Geistlichkeit nach einiger Zeit auf dieselbe Weise, in der es ihnen mit Konrad gelungen war, gegen den Vater aufzureizen, der ja – im Bann sich befindend — der zeitlichen und ewigen Strafe verfallen sei, und mit dem in Verbindung zu bleiben auch die engste Blutsverwandschaft nicht gestatte. In der Schule des Truges erwies sich der junge Heinrich als ein äußerst gelehriger Schüler. Nachdem der König Heinrich und der Kaiser Heinrich eine Zeit lang gegen einander im Felde gestanden hatten, sandten dem Letzteren die rheinischen Städte eine starke Hülfsmacht. Nun beschloß der König Heinrich, den Weg der List zu betreten, um die Oberhand über den Vater zu gewinnen. Er spielte den Reuigen und ließ den Vater bitten, ihm eine Zusammenkunft zu gewähren. Als der Kaiser den Sohn sich gegenüber sah, der ihn so treulos verlassen, ja der gegen ihn im Kampfe gestanden hatte, überwältigte ihn der Schmerz dermaßen, daß er zu Boden stürzte. In Thränen gebadet sagte er darauf: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen gestraft sein soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn wie ziemte es sich für einen Sohn, sich zum Richter über des Vaters Sünden aufzuwerfen!“ — Nun sank der Heuchler dem Vater zu Füßen, ihm zuschwörend, daß der Bann an Allem schuld gewesen, und daß es sein einziger Wunsch sei, den Vater mit der Kirche zu versöhnen, weshalb er ihn anflehe, ihn nach Mainz zu begleiten, um durch den dortigen Erzbischof das Werk der Loslösung vom Bann betreiben zu lassen. Der Vater trauete dem Heuchelworte, entließ sein Heer und folgte dem Sohn zunächst nach Bingen. Dort sagte dieser dem Vater, es sei ihm eben vom Erzbischof vom Mainz eine Kunde zugegangen, dahin lautend, daß derselbe sich weigere, dem gebannten Kaiser die Thore seiner Stadt zu öffnen. In Betracht dessen rathe er dem Vater, zu seiner Sicherheit einstweilen in der Burg Böckelheim (bei Kreuznach) seinen Aufenthalt zu nehmen; er werde des Kaisers Sache in kürzester Frist zu günstiger Entscheidung zu bringen wissen. Kaum aber hatte der Kaiser die Burg betreten, so wurde ihm zu erkennen gegeben, daß er Gefangener sei, und er ward nun mit Härte als solcher behandelt. Man versagte ihm die Trostesspende geistlichen Zuspruchs, nach der er in seinem unerhörten Weh verlangte, man versagte ihm jede gewohnte körperliche Bequemlichkeit. Dann ward der ergrauende Fürst, der die Fehler früherer Zeit überreich büßte, nach Ingelheim gebracht, und dort, im Palast Karl's des Großen, wußten sein Sohn, der Bischof von Mainz und

eine Zahl von Fürsten ihn dermaßen zu bedrängen und zu beängstigen, daß er — ähnlich, wie es einst von Ludwig dem Frommen geschehen — unter Thränen und Seufzen sich laut als einen großen Sünder bekannte, der unwürdig sei, fürder die Krone zu tragen. Bei diesem Vorgange waren einem und dem andern der harten Kriegsmänner Thränen aus den Augen gebrochen, der junge Heinrich aber war todtenkalt geblieben, und der Kaiser las es auf dem Angesichte desselben, daß ihm wohl noch härtere Pein zugedacht sei, als diejenige war, die er auf der Burg Böckelheim zu erdulden gehabt hatte. Deshalb nahm er die Gelegenheit wahr und floh nach Lüttich. Das Volkserbarmen war auf seiner Seite, Städte des Rheins rüsteten sich für ihn, und wieder stand ein Krieg zwischen Vater und Sohn in Aussicht. Da brach des Vaters Herz vor Kummer (7. August 1106).

Die Stadt nahm den tiefsten Antheil an dem Todesfalle, der Bischof sah sich genöthigt, die feierliche Beisetzung in der Lambertikirche zu veranstalten, in der Kirche umdrängte das Volk den Sarg, und es wurden dem Kaiser unter Thränen die Hände geküßt.

Aber auch in der Gruft sollte Heinrich noch nicht Ruhe finden. Die übrigen deutschen Bischöfe nahmen in einer Versammlung die Frage in Berathung, ob ein „Gebannter" also mit kirchlichen Ehren begraben und in einer geweihten Gruft ruhen dürfe, und da sie das verneinten, erzwangen sie es von dem Bischofe zu Lüttich, den Sarg aus der Gruft entfernen und auf einer kleinen Maßinsel aufstellen zu lassen. Es wurde dem Verstorbenen nicht gegönnt, in dem Schooße der Erde zu ruhen. Ein alter Mönch, der kürzlich aus Jerusalem zurückgekehrt war, sang aus freiem Antriebe und ohne um Erlaubniß bei den geistlichen Obern gefragt zu haben, Tag und Nacht Bußpsalmen vor dem Sarge. Nach einiger Zeit ließ König Heinrich V. den Sarg nach Speier führen und ihn in der Marienkirche, die von dem verstorbenen Kaiser erbaut worden war, beisetzen. Es war dies ohne Befragung des Bischofs zu Speier geschehen. Sogleich verbot derselbe allen Gottesdienst in der Stadt, und er ließ die Kirchen erst wieder öffnen, als die geängstigten Bürger sich dazu verstanden, die Gebeine des im Bann Gestorbenen aus der Gruft zu heben und in einer ungeweihten Kapelle beizusetzen. Fünf Jahre stand der Sarg hier noch über der Erde. Dann, als der Bann auf Betrieb Heinrich V. von Rom aus als aufgehoben erklärt worden war, ward der Sarg unter feierlichem Gepränge in der Erbgruft der Salier beigesetzt (1111). Der gottlose Sohn, Heinrich V., regierte bis 1125, segenslos, ver-

achtet von allen Rechtschaffenen. Er starb ohne Nachkommen, und es erlosch mit ihm das salisch-fränkische Kaisergeschlecht.

Zu merken ist noch aus der Zeit Heinrich V., daß auch er vielfach in Streitigkeiten wegen der Laien-Investitur mit Rom verwickelt war, und daß auch über ihn auf eine Zeit der Bann verhängt ward. Es geschah sogar, daß Heinrich den Papst in Rom gefangen nahm und ihn längere Zeit festhielt. Endlich einigten sich Kaiser und Papst, und es kam (1122) ein Vertrag, das Wormser Concordat, zu Stande. Nach diesem Vertrage fand die Wahl der Bischöfe und Aebte durch die Geistlichkeit, aber in Gegenwart des Kaisers oder eines Bevollmächtigten des Kaisers statt. Ring und Stab, die Zeichen der geistlichen Würde, die Bischöfe und Aebte empfingen, ertheilte demnach die Kirche; in Betreff der weltlichen Rechte und Besitzungen, Regalien genannt, dagegen blieb der Kaiser Lehnsherr. Er verlieh weltliches Recht und weltlichen Besitz; das Zeichen der Ertheilung war ein Scepter, das der Kaiser oder sein Bevollmächtigter überreichte.

## Wilhelm der Eroberer.

Wie in Britanien und im südlichen Italien, hatten sich Normannen auch in dem nordwestlichen Küstenstriche des heutigen Frankreichs festgesetzt, und es war ihnen unter den schwachen Nachfolgern Karl's des Großen, wie oben (S. 227 und 230) erzählt wurde, Land abgetreten worden. Sie vergrößerten ihr Gebiet durch Eroberungen, und es entstand auf diese Art das Reich der Normandie, das zeitweise sehr mächtig war. Die eisenfesten Nordlandsrecken nahmen hier nach und nach mildere Sitten an und begründeten ein staatliches Leben, durch das die Normandie sich fortgesetzt mehr vor Frankreich auszeichnete. Nachdem die Normannen zum Christenthume übergetreten waren, fand die französische Sprache Eingang bei ihnen, aber sie verliehen derselben, wie Macauley nachweist, bald eine Würde und Bedeutung, die sie vorher nie besessen hatte. Sie gaben dem vorgefundenen Sprachgemenge durch die Schrift eine feste Form und bedienten sich ihrer in der Gesetzgebung, in der Poesie, in dem Roman. Es begann ein gewisser Luxus unter ihnen heimisch zu werden. „Nicht in Massen von Speisen und in großen Gefäßen mit starken Getränken", sagt Macauley, „entfaltete sich dieser Luxus, sondern in großen und prächtigen Bauwerken, kostbaren Rüstungen, schönen Pferden, auserlesenen Falken, wohlgeordneten Turnieren, mehr feinen als über-

ladenen Gastmälern und in Weinen, die sich mehr durch Wohlgeschmack als berauschende Kraft auszeichneten. Jener ritterliche Geist, der auf die Politik, die Moral und die Gesittung aller europäischen Nationen einen so mächtigen Einfluß ausgeübt, stand bei den normannischen Edlen in hoher Blüthe; sie zeichneten sich durch anmuthige Haltung und einnehmende Manieren aus, nicht minder auch durch ihre Gewandtheit in Unterhandlungen und durch eine natürliche Beredtsamkeit, die sie eifrig pflegten. Einer der normannischen Geschichtsschreiber sagt rühmend, daß die Edlen seines Stammes Redner von der Wiege auf seien. Ihren größten Ruhm aber errangen sie durch ihre kriegerischen Thaten. Vom atlantischen Ocean bis zum todten Meere waren die Länder Zeugen von den Wundern ihrer Kriegszucht und Tapferkeit. Ein normannischer Ritter an der Spitze eines Häufleins Krieger versprengte die Celten bei Connaught. Ein Anderer gründete (S. 269) das Normannenreich in Unteritalien und sah die Kaiser des Nord und West vor seinen Waffen fliehen. Ein Dritter, der Ulysses des erstes Kreuzzuges, ward von seinen Gefährten zum Beherrscher von Antiochien ernannt, und ein Vierter, jener Tancred, dessen Name in Tasso's erhabenem Gedicht fortlebt, wurde von der ganzen Christenheit als der tapferste und großmächtigste unter den Kämpfern des heiligen Grabes gepriesen. Die Nähe eines so bedeutenden Volkes begann frühzeitig seine Wirkung auf den Volksgeist in England zu äußern. Englische Prinzen erhielten schon vor der Eroberung ihre Erziehung in der Normandie." Nach Alfred des Großen Zeiten waren die Dänen noch einmal zur Herrschaft über England gelangt. Dem Dänenkönige Kanut dem Großen (1017—1036) gelang es sogar, England mit Dänemark und Norwegen zu einem Reiche zu vereinigen; seine Söhne aber wurden vertrieben, und ein Abkömmling des angelsächsischen Königsgeschlechts, Eduard der Bekenner, bestieg (1041) den englischen Thron. Dieser Eduard hatte ebenfalls seine Jugendzeit an dem herzoglichen Hofe in der Normandie verlebt. Zurückgekehrt nach England, vermochte er sich mit den derben Sitten seiner Landsleute nicht zu befreunden, und seine Anhänglichkeit an das Land seiner Jugend war so groß, daß er, dem das Geschick Söhne versagt hatte, dem Sohne des ihm verwandten Herzogs Robert von der Normandie, Wilhelm, die Erbfolge heimlich versprach. Auf die Erbfolge rechnete aber der dem englischen Königsgeschlechte näher verwandte englische Graf Harald, der von jenem Abkommen keine Ahnung hatte. Er sollte auf wunderbare Art Kunde davon empfangen. Auf einer Seefahrt an die Küste Frankreichs verschlageu, ward er daselbst von

Räubern gefangen genommen. Der junge Herzog Wilhelm von der Normandie befreite den Gefangenen und bereitete ihm an seinem Hofe zu Rouen eine gastliche Aufnahme. Die jungen Helden wurden in kurzer Zeit Vertraute, Wilhelm entdeckte dem Gastfreunde die von dem Könige Eduard getroffene Bestimmung wegen der Erbfolge und fügte die Bitte hinzu, Harald möge seiner Zeit ihm in Treue beistehen. Harald gelobte dies dem Herzoge Wilhelm mit Hand und Mund. Darauf kehrte er nach England zurück. Nach einiger Zeit aber bereuete er, jene Zusage gemacht zu haben, und der Ehrgeiz verleitete ihn dazu, mehr noch als früher dafür zu wirken, daß das Land ihn als den einzig berechtigten Nachfolger anerkenne. Seine Partei bedrängte den König, eine dahin lautende Erklärung abzugeben. Eduard zögerte; da überraschte ihn (1066) der Tod.

Herzog Wilhelm jagte im Walde bei Rouen, als ihm in einem Schreiben angezeigt ward, daß Eduard gestorben sei und Harald unter Zustimmung des Volkes die Königswürde angenommen habe. Der Bogen fiel ihm aus der Hand, Niemand wagte es an diesem Tage, den Ergrimmten anzureden. Gesandte, durch die er Harald an sein Gelöbniß erinnern ließ, wurden von diesem zurückgewiesen, und als Wilhelm darauf mit Krieg drohete, vertrieb Harald alle Normannen aus England. Nun rüstete Wilhelm mit aller Macht. Tapfere Männer aus Nah und Fern strömten unter seine Fahnen, und bald zählte sein Heer 60,000 streitbare Männer. Harald ließ große Schiffe bauen, um dem Feinde die Landung zu wehren. Da fiel sein Bruder Tosti, den er vor einiger Zeit verbannt hatte, mit starker Macht in England ein, und während Harald im Norden des Landes gegen diesen stritt, landete Wilhelm mit seinem Heere an der Südküste Englands. In Eilmärschen führte Harald sein Heer herzu und traf auf den Feind bei Hastings. Seine Truppen waren ermüdet, Freunde riethen, dem Heer einige Ruhetage zu gönnen. „Wie", rief Harald, „sollen die Normannen denken, wir fürchten uns? Ueberdies wird ein müder Mann rüstig, sobald sich ihm Aussicht auf Kampf bietet!" In der Frühe des nächsten Tages (14. Oktober 1066) rückte er gegen den Feind vor, der sich zum Kampfe aufstellte. In der aufgehenden Sonne blitzten hüben und drüben die Waffen. Da sah man dem Normannenheere einen herrlichen Ritter voranreiten, einen Mann, „den das Geschmeide des Waffenschmieds wie das des Dichters zierte." Der sangeskundige und heldenkühne Taillefer war es, der von seinem Kriegsherrn, dem Herzoge Wilhelm, es sich erbeten hatte, den Kampf zu eröffnen. Wie sang der Held so herrlich das Lied von Roland,

Oliver und all den Tapfern, die zur Zeit Karl's des Großen im Thale zu Ronceval gefallen waren! Weithin hallte es, staunend und schweigend hörten es Freund und Feind, die Herzen der Normannen aber wurden entzündet von Kampfeswonne und Sangeslust, und das ganze Heer stimmte ein in den oft vernommenen Heldengesang. Noch etwas Anderes regte die Verwunderung der Engländer an und nahm ihre Aufmerksamkeit gefangen. Spielend warf Taillefer eine Zahl von Schwertern in die Luft und fing sie wieder. Doch nun geschah es, daß eins der Schwerter nicht in seine Hand zurückkam, es hatte ein anderes Ziel gefunden: die Brust eines englischen Bannerträgers, der mit seinem Heerzeichen lautlos zusammenbrach. Entsetzt drängten sich die Engländer aneinander, die Normannen aber erhoben lauten Kriegsruf und stürmten daher. Alsbald begann ein grauenvoller Kampf, und mitten in den Kampfeswogen sah man Wilhelm und Harald heldenmüthig streiten. Wilhelm, der darin dem Griechen-Helden Odysseus glich, daß auch seinen Bogen kein Anderer zu spannen vermochte, hieb sich eine blutige Gasse tief in den Feind hinein, denn er strebte darnach, den verhaßten Harald zu erreichen, der ihm die Treue gebrochen hatte. Da wurde ihm mit Streitäxten sein Roß erschlagen, er stürzte, er schien verloren. Graf Eustag hieb ihn heraus aus dem blutigen Knäuel. Wilhelm sprang auf ein anderes Roß, das ledig seines Reiters war. Auch dies Roß und darnach ein drittes wurde ihm getödtet. Wie er, verrichtete Harald Wunder der Tapferkeit. Stunde auf Stunde verging, die Sonne stieg höher und höher, sie begann sich zu senken, roth war die zerwühlte Erde von Blut, roth besprengt waren Kämpfende und die Rosse, und immer noch neigte sich der Sieg weder hierhin noch dahin. Das Fußvolk der schwergewaffneten Engländer bildete einen Kern, der unauflösbar zu sein schien. Ihn zu lockern, wandte Wilhelm jetzt eine List an. Auf sein Zeichen führten die Normannen eine verstellte Flucht aus. Mit lautem Ruf, des Sieges sich für gesichert haltend, stürmten die Engländer Jenen nach. Plötzlich brach von beiden Seiten Reiterei in ihre Reihen ein. In diesem Augenblicke ward auch Harald durch einen Pfeil, der ihm durch das Auge gedrungen war, niedergestreckt. Das Geschick des Tages war zum Unheil der Engländer entschieden. Eine Zeit lang kämpften sie noch wie Löwen. Als aber ihr Hauptbanner mit dem auf goldenem Grunde gewobenen Bilde eines Kriegers in die Gewalt der Normannen gefallen war, wichen sie und überließen dem Feinde das Schlachtfeld. Wilhelm hatte den Sieg theuer erkauft; 15,000 Normannen deckten das Schlachtfeld, größer aber

war die Zahl der gefallenen Engländer. Die Nacht war angebrochen, der Mond aufgestiegen. „Welch ein Anblick bei Mondes- und Sternenschein, wie in dem Zelte des Siegers, nahe der Stätte, wo König Harald gefallen war, die Lichter erglänzten, — wie er mit seinen Mannen innerhalb des Lagers beim Zechgelage sich erfreute, — wie außerhalb Krieger mit Fackeln langsam auf- und abgingen, um Harald's Leichnam unter dem Haufen der Erschlagenen zu suchen, — wie dieser Kriegsheld in seinem goldenen Kleide und mit prächtigen Edelsteinen ganz zerfetzt und mit Blut bedeckt tief unten am Boden lag, und die normannischen Löwen auf dem Schlachtfelde Rundwach hielten!" — Die Mutter Harald's bot Gold für den Leichnam des Sohnes, so viel als er schwer war. Wilhelm gab ihn ohne Lösegeld. Auch in anderen Dingen handelte er als großmüthiger Sieger. Jetzt rückte er gegen London vor, das ihm nach kurzem Widerstande die Thore öffnete. Seine Leutseligkeit gewann ihm schnell die Herzen, und am ersten Weihnachtstage des Jahres 1066 ward er unter Zustimmung der Grafen und Barone des Reichs von dem Erzbischofe von York zum König von England gekrönt.

Wilhelm, der den Beinamen der Eroberer erhielt, regierte als König über England von 1066 bis 1087, er war demnach ein Zeitgenosse Heinrich IV. von Deutschland und des Papstes Gregor VII. Unter ihm empfing das englische Leben ein gänzlich neues Gepräge. Seinen normannischen Großen, die ihm bei Hastings hatten die Krone erstreiten helfen, gab er die großen Güter des Reiches, sie ertheilten wieder Unter-Lehen, und so wandelte sich England in einen Feudalstaat, ähnlich dem des Frankenreiches unter Karl dem Großen. Die französisch-normannische Sprache ward Amts- und Sprache der Mächtigen, darnach mehr und mehr Volkssprache. Ein Rest der britischen Sprache blieb bestehen und wurde verflochten mit der normannisch-fränkischen Sprache. In seiner letzten Zeit ließ Wilhelm ein Verzeichniß der großen Güter des Königreichs aufnehmen, Domesdeibook genannt, das 700 Baronen und 66,215 Ritterlehen aufweist. Grafen und Barone, Bischöfe und Aebte waren der Verpflichtung der Heeresfolge unterworfen. Gregor stellte an Wilhelm das Begehren, ihm zu huldigen und sich zur Zahlung des sogenannten Peterpfennigs zu verpflichten. Unter letzterem Namen war früher von angelsächsischen Königen freiwillig eine Gabe an Rom entrichtet worden, die weiterhin von Rom als Pflichtgabe und zugleich als Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit angesehen ward. Wilhelm verstand sich zur Zahlung des Peterpfennigs, versagte aber dem Papst die Huldigung,

verbot auch seinen Bischöfen die Betheiligung an einer von Gregor ausgeschriebenen Kirchenversammlung. Als er das Ende seiner Tage sich nahen fühlte, hielt er ernste Rückschau auf sein Leben und suchte Wunden zu heilen, die er in raschem Eifer geschlagen hatte. An Ortschaften, die durch den Krieg gelitten hatten, gab er Entschädigung, Kirchen und Klöster empfingen von ihm reiche Geschenke. Dann traf er seine Bestimmungen über die Erbfolge. Sein ältester Sohn Robert erhielt die Normandie und die Grafschaft Maine, den zweiten Sohn, Wilhelm, ernannte er zum König von England, der dritte Sohn empfing das Erbgut der Mutter und eine ansehnliche Geldsumme. Darauf zog sich der Fürst in ein Kloster zu Rouen zurück, woselbst er nach kurzer Zeit, 62 Jahr alt, starb.

# Der erste Kreuzzug.

## Veranlassung.

Die Kreuzzüge bieten im Großen und Ganzen die Erscheinung von Völkerwanderungen dar. Mit Ausnahme des Zuges der Cimbern und Teutonen, der von Nord nach Süd, und des Zuges der Mauren, der von Süd nach Nord ging, hatten die Völkerwanderungen bisher ihre Richtung von Ost nach West. Jetzt tritt die Erscheinung ein, daß mächtige Völkerwellen sich — innerhalb eines Zeitraums von zwei Jahrhunderten, des elften und des zwölften, — von West nach Ost bewegen.

Man hat berechnet, daß die Kreuzzüge der europäischen Welt nicht unter sechs Millionen Menschen gekostet haben; das will sagen, es hat eine solche Zahl von Europäern auf den Kriegszügen, die wir mit jenem Namen bezeichnen, im Morgenlande ihr Grab gefunden.

Was war die Ursache einer so mächtigen Bewegung? Welche Folgen hatte sie? Das sind wichtige Fragen, die sich uns sofort aufdrängen.

Begnügen wir uns mit dem, was die Oberfläche des geschichtlichen Lebens uns bietet, so sind die Antworten schnell und leicht gegeben. Dann sagen wir: der fromme Sinn begehrte, daß die Christenheit in den Besitz des heiligen Grabes, Jerusalems, wo möglich Palästinas gelange. Der Zweck ward durch Darangabe unerhörter, blutiger Opfer erreicht; jedoch ging das Gewonnene — der Besitz der heiligen Orte — nach einiger Zeit wieder verloren. Nähere Betrachtung jedoch wird uns sowohl die tieferen Ursachen der mächtigen Bewegung enthüllen, als sie uns auch zeigen wird, daß, als jene heiligen Stätten wieder verloren gegangen waren, die Christenheit einen heiligen Boden anderer Art gewonnen hatte, einen Boden, auf dem später das Fundament des erhabenen Baues errichtet ward, den wir Reformation nennen.

Beschäftigen wir uns zunächst mit den Ursachen der Kreuzzüge.

Seitdem Constantin's Mutter Helena über der Grabesstätte des Heilandes einen marmornen Tempel hatte aufführen lassen, war es fortgesetzt vielfach geschehen, daß Europäer nach Jerusalem wallfahrteten. Vorherrschend war religiöser Sinn das Treibende der Pilgerfahrten. Jedoch auch der Aberglaube zeigte sich dabei als mitwirkend, bei vielen Pilgern als vorherrschend wirkend. Es hing dies damit zusammen, daß die Gottesverehrung mehr und mehr eine äußere Dienstbarkeit geworden war. Hielt man zu jener Zeit dafür, daß eins der Hauptmittel, den Himmel zu gewinnen, darin bestehe, in einem Mönchsgewande begraben und namentlich schon auf dem Sterbebette mit einem solchen bekleidet zu werden, so mußte es als noch unzweifelhafter erscheinen, jenen Zweck zu erreichen, wenn man auf den heiligen Stätten zu Jerusalem bete und dort aus Priestermund die Zusicherung vollkommenster Sündenvergebung empfange. Das klare Wort der Lehre Jesu, das den Ort des Gebetes als etwas Nebensächliches, dagegen das Anbeten im Geist und in der Wahrheit, d. i. das sehnsüchtige Verlangen und Bemühen, sein Fühlen, Denken und Handeln von dem Geiste des Heilandes beeinflussen zu lassen, als das allein zur Seligkeit Dienende bezeichnet, war gerade von den Priestern dem geistigen Gesichtskreise der Menge fern gehalten, oder es war durch sophistische Auslegung verdunkelt worden, weil sie selbst, wenn es in seinem strahlenden Glanze von ihnen dem Volke gezeigt worden wäre, ihrem einträglichen kirchlichen Geschäft Abbruch gethan und das Gericht über sich hereingerufen hätten. Wie mancher Fürst und Ritter, der die erforderlichen Reisemittel besaß, und der auch zu dem Entschluß gekommen war, die Pilgerfahrt zu unternehmen, nahm nicht Anstand, vorher seine Sündenlast noch durch Ausführung einer und der anderen That zu vergrößern, weil er sich zum Trost sagte: das Neue werde mit dem Alten zugleich dort abgenommen! Warum da sparen und an sich halten! — Wer heimkehrte, war schneeweiß, ja, wenn er obendrein auch noch gut eingezahlt hatte für Ableistung von Messen für sich, so konnte er schon noch Eines und das Andere in der Sicherheit auf sein Gewissen nehmen, daß die Strafe dafür durch Priester „heruntergebetet" werden würde. Häufte sich jedoch wieder zu viel Last, nun, so verordnete ihm sein Beichtvater — ähnlich wie heut der Hausarzt den Besuch eines Bades verordnet — die Wiederholung der Fahrt. Doch begaben sich auch mittellose Leute nach Palästina. Sie bettelten sich durch. Wer im wallenden Pilgergewande, den muschelbesetzten Hut und den langen Pilgerstab tragend,

daher kam, fand offene Hände und Herzen, — auf dem Hinweg, da der Gebende die Zusicherung gewann, daß an heiliger Stätte für ihn mitgebetet werden würde, — auf dem Rückwege, weil Jeder, der am Grabe gebetet hatte, in dem Urtheile des Volkes mit einem Scheine der Heiligkeit umgeben war.

Das war so durch Jahrhunderte gegangen. Von der Zeit aber an, in der Palästina unter die Herrschaft der Araber gekommen war, die griechischen Kaiser zu Constantinopel mithin ihre Herrschaft über dasselbe verloren hatten, waren in Bezug auf die Ausführung von Pilgerfahrten Störungen eingetreten. Khalifen von der Gesinnung eines Harun al Raschid litten es nicht, daß von mohamedanischen Priestern Haß gegen die Pilger erregt ward. Im zehnten Jahrhundert gelangten die aegyptischen Khalifen zur Herrschaft über Palästina. Von da ab wurde die Lage der in Palästina wohnenden Christen eine bedrängte, und auch die Pilger hatten mehr oder weniger Anfechtungen zu erdulden. Noch schwieriger gestaltete sich Eines und das Andere von der Zeit an, in der Palästina unter die Herrschaft der Seldschucken kam. Die Christen wurden vielfach mißhandelt, es fanden bei ihren Andachtsübungen Ueberfälle statt, es wurden die geweihten Orte ihres Schmuckes beraubt.

Bittere Klagen erschollen durch Europa. Uebertrieben auch, wie es immer geschieht, die Gerüchte, so stellte sich bei näherer Nachforschung doch genug des Anlasses heraus, den Mohamedanern zu grollen. Nun war manchem reichen Sünder die Gelegenheit genommen, seiner Sündenlast ohne besondere Mühe los und ledig zu werden. Viele wurden von der Vorstellung, daß ihnen nun in Aussicht stehe, vielleicht Jahrtausende lang im Fegefeuer zu brennen, von Wuth gegen die Mohamedaner erfüllt, die ja doch, wie sie meinten, einzig und allein solch Unheil über sie brächten. Diejenigen Personen, die nicht Willens gewesen waren, eine Pilgerreise auszuführen, waren dennoch betreten. Die Möglichkeit, stellvertretende Pilger auf gemeinschaftliche Kosten zu senden, — ein vielfach geübter Gebrauch — war ihnen nun abgeschnitten, es war auch mit der Aussicht vorbei, durch Pilger besonders heilsam wirkende Reliquien zu erhalten. Wahrhaft fromme Gemüther waren erschüttert in dem Gedanken, daß es eine Schmach für die gesammte Christenheit sei, die Entweihung des Bodens, auf dem der Heiland gewandelt, zu dulden. Die griechischen Kaiser wurden geschmäht, daß sie sich von den Mohamedanern die Herrschaft über Palästina hatten entwinden lassen, und man erinnerte sich mit Selbstgefühl daran, wie anders

das Abendland dem Andrange der Araber zu widerstehen gewußt hatte. Zwei Jahrhunderte früher waren ja die Mohamedaner der Nordküste Afrikas, die Mauren, nachdem sie sich in Spanien festgesetzt hatten, gegen das Frankenland vorgedrungen, um sich die Herrschaft über das Abendland zu erstreiten. Der „Hammer" (Karl Martell) hatte sie zermalmt; später war der Mauren Herrschaft in Spanien durch Karl den Großen erschüttert worden. Dies führte auf den Gedanken: Vermag es das elend gewordene griechische Kaiserthum nicht, nun gut, so fällt uns abendländischen Christen die Pflicht zu, Palästina von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien und diese auf's Haupt zu schlagen, wie einst (bei Tours und Poitiers) die Mauren von Karl Martell auf's Haupt geschlagen wurden!

Solche Anschauungen hatten sich schon zur Zeit des gewaltigen, geistlichen Cäsars Gregor VII, des grimmen Feindes Heinrich's IV, bemerkbar gemacht, und es waren von ihm dieselben in ernsten Betracht gezogen und mit seinen übrigen hochfliegenden Plänen in Verbindung gebracht worden. Wie, wenn er die Glut zur Flamme anfachte, und wenn er diese lenkte, wie es dem Vortheil des Papstthums entsprach! — Müßte es nicht, sagte er sich, für ihn ein Ruhm sonder Gleichen sein und zugleich die Christenheit dem Papstthum auf das Tiefste verpflichten, wenn das Werk der Befreiung Palästinas durch sein Eingreifen zu Stande gebracht würde! Und welche weitere Aussichten knüpften sich an solches Ergebniß! Er sah die Herrschaft des päpstlichen Stuhles zu Rom sich ausdehnen! Gehen die abendländischen Fürsten, sagte er sich, nach dem Morgenlande, so werden sie, falls ihre Waffen siegreich sind, mit nichten sich damit begnügen, den Mohamedanern Palästina abzunehmen, sie werden sich vielmehr auch anderer Provinzen des Araberreiches bemächtigen, und während sie dann ihre weltlichen Vortheile verfolgen, werde ich die geistlichen Vortheile des päpstlichen Stuhles wahrzunehmen wissen, der dann mit Leichtigkeit Herrschaft über die in jenen Landstrichen lebenden Christen gewinnen wird, die jetzt unter der Botmäßigkeit der ketzerischen Patriarchen von Constantinopel stehen! — Mehr noch! Es schloß sich die Hoffnung daran, die abendländischen Fürsten würden, hätten sie nur erst im Morgenlande festen Fuß gefaßt, das griechische Kaiserthum stürzen, wonach dann die gesammte Christenheit wieder in Rom ihren Mittelpunkt sehen würde. So hochfliegende und weitgehende Pläne bewegten sich in dem cäsarischen Haupte Gregor's, und er würde unzweifelhaft auch Anstalt gemacht haben, jene Pläne in Angriff zu nehmen, hätten die Kämpfe, in die ihn seine Herrschsucht

mit Heinrich IV verwickelt hatte, kürzere Zeit gewährt, als es der Fall war. Seine vertrauten Auslassungen aber über den bezeichneten Gegenstand blieben in dem römischen Clerus lebendig und harrten der günstigen Stunde, um neugestaltend in die Verhältnisse einzugreifen.

Die günstige Stunde war da, und nun fand sich noch ein besonderer Anlaß, innerhalb des Clerus zu Rom jenen Plan lebhaft in Erinnerung zu bringen.

Ein Einsiedler, der früher Soldat gewesen war, Peter von Amiens, unternahm die Pilgerfahrt nach Jerusalem. Er war ein Mann von geringer Bildung, aber dabei lebhaften Geistes und von volksthümlicher Beredsamkeit. Dieser Mann erschien nach seiner Rückkehr vor Papst Urban II, schilderte ihm in glühenden Farben die Noth der Christen im heiligen Lande und behauptete von Gott den Ruf empfangen zu haben, für die Befreiung des heiligen Landes von dem Joche der Ungläubigen zu wirken. Als er in der Kirche der Auferstehung zu Jerusalem, versunken in Andacht, auf den Knieen gelegen, da habe er deutlich des Erlösers Ruf vernommen: „Stehe auf, Peter, eile mit deinem Werk, verkünde das Leiden meines Volkes, verkünde aber auch, daß Jerusalem von dem Joche der Ungläubigen befreit werden solle!"

Papst Urban erkannte sogleich, daß sich der phantastische Einsiedler trefflich eigne, den Zwecken des Papstthums dienstbar zu sein, ihm für das eigene Auftreten den Boden zu lockern. Er beauftragte ihn, in Italien, Frankreich und Deutschland das Kreuz, das ist der Kampf gegen die Mohamedaner, zu predigen. Nun zog Peter durch Stadt und Land und hielt seine Reden vor dem Volk. Er schilderte in beweglichen Worten die Leiden der in Palästina wohnenden Christen, wie die Gefahren, denen die Pilger ausgesetzt seien; dazwischen weinte und betete er. Es geschah nicht selten, daß der auf seinem Esel daher kommende, mit grober, durch einen Strick zusammengehaltenen Mönchskutte angethane barhäuptige und barfüßige Einsiedler verlacht ward; aber sobald er, sein Crucifix erhebend, zu reden begann, schwieg auch der ärgste Spötter, und hatte er seine Rede vollendet, so weinten, zitterten und bebten viele von denen, die vorher gelacht hatten. Man drängte sich herzu, um sein härenes Gewand zu berühren, oder sich in den Besitz einiger Haare seines Esels zu setzen.

Nachdem Peter genügend vorgearbeitet hatte, berief der Papst eine Kirchenversammlung nach der italienischen Stadt Piacenza. Sie ward besucht von zweihundert Bischöfen, viertausend Priestern niedrer

Grade und dreißigtausend Laien. Noch zahlreicher fanden sich Geistliche und Laien auf der zweiten Kirchenversammlung zu Clermont in Frankreich (1095) ein. Von einem Throne herab, der auf einem Platze aufgerichtet war, hielten der Papst und Peter ihre Anreden. Urban schloß seine Rede mit den Worten: „Ein Jeder verleugne sich selbst und nehme Christi Kreuz auf sich, damit er Christum gewinne, und kein Christ streite mehr wider den andern. Es höre auf unter den Christen Mord, Feindschaft und Bedrückung; es beweise Jeder Muth und Tapferkeit, nicht wo sie den Fluch, sondern wo sie Vergebung der Sünden und die Krone der Märtyrer erwerben! Keiner fürchte Gefahr, denn wer für den Herrn streitet, dem sind die Kräfte der Feinde unterthan; Keiner fürchte Mangel und Noth, denn wer den Herrn gewinnt, ist überall reich; Keiner lasse sich durch Klagen der Zurückbleibenden von dem Zuge abhalten, denn die Gnade des Herrn wird auch diese schützen!"

Thränen sah man in Vieler Augen, und wie aus einem Munde ertönte es: „Gott will es! Gott will es!"

Noch einmal erhob der Papst seine Stimme: „Dies Wort," rief er, „möge euer Feldgeschrei sein in jeder Gefahr, das Kreuz aber das Zeichen zur Kraft und zur Demuth! Des apostolischen Stuhles Fluch soll Jeden treffen, der sich unterfängt, das heilige Unternehmen zu hindern; sein Beistand hingegen im Namen des Herrn eure Bahn ebnen und euch geleiten auf allen euren Wegen!"

Außerdem verkündete der Papst, daß jedem am Zuge Theilnehmenden seine Sünden erlassen seien, daß kein Oberer das Recht habe, seinen Untergebenen, der an dem Zuge theilzunehmen beabsichtige, daran zu behindern, und daß auch die Pflicht der Schuldenzahlung einstweilen zu Gunsten der Kämpfer aufgehoben sei.

Nun stieg der Bischof Ademar von Puy im Angesicht der Menge auf die Stufen des Gerüstes, knieete nieder und bat den Papst um die Erlaubniß, an dem Zuge theilnehmen zu dürfen. Als der Papst zustimmend geantwortet hatte, drängten sich Schaaren der Geistlichen herzu, Gleiches begehrend. Dem Beispiele folgten Laien hohen und niedern Standes. Priester hielten rothe, aus Zeug geschnittene Kreuze bereit. Jedem Kämpfer ward ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter geheftet, woher der Name Kreuzfahrer und die Benennung Kreuzzüge rührt.

Die erregte Begeisterung war unglaublich groß und pflanzte sich schnell durch das Land fort. Es trennten sich die Männer von ihren Weibern, erwachsene Söhne von den Eltern; der Landmann verließ

seinen Acker, der Hirt seine Heerde, der Handwerker seine Werkstätte, der Mönch seine Zelle, um theilzunehmen an dem Befreiungswerke und dem verheißenen Lohne. Die Einbildungskraft war in dem Maße aufgeregt, daß aller Orten von Erscheinungen und Wundern berichtet ward. Dieser erzählte, er habe am Himmel einen feurigen, von West nach Ost gehenden Weg gesehen; Jener schwur darauf, daß ihm ein ganzes Heer erschienen sei, das siegreich gegen die Ungläubigen gekämpft habe; es ward sogar erzählt und geglaubt, Kaiser Karl der Große sei der Gruft entstiegen, um das Kreuzesheer zum Siege zu führen. Brach irgendwo ein Unglück aus, eine Seuche oder Anderes, so hieß es, Gott mahne durch Strafe, keine Zeit länger mit den Vorbereitungen zu verlieren!

Die Ausführung des Kreuzzuges war eine unwiderruflich beschlossene Sache.

## Verfehlte Versuche.

Wir werden Helden kennen lernen, die sich an die Spitze des Zuges stellten, Helden, die da wußten, daß zur Ausführung eines so großen Unternehmens, wie ein kriegerischer Zug ins Morgenland es war, umfangreiche Ausrüstungen nothwendig seien. Dies entsprach nicht dem Eifer Unkundiger. Nicht minder begann sich der Ehrgeiz des Einsiedlers von Amiens zu regen. Peter ahnte es nicht, daß er vom Papste nur als Werkzeug benutzt werde, längst feststehende Pläne in Ausführung bringen zu helfen; er betrachtete vielmehr sich als den Urheber des Planes, Jerusalem durch Waffengewalt von dem Joche der Ungläubigen zu befreien, und es war in ihm, seitdem er auf den Kirchenversammlungen dem Papste zur Seite gesessen hatte, der vermessene Wunsch entstanden, sich selbst an die Spitze des Kreuzesheeres zu stellen, das Werk der Befreiung auszuführen und dadurch den Hauptantheil des verheißenen kriegerischen Ruhmes einzuernten. Während der Eifer der Fürsten in Bezug auf Ausrüstungsarbeiten nichts zu wünschen übrig ließ, sammelte Peter Abenteurer aller Art um sich, deren Hirn mit lockenden Bildern erfüllt war. Schöner kann ein Muselmann sich kaum seinen siebenten Himmel ausmalen, als sie sich das Morgenland als Genüsse aller Art darbietend dachten. Es fanden sich ein entlaufene Knechte und Handwerker, die nicht Lust zu regelmäßiger Beschäftigung hatten, Schuldner, die der Pflicht der Bezahlung, Diebe, die der Strafe



[illegible] der Handwerker. [illegible] der Mönch [illegible] an dem [illegible] und dem [illegible]. Die Einbildungskraft [illegible] Maße aufgeregt [illegible] von Erscheinungen [illegible] berichtet wurde. [illegible], er habe am Himmel [illegible] [illegible] Weg gesehen; [illegible] daß [illegible] sei, das siegreich [illegible] [illegible]; es wurde sogar erzählt [illegible] [illegible] entstiegen, um das [illegible] [illegible]. [illegible] irgendwo ein Unglück [illegible] oder [illegible] es Gott mahne durch Strafe, [illegible] mit den [illegible] zu verlieren!

Die [illegible] des Kreuzzuges war eine [illegible] [illegible].

## Verfehlte Versuche.

Wir werden [illegible] kennen lernen, die sich an die [illegible] Zuges stellten, Helden, die da wußten, daß zur Ausführung eines [illegible] großen Unternehmens wie ein kriegerischer Zug ins Morgenland es war, [illegible] Ausrüstungen nothwendig seien. Dies [illegible] [illegible] Unkundiger. Nicht minder begann sich [illegible] Ehrgeiz des [illegible] von Amiens zu regen. Peter ahnte es [illegible], daß er [illegible] nur als Werkzeug benutzt werde, [illegible] [illegible] in Ausführung bringen zu helfen; er betrachtete vielmehr sich als den Urheber des Planes, Jerusalem durch [illegible] von dem Joche der Ungläubigen zu befreien, und es war [illegible] ihm, seitdem er auf den Kirchenversammlungen dem Papste zur [illegible] gesessen hatte, der vermessene Wunsch entstanden, sich selbst an die Spitze des Kreuzesheeres zu stellen, das Werk der Befreiung [illegible] und dadurch den Hauptantheil des verheißenen kriegerischen Ruhmes einzuernten. Während der Eifer der Fürsten in Bezug [illegible] Ausrüstungsarbeiten nichts zu wünschen übrig ließ, sammelte [illegible] Abenteurer aller Art um sich, deren Hirn mit lockenden Bildern [illegible] [illegible]. Schöner kann ein Muselmann sich kaum seinen [illegible] Himmel ausmalen, als sie sich das Morgenland als Genüsse [illegible] Art [illegible] dachten. Es fanden sich ein entlaufene Knechte und Handwerker, die nicht Lust zu regelmäßiger Beschäftigung hatten, Schuldner, die der Pflicht der Bezahlung, Diebe, die der Strafe



GOTTFRIED VON BOUILLON VOR JERUSALEM.

entgehen wollten. Zu Tausenden strömten sie herbei. Da meinte endlich doch der Einsiedler, eines der Führung mehr kundigen Mannes, als er es war, benöthigt zu sein, jedoch eines solchen, der von ihm abhängig sei. Ein Ritter, eine Art Don=Quixote=Natur, Walther, zubenannt von Habenichts, erklärte sich zur Annahme einer solchen Stelle bereit. Den spottenden Zunamen erhielt er, als sich herausgestellt hatte, daß er gänzlich mittellos sei. Woher nun die Ausrüstungsgegenstände nehmen, Waffen, Rosse, Proviant zur Nachfuhr, eine Kriegskasse? Führer und Heer fühlten sich jedoch von dieser Sorge nicht lange belastet. Wir sind Gottesstreiter, sagten sie der Bevölkerung, die zurückblieb, ihr müßt uns ausrüsten! — Man that es, zumeist mit dem stillen Wunsch im Herzen, dieser Art von Gottesstreitern recht bald los und ledig zu werden. Im Frühlinge des Jahres 1096 führten Peter und Walther ihr Heer, das gegen hunderttausend Mann zählte, dem Ost zu. Die Kriegsleute waren in zuversichtlicher Stimmung. So lange wir durch christliche Länder wandern, sagten sie sich, wird man uns Gottesstreitern des Leibes Nahrung reichlich darreichen; im Feindeslande aber werden wir zu nehmen wissen, was uns gebührt! — Doch die Gutwilligkeit der christlichen Bevölkerung vermochte den Ansprüchen der Kriegsleute nicht zu genügen, und so begannen die „Gottesstreiter" in dem Christenlande zu hausen, als ob sie schon im Feindeslande seien. Ihr Zug erinnerte an den Godegiesel's, nur daß sie sich der Richtung zu bewegten, aus der jener gekommen war. Der Schrecken ging vor ihnen her. Die Bewohnerschaften der Städte und Dörfer flohen, oder sie thaten sich zusammen, um ihr Eigenthum mit den Waffen in der Hand zu schützen. So zog das Heer einen Blutweg durch das Christenland, um in der Ferne für den Heiland zu streiten! — Unter den Schwertern und Keulen der Ungarn und Bulgaren fiel etwa die Hälfte des Heeres. Endlich langten diese „Gottesstreiter" vor Constantinopel an, bezogen ein Lager und forderten von dem griechischen Kaiser, daß er sie auf Schiffen nach Kleinasien überführen lasse. Der Kaiser, dem daran lag, das Gesindel so schnell als möglich los zu werden, sprach sogleich die Gewährung der Bitte aus. Wer diese Gottesstreiter sah, zweifelte nicht daran, daß sie in Kleinasien bald genug das Ziel ihrer Tage finden würden. Peter mochte von Mönchen in Constantinopel, mit denen er in Verkehr getreten war, Ansichten solcher Art vernommen haben, denn er kam plötzlich zu dem Entschluß, das Heer nicht zu begleiten, sondern in Constantinopel die nächsten Erfolge abzuwarten. Walther von Habenichts

führte nun das Heer bis in die Gegend von Nicäa, woselbst es den Saracenensäbeln erlag. Wenige Flüchtlinge erreichten Constantinopel und brachten dem vorsichtigen Einsiedler die Kunde von dem Geschehenen.

Zwei andere Heerhaufen von „Gottesstreitern" waren dem ersten Zuge gefolgt. Sie wurden von den Ungarn erschlagen.

Nun aber sollte erst noch die Hefe der Hefe kommen: Räuber, Priester, die wegen schwerer Verbrechen gestraft worden waren, Landstreicher der ärgsten Art. Sie meinten, sie wären dazu da, die Feinde Christi zu bekämpfen, nicht nur die im Auslande, sondern auch die im Inlande, und dies seien die Juden! „Diese lasterhaften Wallbrüder," sagt H. Grätz, „waren geweihte Streiter, die Sünden alle waren ihnen vergeben, die vergangenen wie die zukünftigen. Sie galten als unverletzliche Personen. Ein Mönch warf den zündenden Gedanken unter diese Bande, daß die Juden mit Gewalt zur Annahme des Christenthums gebracht werden müßten; eine Schrift, die auf Jesu Grab gefunden worden, mache dies den Gläubigen zur Pflicht. Dieser Gedanke erschien den wilden Kreuzbrüdern eben so vortheilhaft wie leicht faßlich und gottgefällig. Sind doch die Juden eben so ungläubig wie die Saracenen, beide Erzfeinde des Christenthums! Der Kreuzzug kann ja auf der Stelle beginnen, wenn mit den Juden der Anfang gemacht wird! — Wenn sich die Schaaren in Frankreich und Deutschland sammelten, waren sie gezeichnet durch das Kreuz an ihren Kleidern und durch das vergossene Blut der Juden. Indessen blieben solche Metzeleien in Frankreich vereinzelt. Nur in Rouen, das zu England gehörte, trieben die Kreuzfahrer die Juden in die Kirche, setzten ihnen die Degenspitzen auf die Brust und ließen ihnen die Wahl zwischen Tod und Taufe. Einen besonders tragischen Character und einen schrecklichen Ausgang erhielten die Verfolgungen erst auf deutschem Boden. Die Schaar, welche sich von Frankreich und Flandern nach den deutschen Gauen wälzte, hatte zum Führer einen französischen Ritter, Wilhelm der Zimmermann genannt, dessen Habgier gewissermaßen gerechtfertigt war, da es ihm gänzlich an Mitteln fehlte, daher er sich schon bei seinem Auszuge das Geld für die Ausrüstung seiner Schaar von den Bauern plünderte. Diese Wallbrüder hatten eine Gans und einige Ziegen, die sie vor sich hergehen ließen, und von denen sie fest glaubten, sie seien vom göttlichen Geiste angehaucht und würden ihnen den Weg nach Jerusalem zeigen. Schon bei dem Annahen der Blutmenschen ward die jüdische Gemeinde zu Trier von einem solchen Entsetzen

ergriffen, daß Einige ihre Kinder und darauf sich mit Messern erstachen. Frauen und Mädchen beschwerten sich mit Steinen und suchten ihren Tod in der Mosel, um nicht von den heiligen Mördern zur Taufe gezwungen oder geschändet zu werden. Der Name einer dieser Märtyrerinnen ist in Erinnerung geblieben: Esther, Tochter des Synagogenvorstehers Chiskija. Die übrigen Gemeindemitglieder flehten den Bischof Egilbert um Schutz an. Doch dieser harte Kirchenfürst erwiederte ihnen: „Jetzt sind über euch Elende eure Sünden gekommen, daß ihr den Sohn Gottes verwerft und die Mutter schmäht. Bekehrt euch!" — Da traten die Juden zur Berathung zusammen und beschlossen, das Christenthum (zum Scheine) anzunehmen. Dies wurde dem Bischofe gemeldet, worauf die Taufe erfolgte. Es war ein schimpflicher Sieg, den die Christenheit in Trier über die Juden feierte. Darauf wälzte sich die Schaar nach Speyer, dessen Gemeinde erst jüngsthin vom Bischofe und vom Kaiser Unantastbarkeit und Freiheit (für schwere Zahlungen!) verbrieft erhalten hatte. Die Kreuzzügler trafen am Sabbath ein und schleppten im ersten Anlauf zehn Juden in die Kirche, um sie unter Androhung des Todes zu taufen. Als diese sich weigerten, wurden sie hingeschlachtet. Eine Frau nahm sich selbst das Leben. Die übrigen Juden hatten sich inzwischen theils in den Palast des Bischofs Johannsen, theils in eine Burg des Kaisers geflüchtet. Der Bischof, menschlicher und frommer als Egilbert, ließ gegen die wüthende Schaar einschreiten, ja sogar einige Wallbrüder fahnden und hinrichten, was ihm später die chronikschreibenden Mönche natürlich sehr verargten. Sie sprengten aus, er sei von den Juden bestochen worden. Es ist nicht zu verwundern, daß die Juden ein förmliches Entsetzen vor dem Christenthum empfanden und sich nicht blos gegen die Taufe sträubten, sondern sich sogar für befleckt hielten, wenn sie auch nur im Zustande der Betäubung vom Taufwasser berührt worden waren. Sie konnten in dem Christenthume, wie es in dem elften Jahrhundert gestaltet war, nur ein arges Heidenthum erblicken. Die Verehrung der Reliquien und Bilder, der geist- und gemüthlose Gottesdienst, das Verfahren des Oberhauptes der Kirche, welches die Völker ihrer heiligen Eide entband, und zum Kaisermorde aufforderte, das schwelgerische, sittenlose Leben der Geistlichkeit, die verdummte und von Unwissenheit strotzende Anschauungsweise der Menge, das verthierte Treiben der Kreuzzügler, dieses Alles gemahnte sie weit eher an die in der heiligen Schrift als verabscheuungswürdig dargestellten Götzendiener, als an die Bekenner eines heiligen Gottes. Wie ihre Vorfahren in der

Maccabäerzeit sich gegen den Zeus-Cultus, den man ihnen aufzwingen wollte, sträubten und die Berührung mit der Ceremonie des Götzenthums für befleckend hielten, eben so dachten die damaligen Juden von dem Christenthum ihrer Zeit. — Als die Wallbrüder Verstärkung empfangen hatten, zogen sie gen Worms. Der Bischof Allebrandus nahm einen Theil der Juden in seinen Palast, die Uebrigen überließ er ihrem Schicksal. Diese setzten sich anfangs zur Wehr, aber der Uebermacht unterliegend, fielen sie unter dem Bekenntnißrufe: „Der Herr unser Gott ist ein einiger Gott!" — Wenige ließen sich taufen, viele Andere tödteten sich. Man sah Frauen ihre eigenen Kinder schlachten. Die Wallbrüder zerstörten der Juden Häuser und heilige Schriften und plünderten ihre Habe. Nach sieben Tagen kamen diejenigen an die Reihe, die der Bischof aufgenommen hatte. Wahrscheinlich war ihnen sein Schutz nur zu Theil geworden, weil er gehofft hatte, sie würden sich bekehren. Die Angesehensten unter ihnen baten sich eine kurze Frist zur Berathung aus. Vor dem Palaste harrten die Wallbrüder, um die Juden entweder in die Kirche oder in den Tod zu führen. Als die Zeit abgelaufen war, und der Bischof die Thür öffnen ließ, fand er die meisten der Juden im Blute schwimmen. Nun fielen die Henker über die Uebrigen her, mordeten sie und schleiften ihre Leichen durch die Straßen." — Mehr noch als vor den früheren Haufen gingen Schreckensrufe vor diesem her. In Ungarn fand ein allgemeines Aufgebot statt, um sich der Gewalt dieser Unmenschen zu entledigen. Wie eine Lawine wuchs die Schaar, alle verwandten Elemente an sich ziehend. Die Zahl der in Ungarn Einbrechenden wird auf zweihunderttausend angegeben. Sie belagerten Preßburg. Den Ungarn gelang es, das ganze Heer zu zersprengen; die Trümmer desselben wurden auf der Flucht vernichtet.

So hatten die sämmtlichen Züge in Bezug auf das Morgenland zu einem gewünschten Ergebniß nicht geführt, dagegen war das Geschehene für Deutschland in sofern als ein Gewinn anzusehen, als dasselbe einer Unmasse argen Gesindels ledig geworden war.

## Siege unter Gottfried von Bouillon.

„Doch jetzt erscheint die wahre Blüth' und Krone
Des ganzen Land's, der Helden edle Schaar!"

So Tarquato Tasso über das Kreuzesheer, das Mitte August 1096 seinen Zug gen Ost antrat. Berühmte Helden standen an der

Spitze, unter ihnen Robert, Herzog der Normandie, Bruder Wilhelm's des Rothen von England, Robert von Flandern, Hugo von Vermandois, Bruder des Königs Philipp von Frankreich, Stephan, Graf von Blois, Bohemund von Tarent, der Sohn des uns schon bekannt gewordenen Guiscard, und der Neffe Bohemund's, der kühne und edelgesinnte Tancred. Der Helden Krone aber war Gottfried von Bouillon, der Rächer Heinrich IV an Rudolf von Schwaben. (Siehe S. 280.) Zeitgenossen schildern ihn als löwenkühn, keusch, mäßig, mild, fromm, freundlich und freigebig. Auch seine Brüder Balduin und Eustachius hatten das Kreuz genommen, und wir haben sie wie Gottfried den Heerführern zuzuzählen. Als heilsam würde es sich erwiesen haben, hätte man Gottfried zum Oberfeldherrn erwählt. Gottfried, der, wie schon erwähnt wurde, für seine treue Hülfe von Heinrich IV das Herzogthum Niederlothringen zu Lehen erhalten hatte, brachte allein ein Heer von 80,000 Fußgängern und 10,000 Reitern auf. Das Gesammtheer stieg bis auf 300,000 Mann zu Fuß und 100,000 Reiter.

Auf dem Throne zu Constantinopel saß Kaiser Alexis. Die Kunde von dem Annahen des gewaltigen Heeres erregte den Hof zu schwerster Besorgniß. Man wußte es wohl, daß man es nicht mit Gesindel, sondern mit der Blüthe und Kraft des Abendlandes zu thun hatte. Eben dies erweckte Besorgnisse anderer Art, als die gewesen waren, die man bei Annäherung der ersten Heere gehegt hatte. Man fürchtete Eroberungspläne. Alexis erwog mit seinen Räthen die Sache auf das Ernsteste. In offene Feindseligkeit gegen die Kreuzfahrer zu treten, erschien gefährlich. Dagegen stellte Alexis an die Führer die Forderung, ihn von vornherein als Lehnsherrn derjenigen Landesgebiete im Morgenlande anzuerkennen, die sie erobern würden. Nach dem Vorgange Gottfried's leisteten die Heerführer den Lehnseid, bis auf Raimund von Toulouse und Tancred, die sich nur dazu verstanden, das Gelöbniß auszusprechen, gegen das Leben und die Ehre des griechischen Kaisers nichts unternehmen zu wollen. Hiernach erst ließ Alexis Schiffe herankommen, auf denen das Kreuzesheer nach Kleinasien übergeführt wurde. Aber nicht gute Wünsche begleiteten das Heer, auch nicht gute Rathschläge und eben so wenig zuverlässige Führer. Man wünschte ihm das Schicksal des ersten Heeres. Die Kreuzfahrer erreichten das Schlachtfeld, auf dem jenes Heer vernichtet worden war. Ein Bild des Grausens bot sich ihnen dar: zu Haufen lagen die abgenagten Gerippe zwischen zerbrochenen Waffenstücken und Fetzen von Kleidern. Mancher nahm im Herzen

Abschied von seiner Heimath für immer. Bythiniens blühende Gefilde verwischten darauf die Bilder des Todes und belebten die Herzen wieder.

Die Kreuzfahrer erreichten Nicäa und begannen die Belagerung des starken Platzes. Da brach aus dem Gebirge der Sultan Kalidge Arslan mit einem zahlreichen Heere gegen sie vor. Der Feind wurde von den Christen auf's Haupt geschlagen, Kalidge Arslan selbst und wenige der Seinen retteten sich durch die Flucht. Alle Mittel der Belagerungskunst kamen nun in Anwendung, um der starken Feste Herr zu werden. Sieben schwere Wochen vergingen; nun endlich durfte man hoffen, durch eine letzte Anstrengung Nicäa zu gewinnen. Ein allgemeiner Sturm ward vorbereitet. Inzwischen hatten sich Griechen, die den Kreuzfahrern unter dem Vorgeben, ihnen mit Rath und That beistehen zu wollen, gefolgt waren, in die Stadt geschlichen. Sie riethen den Belagerten, sich durch Aufsteckung der griechischen Fahne für Unterthanen des Kaisers Alexander zu erklären. Der Rath wurde befolgt, und mit Staunen und Wuth sahen am nächsten Morgen die Kreuzfahrer die griechischen Fahnen auf den Mauern Nicäas flattern. Tausende von Kreuzfahrern waren in den Kämpfen gefallen, und nun sollte das Heer, dem es an Lebensmitteln gebrach, die Frucht der Anstrenguug sich entgehen lassen? Gottfried's ernster Hinweis auf den geleisteten Eid bewirkte, daß man die Belagerung aufhob. In zwei getrennten Theilen bewegte sich das Heer weiter. Ein Heerestheil wurde von Saracenenschwärmen in schwere Bedrängniß gebracht, von Gottfried aber, der mit den Seinen rechtzeitig auf dem Kampfplatz erschien, gerettet.

Antiochien war das nächste Ziel. Aber welche Mühsal gab es auf dem Wege zu ertragen! Tödtlich wirkten die glühenden Strahlen der Sonne. Die Eisenmänner erstickten fast in ihren Rüstungen. Unkundig des Landes und der Wege, geschah es, daß sie oft tagelang zu wandern hatten, ehe sie ein Wasser antrafen. Der Weg war besäet von verschmachtenden Menschen und Rossen. Nun zeigte es sich wie übel es war, daß nicht ein Wille das Ganze lenkte. Es brachen Zwistigkeiten unter den Führern aus, im Verfolg deren Balduin mit seinen Mannen die Gefährten verließ.

Unter unsäglicher Noth gelangte das Heer vor die Mauern Antiochiens. Diese Stadt war ungleich stärker noch als Nicäa, das Heer geschwächt. Die gewaltigen Verluste lassen sich schon daraus ermessen, daß von 100,000 Pferden nur noch 2000 übrig waren. Dabei bot die Umgegend Nahrungsmittel nicht dar. Wurzeln wilder

Pflanzen wurden gegessen. Dies erzeugte Seuchen im Lager, denen täglich Hunderte erlagen.

Daß unter solchen Umständen in Vielen die Hoffnung erstarb, das Ziel des Zuges zu erreichen, kann nicht verwundern. Einzelne kamen auf den Gedanken, jetzt, da es vielleicht noch Zeit sei, den Rückzug anzutreten. Zu diesen Verzagten gehörte Peter von Amiens. Zur Nachtzeit begab er sich mit mehreren Anderen auf die Flucht. Er wurde aber ergriffen, zurückgeführt, und es wurde ihm bedeutet, daß er, der den Kreuzzug gepredigt habe, verpflichtet sei, die Schicksale des Heeres mitzutragen.

Die Noth war um so größer, als täglich Ausfälle aus Antiochien gemacht wurden. Hier zeigte es sich, daß es im Kriegsleben Lagen geben kann, in denen ein einziger Mann die Bedeutung eines Heeres hat. Wer auf Gottfried blickte, lebte wieder auf. Bei Gefahren, die durch Angriffe des Feindes hervorgerufen wurden, war er der Erste und der Letzte; sein Muth, seine Thaten entflammten immer wieder die Begeisterung. Lange und blutig war eines Tages schon gestritten worden; erschöpft auf beiden Seiten ließ man vom Kampfe ab. Da sprengte plötzlich ein Seldschucke auf Gottfried daher. Dieser wandte sich, und mit einem Streiche hieb er den Feind mitten durch. Die Oberhälfte stürzte zu Boden, mit der Unterhälfte jagte das Pferd zum Entsetzen der Feinde dem Thore zu. Als die Noth die höchste Stufe erreicht hatte, wurden dem Heere Lebensmittel, die zu Schiffe an die Küste gebracht worden waren, zugeführt.

Das Jahr 1098 brach an, und noch lag das Kreuzheer, das inzwischen mehrfach durch Zufuhren versorgt worden war, vor Antiochien. Jetzt vernahmen die Kreuzfahrer, der Sultan Kerboga führe ein Heer von 200,000 Mann gegen sie. Die Kreuzfahrer hatten nun zu erwarten, daß sie zu gleicher Zeit von den Feinden außerhalb und von jenen innerhalb Antiochiens angegriffen werden würden. Ihr Untergang erschien jetzt als unzweifelhaft. In dieser Noth schuf einer der Führer, Bohemund, Rath. Es waren von ihm mit einem Manne in der Stadt, Pyrrhus, Verbindungen angeknüpft worden. Pyrrhus hatte sich bereit erklärt, für eine gewisse Geldsumme die Stadt in die Gewalt der Christen zu bringen. Für Pyrrhus forderte nun Bohemund von den Führern jene Geldsumme, für sich aber die Zusage, daß die Stadt ihm und seinen Nachkommen als Besitz zuerkannt werde. Unter dem Zwange der Noth gaben die Führer ihre Zustimmung. Nun ward das Werk des Verrathes ausgeführt. In der Nacht ließ Pyrrhus von einem Thurme Strickleitern herab. Die

Mauern wurden erstiegen, die Thore geöffnet. Der Morgen des Tages trug mit den Kreuzfahrern tausendfachen Tod in die Stadt. In ihrer Wuth verschonten die Christen nicht Alter noch Geschlecht. Nun war ein fester Platz gewonnen, auf welchem dem Anrücken des starken Feindes mit geringerer Besorgniß entgegen gesehen werden konnte. Das Saracenen-Heer legte sich vor die Stadt. Als aber in derselben die Lebensmittel zu Ende gegangen waren, gestaltete sich die Lage der Christen übler noch, als die gewesen war, in der sie sich vor den Mauern befunden hatten. Der Sultan Kerboga fühlte sich seiner Sache sicher. Der Hunger, sagte er sich, wird die Christen zur Uebergabe des Platzes zwingen; machen sie aber Ausfälle, so gehen sie der Vernichtung um so schneller entgegen. Da trat wieder ein Helfer unter den Kreuzfahrern auf, ein Priester, Namens Petrus Bartholomäus. Bohemund hatte durch Verrath Hülfe geschaffen, jener Priester hielt die Anwendung einer „frommen Lüge" für erlaubt. Es sei ihm in der Nacht, erzählte er, der Apostel Andreas erschienen und habe ihm verkündet, daß in einer Kirche dieser Stadt die Lanze verborgen liege, mit der einst dem Heilande die Seite durchstochen worden sei. Die Steine vor dem Altare der von Bartholomäus bezeichneteten Kirche wurden aufgehoben: da lag, in Purpur gehüllt, eine Lanze! — Das Wunder that die gehoffte Wirkung: der Glaube an den Sieg durchdrang das Heer, das nun mit Ungestüm begehrte, gegen den Feind geführt zu werden. Der Ausfall geschah, die heilige Lanze ward vorausgetragen. Kerboga saß in seinem Zelte beim Schachspiel, als ihm mitgetheilt ward, von den Christen werde ein Angriff ausgeführt. Lachend vernahm er es und blieb beim Schachbrett. Nach einiger Zeit empfing er eine ernstere Botschaft, das Kriegsgetümmel drang bis in sein Zelt. Da hielt er es für geboten, das Spiel auf dem Schachbrett mit dem auf dem Schlachtfelde zu vertauschen. Bei sinkender Sonne war sein Heer geschlagen, er auf der Flucht. Mit dem Lager der Feinde gewannen die Christen reiche Vorräthe aller Art. Einen solchen Erfolg hatten sie der heiligen Lanze zu verdanken. Dennoch fanden sich bald darauf Zweifler unter den Kreuzfahrern. Vielleicht war der Priester hinterher nicht schweigsam gewesen. Die Feuerprobe sollte entscheiden. Es wurde ein Feuer angezündet, das Bartholomäus durchschreiten mußte. Er starb an den Brandwunden.

Nach einigen Rasttagen brach das Heer wieder auf und erreichte im Juni die Höhen von Emmaus. Der Anblick Jerusalems war von außerordentlicher Wirkung auf die Kreuzfahrer. Diese weinten laut,

Jene sangen Loblieder, Andere fielen nieder und küßten den Boden. Der Ort der Sehnsucht, der Hoffnung, des Glaubens war erreicht, nachdem tausendfach der Tod gedroht. Wie Feindesschwert, Wüstenbrand, Hunger und Seuchen im Heere gewüthet hatten, geht daraus hervor, daß die Zahl der Krieger von 400,000 auf 20,500 gesunken war. Und dieses kleine Heer fand die Aufgabe vor, das außerordentlich stark befestigte Jerusalem zu nehmen, das von einer mit Kriegsbedarf reichlich versehenen Besatzung von 40,000 Mann vertheidigt ward! Auf den Stellen, auf denen die Stadt nicht von der Natur genügend geschützt war, erhob sich doppeltes Mauerwerk, auf dem Berge Zion lag eine Burg, deren mächtige Quadern durch Kitt und Blei unauflöslich verbunden waren.

Als ein Wunder ist es zu betrachten, daß die Kreuzfahrer bei den Mühsalen und Nöthen, die sie vor Jerusalem zu erdulden hatten, nicht gänzlich verzagten. Die Brunnen waren verschüttet oder vergiftet, ferne Quellen von feindlichen Schaaren besetzt, so daß jeder Trunk Wassers fast mit Blut aufgewogen werden mußte. Das Holz zur Herstellung von Belagerungsarbeiten mußte aus einem Walde bei Bethlehem herbeigeholt werden, was sich außerordentlich schwer ausführen ließ, da die Zahl der Zug- und Lastthiere gering war. Die Körper der verschmachteten Thiere verpesteten die Luft, schwere Krankheiten brachen im Heere aus. Nun vernahm man von einem eingefangenen Boten, daß ein starkes aegyptisches Heer im Anzuge und schon nahe sei. Ein am 14. Juni auf die Stadt unternommener Sturm wurde abgeschlagen. Am nächsten Tage stellte sich das Heer zur Ausführung eines neuen Sturmes auf. Da erblickten die Kreuzfahrer auf dem Oelberge einen Ritter in weißen Kleidern, der einen blitzenden Schild schwenkte. „Gott will es! Gott will es!“ erscholl es durch die Reihen, und das Heer drang gegen die Mauer vor. Mit aller erdenklichen Macht ward angekämpft, mit Hartnäckigkeit widerstanden. Wolken von Pfeilen flogen auf den mächtigen Belagerungsthurm der Christen. Aber es rückte derselbe auf seinem starken Räderwerk der Mauer näher und näher. Die Zugbrücke fiel, Gottfried war der Erste auf der Brücke, auf der Mauer, sein blitzendes Schwert schuf Platz für die Nachdrängenden. Das nächste Thor ward gewonnen, und mit dem Rufe: „Gott will es! Gott will es!“ stürmten die Kreuzfahrer in die Stadt.

Nun erhob sich ein Morden, wie es selten erhört ward. Wehgeschrei erscholl aus allen Häusern, Blut rann in den Straßen. Weder Weib noch Kind wurde verschont. Auf dem Berge Moria

hatten die Mohamedaner sich eine köstliche Moschee erbaut. Tausende von Mohamedanern hatten sich in diesen Tempel Allah's geflüchtet. Die Kreuzfahrer drangen ein, der Tempel ward zum Schlachthause, das warme Blut rieselte die Marmortreppen hinab. Weithin war das entsetzliche Wehgeschrei zu vernehmen; aber nicht eher ruhte die Kampfesgier, ehe nicht das letzte Leben verstummt war. Von 70,000 Einwohnern blieben kaum so viel übrig, als nöthig waren, um die Erschlagenen zu beerdigen. Gottfried zeigte sich auch bei diesen entsetzlichen Vorgängen als Held in der edelsten Bedeutung des Wortes. Er war der Erste in der Stadt gewesen, er war aber auch der Erste, der, als die Stadt in die Gewalt der Christen gefallen war, das Schwert in die Scheide steckte. So viel Macht er sonst über die Krieger hatte, der rasenden Wuth vermochte er nicht Einhalt zu thun. Als er seine Versuche erschöpft hatte, legte er ein härenes Gewand an, ging barfuß und ohne Waffen in die Kirche des heiligen Grabes und sank nieder zu brünstigem Gebet. Nach und nach erfüllten sich die Räume des Gotteshauses mit Kriegern, und es erschollen Lob- und Danklieder. — Zur gemachten Beute gehörte ein reich mit Gold verziertes Kreuz. Von einem Einsatz in der Mitte desselben ward gesagt, er sei ein Stück aus dem Kreuze Christi. Dieses Kreuz ward weiterhin vielfach in Schlachten dem Christenheere vorangetragen.

Jerusalem war gewonnen, doch waren damit noch nicht alle Gefahren beschworen; es galt, das Gewonnene zu erhalten und es nach und nach zum Mittelpunkte eines neuen Christenreiches zu machen. Die Kreuzfahrer beschlossen, den Tapfersten aus ihrer Mitte zum König von Jerusalem zu erwählen. Dem Herzoge Gottfried ward die Palme der Tapferkeit zuerkannt, auf ihn fiel die Wahl. Er aber lehnte die Krone mit den Worten ab: „Da, wo mein Erlöser eine Dornenkrone trug, will ich keine Königskrone tragen.“ Doch nahm er die Bürde des ihm zugedachten Amtes auf sich, und er nannte sich Beschützer des heiligen Grabes. Peter von Amiens kehrte in die Heimath zurück.

Die Einnahme Jerusalems war im Jahre 1099 erfolgt, in demselben Jahre noch schlug Gottfried (bei Ascalon) ein starkes Saracenenheer. Aber die ungeheueren Anstrengungen hatten des Helden Kräfte erschöpft, er starb schon im nächsten Jahre. (1100.) Ihm folgte als Herrscher sein Bruder Balduin, der den Königstitel annahm.

# Die Hohenstaufen.

„O schöne Zeit der Väter! wo Rothbart einst regiert,
Wo Deutschlands Schwert und Wage sein Heldenarm geführt;
Da war vom Vater Rheine bis an der Eider Strand,
Vom Belt bis zu den Alpen ein deutsches Vaterland.“

## Konrad III.

Als Heinrich V kinderlos gestorben war, hofften die besten deutschen Männer, einer der Hohenstaufenbrüder — Friedrich der Einäugige von Schwaben und Konrad von Franken, — zumal sie Schwestersöhne Heinrich's waren, werde in den Besitz der deutschen Krone gelangen. Die Hohenstaufen aber wurden wegen ihrer tapferen Bekämpfung der Ansprüche Roms von der päpstlichen Partei gehaßt, und es gelang derselben, bei der Königswahl dem Sachsenherzoge Lothar die meisten Stimmen zuzuwenden.

Die Regierung Lothar's, der von 1125 bis 1137 den Königsthron inne hatte, war dem Reiche nicht von Segen. Sich willfährig gegen die päpstliche Partei zeigend, durch deren Hülfe er zur Herrschaft gelangt war, gab er die wenigen Rechte des Concordats (S. 284), deren Erkämpfung zum großen Theile den Hohenstaufen zu verdanken war, ohne Weiteres auf. Möglich, daß er dies im Geheimen seinen Anhängern als Preis für die Wahl zugesagt hatte. Um den Hohenstaufen, die sich weigerten, ihn anzuerkennen, kräftig entgegen treten zu können, gab er dem Bayernherzoge Heinrich dem Stolzen seine Tochter Gertrud zur Gemahlin, dazu als Mitgift das Herzogthum Sachsen. Das war ein bedenklicher Vorgang, in eines Fürsten Hand die Macht über zwei Herzogthümer zu vereinen. Gegen die Inhaber der Herzogthümer Schwaben und Franken stand dem Könige somit die Heermacht der Herzogthümer Bayern und Sachsen zur Verfügung. Da Lothar nun auch noch die Zähringer (die Stammväter der Großherzoge von Baden) mit Hochburgund belehnte, so hoffte er, mit Leichtigkeit den Widerstand der Hohenstaufen brechen zu können.

Nach neun Jahre währendem Kampfe kam der Friede zu Stande. Den Hohenstaufen blieben ihre Besitzungen, doch mußten sie sich dazu verstehen, Lothar zu huldigen und ihm Heeresfolge gegen die Normannen zu leisten.

Der frühzeitig erfolgte Tod Lothar's (1137) setzte das Reich in eine Aufregung, die derjenigen glich, in welcher wir es unmittelbar nach dem Tode Heinrich's V fanden. Wieder rangen zwei Parteien um den Preis, den Königsstuhl zu besetzen, die deutschgesinnte und die dem päpstlichen Einfluß huldigende Partei. Die letztere Partei strebte danach, dem mächtigen Welfen, Heinrich dem Stolzen, den Lothar zum Schwiegersohne erhoben und ihm auch noch Sachsen gegeben hatte, die deutsche Königskrone zuzuwenden. Der stolze Welf fühlte sich seiner Sache um so sicherer, da ihm sein Schwiegervater vom Sterbelager aus die „Reichskleinodia, als Cron', Schwert und Apfel Kaiser Caroli Magni, mit welchem er selbst vor jener Zeit in Aachen gekrönet ward, sammt einem köstlichen Kreuz, auch die Dornencron', Speer und Nägel, damit unserm Erlöser und Heiland Jesu Christo die Seiten eröffnet worden," zugesandt hatte. Aber die deutschgesinnte Partei wußte diesmal ihren Vortheil besser wahrzunehmen. Da es nicht zu bezweifeln war, daß es, wenn sie ihren Zweck erreiche, zu harten Kämpfen kommen würde, so wählte sie den jüngeren der Hohenstaufenbrüder, den löwenstarken Konrad (1138—1152).

Damit bestieg das Geschlecht der Hohenstaufen den deutschen Königsthron. Wie vermuthet worden war, verweigerte der in seinem Stolze tief verwundete Welf dem neuen Könige die Huldigung. Nachdem er zwei Einladungen gänzlich mißachtet hatte, erschien er auf dem dritten Reichstage mit einem so großen bewaffneten Gefolge, daß seine Absicht unverkennbar war, er wolle Gewalt gegen Konrad ausüben. Auf Rath seiner Freunde, räumte Konrad den Platz, sprach aber darauf die Acht über den rebellischen Herzog aus, erklärte ihn seiner beiden Herzogthümer für verlustig und gab Sachsen dem Markgrafen Albrecht dem Bären, Bayern dem Markgrafen Leopold von Oesterreich. Der Herzog Heinrich der Stolze griff zu den Waffen, und es kam zu einem mehrjährigen Kriege. Bei Weinsberg wurde im Jahre 1140 blutig gestritten. Hier vernahm man zum ersten Male die Heerrufe: „Hie Welf!" und „Hie Waiblinger!" Diese Heerrufe bezeichneten für lange hin die beiden großen, sich bekämpfenden Parteien: Päpstlichgesinnte und Deutschgesinnte. An der Spitze der Ersteren standen die Welfen, an der der Letzteren die Hohenstaufen. Zu dem Namen Waiblinger hatte das Stammschloß der Hohenstaufen

Waiblingen (im Remsthale gelegen) den Anlaß gegeben. (In Italien nannten sich die Welfen Guelfen und die Waiblinger Ghibellinen.) Konrad gewann die Schlacht. Da Weinsberg ihm empfindlichen Schaden zugefügt hatte, sollte es zerstört werden. Nur den Frauen war es gestattet, auszuwandern und so viel von ihrer Habe mit sich zu führen, als sie zu tragen vermöchten. Siehe, da öffnete sich das Thor, und die Frauen kamen mit ihrer besten Habe auf dem Rücken — ihren Männern! — An der Seite Konrad's befand sich sein Bruder Herzog Friedrich von Schwaben und dessen Sohn, der jugendliche Held Friedrich Barbarossa. Der Herzog Friedrich, empört über die List und Verschlagenheit der Frauen, die kläglich zu den Siegern emporschauten, meinte, eine derartige Auslegung seines Wortes dürfe Konrad nicht anerkennen. Dieser aber sagte, er habe sein königliches Wort ohne Einschränkung gegeben, und so müsse es zu Gunsten der klugen Weiber von Weinsberg Geltung behalten. Er erließ nun sogar der Stadt die angedrohte Strafe.

In der Schlacht bei Weinsberg hatte nicht der Herzog Heinrich der Stolze, sondern der Bruder desselben, Welf, die feindliche Heermacht gegen Konrad geführt. Heinrich der Stolze war ein Jahr zuvor gestorben. Ein Jahr nach der Schlacht starb Leopold von Oesterreich, dem Bayern zugesprochen war. Heinrich hatte eine junge Wittwe (Gertrud, Lothar's Tochter) mit einem jungen Knaben hinterlassen, den wir weiterhin als „Heinrich den Löwen“ kennen lernen werden.

Der Tod der Genannten hatte die Kriegsflamme nicht gelöscht. Die Sachsen sahen den jungen Heinrich als Erben ihres Landes an, und in Bayern stand Welf in Waffen. Konrad ließ es sich angelegen sein, den Streit auf gütlichem Wege beizulegen, und es gelang ihm dies auch. Er vermählte die Wittwe Heinrich's des Stolzen mit Heinrich, dem Bruder des verstorbenen Leopold von Oesterreich, und gab diesem das Herzogthum Bayern. Der neue Herzog von Bayern führte einen sonderbaren Beinamen. Er wurde nach seinem ihm geläufig gewordenen Betheuerungsworte „Ja so mir Gott helfe!“ Heinrich Jasomirgott genannt. Gertrud reichte ihm ihre Hand zumeist wohl deshalb, weil sie hoffte, ihre Bereitwilligkeit, auf die Wünsche Konrad's einzugehen, werde diesen veranlassen, ihrem Sohne Heinrich das Herzogthum Sachsen zuzusprechen. In der That geschah dies nach einiger Zeit, und so hätten wohl die Welfen Anlaß gehabt, dem Hohenstaufenstamme hold und treu zu sein, was ein Heil für sie selbst und für das Reich gewesen wäre.

Aber Albrecht der Bär hatte ja Sachsen zum Lehen erhalten? Konrad fand ihn dadurch ab, daß er ihm die Nordmark gab. Einen besseren Mann wie diesen hätte er an den nordöstlichen Vorposten des Reiches nicht zu stellen vermocht. Albrecht, der Stammvater des anhaltischen oder ascanischen Fürstengeschlechts, legte den Grund zu der Macht, die heut Preußen heißt.

Im sechsten Jahre der Herrschaft Konrad's drang eine üble Kunde aus Palästina nach Europa. Edessa, ein Hauptplatz der christlichen Macht in Palästina, war in die Gewalt der Türken gefallen. Wie es vor einem halben Jahrhundert geschehen war, trat auch jetzt ein Mann auf, der den Ruf erhob, die Ungläubigen im Morgenlande zu bekämpfen. Es war dies der fromme und gelehrte Abt Bernhard von Clairvaux. Die Wunder im Geiste eines Menschen, die eine treue Nachfolge Jesu hervorbringt, genügten der damaligen Menschheit nicht. Der fromme Mensch, mochte er nun wollen oder nicht wollen, ward geschmückt mit einem Kranze handgreiflicher Wunderzeichen. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht." Man schwur darauf, Bernhard habe durch bloße Berührung mit der Hand Lahme, Blinde und Taube geheilt, durch sein Wort Todte ins Leben zurückgerufen, durch das Zeichen des Kreuzes mit dem Finger in der Luft Tauben vor den sie verfolgenden Habichten gerettet, durch seinen Willen niederfallende Regentropfen von seinem Buche abgelenkt und Aehnliches. Das brachte ihm später die Heiligkeitserklärung ein. Ob und wie weit er selbst etwa Anlaß gab, solchen Glauben zu nähren, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls kam die Meinung, die man von der Art seiner Heiligkeit, wie wir sie geschildert haben, hegte, seinem Zweck sehr zu Hülfe. Wo er im Volke predigte, fand seine Aufforderung, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen, großen Anklang. Nun wandte er sich an Ludwig VII von Frankreich. Ludwig befand sich zu dieser Zeit in schwerer Gewissensbedrängniß. Er hatte es geschehen lassen, daß eine Kirche, in der sich zwölftausend Flüchtlinge befanden, angezündet wurde, und es waren alle Unglücklichen im Feuer umgekommen. Als Bernhard es ihm ans Herz legte, daß ein Kreuzzug das sicherste Mittel sei, Gott zu versöhnen, sagte er seine Theilnahme zu und munterte den frommen Kreuzprediger dazu auf, kein Mittel unversucht zu lassen, um auch den König der Deutschen für den Zug zu gewinnen.

Konrad war ein Fürst starken Armes und frommen Herzens, aber er fühlte sich nicht im Mindesten dazu geneigt, einen Feldzug gegen die Mohamedaner im Morgenlande auszuführen. Es lag ja

für ihn zu klar auf der Hand, daß die Anstrengungen und Opfer eines solchen Feldzuges mit dem Gewinn in gar keinem Verhältniß standen. Er kannte auch das Morgenland aus eigener Anschauung, denn er hatte einige Jahre früher, dem Zuge seiner Zeit folgend, eine Pilgerreise nach Jerusalem ausgeführt. Bernhard, der von den Ansichten Konrad's Kunde unterrichtet war, ließ sich dennoch nicht von seiner Reise nach Deutschland abhalten. Er traf den König zu Frankfurt am Main, richtete aber nichts aus. Doch gab Bernhard seine Sache damit noch nicht auf. Der König hatte sich von Frankfurt nach Speier begeben. Als er daselbst der Feier im Dom beiwohnte, trat Bernhard vor den Altar und hielt — es war am Weihnachtsabend des Jahres 1146 — die Weiherede. Er kam auf die Noth der Christen im Morgenlande, dann auf die Gnade zu sprechen, die Gott dem Stamme der Hohenstaufen erwiesen, den er so hoch emporgehoben habe, und er schloß mit der Mahnung an Konrad, durch Annahme des Kreuzes dem erhabenen Gnadenspender Dankesopfer darzubringen. Er sprach so eindringlich, daß Konrad, in Thränen ausbrechend, rief: „Ja, ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes; er soll mich nicht undankbar finden!“ — Es entstand eine Bewegung in dem Dome, der ähnlich, wie die Kirchenversammlung von Clermont sie hervorgerufen hatte. Mit Konrad nahm zugleich das Kreuz aus Bernhard's Hand des Königs damals fünfundzwanzig Jahr alter Neffe Friedrich Barbarossa. Ihrem Beispiele folgten Herzöge und Markgrafen, die zugegen waren. Es entstand ein so großes Gedränge in der Kirche, daß Bernhard, der klein von Person und schwächlich war, in Gefahr gerieth, erdrückt zu werden. Konrad nahm ihn wie ein Kind auf den Arm und trug ihn durch die Menge. Friedrich kehrte nach der heimischen Burg Hohenstaufen zurück, um Abschied von dem Vater zu nehmen. Dieser sah mit Bekümmerniß den Sohn scheiden, da er im Vorgefühl des nahen Todes lebte. Er starb auch bald und sah den Sohn nicht wieder.

Im Frühjahre 1147 setzte sich das deutsche Kreuzheer unter Führung Konrad's in Bewegung. Das Heer zählte allein 70,000 geharnischte Reiter. Größer noch war die Zahl der leichtbewaffneten Reiter und der Fußgänger. In einer anmuthigen Landschaft nahe bei Constantinopel schlug Konrad sein Lager auf, um von hier aus mit dem griechischen Kaiser Manuel wegen der Ueberfahrt zu verhandeln. Hier wurde das Heer von einem furchtbaren Gewitter heimgesucht; ein sündflutähnlicher Wolkenbruch, von dem das Unwetter begleitet war, brachte über Tausende von Menschen und Rossen

Verderben. Mißtrauisch, wie es seiner Zeit Kaiser Alexis gegen Gottfried von Bouillon gewesen war, erwies sich auch Manuel gegen Konrad. Da er wegen der Ueberfahrt Schwierigkeiten machte, rückte Konrad bis dicht gegen die Mauern Constantinopels vor. Wie ernst Konrad und sein Neffe Friedrich gegen Manuel auftraten, ist aus einer Aeußerung des Letzteren zu entnehmen. Beide hätten gethan, sagte er später, als ob sie die Welt im Arme trügen. Es würde freilich auch den Deutschen nicht zum Heile gereicht haben, wenn sie sich den verschlagenen Griechen gegenüber zaghaft bewiesen hätten. Manuel verstand sich nun dazu, das Heer nach Kleinasien überführen zu lassen: doch gab er ihm verrätherische Führer mit. Das Heer kam in öde, wasserlose Gegenden. Trafen die Kreuzfahrer auf einzelne griechische Städte, so war ihnen dies auch nur ein geringer Gewinn. Die Städte waren ihnen verschlossen, und Gewalt durften sie gegen dieselben, wollten sie anders ihrem Gelöbnisse treu bleiben, nicht anwenden. Für schweres Geld ließen ihnen die Einwohner Nahrungsmittel von den Mauern herab. In der ödesten Gegend endlich sah sich das Heer von den verrätherischen Führern verlassen. Nun erfolgten unausgesetzt die Angriffe zahlreicher feindlicher Reiterschwärme. Was half es, daß Einzelne Wunder der Tapferkeit verrichteten, daß gerade auf diesem Zuge deutsche Hiebe ausgetheilt wurden, die später Uhland als „Schwabenstreiche" echter Art verherrlichte! Einzelne kleinere Haufen, die der Hunger und Durst nach Rechts und Links austrieb, so wie ganze Schaaren ermatteter und erkrankter Nachzügler wurden von Feindesschwärmen niedergemacht. Der König, der selbst durch Pfeilschüsse verwundet ward, mußte sich endlich dazu entschließen, umzukehren. Als er Nicäa erreichte, ergab es sich, daß neun Zehntheile seines Heeres dem Schwert und der Noth erlegen waren. König Ludwig hatte sich zur See nach Kleinasien begeben. Ihm war das gleiche unheilvolle Geschick beschieden, es sehen zu müssen, wie sein Heer zu Grunde ging. In Nicäa trafen beide Könige zusammen. Sie begaben sich mit einer kleinen Macht nach Jerusalem und nahmen darauf an den Kämpfen der Christen vor Damascus und Ascalon Theil. Hier war es namentlich, wo Konrad sich durch seltene Proben persönlicher Tapferkeit auszeichnete. Einer der Sprüche des königlichen Kriegsmannes lautete: „Die Erde ist des Kriegers Bett, der Himmel seine Decke, der Harnisch sein Haus." Des heldenmüthigen Fürsten Tapferkeit jedoch vermochte nicht das Unheil des Heeres aufzuwiegen, und das Ergebniß des Kreuzzuges, der 200,000 Deutschen und Franzosen das Leben gekostet

hatte, ward von König Konrad's Bruder, dem Bischofe von Freisingen dahin zusammengefaßt, „daß er weder zur Erweiterung der Grenzen, noch zur Ergötzung des Leibes, vielleicht aber zum Heile vieler Seelen gedient habe.“ —

Ehe Konrad den Kreuzzug angetreten hatte, war von ihm noch ein Werk des Friedens verrichtet worden. Auf dem Reichstage zu Aachen, auf dem Konrad von den Fürsten des Reiches Abschied nahm, erschien der damals achtzehnjährige Sachsenfürst Heinrich, der später der Löwe zubenannt ward, und forderte Bayern als das ihm von seinem Vater, Heinrich dem Stolzen, hinterlassene Erbtheil zurück. Konrad zeigte sich nicht abgeneigt, erklärte jedoch, daß die Angelegenheit erst nach beendetem Feldzuge zum Austrage gebracht werden könne.

Während Konrad im Morgenlande kämpfte, führte Albrecht der Bär unter Betheiligung des jungen sächsischen Löwen einen Kreuzzug gegen die an den Küsten der Ostsee wohnenden heidnischen Wenden aus, die während der fränkischen Herrschaft ein großes Slavenreich gestiftet halten, dessen Hauptort mit dem Tempel des Swantewit, ihres obersten Gottes, die Insel Rügen war. Uneinigkeit im christlichen Heere hatte zur Folge, daß das Ergebniß des Feldzuges den großen Mitteln nicht entsprach, mit dem es ins Werk gesetzt worden war. Nur die Pommern wurden dahin gebracht, daß sie das Christenthum annahmen.

Dem Zuge Konrad's nach dem Morgenlande hatte sich Welf von Bayern angeschlossen. Als das Unglück in Kleinasien über das Kreuzheer ausbrach, verließ er dasselbe, begab sich in die Heimath und erhob dort die Waffen gegen den ältesten Sohn Konrad's, Heinrich, den der Reichstag zur Annahme für den Fall, daß Konrad nicht wiederkehre, zum Könige erwählt hatte. Heinrich schlug den Empörer, gab ihm aber auf Fürsprache einiger Fürsten und nachdem er von ihm das Gelöbniß unverbrüchlicher Treue empfangen hatte, einige Reichsgüter zu Lehen.

Um diese Zeit kehrte Konrad aus dem Morgenlande zurück. Die Anstrengungen des Feldzuges hatten seine Kraft gebrochen. Nun traf ihn auch das Unglück, daß ihm sein ältester Sohn Heinrich starb. Dies beugte ihn vollends. Als er fühlte, daß sein Tod nahe sei, dachte er mehr an das Wohl des Vaterlandes als an das seines Hauses. Er fühlte die Pflicht, zu sorgen, daß die Reichsgewalt nach seinem Tode einer starken Hand überantwortet werde. Sollte er des Reiches Wohl und Weh der Führung seines unmündigen

Sohnes Friedrich anvertrauen? Er hatte auf dem Kreuzzuge in seinem Neffen Friedrich einen Mann von Kraft und Klugheit kennen gelernt, wie dem Reiche als Leiter ein solcher zu wünschen war. Ihm sandte er die Reichskleinodien.

Bald darauf starb Konrad. Möglich, daß er, wenn er länger gelebt hätte, auch nach Italien gezogen wäre, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Er ist der erste deutsche König, unter dem das Bild des Doppeladlers als Bannerzeichen benutzt wurde. Der Anlaß war folgender. Nachdem Konrad, wie eben erzählt wurde, in drohender Weise gegen die Mauern von Constantinopel vorgerückt war, hatte der griechische Kaiser es für gerathen gehalten, eine Friedens- und Freundschaftsmiene gegen den König anzunehmen, und es war eine Art Freundschaftsbündniß zwischen beiden Fürsten zu Stande gekommen, dem sie dadurch Ausdruck gaben, daß sie ihre Bannerzeichen vereinigten. So entstand das neue Bannerzeichen, der Doppeladler, der von da ab zunächst in Deutschland und in Griechenland geführt ward. Der deutsche Doppeladler ging auf Oesterreich, der griechische auf Rußland über.

## Friedrich I., Barbarossa.

Mit Freuden stimmten bei der Königswahl die Fürsten, die nicht Anhänger der päpstlichen Partei waren, für den im dreißigsten Lebensjahre stehenden Friedrich. Alle Nachrichten aus seiner Zeit heben seine wahrhaft königliche Erscheinung hervor. Seine Gestalt war kraftvoll, das Angesicht wohlgebildet und männlich, der Blick seiner blauen, strahlenden Augen durchdringend, seine Stirn erhaben und edel. Seines wallenden röthlichen Bartes wegen gaben ihm später die Italiener den Namen Barbarossa, d. i. Rothbart. Vielleicht waren Haupthaar und Bart hochgelb. Dieser Farbenton wird in Dichtungen aus jener Zeit vielfach als „Roth" bezeichnet. In den „Nibelungen," in „Gudrun" und anderen Dichtungen aus älterer Zeit ist ja häufig die Rede von „rothem Golde."

Gegen den Welfenstamm sehen wir in Friedrich sofort den versöhnlichen Sinn sich regen, wie er in Konrad's Verhalten bereits mehrfach Ausdruck gefunden hatte. Heinrich den Löwen wünschte er sich zum Freunde zu erwerben und zwar dies schon aus dem Grunde, weil beide durch verwandtschaftliche Bande umschlossen waren. Friedrich's Mutter, Judith, war die Schwester Heinrich's des Stolzen. Seine

Absicht entsprach den Forderungen des Gemüths, aber zugleich auch den Forderungen der Staatsklugheit. Friedrich war auf dem Reichstage zugegen gewesen, auf dem Heinrich sein Begehren wegen Rückgabe Bayerns ausgesprochen hatte; er beschloß nun, dem Verlangen seines Vetters zu genügen. Aber Bayern war an den Herzog Heinrich Jasomirgott gegeben worden! Es galt also, diesen Fürsten in anderer Weise abzufinden. Er hatte die Markgrafschaft Oesterreich zu Lehen besessen. Friedrich bot sie ihm zum Eigenthum, wenn er seinen Ansprüchen auf Bayern entsage. Heinrich Jasomirgott ging darauf ein, und Friedrich verkündete nun frohen Herzens seinem Vetter Heinrich: „Jetzt hast du auch Bayern zurück und somit Alles, was du begehrt hast!“ —

Aber Heinrich hatte von seinem Vater den ungemessenen Ehrgeiz geerbt, und dieser Ehrgeiz verführte ihn dazu, nicht zu danken für das, was sein königlicher Vetter ihm Gutes that, sondern ihm und dem ganzen Stamme der Hohenstaufen um deswillen zu grollen, weil bei der Königswahl die Welfen den Hohenstaufen hatten zurückstehen müssen. Er hielt sich davon überzeugt, daß, wie sein Vater tüchtiger als Konrad gewesen sei, auch er den jetzt gewählten Friedrich an Tüchtigkeit überrage. Mancher mochte sich sagen, daß, wenn einmal Unglück über den König hereinbrechen sollte, er an seinem Vetter einen treuen Beistand nicht haben würde.

Friedrich hatte gegen seinen Vetter gethan, was Herz und Kopf ihm riethen: das Weitere war abzuwarten. Dem Könige fehlte es überdies an Zeit, dieser einzelnen Angelegenheit des Besonderen nachzuhängen, denn er fand, wohin er sah, Anlaß, sich und Anderen zu zeigen, ob Heldenkraft und Heldenweisheit ihm innewohnte. Wir werden ihn vielfach nach außen wirken sehen. An der Spitze herrlicher Mannen zog er oftmals über die Grenze und tränkte mit deutschem Heldenblute fremde Gefilde. In neuerer Zeit ist ihm dies von einer Schule von Geschichtsforschern übel gedeutet worden. Friedrich, hören wir sagen, würde weise gethan haben, wenn er von allem Wirken nach außen abgesehen, vielmehr seine reichen Kräfte dem innern Ausbau des Staates gewidmet hätte. Dabei wird auf Heinrich I hingewiesen, den zum Vorbild genommen zu haben ihm gefrommt haben würde. Es sprechen viele Gründe gegen die Stichhaltigkeit dieser Auffassung. Man faßt nur dessen Verhältniß zu den Ungarn ins Auge. Weil er denen nicht ins Land brach, sondern abwartete, bis sie kamen, sich aber auf ihr Kommen vorbereitete, lobt man sein Verhalten. Es ist nur die Frage, ob Heinrich, wenn er

sich genügend stark gefühlt hätte, es für zweckmäßig erachtet haben würde, die verwüstenden Einfälle der Ungarn abzuwarten. Vortheilhafter für Deutschland wäre es jedenfalls gewesen, den Feind im eigenen Lande aufzusuchen, um ihm die Lust zu benehmen, verheerend in Deutschland einzubrechen. Der Opfer des Gutes und Blutes wären dann weniger nöthig gewesen. Aber sahen wir den König Heinrich nicht, ehe es zum Entscheidungskampfe mit den Ungarn kam, die östlichen und nördlichen Grenzen angriffsweise überschreiten? Gründete er nicht die Markgrafschaften Nordsachsen (später Altmark genannt) und Meißen? und erneuerte er nicht die von Karl dem Großen gestiftete Markgrafschaft Schleswig? Trug er nicht demnach die Waffen auch über die Grenzen? Er handelte der Lage entsprechend, und es fragt sich einzig, ob auch das Gleiche von Friedrich gesagt werden kann. Wir behaupten dies. Jene bezeichnen friedliches Wirken im Innern als die größte Segensquelle. Sie haben in gewissem Sinne recht; aber es ist bei Beurtheilung der Thätigkeit Friedrich's in Betracht zu ziehen, ob die Hauptmächte seiner Zeit wohl gewillt gewesen sein würden, ihn ungefährdet Friedenswerke in der Heimath verrichten zu lassen. Friedrich hatte hellen Auges Umschau über jene Mächte gehalten. Würdigte er die wahre Sachlage, und richtete er demgemäß sein Handeln ein, so muß auch von unserer Seite die Lage, wie er sie vorfand, gewürdigt werden, wenn anders wir ihn nicht einseitig beurtheilen wollen. Auf Eines ist vor Allem hinzuweisen. Der Gedanke der Weltherrschaft, den der altrömische Staat durch ein Jahrtausend genährt hatte, war nicht mit dem Römerreiche zu Grunde gegangen. Um die Erbschaft rangen zur Zeit mehrere Mächte. In wie weit es der einen oder der anderen Macht gelang, ihren Ansprüchen Geltung zu verschaffen, ist eine andere Frage. Es gilt zunächst darauf zu verweisen, daß jenes Streben vorhanden war. Als das weströmische Reich unter den Schwert- und Keulenschlägen deutscher Kraft in Stücke gebrochen war, betrachteten sich die griechischen Kaiser als die Erben des weltbeherrschenden römischen Gesammtstaates. Nicht lange darauf trat urplötzlich die mohamedanische Macht auf die Weltbühne, die Hand ausstreckend nach jener Erbschaft. Im Westen wurden ihrem Siegeslaufe durch Karl Martell ein Ziel gesetzt, während das anspruchsvolle, aber thatsächlich immer ohnmächtiger werdende Griechenland der Macht der Araber im Osten nicht gleichen Widerstand entgegen zu setzen vermochte. Darnach ging — die römische Kaiserkrone war das äußere Zeichen dafür — der Anspruch auf Weltherrschaft auf

das Reich Karl's des Großen, weiterhin auf das von diesem Reich ausgesonderte deutsche Reich über. Nun gar machte die Priesterschaft Roms Anspruch auf jene Erbschaft, und wir sehen im Papstthum die geistliche Macht ringen nach Herrschaft über die Welt. Nicht über die Geister allein wollte das neue Rom herrschen, sondern auch über die Leiber; Land und Kronen sollten als von ihm verliehen angesehen werden. Vor dem Scepter Karl's des Großen hatte sich der Krummstab gesenkt, nicht minder vor dem Otto's des Ersten und einiger anderen mächtigen Fürsten. Schwäche der Regierungsgewalt lockte das Papstthum mit seinen anmaßlichen Ansprüchen hervor, wie es am grellsten die Geschichte Kaiser Heinrich's IV zeigt. So hatte sich die politische Lage derartig gestaltet, daß im Hinblick auf die genannten Mächte, namentlich auf die geistliche Macht Roms, nur zu wählen war zwischen Beherrschen oder Beherrschtwerden. Das Sprüchwort vom Hammer und Amboß kennzeichnet offenbar einen sehr unvollkommenen Zustand des Völkerlebens. Friedrich fand einen solchen Zustand vor, und er war nicht gewillt, sich freiwillig zum Amboß herzugeben. Sein Vorbild war Karl der Große; an der Gruft dieses gefeierten Helden hatte er es sich gelobt, ein mächtiges christliches Kaiserthum zu gründen oder vielmehr das Reich Karl's des Großen und Otto's des Großen wieder herzustellen.

Friedrich's erste Herrscherthätigkeit bezog sich auf das nördliche Italien, einmal, um die Ansprüche, die Deutschland durch Kaiser Otto I auf dasselbe gewonnen hatte, wieder zu entschiedener Geltung zu bringen, für's Andere, um die richtige Stellung der Papstmacht gegenüber zu gewinnen. Das Geltendmachen der Ansprüche Deutschlands auf Nord-Italien schloß für den Stuhl Petri's die Nöthigung in sich, der deutschen Macht gegenüber behutsam aufzutreten. Mehr als früher jedoch widerstrebte Nord-Italien der Oberherrschaft Deutschlands; es befand sich gegenwärtig in der Lage, den Ansprüchen von deutscher Seite kräftig entgegen treten zu können. Der Grund lag darin, daß die italienischen Städte, denen der erste Kreuzzug neue Handelswege nach dem Morgenlande erschlossen hatte, zu großen Reichthümern gelangt waren. Dies hatte das Selbstgefühl der Städter bedeutend gesteigert und sie in den Besitz der Mittel gebracht, ihre Vertheidigungswerke und die Zahl ihrer Mannschaften entsprechend zu verstärken.

Die Züge der deutschen Könige nach Rom wurden Römerfahrten oder Römerzüge genannt. Es handelte sich für die Könige, die sie unternahmen, ursprünglich darum, mit der Kaiserkrone in Rom gekrönt

zu werden. Nicht nur die feierliche Art der Krönung bedingte es, glanzvoll aufzutreten, wozu es gehörte, daß die Begleitung eine zahlreiche und auserlesene war; auch in Rücksicht auf den Stolz und den Groll der Italiener erschien es nothwendig, sich mit einer starken Macht zu umgeben. So kam es denn, daß die Könige ihre Römerzüge an der Spitze förmlicher Heere ausführten. Daß neben den ursprünglichen Zwecken auch andere Zwecke und Absichten dabei mehr oder minder sich geltend machten, kann nicht befremden. „Die Deutschen zogen," sagt Rauschnick, „gern nach Italien, denn sie fanden daselbst häufig Gelegenheit, ihre Streitlust zu befriedigen; es eröffneten sich hier leichter als irgendwo Aussichten, sich Verdienste um den Kaiser und damit auch Ansprüche auf Belohnung zu erwerben; endlich schmeichelte es ihrer Eitelkeit, das zu ihrem Volk gehörige Reichsoberhaupt in seinem höchsten Glanze auftreten und, mit den Zeichen der höchsten Erdenmacht bekleidet, einem fremden Volke Gesetze geben zu sehen. Wenn der deutsche Kaiser, umgeben von den Großen des Reiches, in der Mitte vieler Tausende treuer Vasallen in der roncalischen Ebene Reichstag hielt, und die Fürsten Italiens demüthig vor seinem Thron erscheinen mußten, um die Lehen zu empfangen; wenn er die Widersetzlichkeit streng züchtigte und den treuen Deutschen die Vollziehung der Strafe übertrug, wenn er dann Gnadenbezeigungen mit vollen Händen spendete, und solche der Mehrzahl nach wiederum seinen Deutschen zu Theil wurden: wie hätte der deutsche Adel sich nicht angezogen fühlen, wie nicht bereitwillig und gern nach einem Lande ziehen sollen, wo er den Eingebornen gegenüber stets mit dem Stolze des Siegers erscheinen durfte, in einem Lande, welches ihm überdies so viele Genüsse darbot! — Bei den Römerfahrten zeigte sich der deutsche Nationalstolz, wie bei keiner anderen Gelegenheit und nur bei diesem Anlaß fühlte sich der Deutsche, und wohl nicht mit Unrecht, über die übrigen europäischen Völker erhaben. Hier wetteiferte er an Glanz, aber auch an Heldenmuth und an Treue für seinen König mit allen Völkern der Erde und blieb darin unübertroffen. Es möchte wohl kein Römerzug zu nennen sein, bei welchem nicht mehrere Fürsten zugegen waren, die sich durch ihre Thaten ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte erworben haben."

In den oben angeführten Umständen lag die Ursache, daß Friedrich's erste Römerfahrt (1154) von vorn herein das Ansehen eines Feldzuges gewann. Die ihm feindseligste und dabei stärkste Stadt der Lombardei war Mailand. Vermochte sie doch allein ein Heer von 40,000 Gewappneten aufzustellen! Pochend auf ihre

Kriegsmacht und auf ihre festen Mauern, hatte Mailand bereits Schwesterstädte auf gewaltsame Art in Abhängigkeit von sich gebracht; die Mailänder waren in ihrem Uebermuth so weit gegangen, ein Schreiben Friedrich's vor den Augen des deutschen Gesandten zu zerreißen und mit Füßen zu treten. Als nun Friedrich auf der roncalischen Ebene (bei Piacenza) sein Lager aufgeschlagen und seinen Heerschild aufgerichtet hatte, ließ er die Vasallen und die Stadtobrigkeiten der Lombardei entbieten, ihm zu huldigen. Es fanden sich sämmtliche Vasallen des Landes ein, ebenso Gesandte aller Städte und die Huldigung erfolgte ohne Widerrede. Nur die Mailänder wollten sich dazu nicht verstehen; dagegen boten sie dem Könige, wenn er der Oberherrschaft über sie entsage und ihre Eroberungen auf lombardischem Gebiete anerkenne, 40,000 Mark Silber. Friedrich wies sie ab, doch unternahm er für jetzt nichts gegen Mailand. Er hielt es für zweckmäßig, zunächst Pavia und Rom zu besuchen, um sich in den Besitz der lombardischen Krone und der Kaiserkrone zu setzen. Die Bürgerschaft von Pavia war längst bekannt wegen ihrer Anhänglichkeit an Deutschland. Mit Freudenbezeugungen wurde er empfangen und sein Haupt mit der eisernen Krone geschmückt.

Hierauf führte Friedrich das deutsche Heer gegen Rom vor und bezog in der Nähe der Stadt ein Lager, um von da aus die erforderlichen Verhandlungen zu betreiben. Rom befand sich zur Zeit in großer Aufregung. Ein Priester voll Geist, Kraft und Edelsinn, Arnold von Brescia, hatte sich gegen den Papst erhoben. Er nannte ihn den falschen Petrus, da der wahre Petrus nicht danach getrachtet habe, ein Reich von dieser Welt zu gründen. Die Kirche Christi, predigte er, ist in Grund und Boden verderbt, Irdisches hat sie vom Himmel ganz und gar abgezogen! — Sein Wahrheitswort, mit Glut vorgetragen, schuf ihm viele Anhänger unter den Römern. Der Papst (Hadrian IV) ward vertrieben, der Bann, den er auf Arnold schleuderte, nicht beachtet. So weit hätten auch die Deutschen mit des hochgesinnten Priesters Wirken zufrieden sein können. Aber er, der das Priesterthum von weltlicher Wirksamkeit abwies, begnügte sich selbst nicht mit geistlicher Wirksamkeit, sondern er stieg in die politische Arena, indem er die Römer aufforderte, ebenso wie das Papstthum auch das Kaiserthum zu bekämpfen. Damit trat er dem deutschen Könige entgegen, der nun in ihm den politischen Widersacher zu bekämpfen sich genöthigt sah. In Rom waren die Formen der alten Republik eingeführt worden, Arnold von Brescia regierte den Senat. Die Frage: Wie verhalten wir uns gegen den König

Friedrich? gab im Senat zu ernster Erwägung Anlaß. Ihn gänzlich abzuweisen, wagte man nicht; für jetzt schien es gerathen, einen Mittelweg zu wählen; die gänzliche Lösung Roms von Deutschland, hoffte man, werde sich weiterhin durchführen lassen. Mit der Miene des Stolzes verkündeten Abgesandte der Stadt dem Könige, Rom sei unter der Bedingung geneigt, ihm zur Vollziehung der Kaiserkrönung die Thore zu öffnen, daß er die neue, von Arnold geschaffene Ordnung anerkenne, daß er gelobe, die Stadt vor Gewaltthaten der Barbaren — damit waren die deutschen Krieger gemeint — zu schützen, und daß er der Stadt 5000 Pfund Silber zahle. Die Antwort des Königs war niederschmetternd. „Vieles künden die Bücher von der Weisheit der Römer," sagte er, „daher es mich in Erstaunen setzt, prunkende aber inhaltslose Reden von euch zu vernehmen. Roms Herrlichkeit ist gewesen. Die Consuln, der Senat, die Kraft des Kriegsheeres sind zugleich mit der römischen Tugend auf die Deutschen übergegangen. Darum regierten bis dahin deutsche Könige über euch; darum rathschlagten deutsche Fürsten über euer Wohl; darum zogen deutsche Ritter für euch ihr gutes Schwert. Wollet ihr das ändern? Wer wagt es, Hercules' Händen die Keule zu entreißen? Ich komme nicht, um die Macht von euch zu empfangen, sondern um mein rechtmäßiges Eigenthum, die Eroberung Karl's und Otto's, in Besitz zu nehmen, als ein Glücklicher zu Elenden, ein Starker zu Schwachen, ein Sicherer zu Geängstigten, ein Muthiger zu Entnervten!"

Wie richtig Friedrich den Senat gekennzeichnet hatte, ergiebt sich aus einer That der Schmach, deren sich letzter in den nächsten Tagen zu Schulden kommen ließ. Der auch auf die Stadt ausgedehnte Bann erregte in den Senatoren eine so große Unruhe, daß sie plötzlich von Arnold abfielen, den Bann über denselben aussprachen und wehmüthig den Papst um Rückkehr und Vergebung anfleheten. Als Hadrian IV wieder in Rom eingezogen war, richtete der König durch einen Botschafter seine Forderung an ihn. Dieser verlangte vor allen Dingen Auslieferung Arnold's, der in des Königs Gewalt gerathen war. Weshalb Friedrich in Arnold seinen Feind sah, ist dargelegt worden, und es kann nicht Wunder nehmen, daß er sich nicht als Schützer desselben aufwarf. Ob Friedrich eine Ahnung davon hatte, welches Geschick Hadrian dem widerspenstigen Priester zu bereiten gedachte, ist nicht zu ersehen. Er lieferte ihn an den Papst aus. Noch in der Nacht ließ der rachsüchtige Kirchenfürst dem Unglücklichen einen Scheiterhaufen thürmen. Die Morgen-

sonne leuchtete auf die verkohlten Gebeine des Märtyrers redlicher Ueberzeugung. Auch damit hatte der Haß sich noch nicht gesättigt, denn es ging von dem Cardinal-Collegium ein Befehl an die Henker: Werfet die Asche des Ketzers in die Tiber! —

Darnach kam der Papst auf einem weißen Roß in das deutsche Lager, und es fand eine kurze Unterredung mit dem Könige statt. Sie führte aber nicht zu dem von Friedrich erwünschten Ergebniß, der Papst brach vielmehr die Unterredung kurz ab und begab sich grollend nach Rom zurück. Einem deutschen Bischofe, der ihm am nächsten Tage des Königs Wunsch, in der Peterskirche gekrönt zu werden, von Neuem zu erkennen gab, entgegnete Hadrian: „Was redest du leere Worte! Hat denn dein Fürst, als ich gestern im Lager war, dem heiligen Petrus in meiner Person die schuldige Ehre erwiesen? Nein, er that es nicht; er hätte mir beim Absteigen den rechten Steigbügel halten sollen, er aber hielt mir den linken!" — Friedrich sagte, als ihm darüber Nachricht zuging, Stallknechtsdienste seien ihm nicht geläufig, doch auf Zureden der Freunde, seinerseits dem Herkommen zu huldigen, ließ er dem Papste sagen, er sei bereit, sein Versehen gut zu machen. Nun kam der Papst zum zweiten Male, und als Friedrich ihm den rechten Steigbügel gehalten hatte, gab er ihm den Friedenskuß.

Nachdem eine Verständigung stattgefunden hatte, besetzten die Deutschen in der Nacht einen Theil Roms, Friedrich hielt am Morgen seinen feierlichen Einzug in die Stadt und wurde an demselben Tage — den 18. Juni 1155 — von Hadrian zum römischen Kaiser gekrönt. Friedrich's Vetter, Heinrich der Löwe, war mit einem Theile der Krieger im Lager zurückgeblieben. Die Krieger, die da wähnten, es sei Frieden gestiftet, zogen die Wachen ein, legten die Waffen von sich und feierten an wohlbesetzten Tafeln die Erhebung ihres Fürsten zum Kaiser. Da ward plötzlich von den Römern ein heftiger Ausfall auf das Lager ausgeführt. Schnell griffen die Deutschen zu den Waffen und ein blutiger Kampf hob an. Die Römer wurden mit einem Verluste von einigen tausend Mann zurückgeschlagen. „Nicht mit Silber, wie ihr es begehrtet," sagten die Deutschen, „mit Eisen zahlen wir!" —

Nunmehr gedachte Friedrich die Mailänder zum Gehorsam zurückzuführen. Da trat plötzlich ein Feind gegen ihn auf, den weder sein Arm, noch der seines Vetters Heinrich zu bewältigen vermochte — eine gefährliche Seuche, der in wenigen Tagen Tausende der vortrefflichsten Krieger erlagen. Wollte Friedrich nicht das ganze

Heer verlieren, so mußte er schleunigst den Rückmarsch nach Deutschland antreten. Dies geschah, aber die Seuche und die erbitterten Feinde blieben dem Heere auf den Fersen, und der Weg, den dasselbe nahm, ward besäet mit Leichen. Schlimmeres noch stand bevor. Das zusammengeschmolzene Heer sah sich plötzlich in dem Engpasse des Etschthales von Bürgern Veronas, die sich mit Mailändern verbunden hatten, aufgehalten. Auf der einen Seite des schmalen Pfades hatten sie die schäumenden Wellen des über die Ufer getretenen Flusses, auf der anderen Seite starrende Felswände und eine stark besetzte Burg. Der Führer der Feinde, Alberich von Verona, der den Deutschen auch den Rückweg verlegt hatte, begehrte für die Freigebung des Passes achthundert Pfund Silber und von jedem Ritter Panzer und Roß. „Da sei Gott vor," erwiederte Friedrich, „daß ein Kaiser Räubern und Empörern zinsbar werde." — Es schien nichts übrig zu bleiben, als kämpfend zu sterben. Da schuf der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der treue Jugendfreund Friedrich's, Rath. Mit zweihundert kecken Jünglingen bestieg er von der Rückseite her den Felsen, der über die Burg ragte. Dort hatten die Veronesen noch nie einen Menschen gesehen, und Entsetzen kam über sie, als sie aus der Höhe Freudenjauchzen vernahmen und über sich das deutsche Banner flattern sahen. Für das deutsche Heer aber war das Erscheinen des Pfalzgrafen mit seiner Schaar auf der Höhe das Zeichen der Erlösung. Als nun Felsenstücke auf die Burg hernieder krachten, kündigten die Veronesen dem Kaiser ihre Ergebung an und baten um Gnade.

Im Herbst 1155 traf der Kaiser in Deutschland ein. Es gab harte Arbeit. Mächtige Große hatten sich befehdet, von einer Zahl von Rittern am Rhein waren vielfach Räubereien ausgeübt worden. Unnachsichtlich brachte der Kaiser gegen die Friedensbrecher und Räuber die Gesetze zur Geltung. Jene verurtheilte er zur schimpflichen Strafe des Hundetragens, Diese strafte er mit dem Tode und brach ihre Raubburgen.

Nun beschloß Friedrich, um die Hand der Erbin von Hochburgund, Beatrix, zu werben. Beatrix ward um diese Zeit von ihrem Oheim Wilhelm, der nach dem Erbe lüstern war, in einem Thurme gefangen gehalten. Das Wort Friedrich's sprengte die Kerkerthüren; mit Freuden gab die Erlöste dem Kaiser ihr Jawort. Während der Vermählungsfeier erschien Ladislaus, der rechtmäßige König von Polen, der von seinem Bruder Boleslav vertrieben worden war als Schutzflehender bei dem Kaiser. Friedrich sagte ihm seinen

Beistand zu, und er brach bald darauf mit einem Heere gegen Polen auf. Aber schon an der Grenze kam ihm Boleslav barfuß und mit einem bloßen Schwerte um den Hals entgegen, sich seiner Macht unterwerfend. Nachdem Boleslav gelobt, Frieden zu halten, setzte Friedrich den rechtmäßigen Erben in sein königliches Amt ein. Der Herzog von Böhmen, der auch den Namen Ladislaus führte, wurde von Friedrich zum König erhoben. Diese Fürsten, wie auch Waldemar I. von Dänemark, genannt der Große, erkannten den Kaiser als ihren Lehnsherrn an.

Als der Kaiser im zweiten Jahre nach der Rückkehr aus Italien in Würzburg einen Reichstag hielt, erschienen Gesandte aus Frankreich, Burgund, Dänemark, England und Griechenland, dem Kaiser ehrerbietige Grüße ihrer Herrscher darbringend. Da sah man, wie hoch sein Ansehen überall gestiegen war. „Möge zwischen unsern Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr herrschen," ließ ihm der König Heinrich II. von England sagen, „doch so, daß dir als dem Größeren der Befehl verbleibe!"

Konnte Friedrich mit Genugthuung auf diese Huldigungen sehen, so erfüllte sich sein Gemüth mit Bitterkeit, so oft er der letzten, ihn betreffenden Vorgänge in Italien, namentlich aber der widerspenstigen Haltung Mailands gedachte. Die Lage verschlimmerte sich dort sogar noch. Mailand dehnte seine Eroberungen immer weiter aus, ja es züchtigte sogar die Städte Pavia und Lodi, weil diese sich dem deutschen Kaiser besonders anhänglich erwiesen hatten. Und dieser rebellischen Stadt reichte der Papst, der doch dem Kaiser den Friedenskuß gegeben und ihm die Kaiserkrone auf's Haupt gesetzt hatte, die Hand! Der Grund dieser Haltung des Papstes lag in dem Umstande, daß Friedrich anmaßliche Ansprüche desselben, entschieden abgewiesen hatte. Da überdies von einem der päpstlichen Botschafter — es war dies der Cardinal Roland, der spätere Papst Alexander III., — die Behauptung ausgesprochen worden war, der Kaiser habe das Reich vom Papst zu Lehen empfangen, so hatte Friedrich sofort durch Ausweisung des Uebermittlers einer solchen Unverschämtheit geantwortet. Darnach erließ er eine öffentliche Kundmachung, in der es hieß: „Gott hat die Welt zweien unerläßlichen Schwertern unterworfen, und der Apostel Petrus hat der Welt die Lehre gegeben: Fürchtet Gott und ehret den König. Wer sagt, daß wir die kaiserliche Krone als Beneficium vom Papste empfangen haben, der widerstrebt Gottes Ordnung, der widerstrebt der Lehre der Apostel, der macht sich der Lüge schuldig." — „Rom," heißt es weiter in dem

Schreiben, „anstatt ein Sitz der Tugend und der Frömmigkeit zu sein, ist eine Räuberhöhle geworden, ein Sitz der Gottlosigkeit und der Habsucht; und der Papst, anstatt demüthig Christi Kreuz zu tragen, will alle Kronen vertheilen und selbst den Kaiser spielen. Aber vor dem römischen Hofe, wo man von den Deutschen nur als von Dummköpfen, zum Dienen bestimmt, redet, wird sich wahrlich Niemand dieses herrlichen und unwiderstehlichen Volkes demüthigen."

Jedem edlen Deutschen muß heut noch das Herz vor Freude klopfen, wenn er vernimmt, daß Kaiser Friedrich Barbarossa eine lange Zeit sich mit dem Plane trug, die deutsche Kirche von Rom gänzlich zu lösen und eine deutsche nationale Kirche zu gründen. Er richtete ein Schreiben an die deutschen Fürsten, in dem es heißt: „Schon lange verlacht man die Einfalt der Deutschen, die sich den Ansprüchen eines fremden Priesters unterwerfen, während die ganze Welt der Kraft ihres Armes nicht zu widerstehen vermag. Der Erzbischof von Trier möge Primas diesseits der Alpen, das Herz des Reiches sein." Als der Papst nun von der Rüstung Friedrich's zu dem neuen Zuge vernahm, sandte er Botschafter an ihn, durch die er erklären ließ, der Cardinal Roland sei nicht der Dolmetscher seiner Meinung gewesen. Aber das stimmte mit der Wahrheit nicht überein. Hadrian trat für jetzt nur aus Furcht mit seinen Ansprüchen zurück. Er stand in Bezug auf die Ansicht über das Verhältniß der päpstlichen zur kaiserlichen Macht genau auf dem Standpunkte Gregor's VII., der jene mit der Sonne, diese mit dem Monde, der das Licht erst von der Sonne empfange, verglichen hatte. Er brauchte ein anderes Bild für dieselbe Sache. „Wie beim Reichsapfel das Kreuz über der Weltkugel steht, so die Kirche über dem Staate!" — Das hatte er oft gesagt. Jetzt, da die deutschen Bischöfe ihn hatten beschwören lassen, doch um Gottes willen nachzugeben, wolle er anders nicht, daß der Kaiser seine Drohung wahr mache, war er geschmeidig geworden.

Friedrich behielt sich Weiteres vor und zog (1158) an der Spitze eines Heeres von 15,000 Rittern und 100,000 Fußgängern nach Italien. Beim Heere befanden sich hohe weltliche und geistliche Herren, unter Ersteren des Kaisers Schwager Ludwig, Landgraf von Thüringen, von dem die bekannte Sage vom Schmied zu Ruhla („Landgraf, werde hart!") erzählt wird, ferner Heinrich der Löwe, Herzog Friedrich von Schwaben (des verstorbenen Konrad III. Sohn), König Ladislaus von Böhmen,— unter Letzteren die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier.

Die Mailänder machten einen Versuch, den Kaiser durch Zahlung einer großen Geldsumme zu versöhnen. Friedrich wies das Anerbieten ab, verlangte Unterwerfung und rückte, da die entsprechende Erklärung ausblieb, vor die Mauern des starken Mailand. Freiwillig fanden sich Hülfsvölker anderer Städte ein, die, durch die Gewaltthaten der Mailänder erbittert, die Weinberge und Olivenwälder derselben bis auf den Grund vernichteten. Friedrich schloß die Stadt ein und schnitt ihr die Zufuhr ab. Nach vier Wochen kündigten die Bürger ihre Unterwerfung an. In einem langen Zuge kamen die Gesandten der Geistlichkeit, des Adels und der Bürgerschaft ins Lager, des Kaisers Gnade zu erflehen. Sie waren barfuß und barhäuptig und trugen Schwerter und Stricke um den Hals. Vorher hatten die Mailänder sich schon bereit erklärt, 9000 Mark Silber zu zahlen und dreihundert Vornehme als Geißeln zu stellen. In der Mitte des Lagers war ein prächtiger Thron erbaut, auf dem Friedrich saß. Die Männer aus der Stadt sanken vor dem Kaiser auf die Knie und riefen seine Gnade an. Friedrich, erschüttert von diesem Anblick, stieg von dem Throne herab, reichte den Gebeugten die Hand, küßte Einige und sagte mit bewegter Stimme: „Wahrlich, ich herrsche lieber über Willige, als über Unwillige, ich belohne lieber, als ich strafe; möge es fürder Niemand vergessen, daß ich eher durch Nachgeben, als durch Krieg zu besiegen bin!“

Den Städten Verona und Ferrara bekam es übel, daß sie sich diese Mahnung nicht zu Herzen nahmen. Sie erlagen der eisernen Hand der Deutschen. Darnach ließ der Kaiser von vier Professoren der Universität Bologna ein Gesetzbuch für die lombardischen Städte ausarbeiten, das die Rechte der Bürger bedeutend einschränkte. Dies erregte neue Erbitterung in den Mailändern, und sie schwuren, das Joch abzuwerfen, sobald eine günstige Gelegenheit sich zeigen werde. Neue Zerwürfnisse zwischen dem Kaiser und dem Papste schienen die gewünschte Gelegenheit darzubieten. Der Papst zeigte sich ungehalten darüber, daß der Kaiser, den er in einem Schreiben mit „Du“ angeredet hatte, in dem Antwortschreiben auch das „Du“ als Anrede gebrauchte, während der Papst auf das „Ihr“ Anspruch machte. In dem sich weiter spinnenden Streite beschwerte der Papst sich noch einmal darüber, daß der Kaiser seinen Legaten aus Deutschland verwiesen habe. Darauf antwortete ihm Friedrich: „Deinem Cardinale sind die Kirchen und die Städte verschlossen worden, weil wir erkannten, daß er kein Prediger, sondern ein Räuber, kein Friedensstifter und Landesverbesserer, sondern ein unersättlicher Geldaufspeicherer

war. Sobald römische Sendboten auftreten, wie die Kirche ihrer bedarf, friedebringend, das Volk erleuchtend, den Niedrigen in Sanftmuth beistehend, werden wir sie auf jede Weise unterstützen. Dies Alles mußten wir Dir schreiben, denn wir sahen, daß der Hochmuth, dies abscheuliche Thier, selbst bis zum Stuhl des heiligen Petrus hinaufkroch."

Eine solche Sprache des Kaisers entflammte den Papst zur Wuth, und er erließ ein an die Bischöfe gerichtetes Schreiben in der Absicht, die Lombarden zur Empörung gegen Friedrich aufzureizen. In dem Schreiben nannte er den Kaiser einen unersättlichen Drachen, der in den Himmel fliegen wolle, um die Sterne herabzureißen, einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn zerstöre, einen Rebellen gegen Gott, einen Erzheiden. — Die päpstlichen Aufreizungen hatten die gewünschten Folgen. Mailand erhob sich und vertrieb die kaiserlichen Beamten Auch in anderen Städten. brachen Empörungen aus, und bald standen aller Orte in der Lombardei die Päpstlichgesinnten und die Anhänger des Kaisers — die Guelfen und Ghibellinen — gegen einander in Waffen.

Während dieser Kämpfe starb Hadrian. Nun strebten beide Parteien danach, den Stuhl Petri zu besetzen. Die Guelfen wählten den Cardinal Roland, der als Gesandter des Papstes jene Beleidigung gegen den Kaiser ausgesprochen hatte, zum Papst. Er nahm den Namen Alexander III. an. Von der kaiserlichen Partei ward Victor IV. zum Papst gewählt. Alexander schleuderte den Bann gegen Victor und den Kaiser, hielt es darnach aber für gerathen, sich auf einige Zeit nach Frankreich unter den Schutz Ludwig VII. zu begeben.

Nun schritt der Kaiser zur zweiten Belagerung Mailands und that den Schwur, nicht eher wieder die Krone auf sein Haupt zu setzen, ehe er nicht die eidbrüchigen und rebellischen Mailänder gezüchtigt habe; ja, es war sein fester Wille, die Stadt der Erde gleich zu machen. Zwei Jahre (bis 1162) währte die Belagerung. Die Feindseligkeiten nahmen mehr noch, als es sonst schon in jenen Zeiten der Fall war, den Charakter der Grausamkeit an. In Gefangenschaft gerathene Deutsche wurden von den Mailändern qualvoll umgebracht, dafür hängten die Deutschen jeden gefangenen Mailänder im Angesichte der Stadt an den Galgen. Wer ergriffen ward, indem er der Stadt Zufuhr brachte, verlor die rechte Hand. Durch Hunger bewältigt, beschlossen endlich die Mailänder zum zweiten Male, sich an des Kaisers Gnade zu wenden. Wieder erschienen Abgeordnete der Stadt in einem langen Zuge im Lager. Dreihundert Ritter

legten dem Kaiser die Schlüssel der Thore und Burgen der Stadt, so wie sechsunddreißig Fahnen zu Füßen. Ohne einer Antwort gewürdigt zu werden, mußten sie zurückkehren. Tag's darauf kam das Volk in Schaaren im kläglichsten Aufzuge. Die Flehenden trugen Stricke um den Hals, ihr Haupt war mit Asche bestreut. Sie führten das Hauptbanner der Stadt, Carrocio, auf einem köstlichen, von acht Stieren gezogenen Wagen mit sich. Als sie das Banner vor dem Throne zur Erde senkten, den Wagen zertrümmerten und darauf, laut um Barmherzigkeit flehend, sich niederwarfen, da erst vernahmen sie des Strengen Stimme. „Nach dem Gesetz," redete der Kaiser sie an, „habt ihr insgesammt das Leben verwirkt. Ich will es euch schenken, aber ich werde solche Maßregeln ergreifen, daß es euch künftig unmöglich sein wird, ähnliche Verbrechen zu begehen!" — Nun hielt er zu Pavia einen Reichstag, auf dem das Urtheil gefällt ward. Den Bürgern ward befohlen, die Stadt zu verlassen und sich in vier, je zwei Meilen von einander gelegenen Plätzen anzubauen, die neuen Ortschaften aber nicht durch Mauern zu schützen. Darauf wurde Mailand der Zerstörung Preis gegeben und dieselbe von den Bürgerschaften der Städte, die durch die Gewaltthaten Mailands schwer zu leiden gehabt hatten, ausgeführt. Mauern und Gebäude fielen, nur die Kirchen wurden verschont. Die angeblichen Gebeine der heiligen drei Könige, die in die Gewalt des Siegers gefallen waren, überließ dieser dem Erzbischöfe Rainold, der sie später nach Köln überführte.

Friedrich kehrte, nachdem er über die italienischen Städte strenge Vögte eingesetzt hatte, nach Deutschland zurück. Die offene Empörung der Mailänder und darnach auch der Bürgerschaften einiger anderen Städte war erdrückt, nicht aber die Erbitterung in den Gemüthern erstickt. Sie bewirkte, daß die Vögte einen schweren Stand hatten, und da dieselben eine Politik der Mäßigung nicht kannten, so stieg die gegenseitige Erbitterung, und es wurden auf italienischer Seite im Geheimen Verschwörungen angezettelt, an denen auch der Papst Alexander sich betheiligte. Dieser kehrte 1163 nach Rom zurück und schleuderte von dort aus einen neuen Bannstrahl gegen Friedrich. Es blieb diesem zuletzt nichts übrig, wollte er anders nicht aller sämmtlicher gewonnenen Vortheile in Italien wieder verlustig gehen, als eine dritte Heerfahrt gegen die Aufrührer zu unternehmen.

Während Friedrich rüstete, traten die wichtigsten Städte der Lombardei zu einem Bündnisse gegen ihn zusammen, und die Mailänder betrieben auf's Eifrigste den Wiederaufbau ihrer Stadt.

Friedrich sandte tapfre Schaaren, deren eine von dem kriegerischen Erzbischofe von Mainz geführt wurde, voran, er folgte an der Spitze der Hauptmacht. Es war die höchste Zeit, denn schon erhoben die Italiener Angriffe auf zurückgebliebene deutsche Besatzungen. Tusculum, das von 300 deutschen Rittern besetzt war, wurde von 30,000 Römern belagert. Der Erzbischof Christian eilte mit seiner Reiterei zum Entsatze herbei. Er wagte fast Unerhörtes, da er dem 30,000 Mann starken Feindesheere nur 1500 Mann entgegen zu stellen hatte. Aber seine unvergleichliche Tapferkeit, die sein kleines Heer zu höchster Anstrengung entflammte, verhalf ihn zum Siege, ja er nahm sogar einige tausend Römer gefangen. Dieser Christian war an Geist und Leib einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Er sprach geläufig sieben Sprachen, er war ein bedeutender Redner und Staatsmann, ein trefflicher Anführer in der Schlacht und dabei fast unübertroffen im Einzelkampfe. Vor der Schlacht verrichtete er seine geistlichen Amtshandlungen, dann schwang er sich auf das Streitroß und verlor bei eifrigster Betheiligung in den Vorderreihen der Kämpfer doch nicht die Besonnenheit, deren der Führer einer Heerschaar benöthigt ist. Seine Hauptwaffe war der altgermanische dreikantige Hammer. Wo man im Getümmel seinen blauen Mantel wehen, seinen goldenen Helm blitzen sah, da deckte sich auch der Boden mit Feinden, die seinen mächtigen Hieben erlagen. Eine derartige Verbindung geistlicher und kriegerischer Thätigkeit steht nicht vereinzelt da, sie ist vielmehr ein characteristisches Zeichen jener kriegerischen Zeit; daß es jedoch der Würdenträger der Kirche wenige gab, die einem Christian von Mainz an Tüchtigkeit gleich kamen, liegt auf der Hand.

Nun erschien auch Friedrich. Das Gesammtheer ging gegen Rom vor und eröffnete sich mit Schwertesgewalt den Eingang. Da starb der dem Kaiser zugethane Papst Victor IV. Friedrich ließ einen neuen Gegenpapst, Paschalis III., wählen. Da aber die Empörung, von dem Papst Alexander genährt, sich immer weiter ausbreitete, auch die Normannen in Unteritalien eine feindliche Haltung annahmen, hielt Friedrich es für nöthig, in Deutschland ein neues Heer auszurüsten. An der Spitze dieses Heeres unternahm er im Jahre 1166 seinen vierten Zug. Aber wieder trat jener unheimliche Feind gegen die Deutschen auf, dessen Unbesiegbarkeit der Kaiser schon auf seinem ersten Zuge kennen gelernt hatte, die pestartige Seuche, die diesmal eine noch grauenvollere Gestalt annahm. Es geschah, daß der Ritter, der in frischer Kraft zu Rosse gestiegen war,

wenige Minuten darauf von Todesschauer ergriffen wurde, und er sterbend zu Boden stürzte, daß Leidtragende, die den todten Freund in die Erde einbetteten, sterbend ihm nachsanken. Und gerade auf die Fremdlinge warf sich diese schreckliche Krankheit, während Einheimische von derselben wenig zu leiden hatten. In Eilmärschen begab sich das Heer, den Weg nach dem Norden einschlagend, von Rom hinweg. Nun loderte der Brand der Empörung aller Orten in der Lombardei auf. Wieder war die Straße, auf der das Heer dahinzog, besäet mit Leichen, doch verlor die Krankheit an Heftigkeit, je mehr die Deutschen sich der Nordgrenze des Landes näherten. Wehe aber den Erkrankenden, die den gleich Rabenschaaren nachfolgenden Schwärmen der Feinde in die Hände fielen! Unbarmherziger noch als die Krankheit erwiesen sich die Feinde. Friedrich warf seinen Handschuh in die Luft, schwörend, Rache zu nehmen für die den Seinen von den Lombarden zugefügten Unthaten. Von den Feinden war inzwischen schon Bedacht darauf genommen worden, dem Reste des Heeres die Pässe nach Deutschland zu verlegen. Schon hatte Friedrich das der Grenze nahe gelegene Susa erreicht. In dem Schlosse, in dem er zu übernachten sich anschickte, war ihm der Tod zugedacht. Ein edler deutscher Ritter, Hermann von Siebeneichen, beschloß, sich für seinen Kaiser und Herrn zu opfern. Während der Kaiser in Begleitung von fünf Personen sich entfernte, um einen Seitenpfad auf das Gebirge einzuschlagen, nahm Hermann von Siebeneichen sein Lager ein. Die Verschwörer, die ihres Fanges sicher zu sein wähnten, brachen um Mitternacht in das Gemach. Als sie statt des Kaisers den Ritter fanden, geriethen sie in die heftigste Wuth. Doch die Größe der Gesinnung, die Hermann von Siebeneichen durch seine Handlung kund gab, riß die Besseren unter ihnen zur Bewunderung hin, und man schenkte ihm das Leben. Darnach wurden im Lande die Deutschen, deren man habhaft werden konnte, getödtet.

Nun meinten die Italiener, dem Kaiser für immer die Lust benommen zu haben, in Italien die Anerkennung seiner Ansprüche zu verfolgen. Sie irrten. Es gab freilich in Deutschland Vieles zu ordnen, so daß Friedrich sich genöthigt sah, seinem Ingrimme gegen die Italiener Zaum und Zügel anzulegen. Sein Vetter Heinrich der Löwe hatte den vierten Zug nicht mitgemacht, sondern es vorgezogen, die Grenzen im Norden seines Herzogthums Sachsen durch Schwertesgewalt zu erweitern. Den berechtigten Klagen der Fürsten gegen ihn gab Friedrich Gehör und stellte die alten Grenzen Sachsens wieder her.

Im Jahre 1173 unternahm Friedrich seinen fünften Zug nach Italien. Auch diesmal verweigerte Heinrich der Löwe seine Betheiligung. Da er über zwei Herzogthümer gebot, so bewirkte seine Nichtbetheiligung eine bedeutende Schwächung der deutschen Heeresmacht. Auch mittelbar ward durch diese Treulosigkeit der deutschen Sache Schaden zugefügt. Es regte die Haltung Heinrich's die Italiener zu den kühnsten Hoffnungen an. Sie sahen das deutsche Reich in innerer Auflösung begriffen und selbst viele bis dahin Schwankende griffen nun zu den Waffen. Wer hätte nun noch zögern mögen, Theil zu nehmen an der Ausführung des Racheaktes gegen den gehaßten, so lange gefürchteten, jetzt aber geschwächten Feind? Wirklich schien auch die Sache der Italiener triumphiren zu wollen, und der Kaiser sah sich genöthigt, Verstärkungen aus Deutschland kommen zu lassen. Wenn je, so war jetzt für Friedrich der Augenblick gekommen, Alles aufzubieten, um seinen Vetter für seine Sache zu erwärmen. Auf eine erneuerte Botschaft an ihn, wiederholte Heinrich seinen ablehnenden Bescheid. Er sei schon, antwortete er, zu bejahrt für kriegerische Anstrengungen, ferner schrecke es ihn, daß Friedrich sich im Banne befinde, endlich empfehle es sich nicht, sein Land, beutesüchtigen Nachbarn gegenüber, ohne Schutz zu lassen! — Leere Ausflüchte! Er war 46 Jahr alt, Friedrich, der im Felde stand, zählte bereits 54 Jahre. Im vergangenen Jahre hatte Heinrich eine Pilgerreise nach Paläſtina ausgeführt, ohne sich durch den Hinblick auf „beutesüchtige Nachbarn" schrecken zu lassen. Der Hinweis auf den Bann mochte in so weit Begründung enthalten, als es in seiner Berechnung lag, sich für spätere Fälle den Papst geneigt zu machen. Nun lud ihn der Kaiser zu einer persönlichen Begegnung ein. Beide trafen zu Chiavenna am Comosee zusammen. Der Kaiser sprach auf das Eindringlichste, wies darauf hin, wie Heinrich, weil er über zwei Herzogthümer gebiete, gerade am meisten berufen sei, für des Reiches Ehre mit einzustehen, und fuhr darauf fort: „Ich will nicht von jenem Eide sprechen, den du dem Reiche geschworen hast, ich will dich nur an die heiligen Banden des Blutes erinnern . . . Jetzt nun, in dieser Noth, unterstütze mich, deinen Herrn, Vetter und Freund, noch einmal aus allen Kräften!" — Nun forderte Heinrich Abtretung der Stadt Goslar mit ihren Silberbergwerken, dafür wolle er dem Kaiser eine Zahl von Mannschaften senden, jedoch unter der Führung eines Andern. Ein solches Verhalten fand der Kaiser als nichtswürdig, das Angebot auch nicht als ausreichend, und da die Lage in der That für ihn eine üble war, sank er vor dem kalt und

düster blickenden Löwen auf die Knie und wiederholte dringender noch seine Bitte. Da kam es zu Tage, mit welchen Hoffnungen und Absichten man sich auf Seiten der Welfenpartei trug. Frechen Sinnes sagte ein Ritter aus der Begleitung Heinrich's: „Herr Herzog Heinrich, die Krone, die ihr jetzt zu euren Füßen sehet, wird bald euer Haupt schmücken!“ In Thränen trat die Kaiserin herzu, ihrem Gemahl zurufend: „Stehe auf, lieber Herr; Gott wird dir Hülfe senden, wenn du eines Tages dieser Stunde und dieses Hochmuths gedenkst!“ — Schweigend verließ Heinrich darauf das Gemach, bestieg sein Roß und ritt hinweg.

Es blieb nun dem Kaiser keine andere Wahl, als allein den Kampf gegen den an Zahl stärkeren Feind aufzunehmen. Im Jahre 1176 kam es bei Legnano zu einer äußerst blutigen Schlacht. Was half der Heldenmuth des Kaisers, den man fortgesetzt im dichtesten Schlachtgedränge sah, was der Muth der Deutschen überhaupt gegen die zu beträchtliche Ueberzahl! Und doch erwies sich etwas Anderes nachtheiliger noch als Letzteres. Des Kaisers Pferd, von Speeren durchbohrt, brach zusammen. Nun erscholl der Ruf: „Der Kaiser ist gefallen!“ Das war hüben und drüben von mächtiger Wirkung; hier ergriff Zagen die Gemüther, dort stieg die Siegeszuversicht. Die Deutschen wurden vollständig geschlagen; allgemein hielt man dafür, daß der Kaiser todt sei. Die Kaiserin hatte Trauerkleider angelegt — da — am vierten Tage nach der Schlacht — kehrte Friedrich nach Pavia zurück.

Damit schien für den Kaiser Alles, was er sich durch schweres Ringen in Italien erworben hatte, für immer in Frage gestellt zu sein. Der einzige Mann, der im Stande war, einen leidlichen Frieden herzustellen, war der — Papst, und zu der Bitterniß mußte sich Friedrich entschließen, mit diesem Manne in Verhandlung zu treten. Der Papst griff mit beiden Händen zu. Er hielt dafür, daß Friedrich doch sonst nicht Ruhe halten würde, es demnach besser sei, sich dem gefährlichen Gegner zu verpflichten, als ihn gerade in der jetzigen Lage zu reizen. Für's Andere ließ sich bestimmt erwarten, daß der Kaiser wohl oder übel ihm jetzt Ehrerbietung erweisen werde, was ja nur dem päpstlichen Ansehen zum Vortheile gereichen könne. In Venedig fand eine Zusammenkunft des Kaisers und des Papstes statt, bei der — der Hand wird es schwer, dies niederzuschreiben — sich Ersterer dazu verstehen mußte, „nach bestehender Sitte das Kreuz auf dem Schuh des Papstes mit den Lippen zu berühren.“ — Darnach erhob sich der Papst und gab dem Kaiser den Friedenskuß. Es kam

zu vollem Ausgleich. Der Papst krönte Friedrich's Gemahlin und erkannte dessen Sohn Heinrich als römischen König an. Dieser Vorgang bewirkte, daß auch in der Lombardei der Wunsch entstand, die Feindseligkeiten gegen den Kaiser einzustellen. So kam zwischen ihnen und Friedrich ein sechsjähriger Waffenstillstand zu Stande.

Nach der schweren Niederlage von Legnano hatte man in Deutschland das Schlimmste befürchtet. Um so größer war die Freude darüber, daß es der Klugheit des Kaisers gelungen war, sich so schnell wieder in eine verhältnißmäßig günstige Lage zu setzen. Ein Mann in Deutschland theilte die allgemeine Freude nicht — Heinrich der Löwe. Nicht nur war seine Hoffnung auf den völligen Untergang Friedrich's vernichtet, er ahnte auch, daß der Tag seines Gerichts nahe sei. Er konnte dies schon daraus entnehmen, daß einzelne deutsche Fürsten zu einem Bunde gegen ihn, den lange Gefürchteten, zusammentraten.

Nachdem Friedrich nach Deutschland zurückgekehrt war, und er sich die Krone von Burgund hatte auf sein Haupt setzen lassen, erschien plötzlich Herzog Heinrich ungerufen am kaiserlichen Hofe. Friedrich empfing ihn kalt und sagte ihm, er werde in Gegenwart aller deutschen Fürsten Rechenschaft von ihm fordern. Nun wußte Heinrich, was er zu erwarten hatte und erschien deshalb nicht auf dem angesagten Reichstage. Ein gleiches Verhalten beobachtete er an den drei folgenden Reichstagen. Auf dem letzten derselben ward Gericht über ihn gehalten. Da er seiner Lehnspflicht nicht nachgekommen war, indem er dem Kaiser Beistand gegen die Lombardei verweigert, und er nun auch der Einladung des Staatsoberhauptes nicht nachgekommen war, wurde die Acht über ihn ausgesprochen und er seiner beiden Herzogthümer für verlustig erklärt. Den westlichen Theil Sachsens erhielt der Sohn Albrecht's des Bären, Bernhard, der östliche ward dem Erzbisthum Köln einverleibt. Das Herzogthum Bayern aber empfing zu Lehen der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der das deutsche Heer im Etschthale gerettet hatte. Er ist der Stammvater des noch heut in Bayern herrschenden Fürstenhauses. Gegen die Fürsten, denen Sachsen überantwortet worden war, griff Heinrich zu den Waffen. Der Löwe wehrte sich gewaltig, ehe er sich für überwunden erklärte. Zuletzt hatte er sich auf einem Kahne die Elbe hinab nach Stade geflüchtet, das als letzte Zufluchtsstätte ihm geblieben war. Im Jahre 1181 erschien er auf dem Reichstage zu Erfurt und sank dem Kaiser zu Füßen. Seine Länder waren — bis auf seine väterlichen Besitzungen Braunschweig und

Lüneburg — vergeben, es ließ sich an dem Reichsbeschlusse nichts mehr ändern. Mit Thränen in den Augen hob Friedrich den Gebeugten auf, indem er sagte: „Du selbst bist das Werkzeug deines Falles!" Von Heinrich dem Löwen stammen das herzogliche Haus von Braunschweig und die königlichen Häuser von Hannover und England ab.

Dem Waffenstillstande mit der Lombardei folgte ein Friedensschluß. Friedrich gewährleistete den Lombarden weitgehende Rechte in Bezug auf Selbstverwaltung, wogegen sie die kaiserliche Oberhoheit anerkannten.

Den Frieden feierte der Kaiser durch ein herrliches Fest, von dem in Deutschland noch lange gesungen und gesagt ward. Dasselbe wurde um die Pfingstzeit des Jahres 1184 auf der großen Ebene bei Mainz gefeiert. Es erschienen geistliche und weltliche Herren aus nahen und fernen Ländern. Einige Chroniken sprechen von 40,000, andere von 70,000 Rittern, die zugegen gewesen seien. Auf dem Feste schlug der Kaiser seine beiden ältesten Söhne, den zum Nachfolger erwählten Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben zu Rittern; er selbst, der damals dreiundsechzig Jahr zählte, tummelte noch kräftig sein Roß in den Schranken, in denen die Turniere abgehalten wurden.

„O Glanz der kronenreichen Pfingsten!
Nie schildert doch das Lied genug,
Wie hier dem Höchsten und Geringsten
Das Herz vor Frühlingswonne schlug!
Wie jubelnd wird zum Fest geblasen!
Wie breitet auf dem grünen Rasen
Sich aus ein Blüthenparadies! —
Hier ist's, in dieser Feiersonne,
Wo Deutschlands höchste Zier und Wonne
Die Siegespalme wehen ließ."

Friedrich gab das Fest; allein durch das Erscheinen der Blüthe und Kraft des Ritterthums aus der ganzen europäischen Welt und die Haltung der Gäste gestaltete es sich zu einer großartigen Huldigungsfeier für ihn selbst. Einen solchen Herrn über sich zu haben, dünkte den Mailändern nun nicht mehr als etwas Schmachvolles. Als er noch in demselben Jahre in Mailand erschien, bereitete ihm die Bügerschaft einen glänzenden Empfang. Auf diesem Zuge trug sich Friedrich mit dem Plane, noch ein anderes Land Italiens unter die Oberhoheit der deutschen Krone zu bringen. Doch sollte das Werk auf friedlichem Wege — durch eine Heirath — vollzogen werden.

Längst hatte er sein Augenmerk auf Neapel und Sicilien (damals Sicilien diesseits und jenseits der Meerenge, auch Sicilien genannt) gerichtet, das ein halbes Jahrhundert früher zum Königreiche erhoben worden war. Ueber dasselbe herrschte zur Zeit der aus dem Geschlecht Robert Guiscard's stammende Wilhelm II. Aus seiner Ehe waren ihm Kinder nicht entsprossen; eine Verwandte von ihm, Constantia, war Erbin des blühenden Landes. Um die Hand dieser Constantia warb Friedrich durch eine Gesandtschaft für seinen Sohn und Nachfolger Heinrich. Daß die Geistlichkeit Roms eine solche Verbindung nicht gern sehen würde, lag auf der Hand, da ja, wenn auch noch Unteritalien unter das deutsche Scepter kam, der Kirchenstaat damit seine Haupthülfsmacht verloren hätte. Daher ließ der Kaiser die Verhandlungen in größter Stille betreiben, und als man in Rom (es herrschte jetzt daselbst der Papst Lucius) von der Sache vernahm, war es zu spät für eine Gegenwirkung, denn die Verlobung war bereits vollzogen. Seinem Zorne konnte der Papst nur dadurch Luft machen, daß er den bei der Verlobung anwesenden Prälaten in den Bann that. Doch gelobte er es sich auch, von Stund' an dem kaiserlichen Hofe, wo und wie er es nur vermöge, entgegen zu treten. Sein Ingrimm stieg, als er vernahm, daß die Mailänder es sich bei dem Kaiser als eine Gnade erbeten hätten, dem Sohne desselben in ihren Mauern die Vermählungsfeier auszurichten, und daß nicht weniger als einhundert und fünfzig Saumthiere dazu gehört hätten, den reichen Brautschatz der Constantia herbeizuführen.

Während Friedrich in Mailand sich des Glückes seines Sohnes erfreute, gingen geheime Boten des Papstes nach Deutschland, um den Erzbischof Philipp von Köln, von dem man in Rom wußte, daß er dem Kaiser grolle, gegen diesen aufzureizen. Bald darauf vernahm der Kaiser, daß Philipp in Gemeinschaft anderer Kirchenfürsten in Verhandlung mit Heinrich dem Löwen getreten sei, ja daß sogar der Papst beabsichtige, sich nach Deutschland zu begeben, um die Empörung gegen den Kaiser durch sein Ansehen zu unterstützen. Friedrich wies nun seinen Sohn Heinrich an, durch Verlegung der Alpenpässe den Papst in Italien festzuhalten. Des Kaisers plötzliches Erscheinen in Deutschland aber bewirkte, daß eine Zahl von Mitgliedern des ihm feindlichen Bundes sich sogleich ihm wieder anschlossen, die übrigen Mitglieder aber nichts zu unternehmen wagten. Voll Wuth über diesen Erfolg, den das bloße Erscheinen des Kaisers in Deutschland hervorgerufen hatte, schleuderte der Papst den Bann auf ihn, um dadurch der Feindschaft einen neuen Anstoß zu geben.

Aber der Blitz zündete diesmal nicht. Der Papst gerieth in die höchste Aufregung, es rührte ihn der Schlag, und der „heilige Vater" starb mit sehr unheiligen Verwünschungen gegen den Kaiser auf den Lippen.

Nunmehr hatte es den Anschein, als werde die letzte Zeit des alternden Fürsten für ihn eine Zeit des Friedens sein. Da traf plötzlich eine neue Unheilskunde aus dem Morgenlande ein. Jerusalem war in die Gewalt der Ungläubigen gefallen.

Was war diesem Unheil vorangegangen? was war die Veranlassung des Friedensbruches zwischen der christlichen und mohamedanischen Macht im Morgenlande gewesen? Antworten auf diese Fragen hatte der Patriarch von Jerusalem ertheilt, und sie lauteten dahin, daß, wie es sich von selbst verstehe, der Feind im Unrecht sei, indem derselbe den Vertrag gebrochen, die Feindseligkeiten eröffnet habe. Dies entsprach jedoch der Wahrheit nicht. An der Spitze der mohamedanischen Macht im Morgenlande stand zu jener Zeit ein Fürst, der sich durch eine seltene Vereinigung hoher Herrschergaben auszeichnete. Es war der edle Sultan Saladin, der Abgott seines Volkes. Sein Wort, das ihn zum Frieden mit den Christen des Königreichs Jerusalem verpflichtete, war ihm heilig. Das Gegentheil fand auf Seiten der Christen statt. Die Gesinnung der in Jerusalem herrschenden geistlichen und weltlichen Großen hatte sich seit längerer Zeit fortgesetzt verschlechtert. Von der hohen Gesinnung eines Gottfried von Bouillon, der achtundachtzig Jahre früher Jerusalem erobert hatte, war in den jetzigen Machthabern wie in dem gesammten Christenvolke des Königsreichs Jerusalem keine Spur vorhanden. Die Gebrechen, an denen die gesammte christliche Kirche in jener Zeit litt, traten gerade in dem heiligen Lande greller als an allen anderen Orten hervor. „Die rauhen Sitten des Abendlandes erlagen," sagt Friedrich von Raumer, „bevor eine Veredlung stattfand, der verweichlichenden Gewalt Asiens. Lust am Genusse trat an die Stelle edler Freude über vollbrachte Thaten, und es giebt kein einziges Laster, dessen die morgenländischen Christen nicht von ihren eigenen Geschichtsschreibern um diese Zeit beschuldigt werden: Raub, Spiel, Trunkenheit, Unzucht aller Art, Gotteslästerung, bürgerlicher Krieg; — und in Allem gingen die Geistlichen voran! Mit Kirchenstrafen und Kirchenbann trieben sie Spott oder eigennützigen Handel." Das gegenwärtige Haupt der Christenheit zu Jerusalem, der Patriarch Heraklius, führte einen höchst anstößigen Lebenswandel. Er lebte in einem verbotenen Verhältniß mit einer Frau, die allgemein die

Patriarchin genannt wurde. Und diese Art von Christen sahen hochmüthig auf die „Ungläubigen" herab! Christliche Ritter machten Einfälle in Syrien zu dem Zweck, Beute zu erjagen, und dem edlen Saladin, der sich darüber beschwerte, ward eine Genugthuung verweigert. Es war sogar von christlichen Raubrittern ein Zug unternommen worden, der zum Ziele hatte, Mekka zu erobern, um sich in den Besitz der Schätze des mohamedanischen Heiligthums zu setzen; nur die Wachsamkeit der Araber hatte die Ausführung vereitelt. Verblendung ohne Gleichen! Die kriegerische Tüchtigkeit Saladin's hatte sich der Welt längst erkennbar gemacht, und so hätte man sich bei einiger Ueberlegung doch sagen müssen, daß ein so treuloses Verfahren von Seiten der Christen endlich zum Unheil derselben ausschlagen müsse. Saladin's Geduld schien unerschöpflich zu sein. Als aber endlich seine Mutter, während sie auf einer Reise begriffen war, von christlichen Rittern überfallen wurde, wobei man ihre Begleiter niederhieb und sie ihrer Schätze beraubte, da war seine Geduld erschöpft. Er rückte mit einem Heere von 80,000 Reitern in Galiläa ein, schlug das 50,000 Mann starke Christenheer auf's Haupt und bemächtigte sich der Stadt Jerusalem. Der christliche Haupttempel ward in eine Moschee umgewandelt. Als das vergoldete Kreuz von der Spitze niedergestürzt ward, erhoben die Christen ein entsetzliches Wehgeschrei. Gegen die Ueberwundenen übte Saladin einen Edelmuth, wie die Kriegsgeschichte selten ähnliche Beispiele aufzuführen hat.

So hatte sich die Lage im Morgenlande gestaltet. Wie anders aber ward das Geschehene im Abendlande aufgefaßt! Die Botschafter des Patriarchen, die dieser nach Europa sandte, gaben der Wahrheit nicht die Ehre. Sie stellten die Christen als schuldlos, Saladin als einen blutdürstigen Tyrannen und frechen Friedensbrecher dar. Dieser Auffassung drückte Rom den Siegel auf und so kam es, daß in der ganzen christlichen Welt eine ähnliche Begeisterung für einen Kampf gegen die Ungläubigen rege ward, wie die gewesen war, die in den Neunzigern des Jahrhunderts vorher zu dem Rufe geführt hatte: Gott will es! Gott will es! Ueberall ward eifrig gerüstet, namentlich seidem bekannt geworden war, daß der Kaiser Friedrich sich für den von der päpstlichen Partei gewünschten Kreuzzug entschieden habe. Ihm, dem es als Pflicht erschien, für die Zurückeroberung der heiligen Stadt das Schwert zu ziehen, vertraute man willig die Führung des Zuges an. Um ihn sammelten sich etwa 50,000 Ritter und eben so viele Fußsoldaten. Von fürstlichen Personen betheiligten sich an dem Kreuzzug die Könige von England

und Frankreich, Barbarossa's Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, Herzog Leopold von Oesterreich, Herzog Berthold von Mähren und Andere. Der Kaiser setzte seinen Sohn Heinrich zum Verweser des Reiches ein und brach im Frühjahr 1189 an der Spitze seines stattlichen Heeres gen Osten auf.

Als das Heer Bulgarien erreicht hatte, ward ihm von der Bevölkerung nach Kräften feindlich begegnet. Die Wege waren vielfach fast ungangbar gemacht, aus Dickichten und von Höhen wurden die Krieger mit vergifteten Pfeilen beschossen. Das war das Werk der treulosen Griechen, die das Volk der Bulgaren gegen die Kreuzfahrer aufgeregt hatten. Als das Heer nach Ueberwindung vielfacher Hindernisse in Thracien einrückte, traten ihm die Griechen selbst feindselig entgegen. Die Heerhaufen derselben wurden zersprengt, die Ortschaften durch Einziehung von Kriegsgeldern gestraft. Dies genügte jedoch noch nicht, den Hochmuth des griechischen Kaisers — Isaak Angelus — zu dämpfen. Was dem sinkenden griechischen Kaiserthum an Kraft fehlte, suchte es durch Schein zu ersetzen, und auf dieser Bahn hatte es längst schon den Punkt erreicht, auf welchem es das Gespött der Welt erregte. Isaak sandte dem deutschen Kaiser einen Drohbrief, in welchem er sich den Allerheiligsten und den Engel des Erdkreises nannte, dagegen that, als wisse er gar nicht, daß sein Widerpart auch den Titel Kaiser führe. Friedrich fühlte sich nicht dazu aufgelegt, die Sache ernsthaft zu nehmen. Er händigte den griechischen Gesandten das Schreiben ihrer allerheiligsten Majestät zur Rückgabe wieder ein, doch behandelte er sie, was ihnen anfänglich höchst schmeichelhaft war, mit besonderer Höflichkeit. Als Friedrich aber darauf ihren Stallknechten ganz dieselbe Behandlung zu Theil werden ließ, wurden sie des Spottes inne, dessen Zielscheibe sie waren, und sie suchten nun unter dem Hohnlachen der kaiserlichen Umgebung das Weite. Es handelte sich um das alte Anliegen, das die Deutschen zu stellen genöthigt waren, Schiffe zur Ueberfahrt nach Asien bewilligt zu erhalten. Der griechische Kaiser wollte davon nichts hören. Da setzte sich Friedrich mit seinem Heere in und um Adrianopel fest, und die Kreuzfahrer lebten den Winter über auf Kosten der Griechen. Im Frühjahr 1190 endlich verstand sich der griechische Kaiser dazu, die nöthigen Schiffe zur Ueberfahrt des Heeres über die Meerenge der Dardanellen herzugeben und auch das Heer für einige Zeit mit Lebensmitteln zu versorgen.

Zunächst hatte das Kreuzheer das Land des Sultans Kilitsch Arslan, des Beherrschers der seldschuckischen Türken, zu durchziehen.

Mit ihm hatte der Kaiser vor seinem Aufbruch aus der Heimath ein friedliches Abkommen getroffen, so daß die Kreuzfahrer ein feindliches Verhalten der Bevölkerung nicht erwarteten. Zu Anfange wurde ihnen auch freundlich begegnet. Je weiter das Kreuzheer aber vorrückte, je öfter - und dies namentlich zur Nachtzeit — wurde die Vorhut oder die Nachhut von zahlreichen feindlichen Schwärmen angefallen. Wie, hatte der Sultan Kilitsch Arslan sich von den Griechen zum Bruch seines Versprechens verleiten lassen? Die Vermuthung lag nahe, doch stellte sich später heraus, daß der Grund des feindseligen Verhaltens der seldschuckischen Türken wo anders lag. Kilitsch Arslan war von seinem Schwiegersohne Malekscha von der Regierung verdrängt worden, und Letzterer hatte ein Bündniß mit Saladin geschlossen. Immer noch suchten die griechischen Führer das Kreuzheer zu täuschen, indem sie behaupteten, die Angriffe gingen nicht von seldschuckischen Kriegern, sondern von räuberischen Horden aus, ja sie erboten sich endlich, die Anführer der Horden aufzusuchen, um mit ihnen eine Verständigung anzubahnen. Sie gingen, kehrten aber nicht zurück. Nun mehrten sich die Belästigungen des Kreuzheeres auf unglaubliche Weise, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß der Weg durch Leichen gezeichnet wurde. Als nun das Kreuzheer endlich die Hauptstadt des Landes, Ikonium, erreicht hatte, sah es sich einem Heere von 300,000 Feinden gegenüber. Während sie der Erholung nach so vielen Mühen und Entbehrungen so überaus bedürftig waren, sollten sie nun gegen eine so große Uebermacht ausgeruhter und gut verpflegter Feinde kämpfen! Jetzt galt es, zu siegen oder zu sterben. Die Heere ordneten sich zur Schlacht. Im feindlichen Heere befand sich ein Sohn Saladin's, Melech, der am eifrigsten die Vorbereitung zum Kampfe betrieben hatte. Da brachte man den Anführern den abgehauenen Arm eines Türken — ein bedenkliches Vorzeichen! Erfahrene riethen, den Kampf mit den deutschen Eisenmännern in offener Feldschlacht zu meiden. Ob sich denn, fragten sie, die bisherige Kriegsführung nicht trefflich bewährt habe? Von Tag zu Tag sei das Christenheer schwächer geworden, und wenn man es weiter in gleicher Weise belästige und namentlich dafür sorge, daß es nirgends Lebensmittel vorfinde, so sei sein Untergang unabwendbar. Dem widersetzte sich Melech mit aller Macht, indem er es als einen Schimpf unerhörter Art bezeichnete, jetzt vor dem Feinde zurückzuweichen. Ihm gelang es, seiner Meinung Geltung zu verschaffen, und die Schlacht begann. Lange währte der Kampf. Es kam ein Augenblick, in welchem es schien, als müßten die Deutschen der Ueberzahl unter-

liegen. Der Feind bereitete einen allgemeinen Sturmangriff vor. Friedrich redete die Seinen an, darauf verweisend, daß nur der Tapfre auf Rettung zu hoffen habe, Jeder aber, der die Gefahr fliehe, darin umkommen müsse. Nun stürmte die gesammte Feindesmacht herzu, und siehe, es war, als ob das vom Sturm aufgeregte Meer gegen einen Felsen schäume. Darnach aber brachen die Deutschen in die Feindesmasse ein, das seldschuckische Heer ward geschlagen; was nicht floh, ward niedergehauen. Mit genauer Noth entrann Melech dem Verderben.

Die Kreuzfahrer hatten den Sieg, aber damit nicht Lebensmittel gewonnen, während die Geschlagenen, die sich in die Stadt gerettet hatten, Mangel nicht litten. Es fehlte auch an Wasser. Einzelne löschten den Durst an dem Blute gefallener Pferde, es geschah sogar, daß Verschmachtende an Rasenschollen nagten. Am nächsten Tage fanden die Kreuzfahrer schmutziges Wasser, am Tage darauf erreichten sie fruchtbare Gärten des Sultans, die ihnen Erquickung boten. Aber die Gesammtlage war dennoch für sie keine günstige. Das Heer hatte in dem heißen Kampfe bedeutende Verluste erlitten, neue Angriffe standen zu erwarten. Da traf eine Botschaft des Sultans ein, also lautend: „Zahlet 300 Centner Goldes oder für jeden Kreuzfahrer ein Goldstück, so wollen wir euch Frieden geben!“ — Der Kaiser antwortete: „Es ist nicht Sitte in unserm Reiche, es ist auch nicht Sitte bei den Kriegern des Kreuzes, sich eine Bahn mit Gold zu eröffnen!“ — Furchtbare Regengüsse strömten in der folgenden Nacht hernieder. Am Morgen beschloß Friedrich, den Feind, der sich bereits wieder außerhalb der Stadt befand, anzugreifen, ehe er neue Verstärkungen an sich ziehe. Seinem Sohne Friedrich gab er einen Theil des Heeres und stellte ihm die Aufgabe, einen Sturm gegen die Stadt selbst zu unternehmen. Den übrigen Theil des Heeres führte er gegen den Feind. Mancher tapfre Mann gab jede Hoffnung auf, wenn er des Mißverhältnisses gedachte, welches in Bezug auf die Zahl zwischen beiden Heeren obwaltete. Der Kaiser verzagte nicht. Er ritt den Seinen voran, wendete sein Roß und redete das Heer mit kräftiger Stimme also an: „Was zaget ihr? Gottlob, daß die Feinde eine Schlacht wagen! Um den Himmel zu gewinnen, verließet ihr euer Vaterland. Auf denn, Christus ist's, der euch zu kämpfen gebeut; Christus siegt!“ Damit sprengt, das Schwert schwingend, der alternde Held auf den Feind ein. Dies Zeichen ruft im Christenheere die höchste Begeisterung wach; Wunder der Tapferkeit werden verrichtet — der Feind weicht. Da vernehmen die Helden

Freudengejauchze von der Stadt her. Ein Anblick erregt der Kreuzfahrer höchste Freude, der Feinde Entsetzen. Auf den Mauern Ikoniums wehen die deutschen Fahnen! Ein Doppelsieg in ein und derselben Zeit! — Die Stadt bot reichliche Labe.

Einige Tage später brach das Heer auf und erreichte nach kurzem Marsche das Gebiet des christlichen armenischen Fürsten Leo, der ihnen Lebensmittel darbot und ihnen auch Führer mitgab. In Cilicien angekommen, gewährte der Kaiser dem Heere einige Ruhetage. Die Kreuzfahrer schlugen ihr Lager am Ufer des Flusses Saleph auf. Der Kaiser, auch in seinem Alter noch ein rüstiger Schwimmer, badete in dem reißenden Gewässer. Dabei gerieth er im Angesichte einiger Getreuen, die ihn begleitet hatten, in einen Strudel und versank. Der Bischof Heinrich von Basel und die Grafen Rudolph und Wildbrand von Hallermann springen ihm nach. Sie werden ebenfalls in die Tiefe gerissen. Einem Ritter gelingt es darauf unterhalb des Strudels den Leichnam des Kaisers zu ergreifen und ihn an's Land zu bringen (1190).

„Da lag er mit der edlen Stirne; —
Gleich goldbeglänzter Alpenfirne
Trug sie noch einen hehren Strahl. —
Was er in seiner Burgkapelle
Sich oft erfleht auf niedrer Schwelle,
Was er genoß im Abendmahl,
Was er erstrebt in Noth und Siegen,
Im Rath und ehrlichen Gericht:
Das sah man schön und heilig liegen
Auf dem erblaßten Angesicht.“

Das Heer brach in Klagerufe aus. Der Tod des geliebten Führers, dessen Leichnam einbalsamirt und in einen Sarg gelegt ward, bewirkte, daß viele der Kreuzfahrer, indem sie die Hoffnung aufgaben, Jerusalem zu erreichen, beschlossen, sich einzuschiffen, um nach der Heimath zurückzukehren. Die übrigen Kreuzfahrer erwählten den tapferen Sohn des Kaisers, Friedrich, den Eroberer von Ikonium, zu ihrem Führer. Kurz darauf brach eine Seuche unter den Kreuzfahrern aus, und als Friedrich mit dem Heere Antiochien, woselbst er die Gebeine des Kaisers bestattet hatte, verließ, zählte sein Heer nur noch 7000 Mann. Als er vor Akkon eingetroffen war und sich dem Christenheer zugesellt hatte, von dem die Stadt belagert ward, stiftete er den nachmals berühmt gewordenen Orden der Deutschritter. Nicht lange darnach (1191) erlag auch er einer bösen Seuche. Die Könige Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich

waren auf dem Seewege nach Palästina gekommen. Ihre Macht war es, von der Akkon bedroht ward. Der Rest der deutschen Kreuzfahrer nahm rühmlich Theil an der endlichen Eroberung der Stadt. Uneinigkeit bewirkte, daß nur ein kleiner Strich Landes zwischen Akkon und Joppe gewonnen ward, dagegen Jerusalem in der Gewalt Saladin's blieb. Das war der ganze Erfolg des Kreuzzuges. Wäre der Heldenkaiser am Leben geblieben, so möchte wohl ein anderes Ergebniß errungen worden sein. Saladin hatte dem deutschen Kaiser eine Botschaft zugehen lassen, des Inhalts, er möge entscheiden, was den Christen und was ihm, dem Sultan, an Land und Städten Palästinas zugehöre. Den großen Kaiser aus dem Abendlande fürchtete das Morgenland. Als ihn die tückischen Fluten des Saleph dahin gerafft hatten, lebte der Muth der Mohamedaner wieder auf, daher es eben zu jenem Mißerfolge des Kreuzzuges kam.

Im Abendlande brachte die Kunde von dem Tode Barbarossa's einen wunderbaren Eindruck hervor. Neununddreißig Jahre hatte der Kaiser, meist glücklich, gewaltet im Reiche. Seine Heldenerscheinung, die Geradheit seines Wesens, sein rastloses Wirken im Innern, die Ehre, die das Ausland ihm erwies — Alles das hatte dahin gewirkt, daß der Deutsche die Wohlfahrt und das Aufblühen des Reiches sich mit seiner Person als untrennbar verknüpft dachte, daher es ihm widerstand, den Tod des Kaisers als eine unzweifelhafte Wahrheit anzunehmen. Aus dieser Anschauungs- und Empfindungsweise heraus entsproß die Sage von Barbarossa in der Kaiserburg Kyffhausen, nach der er tief im Kyffhäuser geschlossenen Auges am marmornen Tische sitzt, durch den sein Bart wächst, um einst, wenn die Raben die Zinne der Burg nicht mehr umkreisen werden, wieder zu kommen und die versunkene Herrlichkeit des Reiches zu erneuen. Den innersten Gedanken dieser Sage hat das deutsche Volk als Kleinod bewahrt, und die Vorgänge der neuen Zeit haben diesem Kleinode neuen Werth verliehen und ihm eine neue Bedeutung gegeben.

## Heinrich VI.

Noch lebte der alte Welf Heinrich der Löwe, der von Barbarossa vor dessen Aufbruche nach dem Morgenlande veranlaßt worden war, nach England zu gehen. Als er nun den Kaiser fern wußte, stiegen Gelüste nach dem, was ihm nach dem Spruche der Gerechtigkeit

abgenommen worden war, wiederum in ihm auf. Der Kern der deutschen Wehrmacht war außer Landes; mit dem „Knaben Heinrich“ fertig zu werden, erschien ihm als etwas Leichtes. So kehrte er denn, sein Wort brechend, nach Deutschland zurück und griff zum Schwerte. Heinrich, damals vierundzwanzig Jahr alt, hatte bis dahin freilich noch nicht Gelegenheit gehabt zu zeigen, ob er kriegerische Tüchtigkeit besitze. Sein Aussehen ließ dies nicht vermuthen. Er war von hoher, aber unkräftiger Gestalt und blassen Angesichts. Aber dennoch wohnte ihm, wie sich bald zeigen sollte, die Kraft seines Stammes inne. Ein Erbtheil desselben nur besaß er nicht: jenen edlen Zug des Wesens, jene hehre Anschauungsweise, durch welchen seine Vorgänger sich ausgezeichnet hatten. Sein Wille war eisern, sein Verstand durchdringend, aber sein Gemüth finster und kalt.

Auch andere Fürsten ahnten es nicht, welch' eine gewaltige Kraft in dem äußerlich unbedeutend erscheinenden jungen Reichsverweser verborgen lag. Deswegen fand auch Heinrich der Löwe alsbald Anhang. Mit Hülfe der Bundesgenossen warf er sich zunächst auf die Vasallen Holsteins und eroberte die Städte Hamburg, Plön und Itzehoe. Die Stadt Bardewig widerstand ihm längere Zeit mit großem Muthe. Endlich wurden die Mauern erstiegen, die Männer getödtet, die Frauen und Kinder verjagt, die Häuser ausgeplündert und darauf angezündet. Auf das Thor der Domkirche ließ der grausame Sieger das Bild eines Löwen aufstellen, das die Unterschrift trug: Vestigia leonis, des Löwen Spur.

Inzwischen hatte der Reichsverweser seine Macht aufgeboten und hob den Krieg gegen den wortbrüchigen Welf in der festen Absicht an, ihn zu vernichten. Zunächst zerstörte er — als Entgelt für die Niederbrennung Bardewigs — das junge Hannover. Dann schritt er zur Belagerung des von dem Sohne Heinrich's des Löwen, Heinrich dem Schlanken, vertheidigten festen Braunschweig. Die Belagerung zog sich hin, der Winter brach frühzeitig an — der Reichsverweser sah sich genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Im nächsten Frühjahr begann der Krieg von Neuem. Das von Geist und Kraft zeugende Auftreten des Reichsverwesers hatte einige Bundesgenossen des Löwen bedenklich gemacht; sie hielten es für gerathen, sich dem Reichsverweser anzuschließen, ehe es zu spät sei. So schnell der Löwe aufgekommen war, so schnell ging es nun mit ihm wieder abwärts. Nachdem seine Heeresmacht bei Lübeck eine schwere Niederlage erlitten hatte, erschienen, beauftragt von ihm, die Erzbischöfe von Mainz und Cöln bei dem Reichsverweser und suchten eine Versöhnung

zu Stande zu bringen. Heinrich wollte davon nichts hören. Wenige Tage darauf aber zeigte er sich den Wünschen der geistlichen Herren geneigt und bewilligte dem alten Löwen einen leidlichen Vergleich.

Eine Botschaft aus Neapel war es gewesen, die den Reichsverweser plötzlich bewogen hatte, dem Feinde, den er bis in den Tod haßte, jenen Vergleich zu bewilligen. Der König Wilhelm II. von Neapel und Sicilien war in seinen besten Jahren gestorben, Heinrich's Gemahlin, Constanze, war Erbin des erledigten Thrones. So galt es, schnell die Erbschaft in Besitz zu nehmen, ehe etwa die den Deutschen feindlichen Parteien in Italien eine andere Verfügung über das Land trafen. Wie richtig Heinrich die Lage in Neapel beurtheilt hatte, zeigte sich alsbald. Die Barone Neapels traten über die Regentschaftsfrage in Berathung, und obwohl sie anerkennen mußten, daß Constanze, Heinrich's Gemahlin, die einzige berechtigte Erbin des Thrones sei, ließen sie sich von ihrem Hasse gegen die „nordischen Barbaren" doch zu dem Beschlusse hinreißen, zu einer neuen Königswahl zu schreiten. Diese That war eine schwere Rechtsverletzung, und auch der Erwählte, Graf Tancred von Lecce, häufte eine schwere Schuld dadurch auf sein Haupt, daß er die ihm dargebotene Krone annahm. (Letzterer Vorgang fiel in die Zeit, in der Barbarossa nach Asien übersetzte.) Vom Papste wurde die Rechtsverletzung gebilligt: war doch nun — so schien es — die Gefahr beseitigt, daß die deutsche Macht auch in Süditalien festen Fuß faßte! —

Daß Heinrich das Recht seiner Gemahlin nicht ohne Weiteres aufgeben würde, war vorauszusehen. Tancred rüstete mit Eifer und unterwarf sich die Städte, deren Bürger deutsch gesinnt waren. Auch suchte er seine Macht dadurch zu erhöhen, daß er seinen Sohn Roger mit Irenen, der Tochter des griechischen Kaisers Isaak, verlobte.

Als Heinrich an der Spitze seines Heeres in die lombardische Ebene hinabstieg, gelangte die Kunde von dem Tode seines Vaters an ihn. Da galt es denn für ihn, zunächst seine Rechte in Deutschland wahrzunehmen. Er ließ den größten Theil des Heeres in Oberitalien zurück, begab sich nach Deutschland und rief einen Reichstag zusammen, der ihn in seiner Würde bestätigte. Darauf eilte er nach Oberitalien zurück, und es hatten daselbst alsbald einige Städte seine Eisenhand zu fühlen. Obwohl sich die Verhältnisse in Neapel und Sicilien derartig gestaltet hatten, daß sich eine möglichste Beschleunigung der Heerfahrt empfahl, hielt er es doch für angemessen, zunächst seine Krönung als Kaiser zu betreiben. Dem Papste gegen=

über, den er haßte, weil dieser den König Tancred anerkannt hatte, empfahl es sich vorerst, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Von der nahe an Rom gelegenen Stadt Tusculum wurde er mit großen Ehren empfangen. Diese Stadt war wegen ihrer Anhänglichkeit an die deutsche Sache bei den Italienern (namentlich bei den Römern) ungemein verhaßt. Heinrich legte eine starke Besatzung in die Burg und versprach den Bürgern seinen Schutz. Da starb der Papst (Clemens II.), und es wurde der Cardinal Hyacinth, der den Namen Cölestin III. annahm, zum Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle gewählt. Heinrich schlug in der Nähe Roms sein Lager auf und begehrte von den Römern Einlaß und vom Papste Vornahme der Krönung. Die Antworten waren seinen Wünschen entgegen. Die Römer mißtraueten ihm, der Papst aber hatte seine Weihe aufgeschoben und wandte diesen Umstand für seine Weigerung an, die Krönung zu vollziehen. Für Heinrich stand es fest, seinen Willen, möge es kosten, was es wolle, durchzusetzen. Da ward ihm von den Römern gesagt: Gieb uns Gewalt über das uns verhaßte Tusculum, so wollen wir den Papst zwingen, dich zu krönen! — Heinrich zögerte nicht, auf den Vorschlag einzugehen. Er hatte sich seine Ziele gesteckt, und ihm war jedes Mittel recht, das ihn vorwärts brachte. Er gedachte ein Reich herzustellen, das an Größe und Macht das seines Vaters und früherer deutschen Kaiser, ja auch des alten Römerreiches noch weit überrage. Im Norden solle die Eider, im Süden der Aetna die Grenze sein. Habe er sich — dies lag in seiner Absicht — dies Reich gesichert — dann sollte der Kampf anheben gegen Griechenland, Syrien, Aegypten! Was galt einem Manne, der solche Pläne in sich hegte, die Bürgerschaft von Tusculum! Heimlich ward der sündhafte Handel mit den Römern abgeschlossen. Da Heinrich in der Burg der Stadt eine Besatzung hatte, hing das Geschick der Bürgerschaft von seinem Willen ab. Als der Morgen des Charfreitages 1191 anbrach, ahnten es die Einwohner Tusculums nicht, welche bitteren Leiden dieser Tag über sie bringen sollte. Die Römer kamen herzu, die Stadt wurde ihnen überantwortet. Nun wüthete das Racheschwert unter den Bürgern, wenige retteten sich durch Flucht. Es folgte die Plünderung und darnach Niederbrennung der Stadt. Hierauf wußten die Römer den Papst zu zwingen, daß er sich am ersten Ostertage weihen ließ und am zweiten Ostertage dem deutschen Könige die römische Kaiserkrone auf das Haupt setzte.

Als Kaiser zog darnach Heinrich an der Spitze seines Heeres

nach Unteritalien. Starke Städte an der Grenze erlagen in kurzer Zeit der Kriegsgewalt der Deutschen. Dies schreckte die übrigen Städte vom Widerstande ab, nur das sehr stark befestigte Neapel widerstand erfolgreich. Da brach eine Seuche im deutschen Heere aus. Heinrich der Schlanke, des alten Löwen Sohn, der den Zug mitgemacht hatte, begab sich heimlich hinweg. Heinrich trug ihm Haß nach wegen der Vertheidigung Braunschweigs; dieser Haß steigerte sich jetzt noch. Treulos handelt er, sagte sich der Kaiser, gerade so wie einst sein Vater handelte! Denn verließ dieser nicht auch den Kaiser gerade in schwerer Zeit? Nun eilt der junge Heinrich nach Deutschland, um in Gemeinschaft mit seinem Vater bei der Hand zu sein, wenn ich etwa hier dem Uebel erläge! — Die Seuche richtete täglich größere Verwüstungen unter den Deutschen an — Heinrich sah sich endlich genöthigt, mit dem Rest des Heeres unverrichteter Sache nach Deutschland zurückzukehren. Doch gab er den Italienern zu erkennen, daß er seine Sache nicht aufgegeben, sondern sie nur vertagt habe! — Kurz vor seinem Aufbruch war ihm noch eine üble Kunde zugegangen. Seine Gemahlin Constanze, die Salerno zu ihrem einstweiligen Aufenthalt gewählt hatte, war in die Gefangenschaft Tancred's gerathen. Dieser jedoch war edelherzig genug, sie bedingungslos frei zu geben, und sie kehrte darauf ebenfalls nach Deutschland zurück.

Die beiden Welfen, der ergraute Löwe und sein blühender Sohn, Heinrich der Schlanke, suchten nun den Kaiser versöhnlich gegen sich zu stimmen, zumal sie um diese Zeit von Feinden im Norden, die sich für erlittene Gewaltthätigkeiten zu rächen suchten, schwer bedrängt wurden. Mit Kälte wies sie der Kaiser zurück. Sich Weiteres vorbehaltend, überließ er sie zunächst den Angriffen ihrer Feinde. Heinrich der Schlanke war in seiner Jugendzeit verlobt worden mit Agnes, der einzigen Tochter und Erbin des reichen Pfalzgrafen Konrad bei Rhein, eines Bruders Barbarossa's. Von dem Letzteren selbst war die Verlobung in der Absicht zu Stande gebracht worden, durch Knüpfung neuer Bande der Verwandtschaft den alten Zwist, der zwischen den Fürstenhäusern der Hohenstaufen und der Welfen nun schon so lange bestanden hatte, aus der Welt zu schaffen. Aber auch dieses Mittel hatte, so wenig wie alle früheren, zum Ziele geführt. Nachdem von Heinrich dem Löwen der Frieden auf's Neue gebrochen worden war, und nachdem auch Heinrich der Schlanke, seinem Vater darin nachahmend, in der Stunde der Noth den Kaiser verlassen hatte, ließ der Kaiser seinen Oheim Konrad wissen, daß,

falls dieser selbst nicht schon von dem Plan, seine Tochter mit dem jungen Welf zu vermählen, zurückgekommen sei, er als Oberhaupt des Staates sich der Ausführung widersetze. So mancher Fürst wünschte sich des Pfalzgrafen Tochter zur Gemahlin, zumal sie nicht nur reich, sondern auch schön und tugendsam war. Unter der Zahl derer, die nach ihrem Besitze trachteten, befand sich auch der König Philipp August von Frankreich, der nicht lange zuvor seine schuldlose Gemahlin Ingeborg von Dänemark beschimpft und verstoßen hatte. Philipp August warb um Agnes' Hand beim Kaiser, und dieser sagte ihm dieselbe zu. Nicht vergebens hatte er auf seinen Einfluß an und für sich, sondern auch darauf gerechnet, daß es dem Stolze seines Oheims Konrad schmeicheln würde, den König von Frankreich zum Schwiegersohne zu gewinnen. Anders als Konrad, dachte dessen Gemahlin, die kluge und edel gesinnte Irmengard. Sie kündete der Tochter an, was über sie beschlossen sei, worauf diese erklärte, sie begehre keinen Andern zum Gemahl als Heinrich, dem sie in der Wiege zugesagt sei, und dessen Tapferkeit, hohen Sinn und Schönheit alle Welt preise. Da sandte Irmengard einen geheimen Boten an Heinrich und ließ ihn auf die Burg Stahleck entbieten, deren Trümmer sich heut noch über Bacharach in dem Rheinstrom spiegeln. Im Gewande des Pilgers fand er sich ein, und an demselben Tage noch ließ Irmengard das junge Paar in der Schloßkapelle trauen. Ihr Gemahl, der im kaiserlich Hoflager zu Speyer gewesen war, kehrte am nächsten Tage zurück. Als Irmengard vernahm, daß er in den Burghof einreite, ging sie ihm entgegen. Ihre Befangenheit veranlaßte den Gemahl zu der Frage, ob ihr etwas Besonderes begegnet sei. Sie sagte: „Herr, höret mich! Gestern kam ein Falke mit braunem Haupt und weißer Kehle über's Feld geflogen. Gut gekrümmt sind ihm Klauen und Schnabel zum Fange, weit reichen ihm die Schwungfedern, und man sieht, daß sein Vater ihn auf hohem Aste erzog. Ihr sollt ihn sehen — er ist hier!" Damit führte sie den Gemahl in ein Gemach, in dem das junge, Tag's vorher vermählte Paar am Schachbrett saß. Heinrich und Agnes standen, die Hände in einander legend, schweigend auf. Konrad selbst war anfangs sprachlos. Seinen auflodernden Zorn wußte die kluge Irmengard, den Zorn des Kaisers wußte er zu besänftigen. So war nun doch ein neues Band um die Fürstenhäuser geschlungen, das sich glücklicher Weise als heilsam wirkend bewies. Es kam eine vollständige Versöhnung zwischen dem Kaiser und den Welfen zu Stande; Heinrich erhielt die Anwartschaft auf die Würde seines

Schwiegervaters, des Pfalzgrafen Konrad, sein Vater aber entsagte gänzlich jeder kriegerischen Thätigkeit. Zurückgezogen verlebte er den Rest seiner Tage auf dem Schlosse zu Braunschweig, woselbst er im Jahre 1195 starb.

Inzwischen rüstete der Kaiser ein starkes Heer aus. Die Mittel dazu mußte ihm England gewähren. Zur Erklärung dieses Umstandes haben wir noch einmal des von Barbarossa, König Philipp von Frankreich und Richard Löwenherz von England ausgeführten Kreuzzuges zu gedenken, der ebenfalls nur zu unbedeutenden Vortheilen geführt hatte. Es wurde schon darauf verwiesen, daß Herzog Friedrich nach dem Tode seines Vaters, des Kaisers Friedrich, seine geringe Heeresmacht der der beiden genannten Könige zuführte. Akkon wurde gewonnen. Der Herzog Leopold von Oesterreich ließ seine Fahne ebenfalls auf der Mauer aufstecken. Richard Löwenherz befahl, sie herunter zu reißen und in den Koth zu treten, was auch geschah. Dadurch hatte er nicht nur den Herzog Leopold, sondern die Deutschen überhaupt schwer beleidigt. Leopold begab sich sogleich in die Heimath zurück, hoffend, es werde die Gelegenheit sich finden, den angethanen Schimpf zu rächen. Richard Löwenherz besaß ausgezeichnete, aber auch verabscheuungswürdige Eigenschaften. An Kraft und Kühnheit kam ihm Niemand gleich, er war Dichter und Sänger süßer Lieder; aber wenn sein Jähzorn ihn erfaßte, beging er ruchlose Thaten. Der Besatzung von Akkon hatte er auf das Versprechen Saladin's, für dieselbe ein hohes Lösegeld zu zahlen, freien Abzug zugesagt. Als das Lösegeld nicht sofort ausgezahlt ward (es war dies unmöglich), ließ er sämmtliche Gefangenen — 2000 an der Zahl — niedermetzeln. Sein gewaltthätiger Sinn entzweiete ihn auch mit dem Könige von Frankreich, der ebenfalls in die Heimath zurückkehrte. Herzog Friedrich war einer Krankheit erlegen, Richard Löwenherz daher jetzt der einzige Führer der Kreuzfahrer. Seine Heeresmacht schmolz dahin, und auch er mußte endlich seine Rückkehr antreten. Da er sich sowohl bei den Deutschen wie bei den Franzosen auf's Aeußerste verhaßt gemacht hatte, beschloß er, den Seeweg zu wählen und Spanien zu umschiffen. Stürme verschlugen ihn; endlich bemerkte man Land, bald darauf aber erkannten die Schiffenden, daß sie die Küste Frankreichs vor sich hatten. Man ging wieder in See. Neue Stürme brachen aus. Richard umschiffte Italien in der Absicht, im Norden des adriatischen Meeres zu landen und in Verkleidung Deutschland zu durchwandern. Da man in Oesterreich der Meinung gewesen war, er werde zu Lande den Rückweg antreten, waren Befehle gegeben worden, auf ihn zu

fahnden. Glücklich gelangte er mit einigen Begleitern bis in die Nähe von Wien. Der Umstand, daß er einen Ring mit einem köstlichen Edelstein am Finger trug, führte zu seiner Erkennung und Gefangennahme. Als Kaiser Heinrich davon Kunde empfing, begehrte er die Auslieferung Richard's, da es sich, wie er äußerte, nicht gezieme, daß der König der Gefangene eines Herzogs sei. Ihm war es jedoch einzig um ein zu erpressendes Lösegeld zu thun. Der königliche Gefangene wurde nach der Burg Trifels überführt. Er war gutes Muthes, scherzte, sang zur Laute und erschreckte gelegentlich seine Wächter durch seine fast übermenschliche Leibeskraft. England ward von Johann, dem Bruder Richard's, verwaltet, der, da er nach der Krone des Landes lüstern war, nichts zur Befreiung des Gefangenen that. Als nun Monat auf Monat verging, begann dem Gefangenen allgemach sein froher Sinn zu schwinden. Der Kaiser hatte 100,000 Mark Lösegeld begehrt; die Hälfte sollte vor der Freilassung, die andere Hälfte später gezahlt werden. Richard's Bruder und der König von Frankreich boten dem Kaiser die doppelte Summe für die Verpflichtung, den Gefangenen vor Jahresfrist nicht frei zu geben. Wäre es dem Kaiser nicht um Beschleunigung des Zuges nach Italien zu thun gewesen, so möchte seine Geldgier ihn wohl verleitet haben, auf diesen Vorschlag einzugehen. Inzwischen wußte der Sänger Blondel, der lange Zeit der einzige Vertraute Richard's gewesen, und der von demselben auf dem Rückwege durch einen Zufall getrennt worden war, das Volk Englands zu bewegen, daß es eine Sammlung zu Gunsten des Gefangenen veranstaltete. Als dem Kaiser ein Theil des Lösegeldes eingehändigt worden war, entließ er den Gefangenen, der sich sogleich nach Swinemünde begab. Es stürmte gerade sehr, und Kundige riethen ihm, einige Tage zu warten. Doch ihm dünkte die schäumende See weniger gefahrvoll als ein Verweilen in einem Gebiet, über das Heinrich Gewalt hatte, und er schiffte sich ein. Das englische Volk empfing ihn mit Jubel; sein Dank war, daß er das noch zu zahlende Lösegeld mit Grausamkeit und Härte eintrieb.

Die durch diesen Vorgang gewonnenen Mittel waren es eben gewesen, die dem Kaiser gestattet hatten, ein gewaltiges Heer auszurüsten. Ehe er aufbrach, kam ihm die Kunde zu, daß König Tancred gestorben, sein drei Jahr alter Sohn Wilhelm zum Nachfolger, die Mutter des jungen Königs zur Regentin ernannt worden sei. Der wichtigste Theil des Normannenreiches, um dessen Besitz nun der Kampf anheben sollte, war die Insel Sicilien mit ihren starken

Städten. Ohne eine Flotte war überhaupt gegen diese Insel nichts auszurichten. Heinrich wußte die Bürgerschaften der Städte Genua und Pisa durch Versprechungen dahin zu bringen, daß sie ihm eine Flotte aufstellten. Ein Theil des Heeres ging auf derselben nach Sicilien, gewann einen Vortheil nach dem andern und rückte endlich gegen die Hauptstadt, Palermo, vor. Die Regentin Sybilla floh mit ihrem Sohne nach der festen Burg Calatabellota. Nun kam auch Heinrich nach Sicilien. Palermo öffnete ihm freiwillig die Thore und bereitete ihm einen glänzenden Empfang. Er war jetzt Herr des Landes, aber die feste Burg Calatabellota hielt den jungen Knaben, der zum Könige erwählt worden war, wie auch die Regentin schützend umfangen. Da mußte sich Heinrich dazu verstehen, Verhandlungen mit der Regentin anzuknüpfen. Um nicht Alles auf's Spiel zu setzen, ließ Sybilla sich damit abfinden, daß ihrem Sohne für Verzichtleistung auf die Herrscherrechte zwei kleine Fürstenthümer als Eigenthum zugesprochen wurden. Nun erfolgte die feierliche Krönung Heinrich's in der Domkirche zu Palermo. Er hatte die Herrschaft gewonnen; aber er sah es wohl, daß der Boden, auf dem sein Thron stand, glühete. Es entsprach seinen Anschauungen von den Rechten und Pflichten eines Herrschers von vorn herein nicht, einen Hauptstützpunkt der Macht in der Liebe des Volkes zu suchen; die dem Aufruhr zugeneigte Gesinnung seiner neuen Unterthanen bestärkte ihn noch mehr in der Ansicht: Furcht allein sichere die Ruhe, sei die Grundlage des Gehorsams. Er ergriff nun die zunächst sich darbietende Gelegenheit, um dem Lande ein Exempel zu geben, wessen es sich zu versehen habe, falls es sich etwa von ehrgeizigen Großen zu offenem Aufruhr hinreißen lasse. Es wurde ihm eine Zahl vornehmer Männer genannt und von ihnen behauptet, sie seien zu einem Geheimbunde zusammengetreten, der auf Vertreibung der Deutschen ausgehe. Nun erfolgte ein schreckliches Strafgericht: Einzelne der Verurtheilten — es waren Bischöfe, Grafen und Edelleute — wurden geblendet, andere verbrannt oder aufgehängt. Die Richter — Sicilianer — überboten sich, dem tyrannischen Kaiser zu Willen zu sein. Sie ziehen die ehemalige Regentin Sybilla als bei der Verschwörung betheiligt, worauf der Kaiser sie in Gemeinschaft ihrer drei Töchter nach dem Elsaß führen und sie daselbst einem Kerker übergeben ließ. Es handelte sich dabei offenbar — mochten auch immerhin Verschwörungsversuche stattgefunden haben — im Grunde genommen um die Absicht, alle die Personen, die der kaiserlichen Macht

über Kurz oder Lang schaden könnten, unschädlich zu machen. Wurde doch der unschuldige Sohn Tancred's, Wilhelm, sogar geblendet und einem Gefängniß überantwortet! — Nach wenigen Jahren erlag der Knabe, dem zu seinem Unheil eine Krone in seine Wiege gelegt worden war, den Qualen des Kerkers. Nachdem Heinrich seine Gemahlin Constanze mit ihrem jungen Sohne Friedrich nach Palermo berufen und ihr diese Stadt zu ihrem Sitz angewiesen hatte, kehrte er mit reichen Schätzen — es waren einhundert und sechzig Saumthiere zu ihrer Fortschaffung erforderlich — nach Deutschland zurück. Mit hohen Plänen war er nach Italien gegangen, mit nicht minder hohen war er heimgekehrt. Zunächst strebte er danach, das deutsche Wahlkönigthum in ein erbliches Königthum zu verwandeln. Zwei und fünfzig Fürsten stimmten dafür, daß die Königswürde dem fürstlichen Hause Hohenstaufen übertragen werde; doch gelang es der päpstlichen Partei, die Ausführung zu verhindern. Heinrich sah darin nichts, als das Scheitern eines ersten Versuches. Er ließ die Sache vorerst auf sich ruhen und nahm sofort ein anderes Werk in Angriff. Plötzlich ward die abendländische Welt durch die Kunde überrascht, der Kaiser rüste zu einem Kreuzzuge. Es war ihm weder um die Gewinnung Jerusalems, noch darum zu thun, den Papst, der den Bann auf ihn geschleudert hatte, zu versöhnen; er ahmte diesmal Rom darin nach, durch das Kreuz selbstsüchtige Bestrebungen zu decken. Aus Süditalien war ihm Kunde zugekommen, daß daselbst ein Aufruhr vorbereitet werde. Ihn zu erdrücken, sollte ihm zunächst das Kreuzesheer dienen. Darnach dachte er seine Eroberungspläne im Morgenlande auszuführen. Einen Heerestheil sandte er durch Ungarn dem Morgenlande zu, er ging mit 60,000 Mann nach Unteritalien, um von dort aus den Seeweg nach Palästina einzuschlagen. Alsbald vernahm man von grausamen Strafen, die er an Gegnern vollführen ließ. Der Graf Richard von Acerra gerieth, von einem Mönch verrathen, in Heinrich's Gewalt. Dieser ließ den Unglücklichen an den Schweif eines Pferdes binden, durch die Straßen schleifen und darnach an den Beinen aufhängen. Auf noch gräßlichere Weise ward ein anderer Verschwörer, der Edelmann Jordano, der nach Erlangung der Krone gestrebt haben sollte, vom Leben zum Tode befördert. Henker setzten ihn auf einen glühenden Thron und nagelten ihm eine glühende Krone auf sein Haupt. Bemerkenswerth ist es, daß auch er von einem Landsmanne verrathen, daß auch ihm von italienischen Richtern das Urtheil gesprochen worden war.

Nunmehr wandte der Kaiser seine Aufmerksamkeit dem Morgenlande zu. Er hatte seinem Zwecke durch gänzlich friedlich aussehende Maßregeln lange schon vorgearbeitet. Wie oben (S. 343) erzählt wurde, war von Tancred bald nach seiner Erwählung zum Könige von Unteritalien sein ältester Sohn Roger, mit der Tochter des griechischen Kaisers Isaak, Irene, vermählt worden. Kurze Zeit darauf war Roger gestorben und Irene in die Gefangenschaft des Kaisers Heinrich gerathen. Dieser hatte darnach für seinen Bruder Philipp beim griechischen Kaiser um Irenen's Hand geworben, und es war die Heirath zu Stande gekommen. Dichter jener Zeit wissen die Schönheit beider fürstlichen Ehegatten nicht genug zu preisen; von Walter von der Vogelweide wird Irene „eine Rose ohne Dorn, eine Taube ohne Galle" genannt. Die also zu Stande gekommenen verwandtschaftlichen Verhältnisse gedachte Heinrich nun zu benutzen, um vorerst mit geringerer Mühe, als dies bisher den Kreuzfahrern möglich gewesen war, sich in Syrien und Palästina festzusetzen. Darnach — so lag es in seiner Absicht — gedachte er mit einer Forderung an das griechische Kaiserreich aufzutreten. Die Normannen hatten früher einen Theil des griechischen Kaiserthums erobert. Dies Landgebiet beabsichtigte er, der Erbe des Normannenreiches in Unteritalien, zurückzufordern. Diese Forderung — so folgerte er nun — führe zum Krieg, der Krieg aber zur Zertrümmerung des Griechenreiches — zu Gunsten seiner Herrschaft! — Da geschah etwas in Constantinopel, was seinem Zwecke als besonders förderlich zu sein schien. Isaak, von seinem Bruder entthront, in den Kerker geworfen und geblendet, sandte eine Botschaft an Heinrich, flehete diesen um Hülfe an und erklärte sich bereit, seine Rechte auf den griechischen Thron an seine Tochter Irene und deren Gemahl Philipp abtreten zu wollen. Glänzende Aussichten auf mittelbare und unmittelbare Erweiterung seiner Macht für einen Heinrich! — Er war dreißig Jahr alt, seine Gesundheit hatte sich durch eine geordnete Lebensweise befestigt: wahrlich, von einem Manne von so eiserner Willenskraft und so hellem Verstande, wie Beides den Kaiser auszeichnete, ließen sich gewaltige Thaten erwarten.

Zu Land und zu Wasser waren die meisten seiner Krieger nach dem Morgenlande abgegangen; der Tag seiner Abreise war festgesetzt. Vorher gedachte er sich noch einmal an einem Jagdzuge zu ergötzen. Erhitzt von der Verfolgung eines Wildes, trank er aus einem kalten Quell, erkrankte plötzlich, und statt mit erjagtem Wild, kehrten die Jagdgenossen mit der Leiche des Kaisers aus dem Wald-

gebirge zurück (1197). Der Kaiserin gelang es, den Papst zu bewegen, daß er den Bann über Heinrich aufhob. Darauf wurde seine Leiche in Palermo beigesetzt. (Etwa sechshundert Jahre später geschah es, daß sein Grab geöffnet wurde und siehe, auf dem Angesichte des Todten war noch der Ausdruck des Finsteren und Trotzigen erkennbar.)

Was wurde aus den Kreuzzüglern? Von Kämpfen im heiligen Lande wurde gänzlich abgesehen. Die Führer, Balduin von Flandern und der greise Doge von Venedig, Dandolo, der sich, trotzdem er völlig erblindet war, als ein ausgezeichneter Feldherr bewährte, beschlossen, den entthronten Kaiser und seinen Sohn Alexius wieder in ihre Rechte einzusetzen. Als sie sich hinterher um den ihnen verheißenen Lohn betrogen sahen, eroberten sie Constantinopel, und es wurde daselbst unter Balduin das lateinische Kaiserthum gegründet, das ein halbes Jahrhundert (bis 1261) Bestand hielt.

## Philipp von Schwaben.

Als Heinrich starb, war sein Sohn Friedrich drei Jahr alt. Die deutschen Herzöge und Bischöfe hatten dem Verstorbenen gelobt, seinem Sohne die Nachfolge auf dem Throne zu sichern, doch war an ihm die Krönung zum römischen Könige noch nicht erfolgt. Philipp, des Kaisers edelgesinnter Bruder, der Gemahl Irenen's nahm sich sofort seines jungen Neffen an und gewann auch die Zusicherung eines großen Theiles der Fürsten, die Krönung an dem jungen Knaben zu vollziehen. Aber es regte sich sofort auch die welfische Partei, an deren Spitze der Erzbischof Adolf von Köln stand. Auf die Vorhaltung seines Gelöbnisses erwiederte er, er betrachte sich durch dasselbe mit nichten für gebunden, weil Friedrich, als es ausgesprochen worden, noch — ungetauft gewesen sei. — Die Partei der Welfen beschloß, Heinrich des Löwen jüngeren Sohn, Otto, zum Könige zu wählen. Um so entschiedener erklärten die Freunde Philipp's, dem Hohenstaufenstamme treu bleiben zu wollen. Da nun Friedrich erst drei Jahre zählte, und es vorauszusehen war, daß es zu Kämpfen kommen würde, drangen sie in Philipp, die Krone anzunehmen. Dieser, dem nichts ferner lag als unberechtigter Ehrgeiz und ungerechtes Begehren, erklärte sich um deswillen bereit dazu, weil er ein anderes Mittel nicht sähe, seinem jungen Neffen seine Rechte für die Zukunft zu erhalten. Beide Parteien schritten abgesondert zur Wahl,

die eine wählte Philipp, die andere Otto, und so ergab sich für Deutschland das Unheil, daß zwei Könige auf die Herrschaft Anspruch machten, der Bürgerkrieg also unvermeidlich war. Auch Philipp befand sich im Bann, und der Papst, Innocenz, erklärte sich schon um deswillen gegen ihn und für Otto.

Mit Innocenz war wieder eine gewaltige Persönlichkeit zur geistlichen Herrschaft über die Christenheit gelangt. Er wird uns geschildert als ein gelehrter, sittenreiner und characterfester Mann. Seine Grundansicht über die Stellung der Kirche innerhalb der Gesellschaft ging dahin, daß bei der Wandelbarkeit aller irdischen Dinge es einen festen Punkt geben müsse, „der gleichsam dem Hülfsbedürftigen ein Anker, dem Bösen ein Schrecken, der irdischen Herrschaft ein Reiniger" sei. Der Hinblick auf die Gewaltthätigkeiten, die von Heinrich VI. in Italien ausgeübt worden waren, hatte sein Erbarmen mit der armen Menschheit erweckt, die unter der Herrschaft und der Tyrannei der Großen vielfach so schwer zu leiden hat. Seine Empfindungs- und Denkweise war hoch und hehr, und doch gerieth er bei dem Nachdenken über die Beseitigung der Uebel auf einen falschen Schlußsatz. Das Verhältniß der weltlichen Macht zur geistlichen war — nach seinen eigenen Worten — dies: „Den irdischen Wirkungskreis der Könige dem himmlischen, Alles umfassenden Berufe des Papstes als etwas Gleichartiges gegenüberstellen, ist thöricht. Anstatt in kecker Selbstüberhebung zu wähnen, ihr weltliches Treiben und des Papstes heilige Herrschaft ständen auf gleichem Boden, sollten sie dem Himmel danken, daß er in seiner Barmherzigkeit eine Macht höheren Ursprungs geschaffen, zu welcher, als zu Erhabenem, Dauerndem und Tadellosem sie in Ehrfurcht aufblicken können .... Der Statthalter Jesu, der Nachfolger Christi steht in der Mitte zwischen Gott und Menschen; weniger als Gott, aber mehr als Mensch!" — Ein Mittelpunkt für die Menschheit, ein Quell der Erneuerung ist nöthig, wenn sie nicht, trotz äußeren Scheines, möge dieser nun in der Form des Reichthums an irdischem Gut oder an Wissen auftreten, innerlich in Verkommenheit gerathen soll, die über Kurz oder Lang den äußeren Fall zur Folge hat; aber haben wir diesen Mittelpunkt nicht in dem heiligen Buche? ist er nicht gegeben in dem Weltheilande und seiner Lehre, die Alles, was Gott den Seelen der Weisen an religiösem Wesen bis dahin offenbarte, wie in einen Brennspiegel zusammenfaßt? Wer diesem heiligen Schatze gegenüber für seine Person die Geltung in Anspruch nimmt, der Weg, die Wahrheit und das Leben zu sein, ist — überrage er

auch an Geist und Tugend seine Mitmenschen noch so sehr — der brennenden Kerze vergleichbar, die der Sonne Licht geben will. Die Sonne ist die Erzeugerin auch deines Lichtes, o Kerze, aber sie ist ohne Rauch, ohne den du nie bist! — Dies erwies sich auch an Innocenz. Zieht man die Reinheit seiner Absichten und seines Willens in Betracht, so kann man sagen, aus seinem Gemüth loderte ein strahlendes Feuer hervor; gedenkt man aber seiner Aeußerung, der Papst sei zwar weniger als Gott, dagegen „mehr als Mensch;" so erkennt man, daß auch der Rauch, den sein Geistesfeuer entwickelte, doch noch stärker war, als das Licht, das von ihm ausging; so kann man nicht zweifelhaft darüber sein, daß auch er verfallen war dem bösen Erbtheil seiner Vorgänger, dem Hochmuth, der nach der tiefsinnigen Sage sogar einst einen Engel gestürzt hat. An dem von Hause aus frommen Innocenz zeigt es sich so recht offenkundig, daß ein Mann, der das Erbtheil des Papstthums antritt, wie dasselbe sich durch die Zeit gestaltet hat, „mehr sein müßte als ein Mensch," wenn sein Blick ungetrübt bleiben und er sich bis an sein Ende frei von Herrschsucht halten sollte.

Otto unterwarf sich ganz dem Papst, wie aus einem von ihm geleisteten Eide hervorgeht, dessen Anfang folgendermaßen lautet: „Ich bezeuge, verspreche und versichre meinem Herrn, dem Papst Innocenz und seinen Nachfolgern, daß ich alle Besitzungen, Ehren und Rechte der römischen Kirche nach meinen Kräften und im guten Glauben erhalten und beschützen werde." — Da hatte nun der Papst einen Fürsten, wie er ihn sich wünschte. Wie ruchlos dagegen erschienen die Hohenstaufen, auf die nicht einmal ein Bann einen besonderen Eindruck machte! — Innocenz befahl den deutschen Fürsten bei Strafe des Bannes, Otto als den rechtmäßigen König anzuerkennen. Dieser Schritt des Papstes bewirkte das Gegentheil von dem, was durch ihn beabsichtigt worden war. Daß er in so auffallender Weise das Wahlrecht zu beeinflussen sich unterfing, erschien sogar einzelnen der Anhänger Otto's bedenklich, und so wandten dieselben sich nachträglich von ihm ab. Es ward ein neuer Reichstag abgehalten, Philipp legte freiwillig die Krone nieder und ließ eine neue Wahl über sich ergehen. Er ward mit noch größerer Stimmenzahl gewählt, als ihm eine solche bei der ersten Wahl zu Theil geworden war. Darauf wurde er zu Aachen (1205) gekrönt. Otto begab sich nach England, jedoch mit dem Vorbehalt, zu gelegener Zeit wieder zu kommen. Der Papst aber sah sich nunmehr genöthigt, gute

Miene zum bösen Spiele machen, und er sprach den König Philipp vom Banne los.

Das deutsche Volk lebte nun der Hoffnung, es werde sich unter dem mildgesinnten Philipp einer friedlichen Herrschaft zu erfreuen haben; doch währte diese Hoffnung nicht lange: ein Jahr später riß ein jäher, gewaltsamer Tod den edlen Fürsten hinweg. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Neffe jenes trefflichen gleichnamigen Helden, der seinen kaiserlichen Freund Barbarossa und mit ihm das deutsche Heer im Etschthale aus großer Noth befreit hatte, trat in das königliche Gemach, zog sein Schwert und führte mit den Worten: „Hier ist der Ort, dich zu strafen!“ einen Streich gegen Philipp, der diesem die Halsader durchschnitt. Philipp sprang auf, sank aber gleich darauf sterbend zu Boden; der Mörder entfloh (1208). Was ihn zu dieser Unthat bewegt hat, ist nie ganz aufgehellt worden. Auf den Flüchtigen und seine Mitverschworenen, Bischof Egbert von Bamberg und dessen Bruder Heinrich, Markgraf zu Krain und Istrien, wurde gefahndet. Der Markgraf Heinrich von Kalentin entdeckte den Mörder in dem Versteck eines Klosters. Er erschlug ihn und warf sein Haupt in die Donau. Irene, „die Rose ohne Dorn, die Taube ohne Galle“ floh nach der Hohenstaufenburg, woselbst sie in demselben Jahre dem Grame erlag.

## Otto IV.

Nun machte die welfische Partei zu Gunsten Otto's neue Anstrengungen, und es gelang ihr auf einem neuen Reichstage seine Wahl durchzusetzen (1208). Da allgemein gewünscht ward, daß die Feindschaft zwischen dem Hohenstaufenstamme und dem Welfenstamme aufhöre, drang man in Otto, sich mit Beatrix, der neunjährigen Tochter des ermordeten Philipp, zu verloben. Er that dies, ohne jedoch im Sinne zu haben, gemäß den Absichten zu handeln, die jenem Wunsche zu Grunde lagen.

In Süditalien herrschte unter der Vormundschaft des Papstes Innocenz der junge Hohenstaufensproß Friedrich. Dies Land begehrte Otto für sich zu gewinnen, doch ging er vorläufig anderen Zwecken nach. Um den Papst noch mehr für sich zu gewinnen, gab er ihm das Versprechen, ihn in seinen auf Mittelitalien gerichteten Wünschen zu unterstützen. Als er aber in Rom zum römischen Kaiser gekrönt worden war, und er sich in seiner Macht genügend befestigt glaubte,

fragte er mehr nach dem, was ihm zuträglich, als nach dem, was dem Papste genehm sei. Nun sahe Innocenz, daß er es mit einem Heuchler zu thun habe, und er stand nicht an, den Bann über den Mann auszusprechen, der ihm seine Erhebung auf den Thron zu verdanken hatte. Wie bei dem Papste durch seine Heuchelei, hatte Otto sich in Deutschland durch seinen Hochmuth verhaßt gemacht. Sagten wir es euch nicht vorher? äußerten die Anhänger des Hohenstaufenstammes. Nun sehet ihr den Welfensinn, wie er in Heinrich dem Löwen und in Heinrich dem Stolzen sich kund that, in Otto aufleben! Zur Zeit seiner Machtlosigkeit spielte er den Demüthigen; jetzt tritt seine Hoffahrt unverschleiert zu Tage! — Otto, der sich in jener Zeit in Neapel befand und sich als Herr von ganz Italien ansah, vernahm, daß sich in dem Hauptlande seiner Macht, in Deutschland, ein Gewitter gegen ihn zusammen ziehe. Er eilte nun nach Deutschland, und es gelang ihm, Schwankende wieder an sich zu ziehen. Fördersam hielt er es auch seinen Zwecken, sich mit der inzwischen zur Jungfrau herangeblühten Beatrix, die ganz das Abbild ihrer Mutter Irene geworden war, nunmehr zu vermählen. Die Vermählungsfeier fand zu Nordhausen statt. Noch waren die Festlichkeiten nicht zu Ende, da starb — am vierten Tage nach der Trauung — Beatrix. Das Volk sah in diesem Vorgange ein über Otto ergangenes Gottesgericht, viele Gäste verließen zur Nachtzeit die Stadt, unter ihnen die Großen Schwabens und Bayerns.

## Friedrich II.

Ein Jahr nach dem Tode seines Vaters hatte Friedrich auch seine Mutter verloren. Der Papst, dem es vor Allem darauf angekommen war, Neapel und Sicilien getrennt zu halten von Deutschland, hatte sich des jungen Knaben angenommen und ihm tüchtige Lehrmeister vorgesetzt. Früh schon zeigte Friedrich die seltenste Begabung, so daß er das Staunen gelehrter Männer erregte. Schon ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, war er in allen Wissenschaften weit vorgeschritten, bereits in dieser Zeit vermochte er sich in mehreren Sprachen mündlich und schriftlich gewandt auszudrücken. Dabei schmückten ihn blühende Gesundheit und Schönheit der Gestalt. Im Königsschlosse zu Palermo befand sich ein großes Wandgemälde, auf dem Friedrich's Elternvater, Barbarossa, hoch zu Rosse dargestellt war, wie er sich, umgeben von seinen Söhnen, anschickt, den Zug

nach dem Morgenlande anzutreten. Sinnend sah man den jungen Fürsten oft vor diesem Bilde stehen. Vierzehn Jahr alt, war er so weit an Leib und Seele vorgeschritten, daß der Papst nicht anstand, ihn für volljährig zu erklären, und ein Jahr darauf wußte der Papst ihn zu vermögen, daß er sich mit der Schwester Königs Peter's II. von Aragonien, der fünfundzwanzigjährigen Constanze, vermählte. Bis zu seiner Volljährigkeitserklärung war das von Stürmen und Kämpfen fortgesetzt in Aufruhr gehaltene Land von Hofparteien regiert worden, deren es eine deutsche, eine päpstliche und eine italienische gab. Die Häupter der Parteien hatten ihn umworben; was von den Einen gelobt, war von den Andern verdammt worden. Er war geisteskräftig genug, um durch derartige Einstürmungen nicht Schaden zu leiden, vielmehr hatte dies dazu beigetragen, sein Urtheil zu schärfen und sich in einem verhältnißmäßig bedeutenden Maße Menschenkenntniß zu erwerben.

Nachdem nun zwischen Innocenz und Otto Feindschaft ausgebrochen, und Letzterer auch mit den deutschen Fürsten zerfallen war, hatte der Papst seinen Plan, den jungen König Friedrich in Neapel und Sicilien festzuhalten, aufgegeben. Nun ließ er an den deutschen Fürstenhöfen den Gedanken anregen, daß es als heilsam erscheine, den Hohenstaufenstamm wieder zur Herrschaft zu berufen, Otto demnach fallen zu lassen. Nichts konnte den Anhängern der Hohenstaufen in Deutschland gelegener kommen, als der ihnen vom Papste gebotene freiwillige Beistand, und es wurde auf einem von ihnen berufenen Reichstage Friedrich zum König von Deutschland erwählt, darnach auch sogleich eine Gesandtschaft an ihn abgeordnet, die ihn von der Wahl in Kenntniß zu setzen und ihn aufzufordern hatte, nach Deutschland zu kommen. Die Gesandten — es waren zwei Grafen — begaben sich zunächst nach Rom, um die eingeleitete Angelegenheit im Einverständniß mit dem Papste zu betreiben. Er wiederholte, daß er für diesen Plan eingenommen sei, stellte aber die Forderung, daß Friedrich seinen jüngst geborenen Sohn Heinrich in Palermo zurücklasse und ihm alle Rechte auf das Königreich abtrete, somit diesen Rechten zu Gunsten seines Sohnes entsage. Darnach begaben sich die Grafen an den Hof von Palermo. Freudiges Staunen ergriff sie, als sie den jungen Fürsten sahen; Beide hatten den großen Kaiser Barbarossa von Person gekannt: in Friedrich schien er sich einem Phönix gleich erneut zu haben! Sie überreichten ihm das Schreiben des Reichstages und fügten mündlich Erläuterungen bei. Nun fanden eingehende Berathungen im Königsschlosse statt. Des Königs Räthe

erklärten sich gegen die Annahme der deutschen Königskrone. Friedrich, sagten sie, gebiete weder über Kriegsmacht, noch sei er kriegserfahren; in Beidem sei ihm sein Widerpart überlegen. Seine Gemahlin Constanze beschwor ihn, den sicheren Besitz nicht zu Gunsten eines Haschens nach unsicherem Besitz aufzugeben; auch erinnerte sie ihn an seinen Oheim Philipp, dessen Ermordung zumeist als ein Werk der welfischen Partei aufgefaßt ward. Nachdem Friedrich alle Gegengründe gehört hatte, kündigte er an, daß er dennoch die Krone Deutschlands annehmen werde. Seinen Räthen sagte er: „In der Wiege wurde ich zum deutschen Könige gewählt; jetzt, da der Ruf an mich ergeht, muß ich thun, was meines Amtes ist, und es darf am wenigsten der Hinblick auf Gefahren mich schwankend machen!“ — „Lehnte ich die Krone ab,“ äußerte er gegen seine Gemahlin, „und unser Sohn fragte mich einst, wer es gewesen, der die Größe des hohenstaufischen Hauses preisgegeben habe, was sollte ich ihm dann antworten?“ —

Der Forderung des Papstes kam er nach. Durch eine in einem Schriftstück niedergelegte Willenserklärung übertrug er die Hoheitsrechte über Neapel und Sicilien seinem jungen Sohne und setzte seine Gemahlin als Regentin über das Land ein. Darnach unternahm er — im Frühjahr 1212 — seine Königsfahrt. Nicht an der Spitze eines Heeres zog er in Deutschland ein; er hatte nur ein Ehrengefolge von sechzig Rittern bei sich: aber er war frohen Muthes, wie stets hochgesinnte Geister es sind, die kühnes Wagen sicherer Ruhe vorziehen.

Als Friedrich St. Gallen erreicht hatte, ahnte er nicht, daß ihm auf dem Wege von dort nach Constanz die Gefahr drohe, von dem Kaiser Otto, der sich zu Ueberlingen am Bodensee befand, gefangen genommen zu werden. Die kaiserlichen Köche bereiteten bereits in Constanz die Mahlzeit für den Hof. Doch das Glück war dem jungen Helden hold. Er gelangte einige Stunden eher als der Kaiser vor Constanz an. Als die Bürger vernahmen, wer der Gast sei, der Einlaß begehre, öffneten sie ihm mit Freuden die Thore, gelobten ihm Treue und ließen den nachfolgenden Otto nicht ein. Das war ein Glück verkündendes Zeichen für Friedrich. Was mag in seiner Seele vorgegangen sein, als er von der Höhe bei Constanz zum ersten Male seine Blicke über das gesegnete schwäbische Land, die Heimath seiner Väter, schweifen ließ! — Eine Stadt nach der anderen erklärte sich für ihn; so zog er, eine wachsende Heeresmacht mit sich führend, den Rhein hinab. In Mainz empfing er die Huldigung

der Fürsten. Otto wagte es nicht, einen Kampf gegen ihn aufzunehmen; entmuthigt zog er sich in seine Erblande zurück. Im Jahre 1215 fand die Krönung Friedrich's zu Aachen statt; bei dieser Gelegenheit erhielten die Gebeine Karl's des Großen eine neue Ruhestätte. Drei Jahre später (1218) starb Otto auf der Harzburg in Sachsen, und der zu dieser Zeit zweiundzwanzigjährige Friedrich sah sich nunmehr in dem unbestrittenen Besitz der Krone.

Noch eine Zusage hatte Papst Innocenz für das Versprechen, ihm zur Erlangung der deutschen Königskrone behülflich zu sein, von Friedrich verlangt, die, einen Kreuzzug zu unternehmen. Friedrich gab das Versprechen, erneuerte es bei der Krönung, schob aber die Ausführung von einer Zeit zur andern auf. Innocenz war gestorben, Honorius III. ihm im päpstlichen Amte gefolgt. Dieser setzte dem Könige im Jahre 1220 die Kaiserkrone auf das Haupt, unterließ jedoch auch nicht, ihn bei dieser Gelegenheit an sein Gelübde zu erinnern. Das Gelübde stammte aus einer Zeit, in der Friedrich die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines Kreuzzuges entgegenstellten, nicht genügend zu würdigen verstanden hatte. Es lag nicht in seiner Absicht, sein Wort ungelöst zu lassen, es war ihm nur darum zu thun, die Ausführung möglichst hinzuzögern, zumal es in Deutschland wie auch in seinem Geburtslande Vieles zu ordnen gab, und es außerdem seinem Scharfblicke nicht entgangen war, daß der päpstliche Stuhl hinter dem Schilde „Kampf um die heilige Stadt“ herrschsüchtige Zwecke barg.

In der letztbezeichneten Angelegenheit ließ sich mit der Politik des Hinhaltens vorerst auskommen; dagegen empfand Friedrich die Zusage, die dahin ging, seinen Sohn Heinrich in Palermo zurückzulassen und ihn mit keiner Macht als mit der der Herrschaft über Neapel und Sicilien zu bekleiden, als eine Fessel, die, weil sie ihm in seiner frühen Jugend auferlegt worden sei, zu sprengen er sich für berechtigt hielt. Sein Sohn sollte in Palermo bleiben, sollte nicht sein Nachfolger auf dem mächtigen Throne Deutschlands werden dürfen, die Krone von Deutschland und Unteritalien sollten nicht auf eines Hohenstaufen Haupt vereint werden, dem päpstlichen Stuhle sollte es vorbehalten bleiben, nach dem Hinscheiden des Kaisers den deutschen Thron nach Belieben zu besetzen! — In der That, der geistliche Herr, Papst Innocenz, hatte es vortrefflich verstanden, dem Stuhle Petri weltliche Rechte von bedeutender Tragweite zu gewinnen. Friedrich that den ersten Schritt zur Sprengung dieser Fessel damit, daß er seinen achtjährigen Sohn Heinrich nach Deutschland kommen

und ihn zum römischen König, somit zu seinem Nachfolger auf dem deutschen Throne erwählen ließ. Der Papst Honorius, der das Erbtheil des Vorbehalts über die Hohenstaufen von Innocenz angetreten hatte, war über diesen Vorgang äußerst erbittert, mußte jedoch schließlich sich dazu verstehen, das Geschehene anzuerkennen, zumal den deutschen Kirchenfürsten für die Zustimmung zur Krönung Heinrich's nicht unbedeutende Kirchenrechte von Friedrich eingeräumt worden waren, die ihnen derselbe, falls vom Papst Einspruch gegen die Wahl erhoben worden wäre, ohne Zweifel wieder entzogen haben würde.

Der Kaiser war damit einen Schritt auf der Bahn vorwärts gekommen, deren Ziel es war, die Herrschaft seines Stammes fest zu begründen und Unteritalien dem deutschen Reiche als Nebenland zu erhalten. Vieles gab es zu ordnen, in Deutschland sowohl als in Unteritalien. Letzteres war sein Geburtsland, das Land seiner Kindheit und Jugend: was Wunder, daß es ihn mächtig dorthin zog! Er betrachtete es freilich nur als Nebenland; aber er meinte auch durch die dort empfangenen Einblicke in die Verhältnisse gerade besonders befähigt zu sein, eine unlösbare Verbindung Unteritaliens mit Deutschland herstellen zu können. Da die Bevölkerung Unteritaliens aus Italienern, Griechen, Saracenen, Normannen und Deutschen bestand, war daselbst vor allen Dingen dort das Wirken einer starken Herrscherhand nothwendig.

Friedrich begab sich nach Sicilien und begann mit Eifer und gutem Erfolg in die Verhältnisse einzugreifen. Der Papst aber, so überzeugend ihm Friedrich auch nachwies, wie nothwendig im Interesse seines Herrscheramtes seine Anwesenheit in der Heimath sei, bedrängte ihn doch mit der Forderung, den zugesagten Kreuzzug auszuführen. Um den Kaiser geneigter dazu zu machen, rieth der Papst ihm, um die Hand Jolanthe's, der Tochter des vertriebenen Königs Johann von Jerusalem, zu werben. Die Heirath kam zu Stande, und Friedrich fügte seinem Titel den eines Königs von Jerusalem bei. (Von den Königen von Neapel und Sicilien wurde dieser Titel bis in die neueste Zeit fortgeführt.)

Dem Drängen des Papstes endlich nachgebend, und auch um die durch die Heirath auf ihn übergegangenen Rechte wahrzunehmen, begann der Kaiser nun mit Ernst die Rüstungen zum Kreuzzuge zu betreiben. Während dieser Zeit starb Honorius, und es folgte ihm der achtzigjährige, aber noch vollkommen rüstige Gregor IX., der sich die herrschsüchtigsten der Päpste zu Vorbildern nahm. Während der

Einschiffung brach eine Seuche unter den Kreuzfahrern aus, und als der Kaiser einige Tage auf dem Meere war, wurde auch er von derselben ergriffen. Auf das Andringen seiner Aerzte kehrte er um, ward in die Bäder von Puzzuoli gebracht und genas hier nur langsam. Die Rückkehr des Kaisers, so wie der Umstand, daß viele weltliche und geistliche Herren, unter Anderen der Landgraf von Thüringen und die Bischöfe von Augsburg und von Anjou, so wie eine große Zahl von Rittern der Seuche erlagen, bewirkte, daß die Ausführung des Zuges nun gänzlich unterblieb. Es war über alle Maßen thöricht und ungerecht von dem Papst, den Kaiser für das Scheitern des Unternehmens verantwortlich zu machen. Ließ er sich doch sogar von seinem Ingrimm hinreißen, den Bann auf Friedrich zu schleudern! Als nun Friedrich, nachdem er genesen, seine Zurüstungen zum Zuge nach Palästina auf's Neue begann, erklärte der Papst ihn, den Gebannten, für unwürdig, ein so heiliges Werk zu betreiben, ja er ließ sich, während Friedrich den Zug antrat, durch seine Wuth dazu verleiten, nicht nur die Christen im Morgenlande zum Kampf gegen den Kaiser aufzufordern, sondern auch dem Sultan zu schreiben, er möge alle seine Kraft aufbieten, um Jerusalem nicht in die Gewalt Friedrich's gelangen zu lassen! —

Auf die wiederholten Verfluchungen hatte Friedrich in würdiger Weise geantwortet. Aus seiner Vertheidigungsschrift, die den hohen Flug seines Geistes bekundet, heben wir folgende Stelle hervor: „Bald wird es sich zeigen, ob denn den Päpsten das Wohl des heiligen Landes so allein und über Alles am Herzen liege, oder ob sie nicht vielmehr mein Verderben bezwecken. — Ich spreche ungern, aber ich kann nicht verhehlen, daß die Hoffnung, wie Viele, auch mich getäuscht hat. Das Ende aller Zeiten scheint sich zu nahen, denn die Liebe, die Alles beherrscht und erhält, vertrocknet, nicht in den Nebenbächen, sondern in den Quellen, nicht in Nebenzweigen, sondern in Stamm und Wurzeln. Hat nicht Innocenz die englischen Barone zum Aufruhr gegen ihren König Johann, als einen Feind der Kirche aufgefordert? Sobald aber der gebeugte König sich und sein Reich unmännlich der römischen Kirche unterworfen hatte, gab der Papst (um nur das Fett des Landes mit frecher Gier einschlürfen zu können) jene Barone, welche er früher unterstützte und aufreizte, mit Beiseitesetzung aller Scham vor Menschen und aller Furcht vor Gott, jeglichem Elende, ja dem Tode preis. Das ist die römische Weise, welche auch ich erkannt habe. Hinter widerlichen Redensarten, wo Honig über Honig, Oel über Oel zur Mehrung der Süßigkeit und

Milde aufgetragen wird, verbirgt sich die unersättliche Blutsaugerei, und während sich der römische Hof (als sei er die wahre Kirche) meine Mutter und meine Ernährerin nennt, übt er die stiefmütterlichste That, und ist er der Ursprung und die Wurzel aller Uebel. Gesandte gehen unaufhörlich durch alle Lande, nach Willkür bindend, lösend, strafend; nicht damit der rechte Samen und das Wort Gottes ausgestreut werde und emporwachse, sondern damit diese in Schafskleider gehüllten Wölfe alle Freien unterjochen, Friedliche beunruhigen und überall Geld erpressen. Weder die heiligen Kirchen, noch die Zufluchtsörter der Armen, noch die Wohnungen der Gerechten, welche unsere Väter mit frommem und einfachem Sinne gegründet, werden jetzt verschont. — Jene erste Kirche, welche Heilige in so großer Zahl erzeugte, war auf Armuth und Unschuld gegründet, und einen anderen Grund, als den unser Herr Jesus Christus gelegt hat, kann Niemand auffinden und legen. Jetzt aber, da die angebliche Kirche sich in Reichthümern wälzt, auf Reichthümern einherschifft, nur durch Reichthümer erbaut, steht zu befürchten, daß das ganze Gebäude zusammenstürze."

Das war ein scharfer Schwertstreich auf den römischen Klerus, der diesen bis ins Mark hinein traf! Hätten die Nachfolger der Hohenstaufen eben so hellen Blickes Kern und Schale des Christenthums zu erkennen vermocht, Deutschland wäre eher und gründlicher erlöst worden von neurömischer, d. i. päpstlicher Herrschaft.

Friedrich hatte zu der Fahrt nach Palästina den Seeweg gewählt, er landete im September 1228 zu Accon. Durch klug geführte Verhandlungen mit dem Sultan Kamel, der gerade um diese Zeit von Parteien schwer bedrängt ward, gelangte Friedrich ohne Schwertschlag in den Besitz Jerusalems. Aber die ihm vom Papst vorangesandten Feinde hatten dem Gebannten bereits die Herzen der geistlichen Ritterschaften im Morgenlande abwendig gemacht. Der Abfall vom Kaiser in Jerusalem griff auch um sich, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte sich nicht der treffliche Hochmeister der Deutschritter, Hermann von Salza, mit aller Entschiedenheit gegen die päpstlichen Anmaßungen erklärt. Der Patriarch von Jerusalem ließ dem Kaiser kund und zu wissen thun, daß, falls derselbe in der Kirche zum heiligen Grabe erscheine, er den angesagten Gottesdienst nicht abhalten werde. Friedrich ging mit seinen Rittern in die Kirche, setzte sich die Krone von Jerusalem auf's Haupt und ließ bei dieser Gelegenheit von Hermann von Salza eine Schrift vorlesen, in der er sein Verhalten gerechtfertigt, dabei aber vermieden hatte, sich eines harten Ausdrucks

gegen den Papst zu bedienen. Dieses sein versöhnliches Auftreten führte dennoch nicht zur Einstellung der Feindseligkeiten von Seiten der Geistlichkeit. Der Patriarch untersagte die Abhaltung jeglichen Gottesdienstes in der entweihten Kirche, die Templer machten sogar einen Versuch, den Kaiser, der die Taufstätte Christi an dem Jordan zu besuchen beabsichtigte, der Gewalt des Sultans zu überliefern, indem sie dem Letzteren Kunde von dem kaiserlichen Vorhaben zugehen ließen. Der Sultan war jedoch edelherzig genug, dem Kaiser das ihm von den Templern gesandte Schreiben zuzusenden, worauf Friedrich ein ernstes Gericht über die Schuldigen ergehen ließ und die Rechte des Ordens einschränkte.

Der Hohenstaufe muß herunter! Das war beschlossene Sache bei der oberen Geistlichkeit des Morgen- wie des Abendlandes, wie auch des Anhangs derselben. Wie man in Jerusalem zu Verrath gegriffen, so rief der Papst in Italien den Aufruhr gegen den fernen Landesherrn auf. Die geistlichen Heerschaaren niederen Grades, Priester und Mönche, predigten aller Orten wider den Kaiser, der Papst sammelte ein Heer, stellte an die Spitze desselben den ehemaligen König Johann von Jerusalem, und dieser fiel mit den „Schlüsselsoldaten" (wie sie wegen ihres Wappenzeichens, zwei sich kreuzende Schlüssel, genannt wurden) in Unteritalien ein und drang bis Neapel vor. Nun erschien Friedrich in Italien. Da entrannen, aus Furcht vor dem Kaiser, die Schlüsselsoldaten ihrem Führer. Dem Großmeister der Deutschritter, Hermann von Salza, gelang es, eine Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem Papste zu Stande zu bringen. Aussicht auf lange Dauer des Friedens zwischen Papstthum und Kaiserthum war freilich damit nicht gewonnen.

Nun begann der Kaiser wahrhaft schöpferisch im Innern zu wirken. „Seine großartige Auffassung des Staatswesens," sagt J. Seybt, „zeigte sich in seinem Erbreiche (Neapel und Sicilien) durch eine umfassende Gesetzgebung, die, alle Seiten des Volkslebens mit gleicher Weisheit würdigend, alte Einrichtungen aufzufrischen und dem Bestehenden so anzupassen und vorhandene Lücken mit Neuem so trefflich auszufüllen wußte, daß sich das Ganze als ein harmonischer Bau erhob, der in seinen Grundlagen Jahrhunderte lang bestand und dem Mittelalter zuerst das Bild eines Staates im neuern Sinne gezeigt hat. Als oberster Richter sorgt der König, daß selbst der mächtigste Verbrecher Strafe, selbst der Kleinste gegen den Druck Schutz findet; als Vertreter der Staatsidee hält er durch eine geregelte Verwaltung die Kräfte des Staats weise zusammen und sieht

zugleich darauf, daß die Einzelkräfte nicht in ihrer Selbstsucht das gemeine Interesse überwuchern. Aber er unterdrückt nicht despotisch jede selbstständige Regung; im Gegentheil vermehrt er die Einwirkung des Volks auf die Regierung durch die Einberufung des dritten Standes in die Landesvertretung und durch Ordnung der städtischen Verfassungen. Seiner Zeit um Jahrhunderte vorausschreitend, behandelte Friedrich selbst die Saracenen, die Träger morgenländischer Weisheit und Kultur, mit freundlicher Duldung. Die durch weise Gesetze und einsichtsvolle Verwaltung gesteigerten Kräfte des Staats verwendete Friedrich nicht zu Eroberungskriegen, sondern zur Hebung von Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, und Sicilien gedenkt noch heut der Zeit seiner Regierung als der glücklichsten, die es erlebt hat. Von seinen Zeitgenossen wird Friedrich nicht groß, aber wohlgebaut, blond und von schönem Antlitz, das mit der herzgewinnendsten Milde zu lächeln, mit dem strengsten Zorne zu drohen wußte, geschildert. In ritterlichen und mechanischen Künsten war Friedrich gleich geschickt. Ein heiteres, geniales Leben herrschte am Hofe des Dichtern und Frauen holden Kaisers, aber nie vergaß er seiner Würde und der Pflichten seines hohen Amtes. Selbst seine Feinde (mit Ausnahme des Papstes) rühmen ihm nach, daß er ein kühner, tapfrer, edelgesinnter Mann gewesen, daß er nicht blos Gesetze gegeben, sondern auch für ihre Beobachtung gesorgt habe. Viele schmähten ihn als ungläubig, weil sein klarer Geist der Zeit in ihren Ansichten über die Ausdehnung der kirchlichen Gewalt unendlich weit vorausgeeilt war." Kein Gebiet des Wissens war diesem wahrhaft großen Manne verschlossen; jeder Sache, der er seine theilnehmende Beobachtung schenkte, ward, wenn er sich über dieselbe ausließ, wie von einem hellen Lichte erleuchtet. Wie sich ihm durch Studium die Literaturschätze des klassischen Alterthums erschlossen hatten, so interessirte ihn das Naturleben, das seinen Zeitgenossen als ein Buch mit sieben Siegeln galt, oder an dem sie stumpf vorübergingen. „Wir besitzen von ihm," sagt Friedrich von Raumer, „ein Werk über die Kunst, mit Vögeln zu jagen, welches nicht etwa dadurch eine oberflächliche Merkwürdigkeit enthält, daß es ein Kaiser schrieb, und eben so wenig ein Jagdbuch ist, wie es viele Ritter damals hätten schreiben können, wenn sie überhaupt der Feder mächtig gewesen wären. Jenes Werk enthält vielmehr neben einer in der That sehr scharfsinnigen Anweisung zum Behandeln der Jagdvögel und zur edelsten aller Jagdarten, zur Falkenjagd, in seinem wichtigeren Theile so erstaunlich genaue und gründliche Forschungen über die Natur der Vögel, daß

sogar Sachverständige unserer Tage behaupten, der Kaiser verdiene deshalb den größten Männern in diesem Fache zugezählt zu werden. Auch war er der erste, welcher fremde Thiere behufs naturwissenschaftlicher Zwecke kommen ließ." Welch' eine Fülle des Segens hätte dieser Fürst auf seinem Lebensgange der Mit- und Nachwelt schaffen können, wären seine Pläne nicht fortgesetzt durch das herrschsüchtige Papstthum gekreuzt, wäre ihm durch Unthaten aller Art das Gemüth nicht endlich doch verdüstert worden! Einzig tröstet der Gedanke, daß auch sein Kampfesleben, in das er durch Rom hineingezwungen ward, die Erlösungswege bereiten half, die in späterer Zeit zur Reformation führten.

In Deutschland war, wie oben erzählt ward, des Kaisers Sohn, Heinrich, zurückgeblieben, der in seinem Jünglingsalter von dem Vater als Reichsverweser eingesetzt worden war. Den von der päpstlichen Partei betriebenen Unterwühlungen gegenüber war es für Heinrich schwer, sich den Frieden im Innern zu erhalten. Auch hatte er mit äußeren Feinden zu kämpfen. Die Dänen, die deutsches Landgebiet an sich gerissen hatten, wurden gezüchtigt, der Raub ihnen wieder abgenommen. Deutsche Kaufleute hatten christliche Priester nach Liefland geführt, von denen das Christenthum daselbst gepredigt ward. Ein geistlicher Ritterorden, die Schwertbrüder, schützte die junge Pflanze des Christenthums in dem von der Christenwelt damals weit abgelegenen Gebiet. Auch die Preußen waren um jene Zeit noch Heiden. Von diesem wilden, kriegerischen Volke oftmals schwer bedrängt, wandte sich der polnische Fürst, Herzog Konrad von Masovien, um Hülfe an die Deutschritter, deren Haupt, Hermann von Salza, wie oben erzählt wurde, mit Friedrich nach Europa zurückgekehrt war. Den Hochmeister hatten seine Wahrnehmungen zu der Ansicht gebracht, daß der Orden der Deutschritter dem Zwecke des Gründers am besten entspreche, wenn er zunächst in Europa für Verbreitung des Christenthums thätig sei. Dem Rufe des masovischen Fürsten entsprechend, sandte er daher hundert Ritter unter Anführung des tapferen Hermann Balk nach Preußen, und es begann damit (1230) im Osten der Oder eine das Christenthum und Deutschthum fördernde Thätigkeit, die in ihren Folgen außerordentlich bedeutungsvoll wurde. Wenn wir auch die angewandte Methode, die darauf hinausging, dem Christenthume mit dem Schwerte gewissermaßen vorzuarbeiten, nicht zu billigen vermögen, so nöthigt uns doch der Orden der Deutschritter hohe Bewunderung ab. Mit seinem Eintritt in den Orden entsagte der junge Adlige jeder Annehmlichkeit des Lebens. Ein Stroh-

sack war sein Lager, Brot und Wasser seine Nahrung, ein einfacher weißer Mantel mit einem schwarzen Kreuz der Haupttheil seiner Kleidung. In seinem Leben wechselten fast nur ab Gebet, Waffenübung und Kampf gegen eine an Zahl mächtige und dabei außerordentlich kriegerische Bevölkerung. Weiter und weiter drang der Orden von der Landschaft Kulm aus nach Nord und Ost vor, hinter ihm ließen sich, beschützt durch sein Schwert, deutsche Ansiedler nieder, Priester trugen von dort aus die christliche Lehre unter die heidnischen Preußen. Von dem Orden wurden Sümpfe in Wiesenland und fruchtbaren Acker verwandelt, Wälder gelichtet, Ortschaften gegründet und dem Deutschthum Gebiete erstritten, die ihm von slavischen und finnischen Stämmen entrissen worden waren. Hier ward einer der Grundsteine des später aufblühenden preußischen Staates gelegt.

Das Leben des Kaisers war reich an hohen Erfolgen, aber auch an bitteren Leiden. In letzter Beziehung erschütterte ihn nichts so tief, als die Treulosigkeit, deren sich sein Sohn Heinrich gegen ihn zu Schulden kommen ließ. Früh ergab der Jüngling sich einem ausschweifenden Leben, darnach gelang es falschen Priestern in ihm die Vorstellung zu erwecken, daß er der Pflicht ledig sei, seinem Vater Ehrfurcht und Gehorsam zu bezeugen, weil dieser den Fluch der Kirche auf sich geladen habe. Da nun auch sein Ehrgeiz erregt ward, gewann die päpstliche Partei an ihm einen Mithelfer in ihrem Kampfe gegen den Kaiser. Er beschloß, zu offener Auflehnung überzugehen und warb für seine Sache zunächst bei den deutschen Fürsten, indem er ihnen Vortheile bot. Sie wiesen seine Anträge ab. Nicht so die lombardischen Großen; diese verbanden sich mit ihm gegen den Kaiser. Friedrich eilte auf die Kunde von dem verrätherischen Treiben des Sohnes nach Deutschland. Heinrich unterwarf sich ihm und erhielt die Verzeihung, um die er den Vater anflehete. Da er aber durch die That Reue nicht bekundete, indem er sich weigerte, die in der festen Burg Trifels wohlverwahrten Reichskleinodien und Schätze dem Vater auszuliefern, entkleidete ihn dieser seiner Königswürde und sandte ihn (1235) nach Apulien in ein festes Verwahrsam. Nach des Gefangenen sieben Jahre später erfolgten Tode erklärte der Kaiser öffentlich: „Ich gestehe es, daß mich der Stolz des lebenden Königs nicht beugen konnte, der Tod des Sohnes aber tief bewegte, und ich bin weder der Erste noch der Letzte derjenigen, welche von ungehorsamen Söhnen Schaden erduldeten und doch an ihrem Grabe weinten."

Schon vor einer Reihe von Jahren war der Kaiser zum zweiten Male Wittwer geworden. Er vermählte sich im Jahre 1235 mit der

schönen und reichen englischen Königstochter Isabella. Die Vermählung wurde zu Mainz mit einer Pracht gefeiert, die an das Mainfest Barbarossa's erinnerte, das ein halbes Jahrhundert früher daselbst abgehalten worden war.

Dem Papst, der inzwischen fortgesetzt an dem Sturze des Kaisers gearbeitet hatte, gelang es jetzt, das Feuer der Empörung in der Lombardei anzuregen. Während Friedrich ein Heer in Deutschland sammelte, eröffnete sein Sohn, der schöne, tapfere, aber auch sehr grausame Ezzeline da Romano, den Kampf gegen die Lombarden und gewann bald bedeutende Vortheile. Als Friedrich sich mit ihm vereint hatte, kam es zur Schlacht bei Corte nuova (1237), in der die Lombarden vollständig geschlagen wurden. Friedrich erbeutete das ganze feindliche Lager und mit demselben den prächtigen, von Elephanten gezogenen Bannerwagen (Coroccio) der Stadt Mailand.

Jetzt stand Friedrich auf dem Gipfel seiner Macht. Leider vergaß er der Mäßigung und trat gegen Mailand, das sich zur Unterwerfung bereit erklärt hatte, mit zu strengen Forderungen auf. Dadurch hob der Krieg von Neuem an. Städte, die ihre Unterwerfung bereits angezeigt hatten, verbanden sich mit dem starken Mailand der Papst verdoppelte seinen Eifer, die Feinde des Kaisers im Widerstande zu bestärken. Sein Eifer war dadurch angespornt worden, daß Friedrich seinem löwenkühnen Ezzelino Sardinien als Königreich zugesprochen hatte, auf welche Insel von dem päpstlichen Stuhle Anspruch erhoben worden war. Nun schleuderte der Papst einen neuen Bannstrahl auf den Kaiser. Aber er fand einen Gegner an ihm, der dem Papstthume Wunden beibrachte, die nie wieder gänzlich zuheilten. Auf die Verfluchungen sagte er u. A. öffentlich: „Der Papst, von dem wir zeither glaubten, er lebe nur in Himmelsregionen, erscheint nun als ein Mensch, ja, geringer als ein Mensch, denn er setzt Menschlichkeit und Wahrheit bei Seite. Von Babylons Erstgebornem geht alle Nichtswürdigkeit aus, von ihm wird die Herrschaft in Bitterkeit und die Frucht der Gerechtigkeit in Wermuth verwandelt.“ —

Darauf verglich der Papst den Kaiser mit dem Thier, von dem die Offenbarung Johannes' berichtet. „Ein Thier,“ sagte er, „ist aufgestiegen aus dem Meer voll Lästerung, mit den Füßen eines Löwen, den Gliedern eines Pardels.“ Dieses Thier sei Friedrich. „Dieser König der Pestilenz,“ hieß es in dem Schreiben weiter, „behauptet: Alle wären Thoren, die da glaubten, der allmächtige Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, sei von einer Jungfrau geboren; —

er hat behauptet, daß der Mensch überhaupt nichts glauben dürfe, was nicht durch die Natur und die Vernunft könne bewiesen werden."

Friedrich blieb dem Papste die Erwiderung nicht schuldig. Der Schluß derselben lautete: „Er, blos dem Namen nach Papst, hat uns das aus dem Meer aufsteigende Thier der Lästerung genannt; wir aber behaupten, er ist das Thier, von dem geschrieben steht: Ein anderes Thier stieg aus dem Meere auf, das war roth, und der darauf saß, nahm den Frieden der Erde hinweg, damit die Lebendigen sich unter einander erwürgten."

Der Papst gerieth in eine förmliche Raserei. Er berief seinen geistlichen Generalstab, die Bischöfe, zu einer Kirchenversammlung nach Rom. Der Zweck dieser Versammlung war durch eingefangene Spione erwiesen. Friedrich sollte seines kaiserlichen Amtes als verlustig erklärt, Prinz Abel von Dänemark als König der Deutschen erwählt werden. Geistliche Sendboten des Papstes hatten in Deutschland eine Verschwörung gegen den Kaiser zu Stande gebracht. Unter solchen Umständen setzte Friedrich Mittel der Gegenwehr in Wirksamkeit, wie sie sich ihm darboten. Greifet ihr zu irdischen Waffen, ihr geistlichen Herren, sagte er, wohlan, so wundert euch nicht, wenn gleiche Waffen sich gegen euch kehren werden! Was er sonst unter keiner Bedingung gethan haben würde, that er jetzt; er verbot den deutschen Bischöfen, an der Kirchenversammlung theilzunehmen. Zur Sicherheit ließ er die Alpenpässe besetzen. Da stahlen sich die Bischöfe über die Grenze nach Frankreich und schifften sich unter dem Schutz des Franzosenkönigs ein. Aber auf dem Meere hielt zu Gunsten des Kaisers Ezzelino Wacht. Mit seiner Flotte griff er die bischöfliche Flotte an. Drei Schiffe wurden in den Grund gebohrt, zwei und zwanzig Würdenträger der Kirche gefangen genommen. Des erbeuteten Geldes (Ablaßgeldes), das dem Papste als Hülfsmittel zum Kampfe zugeführt werden sollte, war so viel, daß es Ezzelino mit Scheffeln messen ließ. Statt nach Rom zur Kirchenversammlung, in der unter dem Deckmantel der Religion staatsverbrecherische Zwecke verfolgt werden sollten, wanderten die geistlichen Herren nach Neapel in ein Gefängniß. In dem nun wieder in der Lombardei anhebenden Kampfe waren Friedrich's Waffen glücklich; er näherte sich dem Kirchenstaat — da starb, vier und neunzig Jahr alt — der Papst.

Deutschland war einer großen Gefahr überhoben: der Gefahr, von Rom aus eines großen Herrschers beraubt zu werden und einen ausländischen Fürsten, den Rom ihm bestimmt, an die Stelle Jenes treten zu sehen. Während des Verlaufs dieser auf Deutschlands Erniedrigung

zielende Vorgänge hatte dasselbe noch mit einem anderen Feinde zu ringen gehabt. Vor längerer Zeit schon hatte aus der Mitte Asiens sich eine neue Völkerwelle — die letzte der Völkerwanderung — gegen Europa in Bewegung gesetzt. Es war Kunde von der Annäherung des mächtigen Volkes der Mongolen nach Europa gekommen. Die Mongolen waren an Gestalt und Lebensweise den Hunnen verwandt. Ihr Fürst, Dschingis-Chan, der fast ganz Asien unter seine Herrschaft gebracht hatte, starb um die Zeit, in der Friedrich seinen Kreuzzug unternahm. Zwei Söhne und ein Verwandter, Batu, theilten sich das Reich, das an Umfang das größte war, das je ein Herrscher besaß. Batu erhielt das Reich am Ural und der Wolga, Kapschak benannt. Während Dschingis-Chan's Söhne die bis dahin noch selbstständig gebliebenen Völker Asiens bekriegten, wandte er seine Waffen gegen die Völker Europas. In dem Jahre, in welchem Friedrich bei Corte nuova über die Lombarden siegte (1237), richtete Batu an die Russen die Forderung, ihm freiwillig den zehnten Theil ihres Landes einzuräumen. Ihm ward die Antwort: „Bleibt Keiner mehr von uns unter den Lebenden, so nimm Alles!" — Darauf überzog er das Land, schlug die Heere der Russen, eroberte und zerstörte ihre wichtigsten Städte, unter ihnen Moskau, und ließ die Einwohnerschaften erbarmungslos niedermetzeln. Batu bereitete darnach den Ländern Polen und Ungarn das gleiche Geschick. Friedrich rüstete, um der Heermacht des Feindes, falls derselbe sich gegen Deutschland wende, entgegen treten zu können. Da brach plötzlich, ehe noch die Rüstungen in Deutschland vollendet waren, eine zahlreiche Heeresabtheilung der Mongolen in Schlesien ein, das von ihnen zum größten Theile verwüstet ward. Die Einwohner Breslaus verbrannten ihre Stadt und zogen sich in ihre starke Burg zurück. Der Herzog von Schlesien, Heinrich der Fromme, stellte sich mit einer verhältnißmäßig schwachen Macht dem Feinde entgegen und rang mit ihm zwei Tage lang auf einer Ebene, die seitdem den Namen Wahlstatt führt, und auf der etwa 600 Jahre später der Held Blücher einen herrlichen Sieg über die Franzosen erfocht. Heinrich erlag mit seinen Tapferen der Uebermacht. Die Mongolen hatten aber ihren Sieg so theuer zu bezahlen gehabt, daß sie an ein Verfolgen der errungenen Vortheile zunächst nicht zu denken vermochten. Einem später in Oesterreich eindringenden mongolischen Heerhaufen sandte Friedrich seinen Sohn Ezzelino entgegen. Dieser verband sich mit dem Herzoge von Oesterreich, und der Feind ward auf's Haupt geschlagen. Thronstreitigkeiten riefen Batu nach Asien zurück. Das Abendland war

erlöst von der Gefahr, von den Mongolen unterjocht zu werden, Rußland aber blieb noch zweihundert Jahre unter ihrer Herrschaft.

Nach Cölestin IV., der schon am siebenzehnten Tage nach seiner Wahl starb, wurde Innocenz IV., mit dem Friedrich lange Zeit in Freundschaft gelebt hatte, auf den päpstlichen Thron erhoben. „Ich fürchte,“ äußerte Friedrich, daß ich einen Freund unter den Cardinälen verloren habe und einen Feind im Papste finden werde.“ Wahrlich, wer es erwägt, wie das Papstthum entstanden ist, und wie es sich weiter entwickelt hat, der kann sich kaum wundern, wenn er die klarsten Köpfe und die besten Herzen unter der Erbschaft desselben, dem Culminationspunkte verwegenster Anmaßlichkeit, zu Grunde gehen sieht. „Weniger zwar als Gott, aber doch mehr als Mensch!“ — Wer eine Stellung einnimmt, die sich durch eine derartige gotteslästerliche Aeußerung als eine Auflehnung gegen Gottes ewige Ordnung kennzeichnet, die ebenso der historischen Wahrheit wie dem tiefsten Empfinden der Menschennatur Hohn spricht, der müßte in der That „mehr als Mensch sein,“ wollte er der Verwüstung, die in ihm — schon mit der bloßen Annahme einer solchen Stellung — beginnt, Einhalt thun. Friedrich hatte richtig geschaut: der bisherige Freund Graf Fiesco erwies sich als Papst Innocenz IV. als sein grimmer Feind. Um desto wirksamer gegen den Kaiser kämpfen zu können, verlegte Innocenz seinen Sitz nach Lyon. Friedrich, der es nicht an Versuchen hatte fehlen lassen, ein gutes Einvernehmen mit dem Papste herzustellen, that auch jetzt noch einen versöhnlichen Schritt. Vergebens! Zur geistlichen Erbschaft, die Innocenz als Papst angetreten hatte, gehörte auch die Forderung: Die Hohenstaufen, die Gegner des Bestandes und mehr noch der Entwicklung der päpstlichen Macht müssen zu Falle gebracht werden! Innocenz sammelte einhundert und vierzig Kirchenfürsten um sich und schleuderte einen Bannstrahl auf den Kaiser, den er einen Meineidigen, einen Friedensbrecher, einen Kirchenräuber, einen Heiligthumsschänder, einen Ketzer nannte. Und weshalb? Weil Friedrich nicht anerkennen wollte, daß ein Papst „mehr als Mensch“ sei, weil er im Papstthum mit nichten eine würdige Verkörperung der Erlösungslehre des Heilandes der Welt sah, weil das Reich, das von dem Papstthum gegründet worden, ihm nicht, wie von den Vertretern desselben behauptet ward, als das Reich Gottes, sondern als ein ekles Zerrbild desselben erschien. Als der Papst in feierlicher Sitzung die sündhafte Verfluchung gegen den Kaiser ausgesprochen hatte, senkten er und sämmtliche Kirchenfürsten, während sie das „Herr Gott dich loben wir!“ sangen, brennende Fackeln zu

Boden, zum Zeichen, daß, wie die Fackeln, so des Kaisers Glück verlöschen solle. —

Das Leben Friedrich's war bisher ein fast ununterbrochener Kampf nicht gegen die Kirche, sondern gegen das Pfaffenthum gewesen, das unter dem Schein christlicher Bestrebungen, durch den es die Völker täuschte, weltliche Zwecke verfolgte. Er dürstete nach Frieden — das Pfaffenthum gewährte ihm denselben nicht. Da bemächtigte sich seiner der heftigste Ingrimm, der allgemach seinen Geist zu verfinstern begann. Er stand fast vereinzelt in dem großen, durch Jahrhunderte gehenden Kampfe der Kirche des Klerus mit derjenigen Kirche, wie sie in der Sehnsucht der von den Strahlen des Christenthums mehr oder minder Erleuchteten, — der wahren, wenn auch nicht anerkannten priesterlichen Gemeinde der Christenheit, — lebte. Welche Gedanken und Empfindungen ihn erfüllten, als ihm die Kunde von der neuen Verfluchung zuging, erhellt aus dem Folgenden. Nachdem er die Großen seines Reiches um sich versammelt hatte, ließ er sich seine Kronen herbeibringen, die kaiserlich-römische, die königlich-deutsche, die burgundische, die sicilische und die von Jerusalem, setzte sich eine derselben auf sein Haupt und sprach, indem er flammenden Auges sich erhob: „Noch habe ich meine Kronen nicht eingebüßt, und weder Papst noch Concil sollen sie mir entreißen! Wähnt der Papst mir zu schaden, indem er mich, das Haupt der Fürsten, dem Niemand an Rang gleich ist, von dem Gipfel der Hoheit zu stürzen versucht? Nein, er hat mir genützt. Vormals war ich ihm, als dem Haupte der Kirche, Ehrerbietung schuldig; jetzt hat seine Vermessenheit mich aller Pflichten gegen ihn entbunden!" —

In dem Kampfe, der nun anhob, hatte das Papstthum einen mächtigen Hülfsgenossen: den von ihm wohlweislich beförderten Aberglauben. Rücksichtslos wurde der Kampf von beiden Seiten geführt. Abfall von dem Fürsten bezeichnete der Papst als ein Gott wohlgefälliges Werk, Treue gegen die höchste Landesobrigkeit als verdammungswürdig. Der Hauptheerd des Kampfes war die Lombardei. Die bösesten Geister wurden von dem Klerus gegen den Kaiser in das Feld geführt, unter ihnen Lüge und Verleumdung. Der Kaiser habe, ließ der Papst verbreiten, Schulen gegründet, in denen Giftmischer und Mörder gebildet würden. Ganze Schaaren von Bettelmönchen, die geistlichen Milizen des Stuhles Petri, durchstrichen die Länder, überall den staunenden und erbebenden Völkern über den von Gott abgefallenen und daher von dem heiligen Vater deshalb verdientermaßen verfluchten Kaiser berichtend. Viele Bettel-

mönche predigten um so eindringlicher, als sie selbst die ihnen von der oberen Geistlichkeit vorgetragenen Lügen glaubten. Wunder der Tapferkeit verrichtete Friedrich in den Schlachten, die er mit dem Eisenschwerte und auch in denen, die er mit dem Geistesschwerte auszufechten hatte. Aber auf dem ersteren Gebiete erdrückte ihn zuletzt die Ueberzahl der Feinde, auf dem anderen verdichteten der aufgewühlte Aberglaube in Gemeinschaft der Lügen- und Verleumdungswerke die Atmosphäre in dem Maße, daß die Strahlen von seiner Geistesrüstung in immer enger werdende Kreise gebannt wurden. Er war einer der Kämpfer, die mit dem Tode dem Tode dennoch nicht verfielen. Er eröffnete Geistesschlachten, die nach ihm fortgeführt wurden, und die heut noch nicht beendet, wohl aber zu Gunsten des von ihm aufgerichteten Paniers fortgeschritten sind.

So tief war das deutsche Volk schon der Verfinsterung, die Rom über dasselbe gebracht hatte, verfallen, daß es sich die vom Papste ausgehende Wahl eines Gegenkönigs gefallen ließ. Heinrich Raspe hieß der Jämmerliche, der sich durch Geld erkaufen und durch Ehrgeiz verleiten ließ, die bezeichnete Stellung gegen den Kaiser einzunehmen. Diesem armseligen Landgrafen von Thüringen sandte der Papst zur Unterstützung der Kriegführung gegen Friedrich Geld über Geld zu, das andere Völker in Form von Ablaßgeldern herbeisteuern mußten. In Deutschland führte des Kaisers Sohn, Konrad, der vor längerer Zeit schon zum römischen Könige erwählt worden war, den Kampf für die Hohenstaufenrechte, während Friedrich in der Lombardei, unterstützt von Ezzelino, stritt. Friedrich belagerte Parma und führte in der Nähe dieser Stadt eine neue Stadt auf, der er den Namen Vittoria, Siegesstadt, gab. Eines Tages machte er einen Ausflug, um sich nach langer Kriegsarbeit wieder einmal an der Falkenbeize zu erfreuen. Der Feind, der Kunde davon vernommen hatte, machte einen heftigen Ausfall, und es gelang ihm, das Heer Friedrich's vollständig zu schlagen. Er erbeutete das ganze Kriegslager nebst dem Zelt des Kaisers und mit dem letzteren die Kronen und das Siegel Friedrich's. In Deutschland war kurz vorher Heinrich Raspe (bei Ulm) geschlagen worden und war darauf den in der Schlacht empfangenen Wunden erlegen. Es wurde nun von der päpstlichen Partei Wilhelm von Holland als deutscher Gegenkönig aufgestellt. Dieser „Pfaffenkönig," wie das Volk ihn nannte, gewann jedoch auch nicht die erforderliche Macht. Dreizehn Monate lag er vor Aachen; dann erst öffnete ihm die Bürgerschaft die Thore und ließ es geschehen, daß er mit nachgemachten Reichskleinodien

gekrönt ward. Inzwischen hatte sich Friedrich wieder von dem Schlage erholt, den seine Heermacht in Italien erhalten hatte, und muthig nahm er den Kampf wieder auf. Da trafen ihn neue Unfälle. Ezzelino gerieth in die Gefangenschaft der Bolognesen. „Ezzelino," sagt Friedrich von Raumer, „war (nach dem Zeugnisse der Feinde) der trefflichste unter den Söhnen des Kaisers, der tapferste im Streit und der heiterste und liebenswürdigste im Umgange; er war fähig zu den größesten und ernstesten Geschäften und wiederum, wenn es die Verhältnisse erlaubten, Dichter und Sänger. An Adel der Gestalt übertraf er alle Anderen, seine Haare ringelten sich in blonden Locken bis über die Schultern." Und der Dichter singt von ihm:

„Er ist der Fröhlichste der Schönen,
Die aus der Staufen Stamm erwacht,
Nie schwamm sein blaues Aug' in Thränen,
Er wallte singend in die Schlacht;
Er spielte froh mit den Gefahren,
Er scherzte bei der Wunden Blut,
Es lacht' der Held in blonden Haaren
Bei seiner Priester Bann und Wuth."

Ewige Gefangenschaft! lautete der Spruch der Bolognesen über Ezzelino. Der Kaiser kündete ihnen die schwerste Ahndung an, wenn sie ihm den Sohn nicht zurücksendeten. Sie antworteten, es treffe der Pfeil nicht immer den, welchen er bedrohe, und der Wolf vermöge nicht immer die Schafe zu zerreißen, auf die sein Trachten gehe. — Nun bot ihnen der Kaiser für Freilassung des Sohnes einen silbernen Reif, der die ganze Stadt umfasse. Sie beharrten bei ihrer Weigerung, und für Ezzelino brach der Tag der Freiheit erst mit seinem viele Jahre später erfolgenden Tode an. Eines vermochten sie nicht: den Gefangenen innerlich zu beugen. Tief aber war das Vaterherz erschüttert. Dazu kam, daß es der päpstlichen Partei gelang, einen Mann, dem er am meisten vertraut, den er seit Jahren als Freund geachtet und behandelt hatte, seinen Rath, Petro von Vinea, ihm vom Herzen zu reißen. Friedrich war erkrankt, als er die Warnung empfing, vor Petro auf der Hut zu sein, denn derselbe sei von der päpstlichen Partei bestochen, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Petro sandte seinen Arzt mit einem Trank zum Kaiser. Dieser gebot dem Arzt, die Hälfte der Arznei zu trinken. Der Arzt that, als stoße er mit dem Fuße an, und das Glas zerbrach. Das Wenige von dem Trank, das übrig geblieben war, wurde einigen zum Tode verurtheilten Verbrechern eingegeben, die davon starben. Als

der Kaiser sich auf diese Art von der Treulosigkeit Petro's überzeugt hatte, rief er händeringend und in Thränen: „Wehe mir, wem soll ich nun noch trauen! Die Hälfte meiner Seele sucht meinen Tod!“ — Im Gefängniß zerschellte sich Petro seinen Kopf an der Mauer.

Des Kaisers Leib war errettet von der Gefahr der Vergiftung; seine Seele genas nicht wieder. Alles Sonnige seines Wesens war auf immer dahin. Rache brütend gegen einen Feind, der ihm früher schon einen Sohn zur Empörung aufgereizt, der es jetzt bewirkt, daß man ihm den Lieblingssohn zu ewiger Kerkerschaft verurtheilt, und der ihm nun auch noch den Freund vom Herzen gerissen hatte, gegen einen Feind, der, indem er vor der Welt eine fromme Miene annahm, gegen ihn Schwert, Gift und Verleumdung ins Feld führte, — verzehrten sich seine geistigen Kräfte, wodurch zugleich die Gesundheit seines Leibes erschüttert ward. All' sein Denken und Empfinden war jetzt allein darauf gerichtet, diesen Feind zu verderben. Man vernahm von umfassenden Rüstungen des Kaisers. Da ergriff ihn eine ruhrartige Krankheit, und er erlag derselben am 13. December 1260. Zu Palermo ward er beigesetzt und seinem Porphirsarge die Inschrift gegeben:

„Wenn ein erhab'nes Gemüth, der Güter und Tugenden Fülle,
Ruhm und Glanz des Geschlechts die Macht des Todes bezwängen:
Friedrich schlummerte nicht im Grab hier, das ihn umschließet.“

Was Friedrich gewesen, das sollte die Nachwelt erst erkennen. Je düsterer die Nebel wurden, die das Papthum über die christliche Welt breitete, je heller begann das Bild des großen Kaisers zu strahlen. Unter den Männern älterer Zeit, die ihn zu würdigen verstanden, ist in erster Linie Dante zu nennen, der von ihm sagte: „Dieser ehrwürdige Held, den Adel und die Richtigkeit seines Geistes bekundend, folgte, so lange das Glück ihm treu blieb, Allem was menschlich ist und nicht was thierisch; er strebte seine hohe Majestät zu behaupten, weil er edlen Herzens, von allen Grazien begünstigt war. Was die Lateiner Treffliches zu ihrer Zeit unternahmen, das strahlte an seinem Hofe im hellen Glanze. Noch heut heißt Alles, was die italienische Poesie geschaffen hat, sicilianisch, weil einst Kaiser Friedrich in Sicilien seinen Thron aufgeschlagen hatte. Raka! Raka! Kommt ihr Henker, kommt ihr zweizüngigen Heuchler, kommt ihr Knechte der Habsucht! — Das war der Ruf derer, die sich nach ihm in seine Herrschaft theilten!“

## Konradin.

Innocenz athmete auf, als er die Kunde von dem Tode des ihm gefährlichen Gegners vernahm. Nun konnte er nach Rom zurückkehren und entging damit der Schmach, von der Bürgerschaft zu Lyon, deren Mißmuth über das sittenlose Treiben seines Hofes den höchsten Grad erreicht hatte, vertrieben zu werden. Gleichwohl unterzeichnete er sich von da ab „Stellvertreter des wahren Gottes auf Erden, Vorstand der allgemeinen Republik, Ordner Roms und der Welt." — Nähere Inbetrachtnahme trübte aber doch wieder seine Freude. Der Stamm des ihm verhaßten Fürstengeschlechts war gefallen, aber Zweige waren noch vorhanden und unter diesen einer — Konrad, der die deutsche Königskrone trug. Soll das Papstthum bestehen bleiben, sagte er sich, soll es das Ziel der Weltherrschaft erreichen, so muß vor allen Dingen „die Schlangenbrut der Hohenstaufen" ausgerottet werden! Zunächst galt es, den deutschen König Konrad zu beseitigen. Wie weit der Papst unmittelbar an den Werken der Finsterniß sich betheiligte, die gegen das Leben Konrad's und das zweier Brüder desselben zur Ausführung kam, läßt sich nicht nachweisen; mindestens ist er als der mittelbare Urheber jener Werke zu betrachten. Gleich nach der Kunde von dem Tode seines Vaters, des Kaisers Friedrich, begab sich König Konrad in ein Kloster zu Regensburg. Hier ward ein Mordanschlag auf ihn ausgeführt. Doch trafen die Dolche einen seiner Getreuen, den Ritter Friedrich von Eberstein, nachdem derselbe seinem König zur Flucht behülflich gewesen war. Das Volk stürmte das Kloster, verjagte die Mönche und warf den Abt ins Gefängniß. Innocenz traf seine Anstalten, Unteritalien als zu dem Kirchenstaate gehörig zu erklären, um es nach Belieben als Lehen ausgeben zu können. Den Einwohnern dieses Landes hatte er gleich nach dem Hinscheiden des Kaisers geschrieben: „Nehmet nun eure Zuflucht in den Schoß eurer Mutter, der Kirche, um des Friedens und der Freiheit zu genießen, deren sich die übrigen Söhne derselben erfreuen!" Das war die fromm klingende Einleitung zu der von ihm hervorgerufenen Empörung. Manfred, König Konrad's Bruder, ward ihrer Herr, und damit war zunächst auch der Papst abgewiesen. Letzterer beharrte jedoch bei seinem Trachten, dem Könige Konrad das Land zu entreißen. Sein Plan war der, einen Fürsten zu gewinnen, der das Land für ihn eroberte; der Eroberer sollte dann — gegen Zahlung eines guten Jahrestributs —

das Land zu Lehen erhalten. Niemand bezeigte Lust, auf den Sündenhandel einzugehen. Der rechte Erbe war Konrad, der sich nach Palermo begeben sollte. Plötzlich erkrankte er und starb. Man vernahm, es sei von Konrad in der Todesstunde behauptet worden, Gift empfangen zu haben. Allgemein ward geglaubt, daß es sich um einen geheimen Mord handle, zumal nicht lange vorher auch zwei Brüder Konrad's, Heinrich und Friedrich, unter Anzeichen gestorben waren, die auf eine Vergiftung schließen ließen.

Nun waren aus dem Hohenstaufengeschlechte an männlichen Sprossen noch übrig Manfred auf Sicilien, der in Bologna gefangen gehaltene Ezzelino und König Konrad's Sohn in Deutschland, der bei der Taufe den Namen des Vaters empfangen hatte, den man aber seiner Jugend und holden Erscheinung wegen Konradin nannte. Letzterer war der Erbe Neapels und Siciliens, das zur Zeit von dem tapfern Manfred verwaltet ward. Um den Streit mit dem Papste aus der Welt zu schaffen, ließ sich Manfred mit demselben in eine Verhandlung ein. Als Manfred aber vernahm, Innocenz verhandle gleichzeitig mit einem englischen Prinzen wegen Uebernahme Unteritaliens als Lehen, ja es habe Ersterer von dem englischen Königshofe bereits eine Abstandszahlung von einer halben Million Mark angenommen, gerieth er in den heftigsten Zorn, griff die Päpstlichen an und schlug sie auf's Haupt. Dieser Schlag wirkte bis nach Rom, denn der Papst ward von der Hiobspost, die ihn so gänzlich unvorbereitet traf, dermaßen erschüttert, daß er starb. Erzählt wird, „der Ordner der Welt“ habe unter den grauenhaftesten Qualen des Gewissens seinen Geist ausgehaucht.

Sein Erbe im Amt, Urban IV., war auch der Erbe seiner Bestrebungen. Die Hohenstaufen müssen herunter, ihr Erbe in Italien muß dem Kirchenstaate einverleibt werden, damit der Papst durch die Ausgabe desselben als Lehen Vortheil ziehe! das galt auch ihm als erstes Gebot. Da vernahm der König von England, es habe sich der neue Papst in dieser Sache an den König von Frankreich gewandt. Er sandte Botschaft nach Rom und ließ auf die mit dem verstorbenen Innocenz und dem englischen Hofe gepflogenen Verhandlungen, dazu auf die bereits geleistete Zahlung von einer halben Million Mark verweisen. Aber Urban, der sich auch für „mehr als Mensch“ hielt, beachtete die Botschaft nicht, um selbstständig für die „Kirche“ Geschäfte zu machen. König Ludwig der Fromme von Frankreich ging jedoch auf die Anerbietungen des Papstes nicht ein. Es lag zu klar auf der Hand, daß Neapel und Sicilien das Erbtheil

Konradin's und seiner Mutter waren. Es sei unritterlich, erklärte er dem päpstlichen Gesandten, Wittwen und Waisen ihr Eigenthum zu rauben, und auch die Zusicherung des Papstes an ihn, die Sünde, wenn eine solche an dem Handel hafte, auf sich nehmen zu wollen, vermochte nicht seine Meinung und seinen Entschluß zu ändern. Nun ward der Papst von ihm Gleichgesinnten auf den Bruder des Königs, den Grafen Karl von Anjou, verwiesen. Dieser gewissenlose Mensch erklärte sich, als ihm jenes Anerbieten zuging, sogleich bereit zur Annahme desselben. Das Abkommen ward dahin getroffen: Karl von Anjou habe sich des Landes mittelst Gewalt der Waffen zu bemächtigen und darnach an seinen Oberlehnsherrn, den Papst, den nördlichen Theil des eroberten Gebietes abzutreten und als Jahrestribut 8000 Unzen Goldes zu zahlen, dazu auch dem Papst jährlich einen weißen Zelter als Ehrengabe zu senden.

Inzwischen war die (falsche) Nachricht nach Palermo gekommen, Konradin sei gestorben, und es hatten die Barone des Reiches in Folge dessen sich bewogen gefühlt, Manfred als König zu erwählen. Als demselben darnach die Kunde zugekommen war, daß Konradin noch lebe, hatte er erklärt, die Königsmacht, da sie ihm nun einmal übertragen worden sei, behalten, Konradin aber die Nachfolge sichern zu wollen. Nun kam es zum Kriege zwischen Karl von Anjou, der mit starker Heeresmacht in Unteritalien eindrang, und Manfred, der Jenem entgegen zog. Bei Benevent ward (1266) die Entscheidungsschlacht geschlagen. Da die Franzosen einen sehr starken Marsch gemacht hatten, war Manfred der Meinung, sie würden erst am nächsten Tage zum Kampfe schreiten. So geschah es, daß er durch den von ihnen sofort ausgeführten Angriff überrascht ward. Herrlich stritt der jugendliche Held, würdig des Stammes, dem er entsprossen, und er würde auch, trotz der Ungunst, in die er durch jene falsche Voraussetzung gerathen war, gesiegt haben, hätten ihn nicht im entscheidenden Augenblicke eine Zahl von Baronen, die von der päpstlichen Partei bestochen worden waren, verlassen. Alle seine Anstrengungen, die dadurch auf seine Seite entstandene Verwirrung wieder zu lösen, erwiesen sich als nicht ausreichend: der Feind triumphirte. Die Seinen fliehen, Freunde beschwören ihn, auf Rettung seines Lebens bedacht zu sein. Nein, ruft er, nicht als Flüchtling will ich bettelnd umher irren! — Er sprengt in das dichteste Gewühl und kämpft heldenmüthig, bis er, aus vielen Wunden schon blutend, den Todesstreich empfängt.

Der Räuber Karl von Anjou zog in Palermo ein, ward gekrönt und empfing den Segen des Papstes. Aber das Land fühlte sich nicht gesegnet unter der Herrschaft des Tyrannen und seufzte mehr und mehr nach Erlösung. Die Hohenstaufisch-Gesinnten (Ghibellinen) sandten endlich nach Deutschland Gesandten an den damals fünfzehn Jahr zählenden Konradin, durch die sie ihn auffordern ließen, mit Heeresmacht nach Unteritalien zu kommen, um sich sein Erbtheil zu erstreiten. Konradin glich darin seinem Großvater, dem Kaiser Friedrich, daß er wie dieser in angehender Jünglingszeit an körperlicher und geistiger Entwicklung seinen Jahren weit vorangeschritten war, und ebenso belebte ihn die Heldengesinnung Jenes. Mit Festigkeit erklärte er den Gesandten sofort, daß er dem Rufe, möge es nun zum Leben oder zum Tode gehen, Folge leisten werde. Seine Mutter, die Königin, die Schlag für Schlag Glieder des edlen Hauses der Hohenstaufen hatte hinsinken sehen, überkam im Hinblick auf Konradin eine düstre Ahnung; aber ihre Warnungen und Wehklagen waren vergebene. Ihr Sohn verkaufte und verpfändete seine Stammgüter und warb ein Heer von zehntausend Mann. Als der Frühling des Jahres 1267 angebrochen war, überschritt der um diese Zeit siebenzehn Jahre zählende Konradin an der Spitze seiner Heermacht die Alpen. Dem Papste zum Trotz holten ihn die Römer mit großem Gepränge ein. Das erregte den Eifer des Papstes gegen Konradin nur um so mehr. Er forderte das Volk von Neapel und Sicilien auf, sich zu erheben, um den sich nahenden „Basilisken, entsprossen dem giftigen Samen der Schlange“ zu vernichten. Das Volk erhob sich auch wirklich, aber nicht gegen, sondern für Konradin. Doch mußte eine Entscheidungsschlacht gegen den Kronenräuber Karl geschlagen werden, dessen Heer zumeist aus Franzosen bestand. Am 26. August trafen die Heere auf der Ebene von Tagliacozzo zusammen, und der Kampf hob an. Die Franzosen wichen, mehr und mehr artete ihr Rückzug in Flucht aus. Doch die deutschen Krieger hielten sich zu früh für gesichert. Viele begannen auf dem Schlachtfelde umherzuschweifen, um Beute zu machen, Andre legten ihre Rüstungen ab und erquickten sich nach der heißen Kriegsarbeit in den Fluten des Salto. Niemand ahnt, daß Karl von Anjou auf den Rath eines erfahrenen Kriegsmannes eine starke Heeresabtheilung in einen Hinterhalt gelegt hat. Da stürmt der Feind plötzlich in geschlossenen Reihen gegen sie daher. Ein Ordnen auf Seiten der Deutschen war nicht mehr möglich. Nur eine kurze Zeit war erforderlich, und das Glück des Tages hatte sich gewandt: die Deutschen befanden sich auf der Flucht. Konradin und sein

Freund Friedrich von Baden hatten bereits das Meeresufer erreicht, als sie in die Gewalt einer ihnen nachjagenden Feindesschaar fielen. Karl's Entschluß stand fest, die Gefangenen zu tödten, doch nahm er Bedacht darauf, seinem Verfahren den Schein des Rechts zu geben. Er setzte in Neapel ein Gericht zusammen, dem er eine Anklageschrift gegen Konradin vorlegen ließ. Konradin ward darin des Frevels gegen die Kirche und der Empörung gegen das Staatsoberhaupt bezichtigt, Vergehungen, die, wie hinzugesetzt ward, nur durch den Tod gesühnt werden könnten. Die Richter hatten die Anklageschrift mit Entsetzen vernommen; Furcht vor der Rache des Königs hielt ihren Mund verschlossen. Endlich erhob sich der edle Guido von Suzara und sagte in tiefer Bewegung: „Nicht als Räuber und Empörer ist Konradin gekommen, sondern in dem Glauben an sein gutes Recht. Er frevelte mit nichten, als er den Versuch machte, sein Erbland mit Schwertgewalt zu gewinnen." Das kühne Auftreten Guido's hob den Muth der meisten Anwesenden. Es stimmten ihm sämmtliche übrige Richter bei bis auf den hündisch gesinnten Robert von Bari, und auf Grund des verurtheilenden Spruches dieses einen Mannes befahl Karl von Anjou, den rechtmäßigen Erben des Landes wie auch seinen Freund mittelst Enthauptens vom Leben zum Tode zu befördern. Konradin saß beim Schachbrett, als ihm der Todesspruch verkündet ward. Wohl erbleichte er, doch gewann er die Fassung schnell wieder und zeigte in seiner Haltung sich seines Stammes würdig. Nachdem er seine letztwilligen Verfügungen niedergeschrieben hatte, bereitete er sich zum Tode vor und nahm das heilige Abendmahl. Am Morgen des 29. October 1268 wurde er und mit ihm sein junger Freund Friedrich von Baden auf das vor der Stadt errichtete Blutgerüst geführt. Vor Zorn ob der Unthat, die ausgeführt werden sollte, und von Mitleid zugleich war die Menge bewegt; doch hielt die Furcht sie stumm. Als der ungerechte Richter Robert von Bari das Urtheil vorgelesen hatte, sprang Graf Robert von Flandern gegen ihn vor, in höchster Erregung ihm zurufend: „Wie darfst du, frecher Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen!" Darauf versetzte er dem Richter mit seinem Schwerte einen Streich, daß derselbe zusammenbrach und für todt hinweggetragen wurde. Mit fester Stimme sprach hierauf Konradin: „Vor Gott habe ich Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren ritterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt. Und wenn

auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen welche in löblicher Treue mir anhingen?" Tief bewegt war die Menge, aber Niemand regte sich für den ungerecht Verurtheilten. Konradin umarmte zum Abschied den Freund, betete und kniete dann nieder. Noch einmal erhob er sich mit den Worten: „O Mutter, welch ein Leiden bereite ich dir!" Dann legte er sein Haupt auf den Block, und das von Henkershänden geschwungene Beil trennte es vom Rumpfe. Den Aufschrei unermeßlichen Schmerzes, den Friedrich von Baden dabei ausstieß, vergaßen die, die es hörten, nie. An dem vollen, mit Blut bespritzten blonden Haar hielt die Henkersfaust das Haupt empor, es der bebenden Menge zeigend. Darnach fiel auch Friedrich's Haupt. Der Tyrann ließ die Leichen Beider am Meeresufer verscharren. Später erzählte man sich in Unteritalien eine Sage, die den Eindruck bezeichnete, den jene blutige That auf das Volksgemüth hervorgebracht hatte. Als das Haupt Konradin's gefallen, sei ein Adler herniedergeschossen, habe den rechten Flügel in das Blut getaucht und sei zum Throne Gottes emporgeflogen.

So erlosch der letzte Sproß eines hoch emporstrebenden Fürstengeschlechts im Kampfe gegen das Papstkönigthum, das unter dem Deckmantel hingebendster Sorge für die Kirche nach Herrschaft (geistlicher wie staatlicher) über Deutschland trachtete, und das sich nicht gescheut hatte, selbst die Mächte der Hölle in seinen Dienst zu rufen.

## Rückblick auf das Kulturleben.

Ganz andere Folgen brachten die Kreuzzüge hervor, als ihre Beförderer geahnt hatten. Das Papstthum meinte, jene Züge würden dazu dienen, den Kreis seiner Herrschaft zu erweitern. Weltliche Große trachteten danach, Land zu erobern, Kaufleute dachten an Handelsvortheile, wieder Andere ließen sich einzig von der Vorstellung leiten, die Mitbetheiligung mache frei von weltlichen und geistlichen Schulden.

Alles dies wirkte mit, aber außerdem doch auch noch ein Etwas, das tiefer lag. Die Welt war voll von Priestern, voll von Klöstern, aller Orte erhoben sich Kirchen und Kapellen, Legionen und abermals Legionen von Reliquien waren über das Land verstreut, kein Dienst ward mit mehr Pomp ausgeführt, als die sogenannten Gottesdienste. Was war das Ergebniß? Nicht das, was die Kirche der Laienwelt unzählige Male als Folge unbedingten Gehorsams verheißen hatte: Sichtbarwerdung des Reiches Gottes auf Erden. Die Kirche konnte

nicht geben, was sie selbst nicht besaß; sie vermochte irdische Verhältnisse nicht zu verklären, weil sie selbst verweltlicht war, und weil sie auf der Bahn der Verweltlichung namentlich in letzterer Zeit reißende Fortschritte gemacht, hatte sie geradezu verwüstend gewirkt. War sie doch bereits fast in das Gegentheil von dem umgeschlagen, was sie sein sollte! Kann es wohl einen größeren Gegensatz geben als zwischen dem auf dem Füllen einer lastbaren Eselin in Jerusalem einziehenden Heiland, der da sagte, er habe nicht, wo er sein Haupt hinlege, und dem Papstkönig im golddurchwirkten Kleide, der auf einem mit Purpurdecken und Goldzaum geschmückten weißen Zelter durch die im Staube vor ihm liegende Menge ritt, und der dem Versucher des Menschengeschlechts, der Selbstsucht, nicht „Hebe dich weg von mir, Satan!" zurief, vielmehr diesen Versucher, der ihm Herrschaft über alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit verheißen hatte, zu seinem Gott erhoben hatte? Eine „Theologie der Hölle" war in Rom zur Herrschaft gelangt. Das Gold christlicher Lehre lag verhüllt von dem Nebel der Kirchenlehre; nur Weniger Augen wurden von den vereinzelt den Nebel durchbrechenden Strahlen, die eine Ahnung von dem Kern erweckten, berührt. Wer aber sein Schauen verrieth, verfiel dem geistlichen Gericht, mochte er auch noch so hoch stehen. War es doch dem Papstkönigthum sogar gelungen, den gegen ihn sich auflehnenden Hohenstaufenstamm bis zur Wurzel auszurotten! Dumpf beugte sich die Menge dem neuen Cäsarenthum, das noch verwüstender wirkte als das alte. Letzteres war mit brutaler Gewalt aufgetreten, hatte aber auf die Gedanken- und Empfindungswelt einen geringeren Druck ausgeübt, als dies von dem neuen Cäsarenthum geschah, das systematisch das Mittel der Täuschung anwandte, das nicht nur Hungernden statt des Brotes Steine darreichte, sondern auch das Brot des Lebens in Steine verwandelte und ihm damit seine Nährkraft raubte. Seuchen des Gemüthslebens entstanden, wie sie die Welt nicht schlimmer erlebt hatte, z. B. der Hexenglaube, der so viele Unschuldige im Namen der Kirche einem grauenvollen Tode überantwortete.

Dennoch blieb, verborgen gehalten vor den geistlichen Häschern im Volksgemüthe ein Etwas bestehen, das da empfand: das Rechte fehlt uns noch, der Kern des Lebens, das, was beseligt! Der Zug der Pilger richtete fortgesetzt das Augenmerk auf das heilige Land, und so entstand allgemach der Glaube, der Gewinn der Stätten, auf denen der Heiland gewandelt, gelehrt, Liebe geübt, wo er gestorben sei für die Menschheit, der Gewinn dieser Stätten werde die Menschheit

zur Beseligung führen. Wäre dieser tiefere Zug in den Gemüthern nicht vorhanden gewesen, es möchte wohl kaum weder den umherziehenden geistlichen Kreuzespredigern, noch den Päpsten gelungen sein, die Völker des Abendlandes zu jenen geistlichen Wanderfahrten nach dem Morgenlande zu veranlassen. Von diesem tieferen Zuge des Gemüths empfinden wir sogar einen Pulsschlag in dem wunderlichen Vorgange des Kinderkreuzzuges. Was der erwachsenen Welt zu erringen nicht gelungen war, das, hoffte man, würden die unschuldigen Kinder zu Stande bringen. Zu Marseille wurden im Jahre 1212 dreißigtausend Kinder eingeschifft. Zwei Schiffe scheiterten, die Besatzung der übrigen Schiffe, die vor der Gewalt des Sturmes in einem Hafen Afrikas Schutz suchten, fiel in die Sclaverei. Auch die von Ludwig IX. (1249) und Ludwig XI. (1270) unternommenen Kreuzzüge führten nicht zur Eroberung des heiligen Landes; die Christen kamen vielmehr schließlich um den letzten Rest ihrer Eroberungen.

Was war nun das Ergebniß so großartiger Unternehmungen? Selbst den Besseren der Männer, die jene Bewegung hervorgerufen oder sich an derselben betheiligt hatten, war es ergangen wie einst den Jüngern, die in dem Zagen und der Angst ihres Herzens den Leib ihres Herrn und Meisters gesucht, aber das Grab leer gefunden hatten. Auch in anderer Beziehung finden wir ein Gleiches zwischen der Sehnsucht der Jünger und der Sehnsucht der christlichen Welt dieser Zeit. Fand die christliche Welt, indem sie sich zeitweise in den Besitz der heiligen Orte setzte, das nicht, was sie suchte, so ward ihr Höheres gegeben. Es war für sie schon ein herrlicher Gewinn, daß sie zurückgeführt wurde zur Erkenntniß der Wahrheit, die der Heiland in dem Worte ausgesprochen hatte: „Glaube mir, es kommt eine Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten.“ — „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Sodann gelangte die christliche Welt durch die Kreuzzüge in den Besitz eines Schlüssels, der der Menschheit wieder aufschloß, was ihr der Schlüssel der angeblichen Statthalter Gottes verschlossen hatte: den Eingang in den Tempel der Wahrheit! — Fromme christliche Männer, die während der Kreuzzüge längere Zeit sich in dem Morgenlande aufhielten, gelangten in den Besitz der Ursprachen, in denen die Bücher des neuen Testaments geschrieben sind. Damit war der christlichen Welt das Mittel gegeben, einen Vergleich anzustellen zwischen dem, was Rom als christliche Wahrheit bot, und dem, was der Menschheit von

dem Heilande und seinen Jüngern dargeboten worden war; nun konnte das Leben des Papstkönigs und seiner mit ihm in Ueppigkeit lebenden Klerisei in Vergleich gestellt werden mit dem Leben des Heilandes und seiner Jünger.

Wie hatten die geistlichen Politiker Roms sich in ihren Berechnungen geirrt! Wäre es von ihnen geahnt worden, daß die Kreuzzüge der Laienwelt jenes Kleinod überliefern würden, sie hätten den Kampf gegen die Ungläubigen mit Acht und Bann belegt!

Was aber war nun dagegen zu thun? Das ist der Fluch der Tyrannei, weltlicher wie geistlicher, daß sie fortgesetzt neue Ketten schmieden muß, die den Druck mehren, aber auch den Haß gegen sie. Den Laien ward das Bibellesen verboten. Nur erst die priesterliche Weihe, ward gesagt, befähige, die in der heiligen Schrift enthaltene göttliche Offenbarung zu verstehen! Namentlich gegen das Lesen der heiligen Schrift in der Ursprache ward geeifert. „Sie haben (so predigten die Bettelmönche) eine neue Sprache erfunden, welche sie die griechische nennen; traut ihr nicht, sie ist eine Quelle aller Ketzereien. In sehr vielen Händen haben wir ein Buch gesehen, das in dieser Sprache geschrieben war; sie nannten es das Neue Testament; das ist ein Buch, das von Dolchen wimmelt und lauter Gift. Was das Hebräische betrifft, geliebte Brüder, so ist es außer Zweifel, daß die, so es lernen, auf der Stelle Juden werden." So kämpfte der große „Schlüsselträger" zu Rom, der der Menschheit nicht ein Himmelreich, sondern ein Reich argen Wahnes aufgeschlossen hatte, gegen die Verbreitung der Lehre des Heilandes, so stellte sich die römische „Kirche" feindlich der Kirche Christi gegenüber! Der Schlüssel der Wissenschaft aber verblieb der Laienwelt, durch ihn ward in den Kreuzzügen, die auch durch Jahrhunderte gingen, für das Geistesleben das heilige Land der Wahrheit und die heilige Kirche der Auferstehung wieder erobert. Für jetzt galt es freilich nur, in geheimen Werkstätten das Rüstzeug zum großen Erlösungskampfe gegen das sich mit Glauben brüstende, im Grunde aber gänzlich glaubenslose Rom herzustellen.

In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts waren im Abendlande Regungen zu Tage getreten, die dem Papstthum als bedenkliche Anzeichen künftiger Stürme erscheinen mochten. Ein frommer Mann in Lyon, Peter Waldus, dem das sittenlose Leben der Geistlichen als im Widerspruch mit den Lehren des Heilandes zu stehen schien, stiftete einen apostolischen Verein, der den Zweck verfolgte, die Mitglieder zu Anbetern Gottes im Geist und in der Wahrheit zu machen. Die Anhänger des frommen Mannes, Waldenser genannt,

verfielen sogleich der Feindschaft der Päpste. Viele flohen in die Thäler von Piemont und Savoyen, wo sich innerhalb kleiner Gemeinschaften ihre Lehre erhielt. Im südlichen Frankreich hatte sich — früher schon — eine andre Secte gebildet, die sich Katharer d. i. Reinen (Ketzer) nannten. Weil der Stamm dieser Secte sich in der Stadt Albi befand, nannte man sie auch Albigenser. Innocenz III., der die Albigenser für schlimmere Feinde des Christenthums, als die Saracenen erklärte, ließ einen Kreuzzug gegen sie predigen. Es kam ein großes Kreuzheer zusammen, dessen Führer der Graf Simon von Montfort war. Vornehme Großen hatten den Albigensern bisher ihren Schutz zu Theil werden lassen, unter ihnen der Graf Raymund von Toulouse. Jetzt wandte er sich von ihnen ab. Dagegen nahm sich der Graf von Beziers um so eifriger ihrer an. Aber die Ueberzahl der Feinde war zu gewaltig, und die Stadt Beziers fiel in die Gewalt des Kreuzheeres. Als dem Grafen von Montfort vorgestellt ward, daß sich doch auch rechtgläubige Christen in der Stadt befänden, die auf Schutz Anspruch zu machen hätten, entgegnete er: „Lasset euch das nicht kümmern, schlagt sie Alle todt: der Herr wird die Seinen schon herausfinden!" Nun hob die Henkerarbeit an, und es wurden gegen 60,000 Menschen ermordet. Der von Rom aus hochbelobte Graf Montfort schritt darauf zur Belagerung von Toulouse. Dort ward ihm durch einen Steinwurf das Haupt zerschmettert.

Um die Ketzer gründlich auszurotten, namentlich aber um zu verhüten, daß sich neue ketzerische Gemeinschaften bildeten, setzte Rom im Jahre 1229 zu Toulouse und an mehreren anderen Orten besondere Ketzergerichte (Inquisitionstribunale) ein, deren Leitung er dem Orden der Dominicaner übertrug. Zunächst ward es als erforderlich angesehen, die Ketzer in den Augen des Volkes als todeswürdige Verbrecher erscheinen zu lassen. Dies suchte man dadurch zu bewirken, daß man die ungeheuerlichsten Lügen über sie in Umlauf setzte. Sie trieben, wurde ihnen u. A. nachgesagt, bei ihren nächtlichen Zusammenkünften mit einer Art von Ungeheuer, einem Frosche in der Größe eines Ochsen, Unzucht. Es wird so viel von der Finsterniß des Mittelalters geredet; bedenkt man aber, welche unerhörte Mittel der Lüge und Gewalt das geistliche Cäsarenthum fortgesetzt anwandte, um sich zu befestigen, so muß man staunen, daß neben der Verkommenheit doch immer noch ein guter Kern im Volke übrig blieb. Auch in Deutschland suchten die Dominicaner sich festzusetzen. „Es kam," heißt es in einer Chronik, ein gewisser Kurat (Konrad) Dorso, aus dem Orden der Dominicaner nach Deutschland und führte mit sich

einen Weltgeistlichen, Namens Johannes, der war einäugig und ein Krüppel und durchaus ein Taugenichts. Diese begannen in den oberen Landen bei den Armen, indem sie erklärten, sie müßten die Ketzer ausfindig machen. Sie begannen dieselben zu verbrennen, indem Einzelne auch ihre Schuld bekannten, ohne von ihrer Secte abzulassen. Das Volk aber, als es erkannte, daß sie diejenigen trafen, die mit Recht den Tod verdienten, zeigte sich ihnen darnach förderlich und dienstbar. Die aber, als sie das Volk auf ihrer Seite hatten, gingen alsbald weiter, griffen in Städten und Dörfern auf, welche sie wollten, indem sie statt jedes Zeugnisses vor dem Richter erklärten: Diese dort sind Ketzer, wir ziehen unsere Hände von ihnen! — Da mußten die Richter alle und jeden verbannen. Sie verleugneten jede Mäßigung und das Gebot der heiligen Schrift zum tiefen Schmerz der Geistlichkeit an allen Orten. Und weil das Volk den ungerechten Richtern anhing, gewann ihr Wille überall Geltung." — „O" — lautet der Schluß, „wie entsetzlich war das Elend!" — Solch' Elend konnte gedeihen in der dumpfen geistigen Atmosphäre, die das Papstthum über die Welt gebracht hatte! — „Die Kirche vergießt kein Blut," sagten Jene, und sie gaben die Opfer, die sie sich erlasen, den Flammen preis, oder sie begnügten sich, sie den weltlichen Richtern zu überantworten. Der oben genannte „Kurat" war Beichtvater der „heiligen" Elisabeth, und er wird in anderen Geschichtswerken Konrad von Marburg genannt. Niemand war seines Lebens sicher. Der treulose Knecht beschuldigte seinen Herrn, der gottlose Sohn, dem der Vater zu lange lebte, diesen des Ketzerthums, und wenn die Beschuldigten leugneten, die erdichteten Unthaten begangen zu haben, so wurde ihnen schon wegen ihrer Verstocktheit der Scheiterhaufen gethürmt. Man kann sich denken, welche Ungeheuerlichkeiten bei dieser Art von Geständnissen zu Tage kamen! — So lange Konrad von Marburg sich begnügte, seine Opfer den Schichten der Armen zu entnehmen, ließ man ihn ungefährdet. Als er aber auch einen vornehmen Mann des Ketzerthums bezichtigt hatte, der darauf ebenfalls hingerichtet worden war, lauerten ihm einige Ritter auf und erschlugen ihn (1233). Von da ab hielten die Ketzerrichter Deutschland für ein zu gefährliches Feld für ihre Thätigkeit, und sie verschonten es weiterhin mit ihren Besuchen. Um so thätiger waren sie in den romanischen Staaten; zahllos fast waren die Opfer, die durch sie in Italien, Spanien und Portugal fielen.

Auch gegen den friesenschen Stamm der Stedinger ward ein Kreuzzug gepredigt und ausgeführt. Einem Priester erschien das

Geldstück, das eine Frau ihm beim Abendmahle gereicht hatte, als zu gering, weshalb er ihr dasselbe bei der nächsten Abendmahlsfeier statt der Hostie in den Mund steckte. Der Mann der also Gekränkten verklagte den Priester bei dem Erzbischofe von Bremen, wurde aber abgewiesen. Da suchte er sich selbst sein Recht und erschlug den Priester. „Das soll euch, ihr starrköpfigen Stedinger,“ sagte der Erzbischof, „übel zu stehen kommen, mir aber Vortheil gewähren!“ — Er sandte ihnen den Grafen zur Lippe mit dem Auftrage ins Land, sie ihm zu zu unterwerfen. Die Stedinger schlugen die Mannen, mit denen der dienstfertige Graf sie angriff, zum Lande hinaus. Mit größerer Macht überzog sie darauf der Graf von Oldenburg, gewann Vortheile über sie und errichtete Burgen in dem eroberten Gebiet. Nach einiger Zeit brachen die Stedinger die Burgen und verjagten zugleich mit den Besatzungen die Sendboten des Erzbischofs, die gekommen waren, den Zehnten zu erheben. Nun wandte sich der Erzbischof nach Rom, und es ward ein Kreuzzug gegen die Verstockten gepredigt. Viele Große rüsteten. Der Graf von Oldenburg, der darauf brannte, sich den Ablaß recht bald zu verdienen, griff allein die Stedinger an. Sie lieferten ihm eine für sie siegreiche Schlacht, in der zweihundert Ritter erschlagen wurden. Nun aber drang unter Führung des Herzogs von Brabant und der Grafen von Holland, Geldern, Cleve und zur Lippe ein 40,000 Mann starkes Heer in das Land der Stedinger. Sie stritten rühmlich gegen die Uebermacht, wurden aber (1234 bei Altenesch) geschlagen, wobei ihrer 5000 das Leben verloren. Die Kreuzfahrer verwüsteten das Land mit Feuer und Schwert und schonten weder Alter noch Geschlecht. Ein kleiner Rest des tapferen Volkes rettete sich zu den Friesen.

So unerhört traurigen Erscheinungen gegenüber muß es um so mehr als ein Segen erscheinen, daß durch die gegen die Ungläubigen im Morgenlande ausgeführten Kreuzzüge die Laienwelt, wenn auch vorläufig nur in engen Kreisen, in den Besitz heilsamer Wahrheiten gelangt waren. Am nachhaltigsten wirkten die gewonnenen geistigen Eroberungen in Deutschland, und trotz aller Anstrengung gelang es dem römischen Clerus nicht mehr, den dunklen Vorhang der Tradition, nachdem er einmal einen Riß erhalten hatte, wieder vollständig zu schließen. Tag und Stunde war von der Vorsehung vorbehalten, in der die starke Geisteshand eines deutschen Mannes jenes Truggewebe gänzlich zu Boden legen sollte.

Als diese Zeit mit vorbereitend erwies sich noch Anderes, das ebenfalls den nicht geahnten Folgen der Kreuzzüge beizuzählen ist.

Das bunte Morgenland wirkte umgestaltend auf das Ritterthum des Abendlandes. Wie waren die Ritter in der mittleren Zeit und gegen Ende der Kreuzzüge unterschieden von den eisernen Mannen, mit denen der erste Kreuzzug ausgeführt worden war! An der Spitze dieses ersten Kreuzheeres sahen wir freilich auch schon ritterliche Gestalten, aber der großen Mehrzahl der adligen Herren, die das Kreuz genommen hatten, fehlte der ideale Zug, durch den später das Ritterthum sich auszeichnete. Es wirkte auf die Menge hinterher das Vorbild jener Führer, das in Sage und Lied fortlebte, ja selbst — mochte auch das christliche Gemüth sich noch so sehr dagegen sträuben — die Erinnerung an Edelthaten einzelner saracenischen Ritter übte eine verklärende Wirkung aus. In Bezug auf Civilisation, wie sie sich in Bauwerken, in Kleidung, in Sitten und Gebräuchen mancherlei Art zeigte, trug namentlich die deutsche Ritterwelt manchen befruchtenden Blüthenstaub heim, und es fand derselbe einen lebensvollen Boden vor. Schon einige hundert Jahre früher hatte König Heinrich die Schaukämpfe eingeführt, die später Turniere genannt wurden. Kraft sollte gefördert, Gewandtheit des Leibes und edle Gesinnungen sollten entwickelt und befördert werden; unter den ritterlichen Kämpfern waltete auch frühzeitig schon der Gebrauch, bei Gelegenheit der Kämpfe mit kernhaften Wahlsprüchen aufzutreten, aus deren Zahl einzelne als Sprüchwörter in die Menge übergingen und im Volke fortlebten. Nach und nach fand auch eine Wandlung in der äußeren Erscheinung der Ritter statt. Vergessen darf nicht werden, daß die Kreuzzüge an und für sich schon den redlichen Gemüthern einen idealen Impuls gaben. In der Heimath war man gewohnt gewesen, um Land und Leute zu streiten: im Morgenlande galt es, eine heilige Stätte aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien. Die Ritter gewöhnten sich daran, zu kämpfen, ohne dabei an irdische Beute zu denken. Das hatte zur Folge, daß sie sich auch später in der Heimath als Kämpfer für höhere Güter ansahen, als die waren, für die ihre Vorgänger gemeinlich zu den Waffen gegriffen hatten. So empfing der Ritterstand in seiner Gesammtheit eine ideale Weihe. Es entstanden viele Gebräuche, die insgesammt darauf hinzielten, in den ritterlichen Kreisen einen edlen Sinn zu pflegen. Traten doch Ritter mit der ausgesprochenen Absicht zu Orden zusammen (Johanniter, Templer, Deutschritter), Einzelzwecke der christlichen Kirche zu fördern. In diesen Orden verband sich christliches Mönchsthum und christliches Ritterthum. Früh schon begannen für den jungen Rittersohn Uebungen, die den Zweck hatten, ihn zu einem vollkommenen Ritter auszubilden.

Als Edelknabe ward er in den Dienst eines Ritters von Ruf gegeben. Kriegskundige Mannen unterrichteten ihn in der Waffenkunst. Zugleich ward darauf Bedacht genommen, in ihm Anstand und sittiges Wesen zu pflegen. In seinem Jünglingsalter begleitete er als Edelknappe den Ritter, wenn dieser zur Fehde auszog, anfangs als Träger der Waffen, dann als Mitkämpfer. Hatte er sich ehrenhaft und tapfer erwiesen, so empfing er — in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre — die Ritterweihe. Das war ein besonders feierlicher Act. Die Nacht zuvor brachte der Edelknappe betend in einer Kapelle zu, am Morgen nahm er — zum Zeichen innerer Reinigung — ein Bad. Das darauf folgende Ruhen in einem Bett bedeutete, es werde dem Ritter einst, nachdem er christlich gestritten habe, süße Ruhe im Paradiese zu Theil werden. Er legte weiße und rothe Gewänder an: rein sollte sein Wandel sein, für hohe Zwecke sollte er mit Freuden sein rothes Blut vergießen. Knieend vor dem Altare empfing er das Ritterschwert, wonach er das Gelöbniß aussprach, die Kirche zu ehren und zu vertheidigen, seinem Lehnsherrn treu und hold zu sein, Frauenehre hoch zu halten, Wittwen und Waisen zu schützen, der unterdrückten Unschuld Hort zu sein. Hierauf wurde ihm der Waffenrock und die Waffenstücke, dazu auch goldene Sporen angelegt. Der angesehenste der anwesenden Ritter schärfte ihm in eindringlicher Weise ein, daß bei dem wahrhaften Ritter höher noch als der äußere Schmuck der innere strahle, welcher letzterer sich offenbare in: Treue, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigkeit, Stärke, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung, Tapferkeit. Darauf knieete er nieder, und der ihn Weihende gab ihm, indem er dabei sprach: „Ich schlage dich zum Ritter im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg; sei tapfer und unverzagt!" mit der Fläche des Schwertes drei Schläge auf die Schulter oder den Hals. Das bedeutete, daß er von nun ab Schläge nicht mehr dulden dürfe. Nachdem er von den Anwesenden als Bundesbruder umarmt und geküßt worden, setzte er sich den Helm auf das Haupt, schwang sich auf das Roß und tummelte dasselbe vor den Rittern umher. Bei ausgezeichneten Leistungen in der Schlacht wurde der Ritterschlag auf dem Schlachtfelde ertheilt. Was den Griechen die Siegeskämpfe zu Elis, das waren den Rittern die Turniere. Sicherlich stand die Begeisterung, mit der die Ritter den Einladungen zu den Turnieren folgten, der nicht nach, mit der einst die Griechen nach Elis strömten. Deutschrand war in vier große und viele kleine Turnierbezirke getheilt. Jedem Bezirk stand ein Turniervogt vor, der durch Herolde seine Einladungen

aussandte. „Wer uneingeladen an dem Kampfspiele Theil nehmen wollte, mußte dem Vogt seinen Adel und seine Unbescholtenheit zuvor beweisen.“ Der Kampfplatz war umgeben von Bühnen, die mit Bildwerken, Grün und Blumengewinden geschmückt waren. Den Anfang machten die Turnierproben, in denen Knappen ihre Kraft und Geschicklichkeit zeigten. Diejenigen, welche sich auszeichneten, erhielten die Ritterwürde. Nun folgten die Ritter- oder Meisterturniere. Von Kopf bis zu Fuß in Stahl gekleidet, mit wehenden Federbüschen und umgürtet mit prächtigen Schärpen zogen die Ritter, nachdem sie die Messe angehört hatten, voran ein Schaar Trompeter, vor die Schranken. Auch die Rosse glänzten in Stahlrüstungen und trugen wehende Federbüsche auf den Häuptern. Jedem Ritter folgte sein Knappe. Es fanden nun Massenkämpfe (Buhurd) und Einzelkämpfe (Tiost) statt; bei jenen wurde mit Turnierkolben und stumpfen Schwertern, bei diesen mit Lanzen ohne Stahlspitzen gekämpft. Bei den Einzelkämpfen galt es, den Gegner aus dem Sattel zu heben oder ihn kampfunfähig zu machen. Daß solche Kämpfe, wenngleich die Ritter durch starke Rüstungen geschützt waren, und sie sich in der Regel, wie bemerkt, nur stumpfer Waffen bedienten, dennoch oftmals starke Verwundungen, ja bisweilen auch den Tod zur Folge hatten, kann nicht verwundern. Die Preise, „Danke“ genannt, bestanden in kostbaren Waffen, goldenen Arm- und Halsketten, goldenen schweren Ringen, edlen geharnischten Rossen u. s. w. Die „Danke“ waren gewöhnlich Gaben der zuschauenden edlen Frauen, deren vornehmste auch das Amt der Austheilung unter Trompetengeschmetter und Zujauchzen des Volkes ausübte. Auf einem Turniere in Worms überreichte eine Gräfin dem ersten Sieger einen Kranz mit zwölf goldenen Ringen, zwölfhundert Goldgulden an Werth, und gestattete ihm „einen Kuß auf ihren rothen Mund.“ So erhob sich über der rauhen Wirklichkeit, zu einem großen Theile angeregt durch den Geist des Morgenlandes, ein neuer poetischer Himmel, unter dessen Luft und Farbenpracht so manches Hohe und Schöne gefördert ward.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die „eisernen Mannen“ auch den Gesang pflegten. Dies führt uns auf den Minnegesang. Dicht- und Sangeskunst wurden auf den Burgen gepflegt, und wie zu Wettkämpfen mit Lanzen und Schwertern, kam man auch zusammen zu dichterischen Wettkämpfen. Der berühmteste dieser Kämpfe ist der sogenannte „Sängerkrieg auf der Wartburg,“ der zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts stattfand. Es sind in neuerer Zeit Lieder von mehr als anderthalb hundert Minnesängern gesammelt

worden. Sie feiern meist die Liebe (Minne) und den Frühling. Vielen liegt eine Anschauungsweise zu Grunde, die unserer Zeit fremd ist; einzelne dagegen erweisen sich heut noch als unverwelkbare Blüthen echter Poesie. In einem Minneliede von Hamle heißt es (in Uebertragung in unsere gegenwärtige Ausdrucksweise):

Wer liebet Zucht und Ehre,
Hat Sinn auch für die Lehre:
Er spreche frohgemuth
Von Frauen immer gut,
Geb' ihnen holde Grüße,
Die schönes Wort versüße:
So wird ihm bald zu Theil
Ein segensreiches Heil
Vom rothen Mund ein Lächeln
Wird weg die Trauer fächeln;
Sein Herz, von ihrem Blick
Verwundet, preist sein lieblich Glück.
Mund, der Rubinen gleichet
Und keinem Glanz mehr weichet,
Und Wangen klar und fein
Mit minniglichem Schein,
Das schmücket süße Frauen.
Man soll sie gern anschauen,
Denn Alles, was da lebt,
Nicht ihren Werth erstrebt.
Nicht Worte sind zu finden,
Die tief und voll ergründen
Vom edlen Frauenthum
Ihr Lob und ihren holden Ruhm.

Und Walther von der Vogelweide singt:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
Es gab niemals so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen:
Lilien und Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen diese Wonne ohne Farb' und Klang.

Der erwachte poetische Geist brachte aber auch größere poetische Schöpfungen hervor, unter denen zu nennen sind: Das Rolandslied von Konrad, das Leben Alexander's des Großen von Lamprecht, der Parcival von Wolfram von Eschenbach, Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg. Die jenen umfangreicheren Dichtungen zu Grunde liegenden Stoffe waren dem Gemeingut der europäischen Völkerschaften entnommen. Zwei ausschließlich der germanischen Welt angehörende Sagenstoffe, die Nibelungen und Gudrun, deren Wurzeln bis in die älteste Vorzeit hineinragen, und die als die großartigsten dichterischen Schöpfungen der germanischen Vergangenheit anzusehen sind, wurden in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts von unbekannt gebliebenen Verfassern in neuer Gestaltung dargeboten, in der sie bis auf unsere Zeit gelangt sind. In ihnen, die uns ein Glanzbild der großen germanischen Heldenzeit geben, lebt noch ein Pulsschlag des Geistes, der in der Völkerwanderung mit zermalmender Wucht einherschritt und unter dem das alte Römerreich zusammenbrach. Von den Nibelungen erschien vor nicht langer Zeit eine Uebersetzung

in Paris, zu der H. Heine ein Vorwort schrieb. „Die Sprache," heißt es in demselben, „worin die Nibelungen gedichtet sind, ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hier und da aus den Spalten quellen rothe Blumen wie Blutstropfen hervor, oder es zieht sich der lange Epheu hinunter wie Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in dieser Dichtung bewegen, könnt ihr kleinen, artigen Leutchen euch gar keinen Begriff machen." — Der Schauplatz, den uns die Nibelungen eröffnen, ist am Rhein und an der Donau, der der Dichtung Gudrun an der Nordsee. „Bieten uns die Nibelungen," sagt K. A. Mayer, „ein Gemälde, wo der lachende Sonnenschein bald auf immer von düsteren Gewitterwolken und Sturm verschlungen wird: so ziehen zwar auch in der Dichtung Gudrun finstere Schatten vorüber, im Ganzen herrscht doch aber Heiterkeit, und die Treue der Heldin gelangt an ein glückliches Ziel."

Dem Bürgerstand erwies es sich als heilsam, daß der Adel außerhalb des Landes reichlich Gelegenheit fand, seinem Thatendrange zu genügen. Dadurch ward der Städter freier, als er bisher gewesen war, und da er auch durch Benutzung der Handelswege, die sich ihm im Verlauf der kriegerischen Fahrten nach dem Morgenlande aufthaten, reicher wurde, so gelang es ihm, sich mehr und mehr zur Geltung zu bringen. Während die adligen Herren in der Ferne die Stadtmauern der Ungläubigen erstürmten, verstärkten die deutschen Bürger ganz in der Stille die Mauern ihrer Städte, um bei rückstauender Flut nicht schutz- und schirmlos wie bisher dem Ritterstande gegenüber zu stehen. Wären die Ritter stets in der Heimath geblieben, so möchten sie es wohl verhindert haben, daß die Städte sich die mächtigen Mauerharnische anlegten. Hinter diesem Schutz gelangte der durch den Handel und den Gewerbebetrieb mehr und mehr wohlhabend werdende Bürgerstand zu einer hohen Blüthe. Er gründete Stätten der Kunst und der Wissenschaft, und wie im Ritterstand der Minnegesang, so ward im Bürgerstande der Meistergesang gepflegt. Städte traten zu Bündnissen zusammen. Es entstand der rheinische Städtebund mit dem Hauptort Mainz; Hamburg und Lübeck begründeten das Bündniß der Hansa, dem sich weiterhin Städte anschlossen, so daß die Hansa eine Macht wurde, die sich nicht nur wegelagernder Ritter, sondern sogar mächtiger Fürsten zu erwehren wußte. Durch die Hansa wurden die Produkte des Nordens auf die Märkte des Westens gebracht. Frühzeitig waren die lombardischen Städte zu Ansehen und Macht gelangt. Ihnen kam der Handel, für den sich

durch die Kreuzzüge Wege erschlossen hatten, am ersten und am meisten zu Gute, denn sie waren die nächsten Stapelplätze für die Produkte aus dem Morgenlande.

Endlich wirkten die Kreuzzüge auch mittelbar auf den Stand der Landbebauer. Jeder Leibeigene, der das Kreuz nahm, war frei. So kam es, daß ganze Bezirke auswanderten, und auf den Gütern des Adels die Hände für Bestellung des Ackers zu fehlen begannen. Auch in die Städte flüchteten sich Leibeigene. Dies veranlaßte so manchen adligen Herrn, seinen Leibeigenen eine bessere Lage zu bereiten, als dieselbe bisher gewesen war. Die Leibeigenschaft selbst ward nicht aufgehoben; dieser Last suchten sich — wie wohl vergebens — die Unterdrückten in den sogenannten Bauernaufständen (1357 in Frankreich und 1525 in Deutschland) zu entledigen. Die wirkliche Befreiung fällt in die neuere Zeit.

# Vom Untergange der Hohenstaufen bis Maximilian I.

## Zwischenreich (Interregnum).

So wenig wie den Hof zu Canossa, auf dem ein deutscher Kaiser im Büßergewande unter dem Fenster des Papstes stand, darf das deutsche Volk das Blutgerüst vergessen, auf dem der letzte Hohenstaufensproß von dem Papst und dem ihm verbündeten Karl von Anjou hingemordet worden ist. Mit dem Fall der Hohenstaufen verlosch der Glanz der römisch-deutschen Kaiserkrone für immer. Gedenken wir ihres Ursprungs, so dürfen wir uns nicht wundern, daß kein Segen an ihr haftete. Sie wurde vom päpstlichen Stuhl an Karl den Großen gegeben für Erweiterung des geschlossenen Pactes, jenes Pactes, der den frommen Greis Bonifacius veranlaßte, sein erzbischöfliches Amt niederzulegen und in die Wälder des fernen Friesenlandes zu wandern, wo er seinen Tod fand.

Die durch eine Blutthat gewonnene Macht der Franzosen über Sicilien bestand nur vierzehn Jahre. Die besten Güter hatte Karl von Anjou französischen Großen gegeben. Die von ihnen ausgeübten Gewaltthaten reizten das Volk zur Empörung. Dieselbe, die sicilianische Vesper genannt, brach am zweiten Ostermontage aus, und es wurden an diesem Tage alle Franzosen auf Sicilien, mit Ausnahme von Zweien, im Ganzen etwa 30,000, ermordet. Konradin hatte seinen Handschuh von dem Blutgerüst einem Ritter mit der Weisung zugeworfen, ihn an Peter von Aragonien zu geben, zum Zeichen, daß er seine Herrscherrechte diesem abtrete. Peter war der Gemahl von Constanze, der Tochter Manfred's, demnach ein naher Verwandter Konradin's. Ihn riefen die Sicilianer, nachdem ihnen ihr Rachewerk gegen die französischen Unterdrücker gelungen war, zu ihrem Könige aus. Neapel verblieb dem Hause Anjou.

Für Deutschland begann nach dem Sturz der Hohenstaufen eine schwere Zeit. Der „Pfaffenkönig" Wilhelm von Holland ward so sehr mißachtet, daß man in Utrecht auf der Straße mit Steinen nach ihm warf. In seiner Fehde gegen die Friesen gerieth er in einen Sumpf und ward erschlagen.

Damit war die Zeit für Deutschland angebrochen, die das Zwischenreich genannt wird, und deren Dauer auf 23 Jahre (von 1250—1273) angegeben wird. Als ein trauriges Ergebniß römischer Einwirkung ist es anzusehen, daß beide Parteien, die sich mit der Königswahl beschäftigten, sich nicht scheuten, die Krone Ausländern anzubieten. Es ward gewählt Alfons X. von Castilien und Herzog Richard von Cornwallis, ein Bruder des Königs von England Heinrich's III. Alfons ließ sich nie in Deutschland sehen, Richard kam viermal besuchsweise nach Deutschland. Die Großen eigneten sich nach Belieben Rechte an; wer nicht Macht besaß, sich selbst zu helfen, war vor schweren Schädigungen nicht sicher. Das war die „kaiserlose, die schreckliche Zeit," wie der Dichter sie später bezeichnete.

## Rudolf von Habsburg.

In dieser Zeit wucherte schnell das Raubritterthum auf, und es erwies sich nun als ein Heil für die Städte, daß sie sich mit mächtigen Mauern umgürtet und Bündnisse unter einander geschlossen hatten. Aber der Handel war auf's Aeußerste gefährdet; Waaren wagte man nur unter starken Bedeckungen zu versenden, weil von Raubrittern beständig Jagd auf das Eigenthum der Bürger gemacht wurde. Ihre Vorrathskammern mit Beute solcher Art zu füllen, betrachteten sie als ihr „Recht." Ihr arbeitet, sagten sie den Bürgern, mit der Nadel, dem Pfriemen, der Elle und gewinnt damit gefahrlos Anderer Gut; uns ist als Werkzeug nur das Schwert geblieben: sollen wir es nach unserer Weise nicht auch verwenden? Wie tief war der Ritterstand gesunken, der so herrlich geblüht hatte in der Hohenstaufenzeit! — Nun kam selbst aus Rom die Mahnung an die deutschen Fürsten, einen kräftigen Mann an die Spitze des Reiches zu stellen, der Ordnung und Gesetz wieder zur Geltung bringe.

An der Aar in der Schweiz (in dem heutigen Canton Aargau) hatte sich etwa um das Jahr Tausend ein aus dem Elsaß ausgewandertes gräfliches Geschlecht angesiedelt. Die von demselben auf jener anmuthigen Höhe errichtete Burg, von der jetzt nur noch Trümmer

vorhanden sind, wurde Habsburg oder auch Habichtsburg genannt. Der zur Zeit lebende Besitzer, Graf Rudolf, war als ein tapferer und biederherziger Mann bekannt. In dem letzten Lombardenkriege war dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II. die Tapferkeit des damals noch jugendlichen Rudolf nicht entgangen, und es war derselbe von ihm zum Ritter geschlagen worden. In der dem Falle der Hohenstaufen folgenden schweren Zeit hatte Graf Rudolf sich von der einreißenden Verwilderung frei zu halten gewußt, und es war von ihm manchem Bedrückten Beistand geleistet worden. Besonders der Geistlichkeit erwies der Graf sich geneigt, welcher Umstand es auch bewirkte, daß er zum König gewählt wurde. Als er einst jagte, traf er mit einem Priester zusammen, den ein Sterbender hatte rufen lassen, um von ihm das Abendmahl zu empfangen. Ein angeschwollener Bach hemmte des Priesters Schritte. Da band er sich die Schuhe von den Füßen, um das Wasser zu durchwaten. Als Rudolf dies sah, stieg er von seinem Roß und überließ es dem Priester. Rudolf nahm auch das Roß, als ihm dasselbe am nächsten Tage gesandt wurde, nicht wieder an, „denn,“ sagte er, „es gebührt sich nicht, ein Roß, das den Leib des Herrn getragen hat, fürder in weltlichen Dienst zu nehmen.“ — Dies vergaßen ihm die Priester nicht, und als es zur Königswahl kam, warben sie für den die Kirche ehrenden Grafen, und es gelang ihnen, seine Wahl (1273) durchzusetzen.

Ein Hohenzoller — Graf Friedrich von Zollern, der Ahn des preußischen Königshauses — brachte ihm, der gerade in Fehde gegen Basel lag, die Kunde von seiner Erwählung. Solcher Ehre hatte sich Rudolf um so weniger versehen, da er arm war, und er bereits auch im fünfundfunfzigsten Lebensjahre stand. Ein Vorgang bei Gelegenheit seiner Krönung zu Aachen gewann ihm mit einem Schlage Vertrauen bei denen, die bisher noch nichts von ihm vernommen hatten. Als die Fürsten den Lehnseid leisten sollten, fehlte das Reichsscepter. Da nahm Rudolf ein Crucifix vom Altar und hieß die Fürsten beim Schwur ihre Hand auf dasselbe legen, indem er hinzufügte: „Dieses Kreuz, in welchem wir und die ganze Welt erlöst sind, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können!“

Dem fürstlichen Geschlecht der Habsburger war es beschieden, vierhundert Jahre — mit Ausnahme zweier kurzen Zeitläufte — die deutsche Kaiserkrone zu tragen — wahrlich nicht zum Heile Deutschlands! Rudolf gehörte zu den wenigen Männern dieses Geschlechts, die rühmlich regierten. Der kleine Kopf mit den großen hellen Augen und der starken gebogenen Nase erinnerte unwillkürlich an das Stamm-

schloß Rudolf's, die Habichtsburg. Als characteristisches Zeichen trat unter den Habsburgern von Geschlecht zu Geschlecht die hängende Unterlippe auf.

Von der Mehrzahl der deutschen Fürsten war dem tapferen und klugen Rudolf die Königswürde zuerkannt worden; die Anerkennung Roms und die Ottokar's von Böhmen sich zu erwerben, überließ man seiner eigenen Sorge. Nach einer Herrschaft über Theile Italiens trachtete er nicht; er hatte oft schon geäußert: „Italien gleiche der Höhle eines Löwen. Fußtapfen vieler Hineingehender sind zu sehen, aber nur wenige Fußtapfen Hinausgehender." Dem Papst bestätigte er alle früheren Schenkungen, wofür dieser seine Wahl anerkannte. Gegen den stolzen Ottokar von Böhmen, der während des Interregnums Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter seine Herrschaft gebracht hatte, und der es gar nicht zu verwinden vermochte, daß ein armseliger schweizer Graf ihm vorgezogen worden sei, mußte er, wollte er nicht zum Gespött werden, mit Ernst vorgehen. Da Ottokar ihm beharrlich die Huldigung verweigerte, sprach er die Reichsacht über ihn aus und brach mit Heeresmacht in Oesterreich ein. Ottokar rückte ihm entgegen, um das bedrohte Wien, das dem Kaiser die Thore verschlossen hielt, zu entsetzen. Als er nun sah, wie überlegen an Heermacht ihm Rudolf sei, beschloß er, sich vor ihm zu beugen. Es kam ein Vergleich zu Stande. Ottokar erschien im kaiserlichen Zelt und leistete knieend den Lehnseid auf Böhmen und Mähren, indem er der Herrschaft der übrigen Länder entsagte. Dies trug dem Gedemüthigten die bittersten Vorwürfe seiner Gemahlin Kunigunde, einer galicischen Fürstin, ein. Erst habe er, sagte sie, den Kaiser wie ein Hund angebellt, dann, als Rudolf ihm nahe gewesen, ihn angewedelt. „O," rief sie, „welche Schande hast du auf dich und dein Haus gebracht! Ich bin nur ein Weib; aber hättest du meinen Sinn, dann läge Rudolf todt oder gefangen zu deinen Füßen!" — Da vergaß Ottokar seines Eides, raffte seine Kriegsmacht zusammen und zog gegen den Kaiser ins Feld. Auf dem Marchfelde bei Wien kam es 1278 zur Entscheidungsschlacht. Ottokar hatte einen Preis auf Rudolf's Kopf gesetzt, Rudolf dagegen den Seinen empfohlen, Ottokar zu schonen. Im Kampfgewühle empfing aber Ottokar die Todeswunde. Rudolf, dessen Heer siegreich gegen die Böhmen vordrang, stürzte und gerieth in Gefahr, von den Hufen der Rosse zertreten zu werden. Als die Flucht der Feinde allgemein geworden war, bemächtigten sich die Deutschen eines verwundeten böhmischen Ritters. Gerade dieser Gefangene hatte den Kaiser in

Lebensgefahr gebracht, weshalb ihn die deutschen Ritter niederhauen wollten. Da rief Rudolf: „Das verhüte Gott! Einen so tapferen Ritter tödten, hieße dem Reiche schweren Schaden zufügen!" Mit seinem Gefolge trat er darauf zur Leiche Ottokar's und sprach: „Sehet, wie nichtig alle Größe und alles Glück auf Erden ist!" — Ottokar hinterließ einen elfjährigen Sohn, Wenzel, über den der Markgraf Otto von Brandenburg die Vormundschaft übernahm. Diesem jungen Knaben wurden Böhmen und Mähren als Reichslehen zugesagt.

Die österreichischen Lande (Oesterreich, Steiermark und Krain) gab Rudolf seinen beiden Söhnen Albrecht und Rudolf (1282); seinem treuen Bundesgenossen Mainhard von Tyrol gab er Kärnthen zu Lehen, seine sechs Töchter verheirathete er an angesehene Fürsten. Durch alle diese Maßregeln stärkte er sein Ansehen. Glücklich kämpfte er gegen den raubsüchtigen Grafen Eberhard von Würtemberg, wie auch gegen burgundische Grafen, denen er Reichsgüter, die sie an sich gerissen hatten, wieder abnahm. Nachdem er die größeren Feinde besiegt hatte, bereitete er wegelagernden Rittern ein verdientes Strafgericht. In seiner Gegenwart wurden in Erfurt neunundzwanzig eingefangene Raubritter aufgeknüpft; in Thüringen ließ er im Ganzen sechsundsechzig Raubburgen zerstören, in Franken eine noch größere Zahl.

Rudolf stand in seinem dreiundsiebenzigsten Lebensjahre, als er sein Ende nahen fühlte. Er hatte als ein practisch-thätiger, kluger, leutseliger Herr sein kaiserliches Amt verwaltet; von dem hehren Zuge, der in dem Hohenstaufengeschlecht gelebt hatte, besaß er nichts. Aber das Volk ehrte ihn für die Wohlthaten, die er ihm erwiesen, und die Fürsten wären gern auf seinen Wunsch, in Betreff der Wahl des ihm allein noch gebliebenen Sohnes Albrecht zum Nachfolger eingegangen, wenn dieser sich nicht in zu widerwärtiger Weise als ein harter und habgieriger Mann erwiesen hätte. Als es ihm in der Fürstenversammlung zu Frankfurt nicht gelungen war, seinen Plan durchzusetzen, war er kummervollen Herzens mit den Worten aufgebrochen: „Auf, nach Speier!" Dort war die Begräbnißstätte der Kaiser. In Germersheim erkrankte er und starb daselbst (1291). Er wurde in der Kaisergruft zu Speier neben Philipp von Schwaben bestattet. An eines seiner Worte sei bei unserem Scheiden von ihm noch erinnert. Als ihm Freunde einst sagten, er sei zu gut, entgegnete er: „Kinder, allzu große Strenge hat mich oftmals gereut, Güte niemals."

## Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich.

Auf das Betreiben des Erzbischofs von Mainz, Gerhard, wurde Adolf von Nassau zum Kaiser erwählt. Da er aber später sich dem Erzbischof nicht gefügig erwies, äußerte dieser drohend, er trage noch andere Könige in der Tasche! — Da der Kaiser sich in einen ungerechten Krieg gegen die Landgrafen von Thüringen eingelassen hatte, so gelang es dem Erzbischofe mit leichter Mühe, eine Verbindung von Fürsten gegen ihn zu Stande zu bringen, die (1298) Adolf's Absetzung aussprachen und Albrecht, Kaiser Rudolf's Sohn, zum Nachfolger wählten. Beide Gegner rüsteten mit Macht, und es kam bei Göllheim am Donnersberge zur Schlacht. Adolf verlor Schlacht und Leben, worauf Albrecht I. in Aachen gekrönt ward.

Nun war der Mann, dessen habsüchtigen, starren und unbarmherzigen Sinn man früher schon allgemein verabscheut hatte, dennoch zur Herrschaft gekommen. Dem Reiche konnte aus einem solchen Wechsel Heil nicht erblühen und auch dem Bischofe nicht, der die Veranlassung zu demselben gegeben hatte. Albrecht, dessen abschreckendes Aeußere ein genaues Abbild seines inneren Wesens war, nahm nun selbst den Kampf gegen die Landgrafen von Thüringen auf, durch dessen erstes Anheben viele Fürsten sich gegen den vorigen Herrscher hatten aufbringen lassen. Das war aber das geringste der Uebel, die unter Albrecht's Herrschaft gepflegt wurden. Albrecht verfolgte das Ziel, zu Gunsten seiner Familie das deutsche Reich in eine unbeschränkte erbliche Monarchie zu verwandeln. Rücksichtslos trat er Rechte nieder, die ihm auf diesem Wege Hemmnisse bereiteten, und suchte durch Kriege seine Hausmacht Oesterreich zu vergrößern und seine Geldmittel zu vermehren. Sogar dem neunzehnjährigen Johann von Schwaben, dem Sohne seines Bruders Rudolf, verweigerte er die Herausgabe seiner Erbgüter. Nach vielfachen vergeblichen Versuchen, zu seinem Rechte zu gelangen, faßte Johann den Entschluß, den Oheim zu ermorden, und wählte zur Ausführung der That die Zeit, in der der Kaiser sich nach Stein im Canton Aarau begeben hatte, um dort das Maifest zu begehen. Ehe die Verschworenen zur That schritten, wurde der Kaiser noch einmal von Johann angegangen, Gerechtigkeit zu üben. Kalt und finster, wie er es bisher stets gethan, wies er die Bitte zurück. Am Nachmittage ritt Albrecht der Kaiserin entgegen. Johann und dessen Mitverschworene begleiteten ihn. Bei Windisch fuhren sie auf einer Fähre über die Reuß. Unter dem Vorwande,

daß die Fähre nur eine kleine Zahl von Personen sicher zu tragen vermöge, wußte es Johann zu bewirken, daß nur er, vier Mitverschworene und der Ritter Walther von Casteln mit dem Kaiser in die Fähre traten. Die übrigen Begleiter wurden beschieden, zu warten, bis die Fähre wiederkehre. Nachdem der Kaiser am jenseitigen Ufer sein Roß bestiegen hatte und seinen Ritt fortsetzte, befahl Johann dem Fährmann, sich nicht zu beeilen. Darauf ritt er dem Kaiser nach. Die Verschworenen zogen ihre Schwerter, der Kaiser rief: „Zu Hülfe, Vetter!" Der Vetter war schon da, nicht aber um dem Kaiser beizustehen, sondern um ihn von hinten zu durchbohren. Der Stoß, den Johann that, war so gewaltig, daß die Spitze des Schwertes an der Brust vordrang. „Du Hund," hatte Johann gerufen, „jetzt will ich dir lohnen, was du mir gethan, und sehen, ob mir mein Erbe werden mag!" Einer der Mitverschworenen spaltete dem Sinkenden das Haupt. In den Armen eines armen Weibes hauchte Albrecht seinen Geist aus. Als die Mörder den Kaiser mit den Todeswunden in Brust und Haupt hatten niedersinken sehen, flohen sie dahin, ohne anderen Lohn zu ernten, als Qualen des Gewissens. Johann, dem die Geschichte den Namen Parricida (Vatermörder, Verwandtenmörder) gab, soll als Mönch in einem italienischen Kloster gestorben sein. Auf dem Gebiet seiner Ahnen war Albrecht den Folgen seiner Habsucht erlegen (1308).

Was die Verschworenen verschuldet, hatten unschuldige Verwandten derselben zu leiden, an denen die Kaiserin Elisabeth und ihre Tochter Agnes furchtbare Rache nahmen. Unter allen Umständen sollte für das vergossene kaiserliche Blut Anderer Blut fließen, mochten diese nun schuldig oder unschuldig sein. Der Mitverschworenen Dienstleute wurden getödtet oder verjagt. Die Kaisertochter ließ sich dreiundsechzig gefangene Dienstmannen vorführen und diese vor ihren Augen enthaupten. Sie selbst hatte schon ein junges Kind eines der Mitverschworenen ergriffen, um es zu erwürgen, als mitleidige Krieger es ihr entrissen. Gegen tausend Unschuldige büßten den Mord.

## Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft.

Sein frühzeitig erfolgter Tod bewahrte den Kaiser Albrecht davor, seinen auf Theile der Schweiz gerichteten Lieblingsplan zusammenbrechen zu sehen. Die Schweiz war unter der Regierung Konrad des Zweiten an Deutschland gekommen, und längere Zeit hatten die

Herzöge von Zähringen die Reichsverweserschaft über dasselbe geübt. Nach dem Erlöschen dieses Fürstenstammes bildeten sich kleinere und größere Gemeinschaften in der Schweiz, die unmittelbar unter der Oberherrschaft des Kaisers standen. Im Laufe der Zeit wurde einigen Grafen, die in der Schweiz Besitzungen hatten, die Schirmvogtei und das Recht des Blutbanns über Theile der Schweiz von dem Kaiser anvertraut, unter ihnen den Habsburgern über die Urcantone Schwyz, Uri und Unterwalden. Kaiser Rudolf hatte die besonderen Rechte und Freiheiten dieser Urcantone geachtet, und so war das Verhältniß zwischen ihm und denselben ein sehr gutes geblieben. Auch der ihm nachfolgende Adolf von Nassau beließ sie bei ihren Freiheiten. Anders gestalteten sich die Verhältnisse, als der ländergierige und herrschsüchtige Albrecht I. den Kaiserthron bestiegen hatte. Er ging darauf aus, die Cantone dem österreichischen Staate einzuverleiben. Da es sofort zu erkennen war, daß die tapferen und freigesinnten Schweizer sich nicht willenlos würden ein Joch aufnöthigen lassen, gab Albrecht zweien Landvögten — Hermann Geßler von Bruneck zu Küßnacht und Beringer von Landenberg zu Sarnen — auf, gegen einzelne Widerspenstige unnachsichtlich vorzugehen, um entweder die Bevölkerung von dem Widerstande gänzlich abzuschrecken, oder sie alsbald in die offene Empörung zu treiben, die niederzuschlagen er die Mittel zu besitzen vermeinte. Wer die Gesinnungen und den Character des Kaisers in Betracht zieht, der wird ahnen, wie die Werkzeuge geartet waren, die der Tyrann sich auserwählt hatte. Zahlreiche bewaffnete Häscher bewachten das Volk, und jede Uebertretung willkürlicher Befehle wurde in härtester Weise geahndet. Viele der biederen Schweizerbauern waren sehr wohlhabend, besaßen große Güter und stattliche Häuser. „Ich will es nicht," äußerte Hermann Geßler eines Tages, „daß die Bauern Häuser bauen ohne meine Bewilligung; ich will es nicht, daß ihr so frei leben sollt, als ob ihr eure eigenen Herren wäret; ich werde mich unterstehen, es euch zu wehren!" In Unterwalden wurde der Bauer Heinrich wegen eines geringen Vergehens angeklagt. „Spannt ihm zur Strafe die Ochsen vom Pflug!" rief Landenberg, ohne sich auf nähere Untersuchung des Falles eingelassen zu haben. Auf die Vorstellung des Verurtheilten, daß er, wenn man ihm das Zugvieh nehme, seinen Acker nicht pflügen könne, herrschte der Vogt ihn an: „So mögt ihr Bauern den Pflug euch selber ziehen!" — Da nun wirklich Knechte von der Burg kamen und die Ochsen ausspannten, schlug einem derselben des Bauern Sohn, Arnold, zwei Finger entzwei, worauf er, Rache fürchtend, floh. Weder er noch ein Anderer ahnte, daß der

Vogt den Bauer Heinrich für das, was dessen Sohn gethan, verantwortlich machen würde. Er ließ den unschuldigen Mann gefangen nehmen und ihm die Augen ausstechen.

In dieser Noth traten drei Männer — Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher — zusammen und beschlossen, einer größeren Zahl von Vertretern der Cantone die Frage vorzulegen, ob die Lage allgemein derartig angesehen werde, daß Widerstand auf Leben und Tod Pflicht jedes redlichen Mannes sei. Am 7. November 1307 fand bei nächtlicher Zeit auf einer einsam gelegenen Waldwiese, Rüttli genannt, eine Zusammenkunft statt; jeder der Genannten hatte zehn ehrenfeste Männer mitgebracht. Frommen und freien Sinnes schlossen hier dreiunddreißig versammelte Männer einen Bund: gemeinsam sich der Noth zu erwehren, die Freiheiten aus alter Zeit den Kindern und Kindeskindern zu erhalten und dafür, wenn es sein müsse, das Leben in die Schanze zu schlagen.

Die Häscher mußten wohl in Mienen und Augen etwas von der Bewegung merken, die sich darauf in der Stille durch die Bevölkerung verbreitete, da Geßler zu einem Mittel, die Herzen zu erforschen, griff, wie nur lebhaft erregter Argwohn es ihm eingegeben haben konnte. Zu Uri ließ er an einer aufgerichteten Stange den Herzogshut von Oesterreich befestigen und bekannt machen, daß ein Jeder, der des Weges gehe, sich vor dem Hut zu neigen habe. Wilhelm Tell, einer der Männer des Rüttli, ein Mann freien und frommen Sinnes und berühmt als der beste Schütze des Landes, ging an dem Hute vorüber, ohne zu grüßen. Da ließ Geßler, der zufällig desselben Weges ritt, ihn ergreifen und gab ihm auf, zur Strafe seinem jungen Sohne, der ihn begleitete, einen Apfel vom Haupte zu schießen; fehle er beim ersten Schuß, so treffe ihn der Tod. Sprachlos stand Tell eine Weile, der Gefahr gedenkend, die seinem Kinde drohe, wenn er schieße. Vergebens bat er, Geßler möge von einem Vater nicht Unmenschliches begehren. Als er sich darauf weigerte zu schießen, hinzufügend, er wolle lieber sterben, als das Leben seines Kindes in Gefahr bringen, schärfte Geßler noch die unmenschliche Bedrohung dahin, daß er sagte; „Gehorchst du nicht, so sterbt ihr Beide, du und dein Sohn!" — Nun ging Tell an das schwerste Werk seines Lebens; vertrauungsvoll rief der Knabe, als er den Apfel auf dem Kopfe hatte: „Schieße nur, Vater, ich stehe ruhig!" Das Werk gelang; der Knabe kam mit dem vom Pfeil durchbohrten Apfel herzugelaufen, und dem Vater war es, als habe ihm Gott den Sohn noch einmal

geschenkt. Selbst vielen Kriegsleuten standen Thränen in den Augen; nur Geßler blieb ungerührten Herzens. Er empfand Verdruß darüber, daß die Sache zu Gunsten Tell's sich gewandt hatte. Scharfen Blickes vom Rosse herab auf den wackeren Schützen niederspähend, hob er darauf an: „Weshalb hast du diesen zweiten Pfeil ins Koller gesteckt, da du doch nur einen Schuß zu thun hattest?" Auf die Bemerkung Tell's, daß dies Schützenbrauch sei, fuhr der Vogt fort: „Tell, das hat einen anderen Grund; sage mir den fröhlich und frei; du sollst deines Lebens sicher sein!" Da antwortete Tell: „Weil ihr mich denn meines Lebens versichert habt, so will ich euch die volle Wahrheit künden. Wäre mein Kind getroffen worden, dann hätte ich mit diesem Pfeil euch erschossen!" — Mit Wuth und Hohn sagte nun Geßler: „Deines Lebens habe ich dich versichert, Tell; da ich aber deinen bösen Willen erkannt habe, so will ich dich dahin führen, wo ich ferner sicher bin vor deinen Schüssen!" Er ließ Tell festnehmen, mit Banden belegen und auf sein am nahen Ufer des Waldstättersees liegendes Schiff führen, in das er darauf selbst einstieg, um nach Küßnacht zu fahren. Unterwegs erhob sich plötzlich der Föhn, und die Wellen gingen so hoch, daß das Schiff in Gefahr gerieth, von ihnen verschlungen zu werden. Tell war nicht nur als tüchtiger Schütze, sondern auch als kundiger Schiffsmann bekannt. Deshalb hieß Geßler ihn der Banden entledigen, damit er das Steuer des Schiffes ergreife und den Schiffsleuten gebiete. Glücklich führte Tell nun auch das Schiff durch die Brandung; als er aber einer felsigen Uferstelle (jetzt Tellsplatte geheißen) nahe war, ergriff er Bogen und Pfeile und rettete sich durch einen Sprung an das Ufer. Eine Zeit lang noch kämpfte Geßler auf der See in Todesnoth. Als er das Land erreicht hatte und durch die sogenannte hohle Gasse bei Küßnacht ritt, da schoß ihn Tell vom Rosse herab.*)

Einer der Tyrannen war gefallen; für die Vollendung der Befreiung war der Neujahrsmorgen des Jahres 1308 angesetzt. In der Frühe dieses Tages sah man eine Zahl von Männern sich der Burg Sarnen nahen. Sie führten, gemäß altem Gebrauch, Geschenke — Kälber, Ziegen und Schafe — mit sich. Der Vogt Landenberg, der zur Messe ging, hieß sie in die Burg gehen. Kaum hatte sich ihnen das Burgthor erschlossen, so zogen sie Speereisen hervor und steckten sie an ihre langen Hirtenstäbe: zugleich kam aus einem Hinter-

*) In neuerer Zeit ist die Geschichte Tell's von der Kritik vielfach in Zweifel gezogen worden.

halt eine Schaar bewaffneter Landleute und drang in die Burg. Niemand wagte zu widerstehen, die Burg war gewonnen. Als Landenberg davon vernahm, floh er; er ward eingeholt, und da er den Eid ablegte, das Gebiet der Waldstätte nie wieder betreten zu wollen, wenn man ihn ungefährdet lasse, gab man ihn frei. Auch die übrigen Burgen waren am Neujahrsmorgen genommen, die Unterdrücker verjagt worden.

Die Freiheit war wieder errungen — fast gänzlich ohne Blutvergießen. Sieben Jahre später (1315) erfolgte von Seiten Oesterreichs ein Versuch, die Aufrührer, wie man fälschlicher Weise die wackere Bevölkerung der Waldstätte nannte, zu züchtigen und das Unterdrückungswerk wieder aufzunehmen, das der finstere Albrecht eingeleitet hatte. Die Schweizer vernahmen, daß Herzog Leopold von Oesterreich mit vielen Rittern und Mannen im Anzuge sei. Sie griffen zu den Waffen und erwarteten — ihrer 1300 an der Zahl — den 9000 Mann starken Feind vor einer Schlucht hinter Moorgarten. Fünfzig Verbannte kamen und baten, mitkämpfen zu dürfen gegen den Feind. Die ehrliebenden Männer der Schweiz wiesen sie zurück. Da begaben die Fünfzig sich auf eine Höhe bei Moorgarten, um auf eigene Hand zu streiten wider den Landesfeind. In der Frühe des 15. November 1315 zogen die Ritter in Schaaren durch den Paß daher. Plötzlich rollen Felsblöcke und Baumstämme auf sie herab, arge Verheerungen in ihren Reihen anrichtend. Das war das Werk der Verbannten. Nun stürmen die Dreizehnhundert gegen den Feind, der bereits in Verwirrung gerathen ist. Die Morgensterne der Schweizer brechen Helme und Brustharnische, ihre langen Hellebarden strecken manchen Rittersmann zu Boden. Verzagten Herzens drängt sich ein Theil der Ritterschaft in den Paß zurück: er ist dicht versperrt durch das nachfolgende Fußvolk. So vermögen die meisten der österreichischen Kriegsleute, die zu kämpfen dürsten, nicht, die Waffen zu gebrauchen. Die Schweizer aber setzen ihr Werk fort, und der Boden füllt sich mit Todten; auch der See verschlingt viele Feinde, die fliehend sich ihm anvertrauten. Die Schweizer gewannen den glänzendsten Sieg. Während sie nur 15 Todte hatten, fielen oder ertranken vom feindlichen Heere 350 Ritter und über 1500 Mannen. Herzog Leopold entkam mit genauer Noth. Nach der Schlacht wurden die fünfzig Verbannten von der Eidgenossenschaft wieder aufgenommen und der alte Bund durch neue Gelöbnisse befestigt. Nicht lange darnach (1353) schlossen sich dem Bunde auch noch an: Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern.

## Heinrich VII. Ludwig der Bayer.

Kaiser Albrecht hinterließ ein zu schlechtes Andenken, als daß die Fürsten geneigt gewesen wären, einen seiner Söhne zu seinem Nachfolger zu wählen. Nun fand eine Verständigung zwischen den Erzbischöfen von Mainz und Trier dahin statt, daß Ersterer den Bruder des Letzteren, den Grafen Heinrich von Luxemburg, in der Fürstenversammlung zum Reichsoberhaupte vorschlug, und es kam darauf die Wahl Heinrich's zum König zu Stande. Er regierte von 1309—1314.

Seit Konrad IV. hatten die deutschen Könige davon abgesehen, die Ansprüche Deutschlands auf Theile Italiens in Anspruch zu nehmen. In Heinrich sehen wir den Gedanken der Oberherrschaft Deutschlands über italienische Reiche wieder aufleben. In der Lombardei hatten sich die Verhältnisse sehr geändert; die Städte waren unter die Botmäßigkeit einzelner Großen gefallen, daher es kam, daß die Ersteren sich die kaiserliche Zeit zurückwünschten. Von ihnen selbst hatte Heinrich den Anstoß erhalten, die Rechte Deutschlands wieder zur Geltung zu bringen. Er zog nun im Jahre 1310 nach der Lombardei und setzte sich zu Mailand die eiserne Krone auf sein Haupt. Darauf begab er sich nach Rom. Der Papst hatte zu dieser Zeit seinen Sitz zu Avignon in Frankreich. Heinrich ließ sich von den Cardinälen krönen. Von Rom aus brach er gegen Neapel auf. Auf dem Wege erkrankte er plötzlich und starb. Es ward behauptet, es sei ihm beim Abendmahle Gift gereicht worden.

Es war demnach in Deutschland eine neue Königswahl nöthig, und die Parteien begannen sich zu regen. Zwei Hauptbewerber für den Königsstuhl waren vorhanden: des finsteren Albrecht's Sohn, Friedrich der Schöne, und der Herzog Ludwig von Ober-Bayern. Beide Bewerber waren Verwandte, denn Ludwig's Mutter war die Schwester Kaiser Albrecht's, des Vaters Friedrich's des Schönen. Es kam zu keiner Verständigung zwischen den beiden Parteien, beide Bewerber wurden im October 1314 auf verschiedenen Orten gewählt und im November — Friedrich zu Bonn und Ludwig zu Aachen — gekrönt. Acht Jahre lang führten die beiden Vettern und Gegenkönige zum Unheile des Landes Krieg mit einander. Ludwig ward von den Städten, Friedrich von dem Adel und dem Papst unterstützt. Da auch die Urcantone der Schweiz sich für Ludwig erklärt hatten, wurden diese von Friedrich's Bruder, Herzog Leopold, mit Krieg überzogen.

Sein Plan ging dahin, in der Schweiz durchzuführen, was sein Vater, der finstere Albrecht, mit Hülfe der Vögte begonnen hatte. Er erlitt jedoch 1315 bei Moorgarten (S. 403) eine schreckliche Niederlage. Die Folge war, daß auch die Cantone Luzern, Zürich, Zug, Glarus und Bern sich von Oesterreich abwandten und dem Bunde der Urcantone Schwyz, Uri und Unterwalden sich anschlossen. Endlich kam es zwischen den Gegenkönigen bei Mühldorf in Bayern (1322) zur Entscheidungsschlacht, in der Friedrich der Schöne mit 1400 Rittern in die Gefangenschaft Ludwig's fiel. Nach der Schlacht ward dem alten bewährten Feldhauptmann Seyfried Schweppermann eine Anerkennung eigenthümlicher Art zu Theil. Es wurden Eier ausgetheilt; der Vorrath aber war sehr gering. Da sagte der König Ludwig: „Jedermann ein Ei, dem braven Schweppermann aber zwei." Hinterher bestimmte der also Geehrte, ihm die Worte auf seinen Grabstein zu setzen, was auch später geschah. Friedrich wurde als Gefangener auf das Schloß Tausnitz gebracht. Da um diese Zeit die Mark Brandenburg erledigt war, gab Ludwig dieselbe seinem Sohne Ludwig. Seine Gegner knüpften inzwischen Verbindungen mit dem Könige Karl IV. von Frankreich und dem Papst Johann XXII. an. Das Haupt der gegnerischen Partei war der Bruder des gefangen gehaltenen Friedrich, Herzog Leopold von Oesterreich, der sich mit dem verwerflichen Plane trug, die Krone von Deutschland, da sie das habsburgische Fürstenhaus nicht hatte behaupten können, an Frankreich zu bringen. Der Papst schleuderte den Bann auf Ludwig und rief, da derselbe den Bannstrahl verlachte, das wilde Volk der Polen gegen ihn auf. Brandenburg ward ihnen zum Schauplatz ihrer Unthaten angewiesen. Der Einfall erfolgte, und die Horden verwüsteten es mit Feuer und Schwert, während Leopold in Schwaben und Bayern ähnlich hauste. Um das Land von den Leiden des Krieges zu befreien, begab sich Ludwig zu dem gefangenen Friedrich nach Tausnitz und trat mit diesem persönlich in Unterhandlung. Friedrich versprach, falls ihm die Freiheit gewährt werde, der Kaiserwürde zu entsagen, seiner Partei ernstlich zum Frieden zu rathen, im Falle des Mißlingens seines Friedensversuches aber freiwillig in die Gefangenschaft zurückzukehren. Da seine Bemühungen vergebliche waren, war er redlich genug, sich bei Ludwig wieder einzufinden. Dieser, gerührt durch den Edelsinn Friedrich's, schloß ihn in seine Arme und trug ihm seine Freundschaft an. Sie theilten fortan Wohnung und Tafel, ja auch oftmals das Lager mit einander. Ludwig räumte dem Freunde sogar gleiche Regierungsrechte ein; doch fand ein von ihm aufgesetzter

Vertrag, der dies aussprach, nicht die Genehmigung der Reichsfürsten.

Auch Ludwig begab sich nach Mailand und Rom und ließ sich in ersterer Stadt als König der Lombardei, in letzterer als römischer Kaiser krönen, ja er war kühn genug, den Papst für einen Ketzer zu erklären und einen Franziskaner als Gegenpapst (Nicolaus II.) zu ernennen. Alle diese Schritte waren von dem Beifall der Römer begleitet gewesen; als Ludwig aber eine Kronensteuer ausschrieb, schlug die ihm bis dahin zugewandte Gesinnung in Groll gegen ihn um, und er sah sich bald darauf genöthigt, nach Deutschland zurückzukehren. Er that nun Schritte, den Papst zu vermögen, daß er den Bann von ihm nehme. Johann XXII. weigerte sich, dies zu thun, da Ludwig sich nicht dazu verstand, vorher die Krone niederzulegen. Da rief Ludwig die Reichsfürsten zum Entscheid auf, und sie erklärten: Da der Kaiser gethan habe, was er vermocht, so sei er frei von dem Banne, und es sei somit jeder Geistliche, der dies unbeachtet lasse, als Friedensbrecher anzusehen und zu bestrafen.

Dieser Vorgang gab den Anstoß zum Erlaß einer Erklärung von Seiten der Fürsten, über welche dieselben in ihrem ersten Kurverein, den sie zu Rense bei Coblenz abhielten, sich verständigten. Sie lautet: „Die kaiserliche Würde und Gewalt kommt allein von Gott; wer von der Mehrzahl der Kurfürsten gewählt ist, der soll als wahrer König und römischer Kaiser anerkannt werden und bedarf zur Ausführung seiner Rechte keiner Bestätigung durch den Papst.“ — Bei einem solchen Hinterhalte hätte Ludwig des Papstes Feindschaft nicht zu fürchten brauchen, wenn er auf dem Wege des Rechts geblieben wäre. Daß er seinem Sohne Ludwig das erledigte Brandenburg gegeben hatte, war ihm von Keinem verdacht worden; daß er aber aus eigener Machtvollkommenheit eine Ehe schied und die geschiedene Frau seinem Sohne Ludwig zur Gemahlin gab, erregte allgemeine Mißbilligung. Es war Margaretha Maultasch, die Erbin Tyrols, deren Ehe mit Heinrich, dem Sohne des Königs Johann von Böhmen, er auflöste. Seine Habgier verleitete ihn auch noch zu anderen Ausschreitungen. Nieder-Bayern, so wie Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, deren Fürsten ausstarben, zog er, obgleich Erben vorhanden waren, für sich ein. Nun hatte der Papst in der allgemeinen Mißstimmung gegen den Kaiser einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen gewonnen. Dieser Umstand wiederum veranlaßte den Kaiser, in Verhandlungen mit dem Papst zu treten, um diesen zur Rücknahme des Bannes zu veranlassen. Durch ein solches Verhalten machte sich Ludwig nun

auch noch in den Augen der Fürsten verächtlich; der Papst (Clemens VI.) aber meinte es wagen zu dürfen, einen neuen Gegenkönig (Friedrich der Schöne war gestorben) aufzustellen. Er entschied sich für den Prinzen Karl von Böhmen, den Enkel des ersten luxemburgischen Kaisers Heinrich VII., und es gelang ihm, fünf deutsche Reichsfürsten zu bewegen, daß sie (1346, zu Rense) Karl zum König erwählten. Dies führte zu neuen Kämpfen, in denen Ludwig die Städte, die von vornherein mißtrauisch gegen einen durch des Papstes Betrieb gewählten Fürsten waren, auf seiner Seite hatte. Ein Jahr nach der Wahl Karl's starb Ludwig.

## Karl IV.

Karl IV. von Luxemburg (1347—1378) gelangte dennoch nicht gleich in den Besitz der Macht. Weshalb die Städte gegen ihn gesinnt waren, ist gesagt worden. Aber auch unter den Reichsfürsten hatte er Gegner. So kamen noch zwei Königswahlen zu Stande. Von einer Partei wurde der König von England Eduard III., von einer anderen der kampflustige Graf Günther von Schwarzenburg zum Kaiser von Deutschland erwählt. Karl, ein kluger, besonnener Mann, wußte es durch Unterhandlungen zu bewirken, daß Eduard von England die ihm zugedachte Ehre ablehnte, und Günther gegen eine Summe von 20,000 Mark Silbers auf die Krone Verzicht leistete. Ehe es dahin gekommen war, hatte Karl einen eigenthümlichen Vorgang in Brandenburg in kluger Weise zu seinen Gunsten zu benutzen gewußt. Das ruhmreiche Fürstengeschlecht der Askanier hatte über dies Land zweihundert Jahr regiert, und es war dasselbe, wie oben angedeutet wurde, nach dem Aussterben jenes Geschlechts von dem Kaiser Ludwig an dessen Sohn Ludwig gegeben worden. Nun trat plötzlich ein Mann in Brandenburg auf, der sich für den askanischen Fürsten Waldemar von Brandenburg ausgab. Von seinem Tode und seiner Beisetzung, sagte er, sei seinem Lande fälschlich Nachricht gegeben worden; er habe vielmehr den unstillbaren Drang empfunden, nach Jerusalem zu pilgern, um dort in heiliger Stille sein Leben zu beschließen. Nun er aber vernommen, daß sein Land in Hände gekommen, denen ein Recht auf dasselbe nicht zustehe, und es durch Druck schwer leide, sei er zurückgekehrt, um ihm Erlösung zu bringen. Er fand bei den Städten großen Anhang. Viele, die den Fürsten Waldemar gekannt hatten, behaupteten, derselbe und der ergraute

Ankömmling seien ein und dieselbe Person. Der Kurfürst hatte nur noch die Städte Frankfurt, Spandau und Brietzen (daher Treuenbrietzen) auf seiner Seite. Er behauptete, der Ankömmling sei ein Betrüger, er sei ein Müller Namens Jacob Rehbock, dem man seine Rolle einstudirt habe. Ob das Eine oder das Andere der Fall war, ist bis heut unentschieden geblieben. Der Abkömmling wurde der falsche Waldemar genannt, und so wollen wir ihn auch nennen, ohne damit auszudrücken, daß wir das Urtheil seiner Gegner für das unzweifelhaft richtige halten. Dem falschen Waldemar gegenüber spielte Karl eine Rolle, die auf den Gedanken führte, er selbst sei der Veranlasser des Auftretens Jenes. Anfangs unterstützte er ihn in dem Kampfe gegen Ludwig, der auch sein Feind war; als er aber damit nichts gegen Ludwig ausrichtete, erklärte er öffentlich, eine neue Untersuchung habe ergeben, daß der Mann, welcher sich Waldemar nenne, ein Betrüger sei. Der „falsche Waldemar," der nun das Land räumen mußte, starb nach einiger Zeit zu Dessau. Als Günther von Schwarzenburg mit Tode abgegangen war, sah sich auch der Kurfürst Ludwig genöthigt, den Kaiser Karl anzuerkennen. Ludwig übergab bald darauf seinen Brüdern die Herrschaft über Brandenburg, von denen sie an Karl überging, so daß Brandenburg unter die unmittelbare Herrschaft der Luxemburger kam.

Zur Zeit Karl's wurde die europäische Welt durch eine pestartige Krankheit, der „schwarze Tod," auch das „große Sterben" genannt, schwer heimgesucht; es seien, wird in Chroniken berichtet, in Europa innerhalb dreier Jahre gegen 25 Millionen Menschen der schrecklichen Seuche erlegen. Um die gleiche Zeit ängstigten erschreckende und zerstörende Naturerscheinungen, Erdbeben, Ausbrüche feuerspeiender Berge, Ueberschwemmungen und Aehnliches, die Menschheit. Noch trauriger fast als in dem Naturleben sah es in der Menschen Gemüther aus. Das war das Werk des Königs-Papstthums in seinen Consequenzen. Da man der Meinung war, Gott schwinge die Rachegeißel, so suchte man ihn durch äußere Werke, namentlich durch Peinigungen, zu versöhnen. Es bildeten sich die Brüderschaften der Geißelbrüder oder Flagelanten und der Kreuzbrüder. In Schaaren zogen sie, Kreuze und Kerzen tragend, dabei singend und sich geißelnd, vor den Augen der Menge durch Städte und Dörfer. An vielen Orten entstand der Verdacht, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, um, wie einst dem Heiland, jetzt der ganzen Christenheit Tod und Verderben zu bereiten. Fanatische Priester sprachen solche wahnwitzigen Verdächtigungen aus und schürten den Haß, bis er die Menge

zur Ausübung entsetzlicher Thaten hinriß. In Straßburg wurden 2000, in Bern 3000, in Mainz 12,000 Juden auf martervolle Weise getödtet. Je länger die schreckliche Krankheit währte, je mehr entartete das Volk. Die umherziehenden Geißelbrüder hatten anfangs freiwillig gebotene Gaben dankbar in Empfang genommen; mehr und mehr traten sie mit Forderungen auf. Wir beten für euch; wir schlagen uns für euch blutig: so theilt denn auch uns von eurer Habe reichlich zu! — So sprachen sie. Gesindel aller Art schloß sich ihnen an, und so entstanden zahlreiche Räuberbanden, die gegen viele Einwohnerschaften förmliche Gefechte lieferten, und, wenn sie siegreich waren, die Ortschaften ausplünderten und andere arge Unthaten ausübten.

Kaiser Karl IV. begab sich nach Mailand, wo er die eiserne Lombardenkrone und nach Rom, wo er die römische Kaiserkrone empfing. Nicht darum war es ihm zu thun, Macht in Italien auszuüben, vielmehr hatte er seinen Römerzug nur zu dem Zweck unternommen, seine Kasse zu bereichern. Das adlige Haus Visconti in Mailand war im Laufe der letzten Zeit zu großer Macht gelangt, und es waren gegen diese Macht Große des Landes und Städte zu einem Bunde zusammen getreten. Für eine Zahlung von 200,000 Goldgulden bestätigte Karl das Haus Visconti in den von ihm gewaltsam an sich gerissenen Vortheilen; von der Stadt Florenz ließ er sich die Zusage, sie mit seinem Besuche zu verschonen, für 100,000 Goldgulden abkaufen.

Die Kriege der Gegenkönige hatten dem deutschen Volke schwere Heimsuchungen eingetragen. Um ähnliches Unheil zu verhüten, erschien dem Kaiser der Erlaß eines Reichsgrundgesetzes als eine Nothwendigkeit. Es ward dies Gesetz auf zwei Fürstentagen, die zu Nürnberg und zu Metz gehalten wurden, festgestellt. Da dem Text das in einer goldenen Kapsel enthaltene kaiserliche Siegel angehängt war, ward das Gesetz die goldene Bulle genannt. Diese goldene Bulle ordnete namentlich das Verfahren bei der Kaiserwahl. Der Gebrauch hatte geschwankt, der Kreis der Fürsten, die das Wahlrecht ausgeübt hatten, war bald kleiner, bald größer gewesen; auch der Betheiligung des Volkes bei der Wahl war bald mehr, bald minder Raum gewährt worden. Jetzt ward festgesetzt: das Wahlrecht gehört ausschließlich sieben Fürsten an; nur sie haben den Kaiser zu wählen oder zu küren. (Daher Kurfürsten.) Kurfürsten sollten (von den geistlichen Fürsten) die drei Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier und (von den weltlichen Fürsten) der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog

von Sachsen-Wittenberg, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen sein.

Auf Maßregeln, die den Zweck hatten, Kunst und Wissen, Handel und Wandel zu fördern, nahm Karl nur in seinem Erblande Bedacht. Er gründete (1348) die prager Universität — die erste in Deutschland! Seinem ältesten Sohne, Wenzel, dem die Kurfürsten die Nachfolge im kaiserlichen Amte zugesichert hatten, hinterließ er Böhmen, dem zweiten, Sigismund, die Mark Brandenburg, dem dritten, Johann, die Lausitz.

## Die letzten luxemburgischen Kaiser.

Wenzel (1378—1400), der seine Herrschaft mit guten Vorsätzen antrat, besaß wenig Einsicht und Beständigkeit. Je länger, je weniger kümmerte er sich um das Wohl des Reiches, weiterhin waren Tafelfreuden und Jagd seine Hauptbeschäftigungen. In der Trunkenheit beging er nicht selten die ärgsten Grausamkeiten. Er gerieth in einen Streit mit dem Erzbischofe vom Prag, und da dieser floh, rächte sich Wenzel an zwei Priestern, die er für die Hauptmitschuldigen Jenes hielt. Er ließ sie foltern und darnach einen derselben, den Vicar Johann Pomuk, von Henkern in die Moldau werfen.

Während der Regierungszeit Wenzel's geschah ein neuer Angriff auf die schweizerischen Waldstätte. Herzog Leopold von Oesterreich, welcher Landgraf von Schwaben war, gelobte hoch und theuer, das verhaßte Bauernvolk demüthigen zu wollen. Gen Sempach in Aarau zog Leopold mit einem stattlichen Heere von Rittern. Die Schweizer, die sich ihm entgegenstellten, zählten 1300 Mann. Als die Ritter das Häuflein sahen, meinten sie, es sei ihrer unwürdig, sie zu Rosse zu bekämpfen. Sie stiegen ab, traten zu einer dichten eisernen Mauer zusammen, hielten die Spieße vorgestreckt und erwarteten so den Angriff des Feindes. Die Schweizer fielen auf ihre Knie und beteten, dann stürmten sie auf den Feind ein. Doch gegen den Wald der langen Spieße, die aus vier Gliedern hervorstarrten, vermochten sie nichts. Da begann die Eisenmauer sich zu bewegen, und die Schweizer erkannten, daß es die Absicht des Feindes sei, sie einzuschließen. Nun trat ein Schweizer, Arnold von Winkelried aus Unterwalden, hervor und rief mit lauter Stimme seinen Mitkämpfern zu: „Ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen; sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ Er, ein Mann von hoher Gestalt und breiter Brust, warf

sich mit ausgebreiteten Armen den Lanzen entgegen und riß die, die ihn durchbohrten, mit sich zur Erde. Dadurch entstand auf Augenblicke eine Lücke in der eisernen Mauer. Kühne Männer sprangen über den treuen Winkelried hinweg, in die Lücke hinein, indem sie dabei zerschmetternde Hiebe mit ihren mächtigen Morgensternen austheilten. In der Kampfeswuth geschahen Wunder der Tapferkeit. Größer ward die Lücke und damit größer die Verwirrung in der Ritterschaar, unter denen der Tod eine blutige Ernte hielt. Als Herzog Leopold gefallen war, riefen die Ritter nach ihren Rossen; aber siehe, es hatten sich die Troßbuben, durch das Krachen der Rüstungen erschreckt, auf die Rosse geworfen und waren hinweggesprengt. Der Versuch, den schweizer Bauern ihr Recht und ihre Freiheit zu rauben, kostete vielen hohen Herren Blut und Leben. Es fielen am 9. Juli 1386 zu Sempach 656 Grafen und Ritter. Herzog Leopold hinterließ einen Sohn, der auch Leopold hieß. Dieser gedachte des Vaters Niederlage zu rächen. Doch auch er ward (1388, bei Näfels) geschlagen.

Wenzel wurde 1400 von den Kurfürsten seines kaiserlichen Amtes für verlustig erklärt und an seiner Stelle der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz zum Kaiser erwählt.

Ruprecht (1400—1410) war ebenfalls den Anforderungen, welche die Zeit an das höchste Staatsamt stellte, nicht gewachsen. Ein Zweifaches bewegte die europäische Welt damals auf das Tiefste: die große Kirchenspaltung (Schisma) und der Einfall der Türken in Europa. Im Jahre 1378 waren gleichzeitig zwei Päpste, einer in Rom, der andere in Avignon in Frankreich gewählt worden, und es fand nun das sonderbare Schauspiel statt, daß ein Papst den anderen verfluchte. Dies Aergerniß für die Christenheit währte 19 Jahre. Da ermannten sich endlich die Bischöfe, hielten zu Pisa (1409) eine Kirchenversammlung, erklärten die beiden Päpste für abgesetzt und erwählten einen neuen Papst. Aber siehe, das Aergerniß steigerte sich noch, denn nun schleuderten drei Päpste ihre Blitze gegen einander! — Zu diesem Unheil gesellte sich die Türkennoth. Die Türken waren schon im Jahre 1350 in das griechische Kaiserreich eingefallen, Sigismund, der zweite Sohn Karl's IV., der ihrem Vordringen wehren wollte, hatte (1396, bei Nikopoli in Bulgarien) eine Schlacht gegen sie verloren. Statt nun eine kräftige Stellung sowohl den kirchlichen Wirren als auch dem gefährlichen auswärtigen Feinde gegenüber einzunehmen, zog Ruprecht nach Italien, um dort seine Ansprüche zur Geltung zu bringen, die seine Vorgänger aufgegeben

hatten. Der Herzog von Mailand, Visconti, wies ihn blutig zurück. Im Jahre 1410 starb er.

Wiederum fand — trotz der goldenen Bulle — in Bezug auf den zu besetzenden Kaiserthron eine Doppelwahl statt. Eine Partei wählte den zweiten Sohn Karl's IV., Sigismund, die andere den Markgrafen Jobst von Mähren. Letzterer starb noch vor der Krönung, und nun wurde Sigismund allgemein als Kaiser anerkannt.

Sigismund (1411—1437) war durch seine Vermählung mit der Tochter Ludwig's des Großen von Ungarn zur Herrschaft über Ungarn gelangt, daher er auch, wie oben erzählt ward, Anlaß genommen hatte, den Türken entgegen zu treten. In seinem Erblande Brandenburg war er nur einmal auf kurze Zeit gewesen. Er hatte es in Pfand gegeben, und die Pfandinhaber beuteten es aus. So war das Land, das seit dem Aussterben der Ascanier schon allein durch Kriege so Vieles zu leiden gehabt hatte, immer tiefer herabgekommen, namentlich war das Raubritterthum in dem unglücklichen Lande außerordentlich aufgewuchert. Daß Sigismund zur Kaiserwürde gelangt war, hatte er zumeist den Bemühungen des ritterlichen Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg zu verdanken. Um diesem seinem Freunde und Waffengefährten ein Zeichen seiner Dankbarkeit zu Theil werden zu lassen, bot er ihm die Statthalterschaft der Mark Brandenburg an. Sein Wunsch war es von vorn herein, den Burggrafen zum Erbherrn über dies Land zu machen; doch durfte er eine darauf lautende Urkunde nicht ausstellen, da sein Bruder Wenzel auch noch Erbansprüche an das Land hatte. Dagegen verpflichtete sich Sigismund für den Fall, daß, sobald Wenzel etwa über Kurz oder Lang seine Ansprüche geltend mache, dafür einzustehen, daß dem Burggrafen ein Abstandsgeld von 150,000 Goldgulden ausgezahlt werde. Er rechnete darauf, daß der verschwenderisch lebende Wenzel niemals vermögend sein werde, eine solche Summe zu zahlen, ja, um desto sicherer zu gehen, erhöhte er weiterhin die Abfindungszahlung bis auf 400,000 Goldgulden. Eine falsche Lesart in der betreffenden Urkunde hat bewirkt, daß aus einem Geschichtswerk in das andere die unrichtige Nachricht überging, der Burggraf Friedrich habe dem Kaiser Sigismund die Mark abgekauft, ja man findet diese irrthümliche Angabe auch noch in sonst vortrefflichen Geschichtswerken aus der neuesten Zeit. Der von Sigismund eingeschlagene Weg führte zum Ziel: Wenzel that nichts, um seine Erbansprüche zur Geltung zu bringen, und als er kinderlos gestorben war, trat Sigismund seinem Freunde Friedrich die Mark erb- und eigenthümlich ab, und

es wurde Letzterer zu Kostnitz im Jahre 1417 mit derselben belehnt, von welcher Zeit an dieser sich Markgraf Friedrich I. von Brandenburg nannte.

Sigismund begab sich ebenfalls nach Italien und erreichte dort seinen Zweck, die Lombardenkrone und die Kaiserkrone zu empfangen. Dennoch erhöhte dies sein Ansehen nicht, und so wenig wie sein Vorgänger erwies Sigismund sich befähigt, die Gefahren, von denen Deutschland im Innern und von außen her bedroht wurde, zu beschwören. Die Türken und die Polen führten verheerende Einfälle in Ungarn aus, Burgund trennte sich vom Reiche, auf dem kirchlichen Gebiet aber wuchs die Verwirrung zu erschreckender Höhe. Eine Kirchenversammlung sollte die Uebel heilen; aber das schwankende Verhalten Sigismund's bewirkte, daß aus den vorhandenen Uebeln neue und noch größere erwuchsen. Es wird sich dies aus den zunächst folgenden Abschnitten ergeben.

## Die Kirchenversammlung zu Konstanz (Kostnitz).

Die Uebel, an denen die Kirche litt, lagen zu Tage. Es ist oben erwähnt worden, daß in der Kirchenversammlung zu Pisa ein neuer Papst gewählt worden war. Dieser, Johann XXIII., hätte es eher verdient, auf das Rad geflochten, als zur obersten Würde der Kirche erhoben zu werden. Nachdem er mit gutem Erfolg eine Reihe von Jahren das Handwerk eines Seeräubers betrieben, hatte er sich den Cardinalshut gekauft, und in der damit gewonnenen geistlichen Stellung war es ihm gelungen, seinen hohen Amtsbrüdern sich derartig zu empfehlen, daß sie ihm die Schlüssel des Himmelreichs anvertrauten. Was mögen fromme Gemüther in jener Zeit im Hinblick auf solche Vorgänge gelitten haben! — Daß dieses Mannes Palast in Rom eine Stätte unfläthigen Lebens war, nahmen ihm die meisten der hohen Geistlichen nicht übel. Er trieb doch nicht mehr Seeraub, sondern nur noch Kirchenraub, Raub freilich an den heiligsten Schätzen, die der Menschheit von den erhabensten Siegern über Lug und Trug hinterlassen worden sind, aber diese Art von Räubereien war Gewohnheit bei denen geworden, die das geistliche Kleid trugen, um damit erst recht zu täuschen!

Die Noth der Zeit war groß. Der bessere Theil der Geistlichen und viele frommgesinnte Laien seufzten nach Erlösung, hier und dort blitzten Worte der Wahrheit durch das Dunkel, und die Forderung,

eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen, ward endlich so mächtig, daß die Großen der Erde sich zu einem Versuche verstehen mußten, den offenbaren Uebeln Einhalt zu thun. So kam die Kirchenversammlung zu Konstanz (1414—1418) zu Stande, zu der sich einfanden außer dem Papst 3 Patriarchen, 42 Cardinäle und Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 1800 Geistliche niederer Art, außerdem 1600 weltliche Fürsten und Herren, unter ihnen der Kaiser Sigismund, 4 Kurfürsten und 20 Herzöge. In der Regel waren in der vier Jahre währenden Kirchenversammlung zu Kostnitz gegenwärtig 80,000 Fremde, die Zahl der Fremden stieg aber bisweilen bis 150,000. Die hohen Herren aus der kirchlichen Welt und aus der Laienwelt waren zu einem hehren, ernsten Werke versammelt; aber die große Welt kannte die Gewohnheiten Jener, daher sich denn auch abenteuerndes und sittenloses Gesindel aller Art einfand, um Geld zu verdienen, Gaukler, Possenreißer, ja auch Tausende von zuchtlosen Weibern! —

Einen Papst (Johann XXIII.) hatte man in der Mitte der Versammlung, die beiden anderen waren der Versammlung ferngeblieben. Jener, der durch Frechheit, List, Heuchelei und Gewaltthat zu seiner hohen Stellung empor gekommen war, hoffte durch Anwendung gleicher Mittel sich auf dieser Versammlung nur um so mehr zu befestigen. Aber es waren doch Männer zugegen, denen gegenüber seine Künste nicht anschlugen. Der Schandthaten, die er begangen, angeklagt und derselben überwiesen, wurde er seines Amtes als enthoben erklärt und gefangen gesetzt. Einer der beiden anderen Päpste verstand sich dazu, sein Amt freiwillig niederzulegen, über den anderen wurde die Absetzung ausgesprochen.

Nun war ein Zweifaches zu thun: Abstellung der Mißbräuche und Wahl eines würdigen Vertreters der Kirche. Die Deutschen sagten: Erst lasset uns nach dem Sinne des allgemeinen Rufes handeln: Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern! — Dies fand zunächst Widerstand bei den italienischen Bischöfen. Sie sagten sich unter einander: Wollen wir uns selbst ins Fleisch schneiden? Verbesserungen! Man will uns unsere Vorrechte, unsere Ehren und Würden nehmen! Nein, erst die Papstwahl und darnach die Reformation! Der Papst ist dann selbst bei der Sache betheiligt und wird sich und damit uns schützen! — Die Bischöfe der übrigen romanischen Völker stimmten dem bei, endlich auch die Englands — die deutschen Bischöfe blieben in dieser Frage in der Minderheit. Es wurde ein neuer Papst gewählt, Martin V., der, sobald er das Amt, in dem

man „zwar weniger als Gott, aber mehr als Mensch ist,“ inne hatte, die Verbesserungsarbeiten hinzuhalten wußte, bis der Ausbruch einer Krankheit ihm den erwünschten Vorwand gab, die Kirchenversammlung plötzlich zu schließen. In der Schlußrede gelobte er hoch und theuer, ernste Verbesserungen auf dem kirchlichen Gebiet vornehmen zu wollen. Eine seiner ersten Handlungen, nachdem er mit Gepränge in Rom eingezogen war, bestand darin, daß er den abgesetzten Papst Johann aus seiner Haft befreite und ihm den Cardinalshut gab. So begann er das Verbesserungswerk! —

## Johann Huß.

Nicht verbessert hatte die Kirchenversammlung die Lage der Kirche, sie hatte sie verschlechtert. Auf der Kirchenversammlung wurde ein Scheiterhaufen gethürmt, dessen Flammen einen frommen Priester verzehrten, weil von ihm Worte der Wahrheit und des Lebens gesprochen worden waren.

Die allgemeine Verderbniß der Kirche hatte es bewirkt, daß hier und da Zeugen der Wahrheit aufgetreten waren, der Oesterreicher Konrad Waldhausen, der Engländer Johann Wicliffe, die Böhmen Matthias von Janow und Johann Huß. Wicliffe's Lehren waren durch Studirende nach der Universität Prag gekommen, und durch dieselbe war Huß angeregt worden. Im Hörsale der Universität und in der Kirche zeigte er den Unterschied zwischen der Lehre des Heilandes und der gefälschten Lehre der gegenwärtigen Kirche. Sein Wort riß die Herzen hin, er fand viele Anhänger. Wie konnte die Kirche dazu schweigen! Zu jener Zeit saß der ehemalige Seeräuber Johann auf dem Papststuhl. Er schleuderte den Bann auf Huß und auf einen anderen, in gleicher Richtung wirkenden Universitätslehrer Hieronymus. Huß, dem Wenzel seinen Schutz entzog, und der deshalb Prag verlassen mußte, predigte nun, wie es Jesu einst gethan, auf freiem Felde allem Volk, das sich ihm nahete. Als nun die Kirchenversammlung angesagt ward, erklärte Huß, auf derselben seine Lehre vertheidigen und damit theilnehmen zu wollen an dem angesagten hehren Werke, die Kirche an Haupt und Gliedern zu verbessern. Der Kaiser Sigismund stellte ihm einen Geleitsbrief aus, und der Papst Johann ließ ihm die Zusicherung ertheilen, daß ihm an seinem Leibe kein Schade geschehen solle. Als Huß nach Kostnitz kam, war der Kaiser noch nicht anwesend. Man warf ihn sogleich in ein feuchtes

Gefängniß, in dem er schwer erkrankte. Nun erschien Sigismund. Er war empört, als er vernahm, sein Geleitsbrief sei nicht beachtet worden. Aber die Priester brachten sein Gewissen zur Ruhe, indem sie ihm bewiesen, daß man mit nichten verpflichtet sei, einem Ketzer Wort zu halten. Da gab er das Opfer in ihre Gewalt, daß sie thun möchten mit demselben, was ihnen beliebe. Als seine Feinde sich dahin geeinigt hatten, daß Huß den Tod erleiden solle, falls er nicht widerrufe, wurde er in die Versammlung geführt. Das Schreien und Toben gegen ihn, der es versuchte, seine Lehre zu vertheidigen, ward so arg, daß Sigismund rief, er werde einen Jeden hinwegführen lassen, der sich nicht mäßige. Da Huß sich beharrlich weigerte, zu widerrufen, verurtheilte man ihn zum Feuertode. Als er sich auf den Geleitsbrief berief und den Kaiser dabei ansah, wurde dieser roth. Dennoch ließ er ihn in den Händen der Feinde. Am 6. Juni 1415 wurde Huß zum Scheiterhaufen geführt. Die Henker hatten ihm eine Kopfbedeckung aufgesetzt, die mit Teufeln bemalt war, und auf der die Worte standen: „Dieser ist ein Erzketzer.“ — „Mein Heiland,“ sagte Huß, „trug eine schwerere Krone aus Dornen!“ — Als er mit einer Kette an den Pfahl gebunden worden war, ritt der Pfalzgraf von Bayern herzu und ermahnte ihn, doch zu widerrufen. Darauf antwortete Huß: „Ich rufe Gott als Zeugen an, daß ich die Dinge, welche mir durch falsche Zeugen aufgebürdet worden sind, nicht gelehrt, sondern daß ich alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet habe, die Menschen von der Sünde abzuwenden und dem Reiche Gottes zuzuführen.“ Der Pfalzgraf ritt hinweg, die Henker zündeten den Holzstoß an. Bald umwogten Rauch und Flammen den frommen Dulder, und aus den Flammen vernahm man die Worte: „Sohn Gottes, erbarme dich mein!“ — Die Asche des Märtyrers wurde in den Rhein gestreut. Auf derselben Stelle, auf der Huß gestorben war, erlitt im darauf folgenden Jahre auch Hieronymus den Flammentod.

Das waren die Thaten der Männer, die zu dem Zweck sich zusammen gethan hatten, „die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren!“ —

## Die Hussiten.

Aber aus den Flammen, die von der Bosheit herrschsüchtiger Priester entzündet worden waren, entstand ein Flammenmeer, das verzehrend weithin wogte, Böses und Gutes vertilgend. Als Huß noch

im Gefängniß zu Kostnitz war, lehrte sein Anhänger Jacob von Misa auf der prager Universität: in der ersten Zeit der Christenheit ist das Abendmahl — gemäß dem von dem heiligen Stifter gegebenen Beispiel — in zweierlei Gestalt ausgetheilt worden. Die Priesterschaft hat, um zwischen dem Klerus und der Laienwelt eine Kluft zu ziehen, den Kelch als nur den Priestern zukommend erklärt. Da dies gegen des Heilandes Lehre verstößt, ist's Pflicht, zu dem uralten Gebrauche der Kirche wieder zurückzukehren. — Demgemäß theilten seine Anhänger das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus, und der Kelch ward weiterhin das Erkennungszeichen der kirchlichen Reformpartei in Böhmen, deren Anhänger Hussiten genannt wurden. Sie erklärten der Kirchenversammlung: sie würden von ihrer Lehre nicht lassen, sondern sie, wenn es sein müsse, mit dem Schwerte vertheidigen. Sigismund war thöricht genug, Oel in das Feuer zu gießen. Er ließ in Breslau 23 Hussiten enthaupten und einen prager Rathsherrn zur Stadt hinausschleifen und dann verbrennen. Nun traten Männer von gewaltiger Thatkraft an die Spitze der Hussiten, unter ihnen Nicolaus Hussinecz und Johann Ziska. Der Papst ließ einen Kreuzzug gegen sie predigen, und so galt es denn, sich zu vertheidigen, wollten sie nicht willenlos dem Schwert oder dem Feuer der Feinde erliegen. Ihrer 40,000 bezogen, geführt von Ziska, ein befestigtes Lager, aus dem die Stadt Tabor entstand. Neue Mannschaften strömten ihnen zu, während Sigismund ein Heer von 100,000 Mann gegen sie rüstete. Aber bei den Deutschen fehlte die Begeisterung, da sie für einen wortbrüchigen Kaiser und für die Aussprüche eines Concils kämpfen sollten, das sich Ansehen nicht erworben hatte, wogegen das Heer der Hussiten von wilder Begeisterung durchdrungen war. Daher geschah es, daß in den von 1420—1439 währenden Hussitenkriegen die Deutschen schwere Verluste erlitten. Die Erbitterung, mit der von Seiten der Hussiten gekämpft ward, nahm mit der Dauer des Krieges zu. Unter den Hussiten entstanden mehrere Parteien. Die Taboriten zeichneten sich durch den wildesten Fanatismus aus. Christus werde erscheinen, sagten sie, um alle seine Feinde zu vertilgen, sie aber seien die Racheengel, die ihm den Weg bereiten! — Sie zerstörten Hunderte von Klöstern, eben so trugen sie Brand und Mord in die Städte, deren Einwohner es nicht mit ihnen hielten. Ihr vornehmster Feldherr, Ziska, der vor Beginn des Krieges einäugig war, verlor während des Krieges sein zweites Auge. Dennoch legte er sein Feldherrnamt nicht nieder, und es gelang ihm, die Seinen auch weiterhin von Sieg zu Sieg zu führen. Nachdem

er in etwa hundert Treffen und dreizehn Schlachten siegreich gewesen war, raffte ihn eine Krankheit hinweg. Die Bewegung war weit über Böhmens Grenzen hinaus gegangen, und Sigismund mochte es längst bedauern, daß er den Rath Friedrich's von Brandenburg, Mäßigung gegen die so schwer gekränkten Hussiten walten zu lassen, mißachtet hatte. Offenbar war die Sache im Anfange dadurch, daß Sigismund sich durch Priester zur Anwendung grausamer Unterdrückungsmaßregeln hatte hinreißen lassen, verdorben worden. Als nun die gemäßigte Partei der Hussiten, die Calixtiner, sich von den Taboriten schieden, ward von dem in Basel tagenden Concil die Gelegenheit wahrgenommen, Verhandlungen mit den Führern der letzteren Partei einzuleiten. Es wurde den Hussiten der Gebrauch des Kelches beim Abendmahl gegen die Bedingung zugestanden, den Kaiser Sigismund als König von Böhmen anzuerkennen. Die Calixtiner nahmen dies Anerbieten an, wogegen die Taboriten, die inzwischen auch schon wieder in Parteien zerfallen waren, ihren Kampf fortsetzten. Sie wurden 1434 bei Bömischbrod geschlagen, ihre beiden Führer, Prokop der Große und Prokop der Kleine fielen, und Sigismund nahm im Jahre 1436 zu Prag die Huldigung der Stände entgegen. Böhmen, das unter der Regierung seines Vaters Karl IV. gleichsam ein blühender Garten geworden war, hatte sich in den sechzehn Kriegsjahren in eine Wüste verwandelt.

## Albrecht II. Friedrich III. Maximilian I.

Nun gelangte das habsburgische Fürstengeschlecht wieder zur Kaiserherrschaft, und es blieb ihm dieselbe ununterbrochen bis zum Jahre 1806 — wahrlich nicht zum Heile Deutschlands! Einzelne Herrscher dieses Geschlechts haben in einzelnen Dingen Anerkennenswerthes geleistet: durch das Gesammtwirken der Habsburger wurde die Kraft Deutschlands geschwächt. Vielleicht war Albrecht, der Schwiegersohn Sigismund's, der diesem im kaiserlichen Amte folgte, der trefflichste Fürst des habsburgischen Fürstenstammes. Schon die außerordentliche Anhänglichkeit aller Stände, deren er sich zu erfreuen hatte, läßt darauf schließen. Er war 1438 zum Kaiser erwählt worden; leider ward er schon im Jahre darauf, als er gegen die Türken im Felde lag, von einer Krankheit hinweggerafft. Ihm folgte sein Vetter

Friedrich III. (1440—1493). Er war ein gutmüthiger, aber äußerst

willensschwacher Mann, der überdies für alles dasjenige, was insbesondere einem Herrscher wohl ansteht, weder Sinn noch Verständniß hatte, daher ihm der Spottname „kaiserliche Schlafmütze" gegeben wurde. Hätte er dem (1431—1448) zu Basel tagenden Concil seine fördernde Theilnahme geschenkt, so würde dies dem kirchlichen Leben ohne Zweifel Nutzen geschafft haben. Aber er unterstützte die besseren Männer des Concils nicht nur nicht, sondern er ließ sich durch seinen Geheimschreiber, den Italiener Aeneas Silvias Piccolomini, bestimmen, zu Gunsten des Papstes die Beschlüsse des Concils für null und nichtig zu erklären und darnach dasselbe aufzuheben. Der Dank des Papstes bestand darin, daß er den fügsamen Mann in Rom krönte (1462). Seit jener Zeit fand die Krönung eines deutschen Kaisers in Rom nicht mehr statt. Die folgenden Herrscher (außer Maximilian, der den Kaisertitel auf einem Zuge nach Italien annahm) ließen sich gleich nach ihrer Erwählung in Deutschland die Kaiserkrone auf das Haupt setzen.

Friedrich's liebste Beschäftigung bestand darin, Blumen zu züchten oder astrologische und alchymistische Studien zu betreiben. Ereignisse von der tiefgehendsten Bedeutung für sein Land regten ihn nicht auf und nicht an, und er sah es am liebsten, wenn seine Räthe es vermieden, sein Urtheil über etwa zu treffende Maßnahmen herauszufordern. Ein solcher Mann stand 53 Jahre an der Spitze des deutschen Reiches! Darf es verwundern, wenn Wirrnisse aller Art im Reiche anhoben? Und nun war gerade um diese Zeit Deutschland von außen her in mehrfacher Weise schwer bedroht. Im Osten brach das längst morsch gewordene griechische Kaiserreich unter den Schwertschlägen einer jäh anwachsenden Macht zusammen. Mohamed II., der Herrscher der osmanischen Türken, drang unaufhaltsam bis Constantinopel vor und schritt zur Belagerung dieser Stadt. Der Kaiser der Griechen, Constantin XI., beschwor die abendländische Christenheit, ihm Beistand gegen die Ungläubigen zu leisten, und es dadurch verhüten zu helfen, daß diese sich in Europa festsetzten. Gleichzeitig ergingen von dem Papst aus die eindringlichsten Mahnungen an die abendländische Christenheit, dem Kaiser die erbetene Hülfe zu senden. Vergebens! Friedrich vergoß Thränen tiefen Mitgefühls, aber sich thatkräftig zu Gunsten einer großen Sache zu regen, vermochte er nicht, und da des Reiches Oberhaupt nichts that, regten auch die übrigen Fürsten sich nicht, zumal sie mit Rechtsstreitigkeiten vielfacher Art überladen waren. Einem kräftigen, fanatischen Volke, wie das türkische es war, siegreich zu widerstehen, vermochten die in Ver-

kommenheit gesunkenen Griechen nicht, und so verfiel denn Constantinopel nach dreiundfunzigtägiger harter Belagerung der Macht des Halbmondes. Der Kaiser und mit ihm einige tausend Griechen wurden bei der Erstürmung getödtet; die Mehrzahl der übrigen Einwohner traf das traurige Loos der Sclaverei.

Während der Regierungszeit des Kaisers Friedrich III. hatten die vereinigten Cantone der Schweiz eine neue Probe ihres Muthes und ihrer Vaterlandsliebe abzulegen. Diesmal ging die Bedrohung ihrer Selbstständigkeit von dem Herzogthum Burgund aus, das in überraschend schneller Zeit ein umfangreicher Staat geworden war. König Johann der Gute von Frankreich hatte seinem Sohne Philipp das französische Herzogthum Bourgogne (mit Dijon, Autun und anderen Städten) gegeben, dieser hatte durch Heirath die früher zum deutschen Reiche gehörige burgundische Freigrafschaft (Franche Comté) und die flanderischen Provinzen nebst Artois, Mecheln, Antwerpen gewonnen. Unter seinen nächsten Nachfolgern waren nach und nach an Burgund gekommen: Holland, Friesland, Hennegau, Brabant, Namur, Luxemburg, Limburg. Der jetzige Herrscher dieses mächtigen Herzogthums, Karl der Kühne (1467—1477), gedachte nun sein Reich ostwärts bis in die Alpen hinein auszudehnen, und deshalb schickte er sich an, die Eidgenossen mit Krieg zu überziehen. Sie ließen ihn mahnen, von seinem Vorhaben abzulassen, zumal ihr ganzes Land nicht so viel werth sei, als das Geschirr seiner Rosse. Er aber mißachtete die Mahnung, bemächtigte sich der Stadt Granson und ließ die ganze Besatzung theils ersäufen, theils aufknüpfen. Voll Ingrimm erhoben sich die Eidgenossen gegen das mächtige Heer der Burgunder, und es kam bei Granson (1476) zur Schlacht. Karl der Kühne ward vollständig geschlagen, sein ganzes Feldlager mit Schätzen, die einen Werth von einer Million Goldgulden hatten, fiel in die Gewalt der Sieger. Ein Schweizer fand bei der Verfolgung der Fliehenden einen Diamanten auf der Straße, den er, weil er den Werth desselben nicht kannte, einem Priester für drei Francs verkaufte. Der Edelstein ging von Hand zu Hand, bis er für 20,000 Dukaten als Schmuck der dreifachen päpstlichen Krone erstanden ward. Ein anderer der erbeuteten Diamanten kam später in die französische Königskrone. — Um die Scharte auszuwetzen, unternahm Karl der Kühne in demselben Jahre noch einen zweiten Kriegszug gegen die Eidgenossen. Aber seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung; er wurde vielmehr (bei Murten) vollständig auf's Haupt geschlagen. Im Jahre darauf wandte

er sich gegen die Lothringer, verlor aber bei Nanzig (Nancy) Schlacht und Leben (1477).

Eine schwere Demüthigung ward dem Kaiser Friedrich III. von dem ungarischen Könige Mathias Corvinus bereitet. Dieser vertrieb ihn aus Wien, so daß Friedrich eine Zeit lang in Deutschland als Flüchtling umherirren und die Gastfreundschaft von Rittern und Aebten in Anspruch nehmen mußte. Erst nach dem Tode des klugen und tapferen Corvinus durfte er es wagen, wieder nach Wien zurückzukehren.

Maximilian I., der Sohn Friedrich's III., der diesem im Herrscheramte folgte (1493—1519), war ein thatkräftiger, umsichtiger, ritterlicher und dabei auch den Wissenschaften holder Mann, der nur den Fehler hatte, gleichzeitig zu Vielerlei zu betreiben, so daß es ihm auch beim besten Willen nicht möglich war, jede angefangene Sache mit dem erforderlichen Nachdruck bis zu Ende zu führen. Ein Mann von einnehmender Gestalt und in ritterlichen Uebungen wohl erfahren, ist er vielfach der „letzte Ritter" genannt worden. „In ihm stellt sich noch einmal das Ritterthum in seiner ganzen Herrlichkeit dar. Wie dieses in großen Zügen eben so erhaben wie anmuthig war, so vereinigten sich auch in Maximilian Kühnheit, Ernst und Hoheit der Seele mit kindlicher Milde, und wie die erregte Einbildungskraft in der besten Zeit des Ritterthums zu den wunderbarsten Wagnissen trieb, so war auch in Maximilian's Unternehmungen das Kühne, Schwärmerische, nicht selten Abenteuerliche, vorherrschend." Nie kam ein unlauteres Wort über seine Lippen, und sein edles Gemüth war stets, auch bei bitteren Beleidigungen, zur Gnade geneigt. Unter der langen traurigen Regierung seines Vaters war das kaiserliche Ansehen im Volke sehr gesunken, und wenn auch Maximilian die Herzen für sich gewann, so vermochte er es doch nicht, die Geneigtheit, für des Reiches Wohl Opfer zu bringen, in dem Maße hervorzurufen, als dies heilsam gewesen wäre. Eben so widerstrebten ihm die Reichsfürsten, die sich auch daran gewöhnt hatten, die kaiserliche Macht zu mißachten. Scherzhaft sagte Maximilian einmal: „Der König von Frankreich herrscht über Esel, welche da tragen, was ihnen auferlegt wird; der König von England über Engel, die tragen, was ihnen geboten wird; der König von Spanien über Menschen, die ihm in Allem, was Recht ist, folgen; nur ich herrsche über Könige, denn meine Fürsten gehorchen nur so viel als ihnen beliebt." Damit stimmen Aussprüche des Aeneas Sylvius und des Berthold von Henneberg überein. Der erstere sagte: „Groß ist die Zahl der fürst-

lichen Geschlechter, und Helden sind daraus hervorgegangen zu allen Zeiten; nur Eines hemmt und mindert der Deutschen Macht nach außen: sie sind nicht einig! Die Fürsten gehorchen dem Kaiser nur so viel sie wollen." Und Berthold rief mahnend: „Weh euch, ihr deutschen Fürsten, die ihr das Kaiserthum abzuschütteln trachtet, um als unumschränkte Gewaltherren auf dessen Nacken zu treten! Weh dir, du blindes Deutschland, das sich weigert, einen einzigen Kaiser zu ertragen und sich dafür tausend Herren unterwirft!" Um so mehr ist es anzuerkennen, daß von Maximilian dennoch mancherlei heilsame Einrichtungen ins Leben gerufen wurden. Auf dem Reichstage zu Worms (1495) wurde der ewige Landfriede verkündet, der dem unseligen Fehdewesen ein Ende machte. Jede Selbsthülfe ward bei Strafe von 2000 Mark Goldes verboten; alle streitigen Fälle sollten von da ab von dem Reichskammergericht entschieden werden, das in ersterer Zeit in Frankfurt und Speyer, später in Wetzlar seinen Sitz hatte. Um dieser neu begründeten Gerichtsbarkeit Gewicht zu geben, wurde das Reich in zehn Kreise getheilt, und einem jeden derselben ein Hauptmann vorgesetzt, der die Durchführung der Entscheidungen zu überwachen hatte. Auf lange Zeit hin wirkte das Reichskammergericht segensreich; in seiner letzteren Zeit — es bestand bis 1806 — entsprach es freilich immer weniger den wachsenden Bedürfnissen. Im Jahre 1516 führte Maximilian das Postwesen ein, und gab es dem Fürstenhause Thurn und Taxis in erbliche Verwaltung.

An die Eidgenossen hatte Maximilian die Aufforderung gerichtet, das Reichskammergericht anzuerkennen, den „gemeinen Pfennig" zu zahlen und ihre Verbindung mit Frankreich zu lösen. Die Eidgenossen, die von den Habsburgern vielfach auf das Aergste bedrängt worden waren, und die bei den Angriffen Karl's des Kühnen auf ihre Selbstständigkeit bei Maximilian's Vater Schutz und Schirm nicht gefunden hatten, weigerten sich, jenen Forderungen nachzukommen. Da rüstete Maximilian und der schwäbische Bund gegen sie (1499). Es kam zu Kämpfen bei Frastenz und bei Dorneck, und wiederum siegten die Schweizer. Nun schloß Maximilian einen Frieden mit ihnen (1499), der sie von der Erfüllung jener Forderungen lossprach. Damit trennten die Eidgenossen sich von dem deutschen Reichsverbande. Der Hauptgrund zu der beklagenswerthen Trennung lag in dem Verhalten der Vorgänger Maximilian's, namentlich des finsteren Albrecht II. gegen die Eidgenossen.

In Bezug auf die Vergrößerung Oesterreichs kam dem Kaiser das Glück entgegen schon ehe er die Krone trug. Er gewann sich

die Liebe der Tochter Karl des Kühnen, der reichen Erbin der Niederlande. Nach fünfjähriger glücklicher Ehe mit Maximilian starb sie in Folge eines Sturzes mit dem Pferde auf der Reiherjagd. Sie hinterließ einen Sohn, Philipp. Für diesen Sohn warb Maximilian später mit Erfolg um die Hand Johanna's, der Erbin Spaniens, Tochter Ferdinand's von Arragonien und Isabella's von Kastilien, ja es gelang ihm sogar eine Wechselheirath seiner beiden Enkel mit zwei Kindern Wladislaw's, des Königs von Ungarn und Böhmen, einzuleiten und dadurch die Vereinigung Ungarns und Böhmens (zu dem damals auch Mähren, Schlesien und die Lausitzen gehörten) mit Oesterreich vorzubereiten. Ueber den Umfang der Macht des Hauses Habsburgs, zu der namentlich Maximilian den Grund legte, wird bei Vorführung seines Enkels Karl (Karl V.) Näheres zu sagen sein.

In die Regierungszeit Maximilian's fällt der Heldenkampf der Dithmarschen. Maximilian's Vater hatte das Land der Dithmarschen an den König Christian von Dänemark zu Lehen gegeben. Dessen Sohn, König Johann, drang, da die Bevölkerung sich der Dänenherrschaft nicht fügen wollte, im Jahre 1500 in das Land ein. Außer seinem Dänenheer führte er eine 6000 Mann starke, die „schwarze Garde" benannte Schaar mit sich. Sie bestand aus hergelaufenen wilden Gesellen, deren verwegener Anführer sich vermessen hatte, jedes Land zu bezwingen, so es nicht im Himmel liege. Der Dänenkönig hoffte, die durch so große Uebermacht Bedrohten würden ihm Abgesandte entgegen senden und um Gnade flehen. Es geschah dies nicht; dagegen hielten die Dithmarschen einen Bußtag, nahmen das Abendmahl und bereiteten sich zum Kampfe vor. Ein tapferer Mann, Wolf Isenbrand, warf eine Schanze auf, zu deren Vertheidigung er sich mit 300 Mann aufstellte. Da kommen in langen Reihen die Dänen herzu, voran die wüsten Gesellen aus aller Herren Ländern. Aber schon haben die Bauern die Schleusen geöffnet, und zur Rechten wie zur Linken beginnt ein Feind gegen die Dänen sich auszubreiten, dessen Macht sie erst während des Kampfes mit den Dithmarschen sollten kennen lernen. Frechen Uebermuths brüllt das fahrende Gesindel: „Wehr' dich, Bauer, die Garde kommt!" — Wie bald aber wandelte sich der Uebermuth in Schrecken! Der riesengroße Anführer, Junker Schlenz, ist einer der Ersten, die den gewaltigen Streichen der Bauern erliegen. Nun riefen die Bauern: „Wehr' dich, Garde, der Bauer kommt!" — Das Gesindel beginnt zu weichen, die Dänen dahinter vernehmen das Brausen der Schleusen und werden stutzig. Desto muthiger setzen die Dithmarschen den Kampf fort. Eine

Jungfrau aus Hogenwoden trägt ihnen das Banner voran. Endlich beginnen auch die Dänen zu weichen. Aber es werden nicht sogleich die Ausgänge gefunden, die von den Wasserfluten noch frei sind. In grenzenloser Verwirrung eilen die Fliehenden bald hierher, bald dorthin. Mit Noth entrann der König, Tausende der Feinde fielen, unter ihnen viele Grafen und Herren.

Im Jahre 1518 hielt Maximilian seinen letzten Reichstag ab. Auf der Rückreise erkrankte er. Seinen Sarg hatte er seit längerer Zeit auf Reisen stets mit sich geführt. Doch war dies keineswegs ein Zeichen dafür, daß sein fröhlicher Sinn ihn verlassen habe. Er scherzte, wie sonst, wo die Gelegenheit dazu sich darbot. Einen Dichter, der ihn in überschwenglicher Weise pries, unterbrach er mit den Worten: „Lieber Gesell, du kennst wohl mich und die anderen Fürsten nicht recht?" Bemerkenswerth ist eine andere Aeußerung aus dieser Zeit. Vorhergeschickt sei, daß zu Maximilian's Lieblingsbeschäftigungen die Gemsenjagd gehörte, und daß der um diese Zeit regierende Papst Julius II. mit Recht der Trunksucht beschuldigt wurde. Auf Beides anspielend, äußerte Maximilian: „Wie gut ist's doch, daß Gott die Welt selber regiert; denn mit seinen beiden Statthaltern, einem armen Gemssteiger und einem trunknen Pfaffen, ist sie gar übel bestellt!" — Der 12. Januar 1519 ist der Todestag Maximilian's. Zu den sein Sterbelager umstehenden Freunden und Dienern sagte er: „Was weinet ihr? Daß ihr einen Sterblichen sterben sehet? Darüber mögen Weiber, nicht Männer weinen!" Er faltete darauf die Hände und starb im Gebet.

# Andere europäische Staaten.

## Frankreich.

Oben (S. 230) wurde erzählt, daß in Frankreich die Capetinger zur Herrschaft gekommen waren. Wie es in Deutschland geschehen, kamen die Kreuzzüge den französischen Städten, die unter den Gewaltthaten des Adels lange Zeit viel zu leiden gehabt hatten, ebenfalls mittelbar zu Gute. Ihre Selbstständigkeit entwickelte sich von der Zeit an, in der ihnen Ludwig VI. (1108—1137) für Geld Freiheitsbriefe gab. So begann sich nun auch in Frankreich ein dritter Stand zu bilden. Der Sohn und Nachfolger Ludwig VII. war vermählt mit Eleonore, der Erbin von Guienna und Poitou. Diese führte einen so ausschweifenden Lebenswandel, daß ihr Gemahl sich von ihr scheiden ließ, worauf sie sich mit Heinrich Plantagenet, dem Herzog der Normandie, vermählte und ihm, der bereits Anjou, Maine und Touraine besaß, nun auch noch ihre obengenannten Erbgebiete zubrachte. Heinrich Plantagenet bestieg 1154 den englischen Königsthron. In Bezug auf die Gebiete, die er in Frankreich besaß, hatte er die Oberherrschaft der Krone Frankreichs anzuerkennen; aber da sein Besitzthum auf französischer Seite mehr als noch einmal so groß war, als das des Königs von Frankreich, so ließ sich voraussehen, daß es über Kurz oder Lang zu kriegerischen Verwicklungen zwischen Frankreich und England kommen werde. Schon der Nachfolger Ludwig VII., Philipp II. (1180—1223), dem seine Schmeichler den Beinamen Augustus gaben, begann den Krieg gegen England, um die bezeichneten Gebiete auf französischer Seite an sich zu reißen. Die Art, wie er sich das zur Kriegsführung nothwendige Geld verschaffte, zeigte, in wie hohem Maße er herzlos und gewissenlos war. Er raubte den Juden, die er erbarmungslos zum Lande hinaustreiben ließ, alle ihre Habe; wer ihnen etwas schuldete, hatte an die königlichen Kasse ein Fünftel der Schuld zu zahlen, womit letztere gänzlich

getilgt war. Nun begann Philipp August den Krieg gegen Heinrich II. von England. Ehe es zu einem durchgreifenden Waffenerfolge gekommen war, ward Europa durch die Kunde erschreckt, Jerusalem sei von Saladin erobert worden. Da vertagten die beiden Könige ihren Streit, um Theil nehmen zu können an dem (dritten) Kreuzzuge (S. 337 und 341). Nach Beendigung desselben hob der Krieg zwischen Frankreich und England von Neuem an, und der Erfolg war, daß England die meisten seiner Besitzungen auf französischer Seite verlor. Um seine persönliche Macht zu mehren, gab Philipp August die eroberten Gebiete nicht als Lehen aus. Dadurch und durch Begünstigung der Städte wurden die französischen Vasallen machtlos der Krone gegenüber. Unter Philipp August hob der grauenvolle Vertilgungskrieg gegen die Albigenser und Waldenser an (S. 383); unter Jenes Nachfolger Ludwig VIII., der den Verfolgungskrieg gegen die „Ketzer" fortsetzte und ihn beendete, wurden die Inquisitionstribunale eingesetzt (S. 384). Ludwig VIII. starb, als sein ältester Sohn Ludwig 12 Jahr alt war, und es wurde nun der Königin Blanca die vormundschaftliche Regierung übertragen. Ludwig IX. (1226—1270) war ein gerechter, frommer und tapferer Fürst. Er war es, der den Antrag des Papstes Urban IV., Neapel und Sicilien dem Hohenstaufenstamme zu entreißen, mit Abscheu von sich wies, während sein Bruder, Karl von Anjou, nicht zögerte, die Hand nach fremdem Gut auszustrecken und einen schmachvollen Handel mit dem Papst einzugehen (S. 377). Zwischen Ludwig IX. und dem Könige Heinrich III. von England kam der Vergleich von Abbeville (1259) zu Stande. Es wurde an England ein Theil der von Philipp August eroberten Gebiete zurückgegeben, wogegen England an Frankreich eine bedeutende Geldzahlung leistete. Philipp August hatte für die sechs vornehmsten geistlichen und die sechs vornehmsten weltlichen Lehnsträger des Reiches den Titel Pair (pares) geschaffen. König Heinrich III. von England verstand sich dazu, seinem Königstitel den „Pair von Frankreich" hinzuzufügen und als Herzog von Guienne dem Könige von Frankreich den Huldigungseid zu leisten. Weil Ludwig ein Mann aufrichtiger Frömmigkeit war, überwachte er mit großer Aufmerksamkeit die päpstlichen Bestrebungen und führte ein Gesetz ein, das der Einmischung von geistlicher Seite bei Wahlen und den Gelderpressungen unter kirchlichem Deckmantel Schranken setzte. Von ihm wurden die beiden letzten Kreuzzüge ausgeführt. Auf dem letzten dieser Züge wandte er sich (auf den Rath seines Bruders Karl von Anjou, Königs von Neapel und Sicilien,) zu seinem Unheil zuerst

gegen den Herrscher von Tunis. Als er in Tunis landete, raffte ihn eine pestartige Krankheit hinweg. Zu seinen Lebzeiten erhielt er den Beinamen „der Fromme," später ward er in Rom unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Unter seinem Nachfolger Philipp III. (1270—1285) fielen Poitou und Toulouse der Krone Frankreich zu. Einen neuen Zuwachs an Landgebiet gewann Frankreich unter der Regierung Philipp's IV. (1285—1314), der den Beinamen „der Schöne" führte. Seine Gemahlin brachte ihm als Erbgut das Königreich Navarra und die Grafschaft Champagne und Brie. Er, ein gewaltthätiger Mann, dem kein Recht heilig war, steuerte dem Ziel des absoluten Königthums zu, das später in Frankreich zum Unheil für Volk und Herrscher erreicht ward. Ein Lieblingswunsch von ihm war es, Guienne, das in dem Vergleiche von Abbeville England zugesprochen worden war, wieder an Frankreich zu bringen. Um dieses Ziel zu erreichen, zettelte er einen Krieg mit England an, in den er den deutschen König Adolf von Nassau verwickelte, um ihn hinterher zu betrügen. Er vermochte den Herzog Odo von Burgund, mit ihm einen Vertrag zu schließen, demzufolge das Herzogthum, das bisher ein deutsches Lehen war, unter französische Oberhoheit kommen sollte. Den Grafen Veit von Flandern, der auf Seiten Englands gestanden hatte, vertrieb er und erkärte das Land als zu Frankreich gehörig. Als der Papst Bonifacius VIII. sich in die Kriegshändel gemischt, von Philipp Rückweisung empfangen und aus Zorn darüber der französischen Geistlichkeit verboten hatte, an den König Abgaben zu entrichten, untersagte Philipp jegliche Sendung von Gold und Kostbarkeiten nach Rom. Das Ausbleiben der gewohnten reichen Zuflüsse aus Frankreich brachte den Papst bald in bittere Verlegenheit, und er suchte den König dadurch zu versöhnen, daß er den Großvater desselben heilig sprach. Dies milderte die Gegnerschaft zwischen Papst und König in etwas, beseitigte sie aber nicht gänzlich, da hier wie dort die Forderungen der Herrschsucht sich immer wieder Bahn brachen. Es kam so weit, daß Philipp den Papst, als dieser sich in Anagni befand, durch Truppen, die im Geheimen geworben worden waren, verhaften ließ. Nach einigen Tagen befreit, starb der Papst an den Folgen der Aufregung. Philipp wußte es zu bewirken, daß der ihm gänzlich ergebene Erzbischof von Bordeaux, Bertrand du Gott, zum Papst erwählt ward. Derselbe — er nannte sich Clemens V. — verlegte seinen Sitz nach Avignon. Eine Plünderung der Juden war auch von diesem Könige ausgeführt worden. Als die geraubten Gelder verwirthschaftet waren, gedachte der König die Truhen der

Tempelherren zu leeren, und der Papst verstand sich dazu, ihm bei diesem Raube behülflich zu sein. Der Sache einen guten Schein zu geben, war leicht, weil von einzelnen Mitgliedern des sehr reich gewordenen Ordens nicht zu billigende Handlungen verübt worden waren. Darauf hin wurde eins der blutigsten Schauspiele eröffnet, von denen die Völkergeschichte berichtet. O, wie viel unschuldiges Blut hat der „heilige" Boden Frankreichs schon getrunken! — Der Papst gab sich dem Könige zum Henker her. Mit einer Lüge ward das Vertilgungs- und Raubwerk begonnen, indem der Papst den Großmeister und die Häupter des Ordens, angeblich wegen eines zu unternehmenden Kreuzzuges, nach Frankreich berief. Sie wurden verhaftet, erdichteter Unthaten und gefährlicher Lehren angeklagt, gefoltert und darnach, 54 an der Zahl, bei Paris „langsam" verbrannt. In demselben Jahre (1312) sprach der Papst durch eine Bulle die Aufhebung des Ordens aus. Nun ward bestimmt, daß die Güter des Ordens an den Johanniter-Orden fallen sollten. Inzwischen aber hatte der König die Verwaltung derselben in der Hand gehabt und sie dermaßen mit Schulden belastet, daß er den wirklichen, der Johanniter-Orden den scheinbaren Vortheil von der Sache hatte. In dem von Philipp eroberten Flandern trieben die rohen Gewaltthätigkeiten französischer Beamten und Soldaten zur Empörung. 3000 Franzosen wurden zu Brügge niedergemacht, ein französisches Heer darauf geschlagen, wonach Philipp sich dazu verstehen mußte, den Sohn des von ihm vertriebenen Grafen Veit mit Flandern zu belehnen. Auch in Guienne vermochte er nicht sich zu behaupten. Um seine Gewalt zu vermehren, verstärkte er fortgesetzt sein Beamtenheer, und da das den Juden und den Tempelherren abgenommene Geld zur Durchführung seiner Pläne nicht ausreichte, griff er mehrmals zu dem Mittel der Münzverfälschung. Auf dem Scheiterhaufen hatte der Großmeister der Tempelherren vor Gott und Menschen seine Unschuld betheuert und seine ungerechten Ankläger und Richter vor den Richterstuhl Gottes geladen. Beide, der König und der Papst, starben im Jahre 1314. — Als Philipp's Sohn, Ludwig X. (1314—1316), den Thron bestieg, drohete eine Empörung auszubrechen. Ludwig gab dem Ingrimme des Volkes den Finanzminister zum Opfer, der doch nur ausgeführt hatte, was ihm von dem Könige Philipp befohlen worden war; er ließ Jenen hinrichten. Sein Vater hatte den Juden ihr Eigenthum genommen und sie darauf vertrieben; Ludwig gestattete ihnen für eine bedeutende Geldzahlung die Rückkehr. Ihm folgten im Herrscheramte seine beiden Brüder, Philipp V., der von

1316—1322 und Karl IV., der von 1322—1328 regierte. Mit Karl starb die erste Linie des capetingischen Mannesstammes aus, und es gelangte die zweite Linie desselben, das Haus Valois, zur Herrschaft über Frankreich. Der erste Fürst dieses Hauses, das von 1328 bis 1489 regierte, war Philipp VI., der Sohn des Bruders Philipp IV.

## England.

Wie oben (S. 289) erzählt ward, hatte Wilhelm der Eroberer drei Söhne hinterlassen. Der älteste Sohn, Robert, erhielt die Normandie und die Grafschaft Maine, der zweite, Wilhelm, das Königreich England, der dritte, Heinrich, das Erbgut der Mutter und eine ansehnliche Summe Geldes. Alles meinte der Vater wohlgeordnet zu haben, allein die Söhne handelten nicht nach seinem Sinne und Geiste. Robert, der sich auf das Recht seiner Erstgeburt berief, machte mehrfache, aber vergebliche Anstrengungen, seinen Bruder, den König Wilhelm II. (1087—1100), von dem englischen Throne zu verdrängen. Als darnach Peter von Amiens den Kreuzzug predigte, beschloß auch Robert an demselben Theil zu nehmen, und er verpfändete, um Mittel zur Kriegführung zu gewinnen, seinem Bruder die Normandie auf 5 Jahre für 10,000 Mark. Wir finden ihn unter den Führern, die in Gemeinschaft mit Gottfried von Bouillon im Jahre 1096 den Zug nach dem Morgenlande antraten (S. 301). Als König Wilhelm II. einer Verwundung erlag, die er sich auf der Jagd zugezogen hatte, bemächtigte sich sein jüngerer Bruder, Heinrich, des Thrones, auf den doch offenbar der ältere Bruder, der zur Zeit im Morgenlande kämpfende Herzog Robert, nähere Ansprüche hatte. Da Heinrich befürchtete, daß sein Bruder bei seiner Rückkehr für sein Recht zum Schwert greifen würde, suchte er die Häupter des Adels und der Geistlichkeit für sich günstig zu stimmen. Er stellte ihnen einen Freiheitsbrief aus, der die von seinem Vater eingeführte strenge Lehnsverfassung milderte. Als nun sein Bruder Robert aus dem heiligen Lande zurückkam und, wie vorausgesehen war, Anspruch auf die Krone Englands erhob, nahm die Geistlichkeit sich des Königs Heinrich an, und es gelang ihr, eine Versöhnung der Brüder zu Stande zu bringen. Heinrich trauete dennoch dem Bruder nicht. Er überfiel ihn, nahm ihn gefangen, und Robert blieb bis zu seinem Tode (28 Jahre lang) im Kerker. Auf Heinrich I., der von 1100 bis 1135 regierte, folgte Stephan I., der, um sich zu halten, die Rechte

des Adels und der Geistlichkeit noch mehr erweiterte. Es hatte dies zur Folge, daß das Fehdewesen überall im Lande ausbrach, welchem erst durch Heinrich II. (1154—1189) gesteuert ward. Mit Heinrich II. war, wie oben (S. 425) erzählt wurde, das Haus Anjou oder Plantagenet auf den englischen Thron gekommen. Er zerstörte eine Zahl von Raubburgen und schränkte die dem Adel und der Geistlichkeit verliehenen Rechte, weil dieselben zu Mißbrauch und Verwirrung Anlaß gegeben hatten, wieder ein. In heftiger Weise widersetzte sich ihm sein vormaliger Kanzler und Freund, der Erzbischof Thomas Becket von Canterbury. Derselbe wurde von vier Dienstmannen des Königs vor dem Altar erschlagen. Heinrich II. war an dem Morde gänzlich unbetheiligt; da aber der ihm längst grollende Papst ihn mit dem Bann bedrohte, zeigte er sich zu einem Sühnacte bereit. Es sollte derselbe darin bestehen, daß der König zum Grabe des heilig gesprochenen Erzbischofs pilgere und sich daselbst einer harten Geißelung unterziehe. Durch den angedrohten Bann allein hätte er sich dazu wohl nicht bewegen lassen. Ihn aber belastete um diese Zeit ein unermeßlich schwerer Kummer. Seine Söhne hatten sich gegen ihn empört, und die Königin war die Urheberin dieses Unheils. Die Empörer gegen den eigenen Vater wurden durch Geld abgefunden. Zwei der Söhne starben vor dem Vater, von den beiden anderen, Richard Löwenherz und Johann, war oben (S. 347—348) schon die Rede. Richard Löwenherz folgte seinem Vater im Jahre 1180 in der Regierung, und es bemächtigte sich während seiner Abwesenheit sein Bruder Johann des Thrones. Als Richard zurückkehrte, unterwarf sich ihm Johann; Richard wurde 1199 durch einen Pfeilschuß getödtet, den er bei der Belagerung einer Burg empfing. Wiederum bemächtigte sich Johann der Herrschaft, und zwar wiederum gegen alles Recht, da der Sohn des älteren Bruders, Graf Arthur von Bretagne, der nächste Thronerbe war. Diesen ließ Johann gefangen nehmen und nach Rouen führen. Man vernahm seitdem nichts mehr von ihm, und es entstand allgemach die Meinung, daß Johann ihn habe heimlich aus dem Wege räumen lassen. Philipp August forderte den König Johann auf, ihm als seinem Vasallen zu huldigen, und da Letzterer dieser Forderung nicht nachkam, besetzte Philipp August die englischen Gebiete auf französischer Seite (S. 425). Forderungen des Papstes, Innocenz' III., die sich auf die Wahl eines Erzbischofs bezogen, wies Johann mit Heftigkeit ab, Botschafter, die der Papst ihm sandte, wurden in beschimpfender Weise vertrieben. Da belegte Innocenz das Land mit dem Interdict. Der Papst hatte

einen mächtigen Bundesgenossen in England: die Ueberzeugung der Mehrzahl des Volkes, Johann trage die Krone nicht rechtmäßig, ja er habe, um sich in der Macht zu behalten, seine Hand mit Blut befleckt. Johann ging auf dem Wege der Gewaltthätigkeit weiter. Er umgab sich mit einer starken Wache, zog die Güter des Klerus ein, vertrieb die Priester und nahm den Vasallen, denen er mißtrauete, die Kinder weg, um sie als Geißeln festzuhalten. Alles dies verschlimmerte seine Lage. Nun schleuderte der Papst seinen Bannstrahl auf ihn, entband alle Unterthanen ihres Eides und forderte den König Philipp August von Frankreich auf, den ruchlosen Tyrannen zu vertreiben. Nicht um des Papstes willen, sondern um sich zu bereichern, begann Philipp August sofort zu rüsten. Johann sammelte mit höchster Anstrengung ein Heer; aber er erkannte nun, daß er den feindseligen Mächten, die sich innerhalb des Landes und von außen her gegen ihn erhoben, nicht gewachsen sei. Dabei erwachten die Furien des Gewissens in ihm, und wir sehen nun den bis dahin Hochfahrenden dem Papst demüthig zu Füßen sinken. Er erklärte sich zur Buße bereit, und dem Papste ward nun die Genugthuung, sich von dem Könige als Oberherrn im weitesten Sinne des Wortes anerkannt zu sehen. Nun wurde im Angesichte der Welt ein Schauspiel aufgeführt, wie die Herrscher Roms es sich nicht besser wünschen konnten. Im Dome zu Dover saß der päpstliche Legat Pandolfo, Johann, gebeugt sich Jenem nahend, sank auf seine Kniee vor ihm nieder, legte ihm Krone und Scepter zu Füßen und empfing darauf, nachdem er die Zusage gemacht, eines Jahrestribut von 10,000 Mark an Rom zu zahlen, das Königreich als Lehen des Papstes zurück. Des Papstes Triumph war vollkommen. Nun ward dem Könige Philipp August die Weisung von Rom, aller Feindseligkeiten gegen den wieder zu Gnaden aufgenommenen König Johann sich zu enthalten. Philipp August beachtete jedoch diese Weisung nicht, und es kam zu einem Kampfe, in dem die Waffen Frankreichs siegreich waren, und der zu einem England nachtheiligen Waffenstillstande führte. Dadurch stieg die Erbitterung des Volkes gegen Johann, der sich durch seine Demüthigung vor Rom schon genugsam mit Schmach beladen hatte. Diese Stimmung benutzten die mächtigsten der weltlichen und geistlichen Würdenträger Englands, von dem Könige zur Sicherung schon früher verheißener aber nicht gehaltener Rechte die Ausstellung eines großen Freiheitsbriefes (magna charta libertatum) zu verlangen. Es kam zum Bürgerkrieg, und Johann nahm nicht Anstand, seinen geistlichen Oberlehnsherrn in Rom um Beistand gegen die aufsässigen Barone

seines Reiches anzurufen. Der Papst, der sie nicht lange zuvor selbst zur Empörung gegen Johann aufgerufen hatte, verdammte jetzt ihre Auflehnung. Sie aber beachteten weder seine Bedrohung, noch wollten sie etwas von einer Vermittelung Roms wissen, und Johann mußte sich (1215) dazu verstehen, jenen geforderten berühmten Freiheitsbrief auszustellen, der die Grundlage der englischen Verfassung geworden ist. So ging aus dem Handel, in dem der spottweise „Johann ohne Land" benannte König Schmach und Schande einerntete, ein Segen für das englische Volk hervor. „Der König versprach in dieser Urkunde für sich und seine Nachkommen, daß er allen Eingriffen in das bestehende Recht entsage und das in den angelsächsischen und normannischen Gewohnheiten begründete System der Regierung und Rechtspflege auf's Neue in Kraft und Wirksamkeit setzen wolle. Die Steuern wurden genau bestimmt, für jede außerordentliche Erhebung die Zustimmung eines Parlaments, einer aus den Baronen und der hohen Geistlichkeit zusammengesetzten Versammlung, verordnet, die Freiheit die Handels ausgesprochen, willkürliche Verhaftungen und Gütereinziehungen als unstatthaft erklärt, das Gerichtswesen auf der alten Grundlage neu geordnet. Ein freier Mann sollte fortan nur von seines Gleichen gerichtet werden. Die Forsten und Wasser sollten frei sein. Um die Versuchung zur Verletzung dieses Freiheitsbriefes fern zu halten, war dem Könige die Verpflichtung auferlegt, alle ausländischen Diener und Beamten und auch seine fremden Feldtruppen zu entlassen. Die Barone ernannten aus ihrer Mitte einen beständigen Ausschuß von 25 Mitgliedern, welcher bei etwaiger Verletzung der Magna Charta den König und die Beamten verwarnen und im Falle verweigerter Abstellung auf jede Weise, nur nicht mit Verletzung der Person des Regenten oder der Familienglieder desselben, Abhülfe erzwingen sollte." So der wesentliche Inhalt des nicht nur für England, sondern auch für andere Staaten Europas hochwichtigen Freiheitsbriefes. Johann hatte feierlich gelobt, ihn zu halten. Aber was galt einem Tyrannen ein Gelöbniß, das er Menschen gethan, der Gott gegenüber so schwer gefrevelt hatte! Mit dem Schwur auf den Lippen dachte er schon an Abwerfung des Zügels, der seiner Tyrannei angelegt worden war. Er bat im Geheimen den Papst: erlöse mich von dem Zwang! Bereitwillig ward ihm aus Rom Hülfe zugesagt. Er, der den Forderungen Roms gegenüber des Landes Ehre preisgegeben und sich zur Zahlung eines Jahrestributs verpflichtet hatte, war jetzt der liebe Sohn des Papstes. Und was geschah nun? Der Papst erklärte den Schutz und Wall

den die Vasallen Englands sich zu nothwendiger Sicherheit errichtet hatten, die Magna Charta, für null und nichtig und bedrohte die Vertheidiger derselben mit Acht und Bann! — Auf diese Schandthat hatte, wie oben (S. 361) erzählt wurde, der edle Hohenstaufe, Friedrich II., hingewiesen. Die englischen Barone geriethen jedoch weder vor den geistlichen Waffen, die der Papst gegen sie erhob, noch vor den weltlichen, zu denen der eidbrüchige und ehrlose Johann griff, in Furcht. Er brach in die Hauptbesitzungen seiner Gegner ein und verwüstete sie mit Feuer und Schwert. Die Barone vereinten sich zu männlicher Abwehr. Zugleich baten sie Philipp August um Beistand und boten ihm den englischen Thron für seinen Sohn Ludwig an. Es gereichte England zum Heil, daß die französische Hülfe nicht nothwendig ward. Johann starb auf der Flucht, und die englischen Barone sicherten nun dem ältesten Sohne Johann's, dem zehnjährigen Heinrich, das Thronrecht und setzten zur Führung der vormundschaftlichen Regierung den Grafen Wilhelm von Pemproke ein. Heinrich III. (1216—1272) glich an wankelmüthiger und tyrannischer Gesinnung seinem Vater. Er zog Tausende von Franzosen ins Land und gab ihnen Güter und einflußreiche Stellungen. Der Papst begnügte sich mit dem Jahrestribut, den er als Lehnsherr empfing, nicht; Ablaß- und Pfründengelder wanderten in steigendem Maße nach Rom. Dabei führte der König einen außerordentlich verschwenderischen Hofhalt. Die Stände verwarfen endlich die Vorlage, welche Ausschreibung neuer Steuern verlangte. Die Unzufriedenheit wuchs, es drohte ein Aufstand auszubrechen. Die Lage ward für den König so gefahrdrohend, daß es ihm bedenklich erscheinen mußte, zur Gewalt zu greifen. Er heuchelte deshalb Bedauern über die seiner Regierung zum Vorwurf gemachten Ungehörigkeiten, gelobte Abstellung derselben, bestätigte von Neuem in feierlicher Weise die Magna Charta, brach aber, als die Verhältnisse sich günstig für ihn gestaltet hatten, eben so gewissenlos sein Wort, wie es seiner Zeit von seinem Vater geschehen war. In der Absicht, das absolute Regiment wieder herzustellen, griff er zu den Waffen, es entbrannte der Bürgerkrieg, und das Ende war, daß der König gefangen genommen und in Folge dessen genöthigt ward, den Freiheitsbrief noch zu erweitern. Es sollten, ward bestimmt, von jetzt ab außer den Häuptern des Adels und der Geistlichkeit, auch noch aus den Städten und Flecken je zwei Abgeordnete und aus jeder Grafschaft zwei Vertreter der freien Gutsherrn zur Reichsversammlung einberufen werden. — Eduard I., der Sohn Heinrich's III., regierte von 1272—1307. Er wußte die

Stände Schottlands zu vermögen, daß sie die Oberhoheit Englands über Schottland aussprachen. Verwandte des erloschenen Fürstenstammes in Schottland benutzten die nach einiger Zeit entstehende allgemeine Unzufriedenheit, einen Aufstand hervorzurufen. Aus dem Kampfe, der nun anhob, ging Eduard als Sieger hervor. Das aller seiner Rechte beraubte Schottland erhob sich noch einmal und gab sich in seinem Führer Robert Bruce einen König. Während der Kriegsvorbereitungen gegen Schottland starb der König Heinrich. — Sein Sohn und Nachfolger Eduard II. (1307—1327) war ein Wüstling; Günstlinge regierten ihn und das Land. Die Königin Isabella, eine Schwester Königs Karl's IV. von Frankreich, begab sich unter einem Vorwande nach Paris, berief Unzufriedene aus England zu sich und fiel mit Heeresmacht in England ein, um den eigenen Gemahl zu vertreiben. Von dem Volke Englands wurde sie als Befreierin begrüßt, und es bekam ihr Heer, an dessen Spitze sie den Lord Roger Mortimer gestellt hatte, so starken Zulauf, daß der König es gar nicht wagte, an Widerstand zu denken. Er wurde auf der Flucht ergriffen, genöthigt, der Krone zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen, und da er den ihm auferlegten Qualen des Gefängnisses nicht schnell genug erlag, auf Befehl Mortimer's ermordet. Nun regierten die Königin und Mortimer gemeinsam durch einen von ihnen willkürlich zusammen gesetzten Regentschaftsrath. Ein Tyrann war gefallen, die Tyrannei war geblieben und hatte jetzt eine doppelte Vertretung. Als der junge Eduard achtzehn Jahr alt war, bemächtigte er sich an der Spitze einer ihm ergebenen Schaar des Schlosses Nottingham, welches gemeinsam von seiner Mutter, der Königin, und Mortimer bewohnt ward, und hielt die Mutter und den Günstling derselben gefangen. Vom Parlament wurde Mortimer zum Tode durch den Strang verurtheilt, der Königin aber ein abgelegenes Schloß zum Aufenthalte angewiesen, womit ihre Rolle im öffentlichen Leben zum Abschluß gelangt war.

Eduard III. (1327—1377) meinte Ansprüche auf den französischen Thron zu haben, da seine Mutter eine Schwester Karl's IV. von Frankreich und mit dessen Tode, wie oben (S. 429) erzählt wurde, die ältere Linie des capetingischen Fürstenstammes erlosch. Frankreich erkannte jedoch die Ansprüche Eduard's nicht an, und es gelangte daselbst die zweite Linie der Capetinger, das Haus Valois, zur Herrschaft. Der erste französische König aus diesem Hause war Philipp VI., ein Sohn des Bruders des vorigen Königs Philipp's IV. Dies ward Anlaß zu erbitterten, sich durch ein Jahrhundert hin-

ziehenden Kämpfen zwischen England und Frankreich. Da Schottland dem Könige vorerst zu schaffen machte, vertagte er seine auf Frankreich gerichteten Pläne. Im Jahre 1346 hob er den Krieg gegen Frankreich an, landete in der Normandie und drang siegreich bis Paris vor. Als er vernahm, daß Philipp mit einer Heeresmacht von 100,000 Mann gegen ihn, dessen Heer nur 34,000 Mann zählte, herzuziehe, wich er der Uebermacht, mußte aber dem Feinde bei Crecy Stand halten. Es kam zu einem äußerst blutigen Kampfe. An der Spitze der englischen Ritterschaft stand des Königs funfzehnjähriger Sohn, der von seiner schwarzen Rüstung fortan der schwarze Prinz genannt ward. Er verrichtete Wunder der Tapferkeit. Die Engländer erreichten Vortheil auf Vortheil, endlich flohen die Franzosen. Unter den auf französischer Seite Gefallenen befand sich der blinde König Johann von Böhmen, der sich von vier Rittern ins dichteste Gewühl hatte führen lassen, und der den Streichen des Prinzen erlegen war. Den Helmschmuck des Ueberwundenen und seine Schwertdevise „Ich dien'!" nahm der Prinz als sein Wappen an, und es ist dasselbe seither von den erstgeborenen englischen Prinzen (Prinzen von Wales) geführt worden. Nach diesem Siege schritt König Eduard zur Belagerung von Calais und gewann nach elfmonatlicher Belagerung die Stadt, die darauf über 200 Jahre in der Gewalt Englands blieb. Während die englischen Waffen siegreich in Frankreich stritten, fielen die Schotten unter ihrem Könige David Bruce in England ein. Da Gemahl und Sohn fern waren, stellte sich die Königin, die heldenmüthige Philippine von Hennegau, an die Spitze einer eilig zusammengerufenen Heeresmacht, schlug den Feind bei Newcastle auf's Haupt und nahm den Schottenkönig gefangen, der erst nach zehnjähriger Haft für ein Lösegeld von 100,000 Mark freigegeben ward. Bald nach der Niederlage der Franzosen bei Crecy wurden die Völker Europas von jener schrecklichen Krankheit, die der schwarze Tod genannt ward (S. 408), heimgesucht, und es ruheten die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich eine Zeit lang. Der Nachfolger Philipp's, Johann der Gute (1350—1376), fand an dem Könige Karl von Navarra, der Böse genannt, einen erbitterten Feind. Johann der Gute bemächtigte sich Karl's, worauf die Anhänger des Letzteren die Engländer ins Land riefen. Der schwarze Prinz landete mit 12,000 Mann in Frankreich und schlug bei Maupertuis ein 50,000 Mann starkes französisches Heer, wobei der König Johann der Gute und sein Sohn Philipp in englische Gefangenschaft geriethen. Während der vier Jahr dauernden Gefangenschaft Johann's des Guten brachen

arge Verwirrungen in Frankreich aus. Um Geld zur Kriegsführung zu erhalten, waren den Städten mancherlei Zugeständnisse gemacht, dieselben aber hinterher nicht gehalten worden. Die Vertreter der Städte, an deren Spitze der pariser Kaufmann Stephan Marcel stand, begehrten von dem Dauphin Karl, den der gefangene König als Statthalter eingesetzt hatte, jenen Zusagen Geltung zu verschaffen. Widerwillig gab Karl endlich nach; doch mehr noch als ihm mißfielen dem Adel die dem Bürgerstande eingeräumten Freiheiten, und er drang in den Dauphin, dem erzwungenen Zustande durch einen Gewaltstreich ein Ende zu machen. Da der Dauphin in diesem Sinne vorging, kam es zu blutigen Aufständen in Paris. Stephan Marcel gewann große Gewalt. Als er aber mit dem Könige von Navarra eine geheime Verbindung einging, um desto wirksamer gegen den Dauphin, der heimlich die Stadt verlassen hatte, kämpfen zu können, vermeinte die aufgeregte Bürgerschaft darin ein Zeichen zu sehen, daß er von der Adelspartei gewonnen sei, und einer seiner bisherigen Anhänger spaltete ihm den Kopf. Nun hielt der Dauphin seinen Einzug in die Stadt, der Pöbel jauchzte ihm zu und billigte eben so die jetzt von ihm in Ausübung gebrachten Gewaltthätigkeiten, wie er kurz vorher die des Marcel gebilligt hatte. Seitdem der Dauphin sich dafür entschieden hatte, den Forderungen des Adels nachzukommen, waren von ihm zugleich auch die schreiendsten Ausschreitungen gegen den Bauernstand ausgeübt worden. Aerger noch trieb es der Adel. Die Folge war ein Bauernaufstand, die Jacquerie aus dem Grunde genannt, weil, wie gesagt ward, der Bauer von dem Adel mit dem Spottnamen Jacques bon homme, Jacob Einfaltspinsel, belegt worden sei. Auch bei diesen Vorgängen trat ein tiefgehender Characterzug der Franzosen zu Tage. Nirgends waren die „Ketzer" so grausam behandelt worden, als in Frankreich, nirgends hatte der Adel so arge Bedrückungen gegen die Bauern ausgeübt; aber auch nirgends haben die durch den Druck zum Aufstande gebrachten Bauern so kannibalisch gewüthet, wie es in Frankreich geschah. Endlich kam es zu einem Vergleich zwischen dem Könige Eduard von England und dem gefangenen Johann dem Guten (Vertrag zu Bretigny, 1360), demzufolge Johann für eine Summe von 3 Millionen Goldthaler und die Zuerkennung eines ansehnlichen Gebiets an England freigelassen wurde. Er kehrte in die Heimath zurück und gab im folgenden Jahre seinem vierten Sohne Karl dem Kühnen das erledigte Burgund. Johann hatte sein Wort dafür verpfändet, den Vertrag zur Geltung zu bringen. Da aber die Stände dem

Vertrage eine dem Geiste und Sinne desselben nicht entsprechende Deutung gaben, und da auch der zweite Sohn des Königs, der den Engländern als Geißel übergeben worden war, entfloh, war König Johann mit nichten der (vielfach in früherer und späterer Zeit in Frankreich geltend gemachten) Meinung, daß man dem Feinde nicht Wort zu halten brauche; er kehrte vielmehr in die Gefangenschaft zurück und starb daselbst im Jahre darauf (1364).

## Der Kampf der rothen und weißen Rose in England.

Nach Eduard III. gelangte der Sohn des „schwarzen Prinzen," Richard II. (1377—1399) zur Herrschaft. Auch in England brach ein Bauernaufstand aus, an dessen Spitze der Ziegeldecker (Tiler) Watt (daher Watt Tiler genannt) stand. Richard sah sich genöthigt, den Bauern Zugeständnisse zu machen; doch nahm er dieselben später zurück. Sein verschwenderisches Hofleben und seine Nachgiebigkeit den Anmaßungen Frankreichs gegenüber bewirkten, daß er die Zuneigung aller Stände verlor. Dies benutzte der von dem Könige verbannte und seines Erbgutes beraubte Heinrich von Hereford. Er kehrte heimlich nach England zurück, sammelte Unzufriedene um sich, bemächtigte sich des Thrones und überantwortete den gestürzten Herrscher dem Hungertode im Kerker. Heinrich IV. (1399—1413) regierte kraftvoll. Konnte er mit Genugthuung auf seine Unternehmungen blicken, so wurde sein Gemüth verdüstert, so oft er an das zuchtlose Leben seines Sohnes Heinrich gedachte. Als aber Heinrich V. (1413—1422) den Thron bestiegen hatte, erwies er sich von Stund' an wie umgewandelt. Auf dem guten Wege verharrend und in Kämpfen wie in friedlicher Thätigkeit sich auszeichnend, erwarb er sich den Ruhm, den besten Herrschern beigezählt zu werden. Nach seinem frühen Tode führten für seinen Sohn Heinrich VI. (1422 -1471) anfänglich dessen beiden Oheime, der Herzog von Bedford und der Herzog von Glocester, die vormundschaftliche Regierung. Der wieder ausgebrochene Krieg mit Frankreich nahm durch das Auftreten der Jungfrau von Orleans (über die weiter unten Näheres gesagt werden wird) eine für die Engländer so ungünstige Wendung, daß ihnen von ihren Besitzungen auf französischer Seite nur Calais verblieb. Den größten Einfluß auf die Landesangelegenheiten hatten nach der Vermählung des Königs dessen Gemahlin Margaretha von Anjou und der Günstling derselben, der Herzog von Suffolk. Letzteren machte

man verantwortlich für die im letzten Kriege mit Frankreich erlittenen Verluste. Des Verraths angeklagt, traf ihn die Verbannung. Seine Feinde begnügten sich jedoch nicht damit; sie ließen ihn, um ihn für immer unschädlich zu machen, auf dem Schiffe, das ihn hinwegführte, enthaupten. Die allgemeine Unzufriedenheit mit der Herrschaft eines zwar gutmüthigen, aber willensschwachen Königs meinte ein Vetter desselben, der Herzog Richard von York, zu seinen Gunsten ausbeuten zu müssen. Er habe, behauptete er, größere Ansprüche auf den Thron, als Heinrich VI., da dieser von dem dritten Sohne König Eduard's des Dritten, er aber väterlicher Seits von dem vierten, mütterlicher Seits von dem zweiten Sohne dieses Königs abstamme. Er schaarte Kriegsvolk um sich und forderte den Thron für seinen Sohn Eduard. So brach der Krieg um die Krone aus. Das Wappenzeichen des Herzogs von Lancaster (des Vaters Eduard's VI.) war eine rothe, das des Herzogs von York eine weiße Rose. Daher die Bezeichnung des Bürgerkrieges: Kampf der rothen und weißen Rose. Der Herzog Richard von York gewann Vortheile über die Partei der rothen Rose und legte endlich dem Parlament seine Sache zur Entscheidung vor. Dieses, von dem Wunsche beseelt, es möchte der unselige Bürgerkrieg seinen Abschluß finden, suchte beide kriegführende Parteien zu befriedigen. Es entschied: Heinrich VI. bleibt König, dem Herzoge Richard aber wird die Nachfolge gesichert. Das Land hätte jetzt Ruhe gewonnen, wenn die Königin Margaretha nicht gewesen wäre. Sie vermochte sich nicht darüber zufrieden zu geben, daß ihrem Sohne Eduard die Nachfolge entzogen sein sollte, und der Krieg hob von Neuem an. Herzog Richard fiel in einer Schlacht, sein Sohn Eduard aber siegte bei Mortimerscroß und gewann damit die Herrschaft. Eduard IV. (1461—1483) nöthigte die Königin zur Flucht und setzte den König Heinrich VI. gefangen. Undankbarer und unkluger Weise beleidigte er die beiden Männer, denen er zumeist seine Erhebung zu verdanken hatte: seinen Bruder Clarence und den Grafen Warwick. Beide begaben sich zur vertriebenen Königin Margaretha nach Lothringen, und es wurde ein Einfall in England verabredet und darnach auch ausgeführt. Eduard IV. floh, Graf Warwick führte den König Heinrich VI. aus dem Kerker auf den Thron zurück. Da das Parlament aber mit Recht fürchtete, Margaretha möchte wieder einen zu großen Einfluß auf die Regierung gewinnen, erwählte es Clarence und Warwick zu leitenden Ministern. Ein Jahr darauf brach Eduard IV. mit Heeresmacht ins Land, sein Bruder Clarence ging zu ihm über, Graf Warwick verlor gegen ihn eine Schlacht und fiel in derselben, die Königin

aber und ihr Sohn, Prinz Eduard, wurden gefangen genommen. Als Eduard dem Könige eine zu kecke Antwort gab, wurde er von Höflingen niedergestoßen. Andere Mordthaten folgten. Unter den vornehmen Männern, die hingerichtet und deren Güter eingezogen wurden, befand sich auch des Königs Bruder Clarence. Gesagt ward, daß sie ein Bündniß zum Sturz der gegenwärtigen Herrschaft geschlossen hätten; sie waren aber nur die Opfer des Argwohns Eduard's und seiner Gier nach ihren Gütern. Als Eduard IV. starb, hinterließ er zwei Söhne in jugendlichem Alter, Eduard und Richard, und es ward die vormundschaftliche Regierung dem Oheime der Prinzen, dem Herzoge Richard von Glocester, übertragen. Diesen verführte der Glanz der Krone dazu, daß er die Anhänger der Prinzen hinrichten, sie selbst in ihren Betten ersticken ließ. Darauf setzte sich der Verruchte die Krone auf sein Haupt. Dem Geschlecht Tudor, Heinrich von Richmond, war es gelungen, durch die Flucht nach Frankreich für seine Person sich der Ausführung eines auf sein ganzes Geschlecht zielenden Blutbefehls zu entziehen. An ihn, der mütterlicher Seits auch von dem Herzoge von Lancaster abstammte, wandte die in England sich alsbald wieder regende Partei der rothen Rose und forderte ihn auf, den Kampf gegen den Thronräuber Richard anzuheben und Alles daran zu setzen, um sich die Krone zu erstreiten. Er landete in England, empfing den zugesagten Beistand und besiegte den König Richard in der Schlacht von Borworth (1485). Richard war gefallen, Heinrich von Richmond ward zum Könige ausgerufen. Heinrich VII. (1485—1509) vermählte sich mit Elisabeth, einer Tochter Eduard IV., und erreichte damit den Zweck, die Häuser Lancaster und York zu versöhnen und dem Kampfe der rothen und weißen Rose, der dreißig Jahr gewährt hatte, und in dem „achtzig Glieder der königlichen Familie und die Zierden des Adels vom Schwerte gefressen worden waren," ein Ende zu machen.

## Die Jungfrau von Orleans.

Dem französischen Könige Johann dem Guten (S. 435) war Karl V., der Weise (1364—1380), diesem Karl VI. (1380—1422) gefolgt. Der Umstand, daß dieser König in Wahnsinn verfiel, gab Anlaß zu heftigen Parteikämpfen, da verschiedene Häupter danach strebten, die Macht an sich zu reißen. Dies trug mit dazu bei, daß England fortgesetzt bedeutende Waffenerfolge in Frankreich errang.

Als Karl VI. Sohn, Karl VII. (1422—1461), die Herrschaft antrat, besaß er nur geringe Macht. Englands Heere hatten die französische Kriegsmacht bis hinter die Loire zurückgedrängt, Karl dachte schon an Flucht. Da trat ein wunderbares Ereigniß ein, das dem Gange des Krieges eine gänzlich andere Wendung gab. Eine Jungfrau von schöner Gestalt, angethan mit Helm und Rüstung, eine Fahne tragend, auf der das von Lilien umgebene Bild des Heilands prangte, erschien im französischen Lager und begehrte vor den König geführt zu werden. Als es geschehen, kündete sie von Erscheinungen, die sie gehabt, und von ihr gewordenen Offenbarungen, dahin gehend, daß sie von Gott zum Rüstzeug erwählt sei, ihr Vaterland von dem Joche, unter dem es seufze, zu befreien. Die Jungfrau Johanna von Arc (Jeanne d'Arc) war die Tochter eines Landmannes aus dem Dorfe Dom=Remy an der Grenze von Lothringen und der Champagne. Ihr stilles, treues Walten im Hause und auf dem Acker, wie ihr demüthiges und züchtiges Wesen war der Bewohnerschaft des Ortes bekannt, und sie stand bei allen Redlichen hoch in Ehren. Die Kunde von den Niederlagen der vaterländischen Heere hatte sie stiller und in sich gekehrter noch gemacht; plötzlich aber war sie als gottesbegeisterte Prophetin aufgetreten. Niemand in der Heimath jedoch wollte es ihr glauben, daß sie Engel geschaut, und daß an sie der Ruf ergangen sei, den König zum Siege zu führen. Endlich nahm ein Ritter sich ihrer an und geleitete sie in das Lager des Königs. In ihrer zweiten Unterredung sagte sie ihm, Gottes Wille sei es, daß er ausziehe, um das hart belagerte Orleans zu entsetzen, wobei sie die Fahne tragen solle. Rechts= und Gottesgelehrte nahmen sie in ein strenges Verhör, und es zeigten ihre Antworten Einfalt des Herzens und tiefen Sinn. Auf die Frage, in welcher Sprache die Engel, die ihr erschienen, geredet hätten, entgegnete sie dem Fragenden: „Wahrlich in einer besseren, als die ist, in der ihr redet." Einer äußerte, es müßten Aussagen, wie die ihrigen es seien, Beglaubigung durch Wunder und Zeichen haben, wenn man sie für wahr halten solle. Sie entgegnete: „Ich bin nicht gekommen, hier Zeichen zu thun; führet mich aber gen Orleans, dort will ich euch zeigen, warum ich gesandt bin." Einem Mönche, der sie befragte, weshalb sie zur Vertreibung des Feindes Bewaffnete fordere, da doch, wenn sie eine Gottgesandte sei, solcher nicht bedürfe, entgegnete sie: „Die Kriegsleute kämpfen, Gott aber giebt Sieg." In jedem Augenblicke mehr nahm die Zahl derer zu, die ihr Glauben schenkten. Das Heer ward bis auf 7000 Mann gebracht, und an der Spitze dieses Heeres erschien

die Jungfrau, die Männerkleidung angelegt hatte, vor dem vom Feinde belagerten Orleans. Die Engländer erlitten eine Niederlage, verbrannten ihre ihnen noch gebliebenen Schanzwerke und zogen hinweg. Nun verkündete Johanna von Orleans (wie sie nach dem Entsatze der Stadt genannt ward) dem Könige, es sei Gottes Wille, daß er jetzt gen Rheim's ziehe, um daselbst sich krönen zu lassen und die Salbung zu empfangen. Da aber der Feind alle festen Plätze zwischen Orleans und Rheims inne hatte, erschien ein Zug nach letzterer Stadt mit einer Heeresmacht von 7000 Mann als nicht ausführbar. Dennoch setzte die Jungfrau von Orleans ihren Willen durch, und siehe, das Werk gelang. Kam es zum Angriff, so war sie in der Vorderreihe, sie bestieg sogar bei der Eroberung eines festen Platzes die Sturmleiter. Den Franzosen fiel Sieg auf Sieg zu. Die Engländer stießen Verwünschungen gegen die Jungfrau aus, sagten, sie sei eine Hexe, und droheten, falls sie ihnen in die Hände fiele, sie zu verbrennen; aber sie wurden mehr und mehr von Furcht und Schrecken ergriffen, sobald sie vernahmen, daß die Jungfrau sich ihnen nahe. Rheims ward erreicht, die Krönung und Salbung des Königs vollzogen. Nach beendeter Feierlichkeit im Dome nahete sich Johanna dem Könige, kniete vor ihm nieder und bat ihn flehentlich, sie nun nach der Heimath zu entlassen, da eine innere Stimme ihr sage, daß ihre Sendung vollendet sei. Der König willigte nicht ein, und so mußte sie das Heer auch weiterhin begleiten. Von da ab aber handelte sie nicht mehr mit der Unbefangenheit und Sicherheit, wie es bisher geschehen war. Von den Burgundern gefangen (1430), ward sie für eine Summe von 10,000 Livres den Engländern ausgeliefert. Ein Gericht französischer Geistlicher zu Rouen verurtheilte sie als Zauberin zum Tode, worauf die Engländer sie verbrannten. Der Geist aber, den das wunderbare Mädchen in den Franzosen geweckt, wirkte weiter, und es wurden den Engländern nach und nach alle Eroberungen bis auf Calais entrissen.

## Italien.

Es ist oben (S. 391) bereits darauf hingewiesen worden, daß die Kreuzzüge dem europäischen Handel neue Wege erschlossen, und daß namentlich italienische Städte (unter denen in erster Linie Venedig, Genua und Mailand zu nennen sind) durch die neuen Handelsbeziehungen zu großem Reichthum und zu großer Macht gelangten.

Venedig nahm lange Zeit die erste Stelle ein. Aber indem es reicher und mächtiger ward, sank seine Freiheit im Innern. In älterer Zeit ruhete der Schwerpunkt der gesetzgebenden Gewalt in den Volksversammlungen. Was die Bürgerschaft beschloß, hatte der an der Spitze der Republik stehende Doge auszuführen. Weiterhin wurden aus der Bürgerschaft 450 Vertreter (der große Rath) gewählt und dem Dogen noch sechs Räthe (der kleine Rath, Signoria) zur Seite gegeben. Der Kreis der Personen, aus denen man die höchsten obrigkeitlichen Personen der Stadt erwählte, wurde fortgesetzt enger gezogen; endlich wurde das Recht der Mitgliedschaft auf eine kleine Zahl reicher Familien (Nobili) beschränkt. Der Versuch eines Theils der Bürgerschaft, diese Art von Tyrannei, die unter republikanischer Form sich eingeschlichen hatte, zu beseitigen, mißlang, die bedrohten Nobili setzten zu ihrem Schutze ein Inquisitionsgericht aus Mitgliedern ihrer Partei zusammen, denen Recht über Leben und Tod der Bürger eingeräumt ward, und diese Inquisitionsrichter wiederum wählten — zur Ueberwachung der Gesinnung — einen Ausschuß, über dessen Zusammensetzung nach Zahl und Personen die Bürgerschaft im Dunkel gelassen wurde. Da die Ausschußmitglieder sich auch noch geheime Angeber in Sold nahmen, wagten es je länger, je weniger die Bürger, irgend welche Unzufriedenheit über Maßnahmen der Obrigkeit öffentlich erkennen zu geben, oder auch nur (da ja jede Aeußerung absichtlich oder unabsichtlich mißdeutet werden konnte) über Staatsangelegenheiten sich auszulassen. Man ging auf der Bahn der Tyrannei noch weiter! Es wurden — zur Entgegennahme von Anzeigen Namenloser — Behältnisse in Form von geöffneten Löwenrachen an den Dogenpalast und an anderen Gebäuden angebracht. Welch' eine Schule zur Erzeugung verruchter Gesinnung! Wie viele Unschuldige, deren Beseitigung Angebern aus besonderen Gründen erwünscht war, verfielen dem Gericht, und wie viele von ihnen gestanden unter Folterqualen Alles, was man zu wissen begehrte! Die Kerker befanden sich in dem obersten Stockwerke des Gerichtshauses, die Dachbekleidung bestand aus Blei. In diesen Bleikammern stieg die Sommerhitze nicht selten zu einer solchen Höhe, daß die Gefangenen in Wahnsinn verfielen. Die Bürger fühlten sich von einer geheimen furchtbaren Macht umgeben, die ihr Geschick, ihr Wohl und Wehe in der Hand hielt. Verschwand Einer oder der Andere plötzlich aus ihrer Mitte — Niemand wagte es, nach ihm zu fragen, oder auch nur seinen Namen zu nennen! — So war in Betreff von Staatsangelegenheiten der Bürgerschaft der

Mund verschlossen, und da das Staatswohl kein Gegenstand der Berathung sein durfte, und offenes und vertrauungsvolles Wesen vernichtet wurde, so mußte schon aus dem Grunde der Volksgeist mehr und mehr verkommen. Doch wirkten zu diesem Ergebniß auch noch andere Umstände. In dem Maße die politische Freiheit beschränkt war, in dem Maße ungebunden durften sich die Bürger im Uebrigen ergehen. An Lustbarkeiten, durch die das Sittenleben geschädigt ward, war kein Mangel. Die Obrigkeit sorgte selbst für öffentliche Lustbarkeiten. Sie war ferner darauf bedacht, durch kriegerische Thätigkeit nach außen Erfolge zu erstreiten, die die Bürgerschaft mit Stolz erfüllten. In gleichem Sinne suchte man auch durch Anlage prächtiger Bauwerke zu wirken. In der That wurden ihrer Zeit der Dogenpalast, der Marcusdom, die Rialtobrücke und andere großartige Bauwerke Venedigs den Weltwundern zugerechnet. Venedig gewann in Italien und außerhalb Italiens größere und kleinere Landgebiete, Handelsplätze besaß es auf vielen Orten, eine mächtige Flotte unterstützte seine Unternehmungen. Seine bedeutendste Nebenbuhlerin war ihm Genua, mit dem es harte Kriege zu bestehen hatte, und das ihm auch schließlich im Morgenlande empfindlichen Schaden zufügte. Was es im Auslande verlor, suchte es in Italien zu ersetzen, und es gelang ihm, Gewalt über Verona, Padua, Brescia und andere Städte Ober-Italiens zu gewinnen. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts schloß der Papst Julius II. einen Bund mit Ludwig XII. von Frankreich, Ferdinand dem Katholischen von Aragonien und dem Kaiser Maximilian I. zu dem Zwecke, das Landgebiet Venedigs zu theilen. Durch kluge Verhandlungen gelang es jedoch dem Dogen, die Gefahr zu beschwören. Weiterhin ging es mit der Macht der Republik Venedig in dem Maße zurück, als das osmanische Reich an Umfang zunahm. Als seinen Rückgang beschleunigend ist die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien anzusehen. Der wachsende Handel hatte Venedig reich und groß gemacht: mit der Schwächung des Handels versiegte seine Kraft.

Genua war die Nebenbuhlerin Venedigs. Wie dieses lange Zeit vorherrschend den östlichen, so betrieb Genua vorherrschend den westlichen Handel des mittelländischen Meeres. Als Genua sich aber mächtig genug fühlte, suchte es, wie oben schon bemerkt wurde, ebenfalls im ausgiebigeren Morgenlande Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Es führte dies zu blutigen Kämpfen mit Venedig. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war Pisa von Genua überwältigt und ihm Corsika und Sardinien genommen worden. Auf dem Festlande Italiens

besaß Genua zur Zeit seiner Blüthe den Küstenstrich vom Arno bis Nizza. Wie für Venedig in Deutschland die Städte Augsburg und Nürnberg, so waren für Genua die Städte Basel, Straßburg und Ulm Hauptstapelplätze für den Handel nach nördlichen Gegenden. Der zunehmende Reichthum verschlechterte die Sitten und erzeugte den widerlichsten Geldstolz und Erbarmungslosigkeit gegen verschuldete und unverschuldete Armuth. Während der äußere Glanz der Stadt, der Umfang des Landgebiets und die Zahl der Schiffe und der Kolonien zunahmen, sanken im Innern die Tugenden mehr und mehr, deren Vorhandensein allein der republikanischen Staatsform Dauer sichert. Es entbrannten in Genua die wildesten Parteikämpfe, die es endlich dahin führten, daß es seine staatliche Selbstständigkeit verlor.

In Mailand war, wie oben erzählt wurde, die Familie Visconti zur Macht gelangt, ja sie hatte sich von dem verschwenderischen Kaiser Wenzel den Herzogstitel erkauft. Eben so wenig wie in Venedig und Genua die republikanische, schützte in Mailand die monarchische Staatsform vor Handhabung eines überaus tyrannischen Regiments, und dort wie hier verschlechterten sich bei Zunahme äußeren Glanzes die Sitten.

Florenz gelangte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters zu bedeutender Macht und zu großem Reichthum. Letzteren erwarb es sich namentlich durch seinen großartigen Gewerbfleiß, und erst von der Zeit an, in der es den Hafen von Livorno an sich gebracht hatte, begann es die Ausfuhr seiner Gewerbe-Erzeugnisse selbst zu betreiben, womit sich ihm eine neue Quelle zur Erlangung von Reichthümern eröffnete. Die Adelsmacht vermochte sich vor der steigenden Macht der Zünfte nicht lange zu behaupten, doch bekämpften sich innerhalb der Zünfte aristokratische und demokratische Anschauungen auf das Heftigste. Letztere gelangten zur Herrschaft. Das Landgebiet von Florenz reichte in seiner besten Zeit von dem Meere bis zu den Apenninen. Große Bedeutung gewann im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts in Florenz die außerordentlich reiche Familie der Mediceer (Medici). Zuerst traten in der Geschichte dieses Geschlechts zwei Männer auf, Johann, und der Sohn desselben, Cosmo. Ersterer erwies sich als ein Freund und Vater der Armen, Cosmo von Medici, der Erbe der Gesinnungen seines edelherzigen Vaters, zeigte zugleich eine hohe staatsmännische Begabung, und da er, ein Mann seltenster Klarheit und Milde des Gemüths, sich in den verschiedensten Vorgängen derartig verhielt, daß niemals ein Bürger sich durch ihn verletzt fühlte,

so wurde ihm nach und nach so viel Macht in die Hand gegeben, daß er thatsächlich wie ein Alleinherrscher schaltete (1428—1464). Und er war der Mann, der bei einem solchen Emporkommen nicht Schaden an seiner Seele litt. „Vater des Vaterlandes“ — das war der Ehrentitel, den ihm die Bürgerschaft gab. Wunderbar! Das Vorbild seines langen segensreichen Wirkens für den Staat erweckte in dem Sohne, Pietro, nicht das Streben zur Nachfolge. Wie in dem Vater Wohlwollen gegen Arme der Hauptzug des Gemüths gewesen war, zeichnete sich Pietro (1464—1469) durch Härte aus. Einer der beiden Söhne Pietro's fiel unter den Dolchen von Unzufriedenen, in dem zweiten Sohne, Lorenzo, dem der Beiname der Prächtige (Manifico) gegeben ward (1472—1492), lebten des Großvaters Geist und Gesinnung vollständig wieder auf. Auch er wirkte als Vater des Vaterlandes, förderte Gewerbfleiß und Handel, Kunst und Wissen und erhob mit der Stadt, die ihm nach den verschiedensten Richtungen hin Großes und Heilsames zu verdanken hatte, sein Haus zu einem Glanze, der noch auf lange hin seinen Nachfolgern zum Segen gereichte.

Rom war (S. 427) im Jahre 1305 vom Papste Clemens V. als Sitz aufgegeben und Avignon in Frankreich als neuer Herrschersitz erwählt worden. Die „zweite babylonische Gefangenschaft“ — als solche bezeichnete der Klerus später das Residiren der Päpste in Avignon — währte gegen siebenzig Jahre. Während dieser Zeit lagen vornehme Adelsgeschlechter in Rom vielfach in Fehde mit einander, namentlich waren die Kämpfe der Geschlechter Colonna und Orsini um den Vorrang langdauernd und blutig. Da trat ein Mann auf, der auf eine Zeit lang dem öffentlichen Leben ein erneuertes staatliches Gepräge gab. Es war Cola Rienzi; er setzte die reichen Mittel seines Geistes und Herzens daran, die Republik älterer Zeit wieder ins Leben zurückzurufen. Die Republik war geschwunden mit der Bedingung ihres Haltes: echter Bürgertugend. Cola Rienzi vermeinte — und dies war der große Irrthum des im Uebrigen hervorragenden Mannes — jenen echten Bürgersinn durch feurige Reden auf einen Schlag erwecken zu können. Seine glühenden Darstellungen berauschten die Menge, man hoffte durch Anerkennung alter Formen jene Größe und Macht des Staates wieder zu gewinnen, die Rienzi in glänzenden Bildern an den Seelen vorüber gehen ließ. Alles fiel ihm zu, die mit einander um die Herrschaft ringenden Geschlechter wurden genöthigt, von der politischen Bühne abzutreten, eine nach altrömischen Muster entworfene republikanische Verfassung

eingeführt und Cola Rienzi zum Tribunen erwählt (1347). Die Bevölkerung schwamm in Jubel, als der auf dem alten Forum errichtete Richterstuhl zum ersten Male von dem Tribunen Rienzi eingenommen ward. Aber nur zu bald zeigte es sich, wie wenig altrömische Gesinnung in Cola Rienzi sowohl als in der von ihm beherrschten Bevölkerung vorhanden war. In ihm selbst waren Feinde der Republik erwacht: Hoffahrt, Prunksucht, persönliches Machtgelüst, und als die Bevölkerung zur völligen Niederkämpfung der vertriebenen Adelsgeschlechter Opfer an Geld bringen sollte, sank schnell in ihrer Schätzung ihr bisheriger Abgott, wogegen Häupter jener Geschlechter wieder in einem besseren Lichte erschienen. Können wir uns, ward gesagt, nicht der Herrschaft Einzelner entwinden, so ist es denn doch noch vorzuziehen, daß nur solche Personen Macht haben, die nicht aus unseren, sondern aus eigener Tasche die Mittel entnehmen, deren sie zur Durchführung staatlicher Zwecke benöthigt sind. Rienzi's Gegner, unterrichtet von der Mißstimmung, nährten diese, das Volk vertrieb ihn, wie es seine Feinde vertrieben hatte, diese aber fanden wieder ehrenvolle Aufnahme in der Stadt. Rienzi gab jedoch seine Sache noch nicht gänzlich für verloren. Einige Jahre später kehrte er, der Macht seines Wortes immer noch vertrauend, nach Rom zurück. Aber die alten Mittel erwiesen sich nicht mehr als durchschlagend. Es entstand ein Aufruhr, die Zahl seiner Anhänger ward erdrückt, er suchte in einer Verkleidung zu entkommen, ward aber erkannt, gefangen genommen und getödtet.

In äußerer Beziehung gereichte es der Stadt Rom nicht zum Vortheile, daß die Päpste ihren geistlichen Herrscherthron nach Avignon verlegt hatten. Dadurch war der Fremdenverkehr in Rom ein geringerer geworden. Im Jahre 1300 hatte der Papst bestimmt, es solle dieses Anfangsjahr des Jahrhunderts als Jubeljahr gelten und jedem Pilger, der in Rom bete, Ablaß seiner Sünden zu Theil werden. Das führte fast unzählbare Schaaren von Leuten herbei, und die Römer standen sich in Bezug auf Einnahmen so wohl dabei, daß sie wünschten, das Jubeljahr möchte öfter wiederkehren, als es ursprünglich bestimmt war. Die Päpste kamen diesem Wunsche nach, denn weiterhin wurde das 50ste, dann das 33ste, endlich gar das 25ste Jahr zum Jubeljahr bestimmt. Aber die Anwesenheit des päpstlichen Hofes zu Rom förderte doch am meisten den Fremdenverkehr, daher es mit Freuden begrüßt ward, als die Päpste ihren Sitz wieder aus Avignon nach Rom zurück verlegten. Weiterhin blieb das Beispiel der in Florenz in so hohem Ansehen stehenden Mediceer

nicht ohne Eindruck auf einzelne Päpste. Jenen nachahmend, begannen Päpste Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft zu beleben und zu befördern. „Damit trat das Papstthum," sagt Gregorius, „in seine glänzendste Epoche als geistlich-weltliches Fürstenthum, in seine dunkelste als christliches Priesterthum."

In Sicilien war nach der sicilianischen Vesper Peter von Aragonien zur Herrschaft gelangt, während Neapel dem Hause Anjou verblieben war (S. 393). Unter dem Sohne und Nachfolger Karl's von Anjou, Karl II., erfreute sich Neapel einer heilsamen Herrschaft, der eroberungslustige Sohn Karl's II. aber, Robert, riß es in schwere Kriege hinein. Kaum waren die Wunden dieser Kriege geheilt, als die Enkelin Robert's, die zur Thronfolge gelangte schöne, aber sittenlose Johanna I., die sich den Bruder des ungarischen Königs Ludwig's des Großen, Andreas, zum Gemahle genommen hatte, über das Land neue Gefahr herauf beschwor. Andreas, der sich seiner Gemahlin, der Königin Johanna, und den Großen des Reiches verhaßt machte, wurde von nahen Verwandten und Freunden der Königin in seinem Schlafgemach überfallen und erdrosselt. Niemand zweifelte daran, daß dies mit Wissen und Willen Johanna's geschehen war, zumal sie einen der Mörder, Ludwig von Tarent, zum Gemahle nahm. Um den Bruder zu rächen, brach der Ungarnkönig Ludwig der Große an der Spitze einer starken Heeresmacht in Neapel ein und verwüstete das Land mit Feuer und Schwert. Johanna, die mit ihrem Gemahl nach der Provence geflohen war, gewann den Papst dadurch für ihre Sache, daß sie ihm die Stadt Avignon für einen niedrigen Kaufpreis anbot, und dem Papste gelang es darauf, Ludwig den Großen zur Verzichtleistung auf Neapel zu bewegen, so daß Johanna zurückkehren und ihre Herrschaft wieder antreten konnte. Von der Königin, die sich noch zwei Mal verheirathete, gingen fortgesetzt Ränke aus, die das Land nicht zur Ruhe kommen ließen. Einer der beiden Mörder des ersten Gemahls der Königin, Karl von Durazzo, war von dem Ungarnkönige Ludwig dem Großen gefangen genommen und hingerichtet worden. Darauf hatte die kinderlose Königin den Neffen des Hingerichteten, den jüngeren Karl von Durazzo (Karl der Kleine), zum Thronerben ernannt. Als nach einiger Zeit dieser Karl von Durazzo vernahm, daß Johanna, ihrer ersten Zusage uneingedenk, sich den Bruder des Königs Karl V., Ludwig von Anjou, zum Nachfolger erwählt habe, erregte er einen Aufstand, nahm die Königin gefangen und ließ sie in ihrem Bette ersticken. Damit war er Herr des Landes und ließ sich krönen. Karl III., der Kleine,

gewann nach dem Tode Ludwig's des Großen (1382) auch die Krone von Ungarn. Nachdem er sechs Jahre später in Ungarn einer Mörderhand erlegen war, gelang es seinem Sohne Ladislaus nicht nur, sich gegen Ludwig von Anjou zu behaupten, er erweiterte vielmehr Neapel durch Eroberungen im Kirchenstaate und machte Anstrengungen, sein Stammland Neapel mit Ungarn fest zu vereinigen. Da raffte ihn ein plötzlicher Tod hinweg, und es folgte ihm in der Herrschaft seine Schwester Johanna II., die an Gesinnung der lasterhaften Königin Johanna I. glich (1414). Auch sie machte zwei Männern die Zusage, ihr in der Herrschaft zu folgen, zuerst dem Herzoge Alfons von Aragonien und Sicilien, darnach dem schon genannten Ludwig von Anjou. Es kam zwischen den beiden Throncandidaten zu heftigen und langwährenden Kriegen. Ludwig von Anjou starb 1434, aber erst nach dem ein Jahr darauf erfolgenden Tode der Königin gelangten die Thronkämpfe zum Abschluß. Alfons von Aragonien und Sicilien ward als König von Neapel anerkannt. Am französischen Hofe vergaß man jedoch nicht, daß ein französischer Prinz von zweien Königinnen Zusagen auf den Thron Neapels erhalten hatte. Als nun durch die Härte der Herrschaft des aragonischen Fürstenhauses große Unzufriedenheit unter der Bevölkerung entstand, bemächtigte sich (1495) der König Karl VIII. von Frankreich Neapels. Die oberitalienischen Staaten schlossen einen Bund gegen die Franzosen, die vertrieben wurden. Schon der Nachfolger Karl's VIII. von Frankreich, Ludwig XII., nahm den Kampf wieder auf, verband sich aber, um sicherer seinen Zweck zu erreichen, mit Ferdinand dem Katholischen von Spanien. Gerade aber diese Verbindung gereichte Frankreich zum Unheil. Als die Franzosen und die Spanier sich des Landes bemächtigt hatten, entzweieten sie sich bei der Theilung der Beute; die Franzosen wurden von den Spaniern, unter Führung des berühmten Feldherrn Gonsalvo de Cordova, am Glarigiano auf's Haupt geschlagen. Spanien gewann die Beute allein. Der päpstliche Hof erklärte sich für Spanien, weil dies seine Bereitwilligkeit aussprach, die Lehnsoberheit des Papstes über Neapel anzuerkennen. In Betreff des letzteren Punktes war somit ein Wunsch des päpstlichen Hofes in Erfüllung gegangen, den derselbe seit der Zeit des letzten Hohenstaufen gehegt hatte (S. 375).

## Spanien und Portugal.

Von den Tagen an, in denen Karl Martell ein gewaltiges Heer der Mauren, die von Spanien aus die übrige europäische Welt zu überfluten gedachten und zu überwältigen hofften, vernichtet hatte (S. 175), begann die Macht derselben zu sinken. Der entscheidende Schlag gegen sie war im Frankenreiche erfolgt, der Enkel Martell's, Karl der Große, suchte sie in dem Lande, das sie als ihre neue, unbestreitbare Heimath ansahen, in Spanien, heim (S. 212). Um diese Zeit wirkte mächtig schon ein Feind in ihrer Mitte zu ihrem Rückgange: Uneinigkeit. Aber derselbe Feind hielt auch die Kraft ihrer Gegner, der Christen Spaniens, in Bann, und so geschah es, daß lange Zeit hindurch Halbmond und Kreuz in Spanien blutig mit einander rangen. Hüben und drüben gab es eine Menge kleiner Staaten, und es fanden gelegentlich Schutz- und Trutzbündnisse zwischen christlichen und saracenischen Staaten statt, in deren Verfolg demnach der eine oder der andere Theil der Verbündeten in offene Feindschaft gegen die eigenen Glaubensgenossen trat. Nach und nach bildeten sich größere christliche Staaten in Spanien, unter denen Castilien und Arragonien schon im 13. Jahrhundert von Bedeutung waren. Dem Könige Ferdinand III. von Castilien beugte sich der Maurenkönig von Granada und erkannte ihn als seinen Lehnsherrn an. Der König Jacob I. von Arragonien entriß den Mauren die balearischen Inseln und das Königreich Valencia. Unter seinem Sohne Pedro III. kam Sicilien, nachdem daselbst sämmtliche Franzosen ermordet worden waren (Sicilianische Vesper), an Arragonien (S. 447). Einer der tapfersten Ritter, der unter Alfons VI. von Castilien mit großem Erfolge gegen die Mauren stritt, Heinrich von Hochburgund, erhielt dafür als Lehn ein Gebiet im Nordwesten des heutigen Portugal. Er ist der Gründer des portugiesischen Staates. Unter seinem Sohne, Alfons I., dessen Schwert wie das des Vaters dem Stammgebiet neue Eroberungen hinzufügte, ward das Lehnsverhältniß zu Castilien gelöst und der siegreiche Alfons von seinen Kriegern zum Könige ausgerufen.

Einzig die Uneinigkeit zwischen diesen größeren Staaten bewirkte es, daß das maurische Königreich Granada sich noch längere Zeit hielt. Als Isabella (1474—1504) den Thron von Castilien bestieg, war das königliche Ansehen im Lande bedeutend gesunken. Von da ab lebte es wieder auf. Isabella vermählte sich mit dem Könige von Arragonien, Ferdinand dem Katholischen (1479—1516), und es ward

damit der Grund zur Vereinigung beider Königreiche gelegt. Eines der Mittel, die Ferdinand der Katholische anwandte, um die königliche Gewalt zu befestigen, bestand darin, daß er das furchtbare Inquisitionsgericht in Spanien einführte und es zu bewirken wußte, daß ihm der Papst das Recht zugestand, den Großinquisitor zu ernennen. Nun hatte der König das Werkzeug in der Hand, alle Personen, die etwa Miene machten, sich seinen absolutistischen Befehlen nicht zu beugen, oder deren Güter er zu haben begehrte, zu vernichten. Zahlreich waren die Opfer, die unter ihm dem Feuertode überantwortet wurden. (Auto da fé.) Der furchtbare Druck, den der König durch jenes geistliche Gericht, durch das er jedoch einzig und allein politische Zwecke verfolgte, ausübte, möchte endlich doch wohl zum Aufstande geführt haben, hätte er nicht dadurch, daß er glückliche Kriege führte, dem Stolze der Spanier reiche Befriedigung und der Phantasie des Volks hinlängliche Beschäftigung gewährt. Ihm gelang es in einem zehn Jahre währenden Kriege, den Maurenkönig von Granada zu besiegen; die Hauptstadt des Landes fiel 1492. Den Ueberwundenen ward Religionsfreiheit verheißen, doch hielt Ferdinand seine Versprechungen nicht. Alle maurischen Schriften, deren man habhaft werden konnte, wurden verbrannt, alle Art von Rechtskränkungen gegen die Unterworfenen zu dem Zweck in Anwendung gebracht, sie zur Auswanderung zu nöthigen oder zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Viele begaben sich nach Afrika, unter ihnen der König Abdilehi (Boabdil), dem man hinterlistiger Weise seine Besitzungen geraubt hatte. Diejenigen Mauren, die durch Folter- und Kerkerqualen zur Annahme des Christenthums gebracht worden waren, gewannen dadurch nicht Frieden. Denn nun hatten ihre fanatischen Unterdrücker es in der Hand, ihre Art des Christenthums anzuzweifeln und sie dem Inquisitionsgerichte zu überantworten. Gräuel ohne Zahl wurden im Namen der christlichen Religion ausgeübt, und wenn die Gepeinigten in ihrer Verzweiflung sich empörten, dann wütheten Feuer und Schwert noch schrecklicher. „Der Kampf gegen die Mauren war zugleich ein Racen- und Religionskampf. Jeden Sieg betrachteten die christlichen Kämpfer als eine Stufe zur Seligkeit; jedes irdische Vergehen fand seine Sühne im Blute der ungläubigen Feinde; Reinheit des Bluts adelte ganze Stämme, wie später ein einziger nichtchristlicher Tropfen in der Familie der Inquisition als voller Beweis der Ketzerei galt; die Priester selbst zogen mit in den Kampf.“ Als man später die Mauren zwingen wollte, ihrer Sprache und allen ihren nationalen Gebräuchen zu entsagen, erhoben sie sich zum letzten Verzweiflungskampfe. Sie wurden besiegt,

und gegen 800,000 Mauren wanderten darauf nach Afrika aus. „Bald lagen die blühenden Fluren des südlichen Spaniens verödet, der Ackerbau verfiel, der Gewerbfleiß stockte; wohlhabende Dörfer sanken in Trümmer, gewerbfleißige Städte wurden entvölkert, Armuth, Schmutz und Trägheit lagerte sich über die einst reichen und glücklichen Gegenden, von deren entschwundener Pracht noch jetzt gewaltige Ruinen Zeugniß geben. Auch die Juden traf ein ähnliches Loos; Priester und Höflinge theilten sich in die Schätze der Verfolgten." Was in Spanien Priesterthum und Königthum im Namen der christlichen Religion und mit Gutheißung Roms gegen die Mauren und Juden ausübten, ist den größten Schädigungen zuzuzählen, die dem Christenthum auf seinem Gange durch die Welt von unwürdigen Vertretern zugefügt worden ist, und noch heut vermögen viele Nachkömmlinge jener Gepeinigten eine Religion nicht zu würdigen, in deren Namen einst so gräßliche Thaten vollbracht wurden. Tradition und Literatur haben die Weherufe von Geschlecht zu Geschlecht getragen, und sie werden noch lange nachklingen.

## Scandinavien.

Den normannischen Männern widerstrebte es, daß Einzelne aus ihrer Mitte sich zu Königen erheben wollten. Das gab in älterer Zeit zum Theil den Anstoß zu Auswanderungen nach Island (S. 31), Britanien (S. 234), der Normandie (S. 230 und 284) und nach Unter-Italien. Dennoch faßte später das Königthum Wurzel, aber in jedem der drei scandinavischen Königreiche, Dänemark, Norwegen und Schweden, waren die Throne auf lange hin schwer bedrängt von den aufsässigen Großen. Dem gegenüber ist es zu bewundern, daß es einer Frau, der Königin Margarete, Tochter des Dänenkönigs Waldemar III., die von 1387—1412 regierte, und die sich mit Hakon VIII. vermählt hatte, gelang, Dänemark und Norwegen unter ihrem Scepter zu vereinen. Ihre Herrschaft mußte auch über die Grenzen hinaus Zutrauen erwecken, da die schwedischen Großen ihr die Krone von Schweden antrugen. Daselbst war der Herzog Albrecht von Mecklenburg zum Könige erwählt worden, der nun zum Schwerte griff. Margarete ward Siegerin über ihn, worauf sie die Stände der drei Reiche nach Kalmar berief und den Beschluß durchsetzte: es sollten die drei scandinavischen Königreiche fortan ein vereintes Reich bilden (Kalmarische Union, 1397). Damit war im Norden eine Macht entstanden, von

der angenommen werden konnte, daß sie ein großes Gewicht im Rathe Europas erlangen würde. Das, was von den Einen gehofft, von Anderen gefürchtet ward, trat jedoch nicht ein. Der Grund lag darin, daß es den Nachfolgern Margarete's nicht gelang, die National-Eifersucht der vereinten Stämme niederzuhalten. So erwies sich das Gesammtreich ohne Kraft, und dies führte dahin, daß die Union nicht als ein Vortheil, sondern als eine Hemmung der Einzelkräfte angesehen ward. Ueberdies war das Streben der Dänen dahin gegangen, als Hauptland des vereinten Reiches zu gelten. Norwegen ließ sich auch eine Zeit lang als Provinz behandeln; Schweden aber widerstand den Vögten, die ihm von dem in Kopenhagen residirenden Könige gesandt wurden. Es kam zu Aufständen, Schweden fiel vom Bunde ab und trat darnach wieder ein. Unter Christian I. (1448—1481) regierten einheimische Große Schwedens als Reichsverweser daselbst und die kopenhagener Oberherrschaft bestand mehr dem Namen als der That nach. Dem Könige Christian II. gelang es mit Hülfe des Erzbischofs von Upsala, die dänische Obermacht wieder vollständig herzustellen, nachdem er im Jahre 1520 vierundneunzig schwedische Edle in Stockholm hatte enthaupten lassen. (Stockholmer Blutbad.) Aber nur der Schrecken hielt Schweden noch wenige Jahre in dem Bündniß, welches es darnach auf immer verließ.

## Polen, Rußland und Ungarn.

Nachdem im zehnten Jahrhundert unter den slavischen Völkerschaften des Weichsel-, Warthe- und des östlichen Theils des Odergebiets durch deutsche Priester das Christenthum Verbreitung gefunden hatte, tritt der Name Polen als Bezeichnung eines umfangreichen Slavenreiches auf. Polen stand eine Zeit lang unter der Lehnsherrschaft des deutschen Reiches; doch war der Verband nur ein loser, und schon zur Zeit des Kaisers Friedrich II. behauptete es den Rang eines selbstständigen Staates. Wohl kein andrer Staat Europas hat so viel der innern Wirren durchzumachen gehabt, als Polen; es ist denselben schließlich gänzlich erlegen, und nur vorübergehend zeigte es eine Kraft, die seinem Umfange entsprach. Einer der polnischen Herzöge, Konrad von Masovien, hatte die Deutschritter unter Hermann von Salza in das Kulmer Land gerufen, um durch diese Bundesgenossenschaft sich der wilden Preußen besser erwehren zu können. Das war der Anlaß, daß das Deutschthum sich weiterhin auch im

Norden von Polen ausbreitete. Ein Enkel dieses Konrad, Wladislav mit dem Beinamen Lokietek (Ellenlang), vereinigte die Fürstenthümer an der Warthe (Großpolen) mit denen an der Weichsel (Kleinpolen) und ließ sich als erster König des Gesammtreiches Polen in Krakau krönen. Sein Sohn Kasimir der Große (1333—1370) erwies sich als weiser Gesetzgeber und auch als tapfrer Feldherr. Unter ihm kamen Galizien und Rothrußland an Polen. Er gründete die Universität Krakau, die aber nicht die verdiente Würdigung im Lande fand. Da er männliche Nachkommen nicht hatte, erwählte er sich seinen Schwestersohn, Ludwig von Ungarn, zum Nachfolger; doch erlangte er die Zustimmung des Adels und der Geistlichkeit hierzu nur dadurch, daß er diesen Ständen weitgehende Rechte einräumte, namentlich ihnen Abgabenfreiheit zusicherte — ein Unheil für die Zukunft des Landes. Denn jene, dem Adel und der Geistlichkeit eingeräumte Ausnahmstellung bewirkte, daß ein gebildeter, wohlhabender Bürgerstand in Polen nicht aufkam, und daß neben jenen bevorzugten Ständen die leibeigene Bauernschaft dem trübseligsten Loose verfallen blieb. Doch Kasimir hatte seinen Zweck erreicht, und es folgte ihm in der Regierung Ludwig der Große (1370—1382), der uns schon durch seine Kriege gegen die Königin Johanna I. von Neapel (S. 447) bekannt geworden ist. Mit seinem Tode löste sich die Verbindung zwischen Polen und Ungarn, seine Tochter Hedwig ward von den Ständen veranlaßt, den Herzog Jagello von Lithauen zum Gemahle zu nehmen, der, nachdem er die Taufe empfangen hatte, unter dem Namen Wladislav II. (1386) zum König von Polen gekrönt ward. Er war es, der den Deutschrittern in der Schlacht bei Tannenberg (1410) eine Niederlage beibrachte, von der der Orden sich nicht wieder erholte. Der Orden erlangte nur dadurch einen Frieden, daß er dem Sieger Samogitien und Sudauen abtrat. Das Gelöbniß des Adels, seinem Sohne die Königswürde zu verleihen, mußte auch Wladislav mit Einräumung von Zugeständnissen, wie der Adel sie verlangte, erkaufen.

Rußland bestand in älterer Zeit aus einer Zahl von Fürstenthümern. Wladimir der Große, der in Kiew seinen Sitz hatte, und dessen Gebiet sich vom Dnieper bis zum Ladogasee und der Düna erstreckte, trat mit seinem ganzen Volke zur griechisch-christlichen Kirche über, und die Bemühungen Roms, dem römisch-christlichen Bekenntniß unter den Russen Eingang zu verschaffen, erwiesen sich als vergeblich. Wie in Polen, gelangten auch in Rußland Geistlichkeit und Adel zu bedeutendem Einfluß, auch hier war die Leibeigenschaft eine äußerst

drückende, und es erhielt sich dieselbe bis in die neueste Zeit hinein. Daß Rußland in der Hohenstaufenzeit dem Ansturme der Mongolen unter Batu erlag, ist oben (S. 369 und 370) erwähnt worden. Alle im Laufe der nächsten zweihundert Jahre von einzelnen hervorragenden Fürsten unternommenen Versuche, das drückende Joch abzuschütteln, wurden von dem mächtigen und grausamen Feinde niedergeschlagen. Unter dem äußeren Feinde seufzten sie so lange, weil sie einen inneren Feind nicht zu überwinden vermochten: Zwietracht der einzelnen Stämme. Ihre daraus sich ergebende Schwäche benutzten auch die Schwertbrüder, die Schweden und darnach die Lithauer, sie zu bedrängen. Letztere eroberten (1320) Kiew, worauf der Großfürst Iwan seinen Herrschersitz nach Moskau verlegte. Im Jahre 1396 brach der große Mongolenfürst Timur der Lahme (Tamerlan), nachdem er sich einen blutigen Weg von Samarkand bis zur Wolga gebahnt hatte, die Macht des Mongolenzweiges, von dem das Volk der Russen so lange niedergehalten worden war. Als auch Timur's Macht zerschellt war, gelang es den Russen endlich unter ihrem Großfürsten Iwan Wasiljewitsch, der von 1462 bis 1505 regierte, sich von dem Mongolenjoche frei zu machen. Iwan erweiterte durch glückliche Kriege die Grenzen des Großfürstenthums Moskau, bemächtigte sich auch der reichen Handelsstadt Nowgorod, die lange Zeit hindurch unter allen Wirren ihre Selbstständigkeit zu behaupten gewußt hatte, vermählte sich mit der Nichte des letzten christlichen Kaisers in Constantinopel, nahm den byzantinischen Doppeladler (S. 315) in das russische Wappen auf, damit andeutend, (was auch in Worten von ihm ausgedrückt ward), daß Rußland der natürliche Erbe des in die Gewalt der Türken gefallenen byzantinischen Reiches sei, begründete die Selbstständigkeit der griechisch-christlichen Kirche in Rußland, indem er bestimmte, daß von da ab die Geistlichkeit nicht mehr von den Patriarchen in Constantinopel abhängig sei, sondern sich ihren Patriarchen selbst zu wählen habe, rief, um die auf einer tiefen Stufe der Kultur lebende Bevölkerung zu heben, Handwerker und Bauleute aus Italien und Deutschland herbei und gab das Grundgesetz der Untheilbarkeit Rußlands. Damit war den folgenden Herrschern die Bahn der Politik vorgezeichnet, die geeignet war, Rußlands Macht zu vergrößern.

Die Ungarn hatten vom Kaiser Otto I. auf dem Lechfelde bei Augsburg eine empfindliche aber heilsame Lehre empfangen. Sie entsagten ferneren Raubzügen und begannen (unter ihrem Fürsten Geisa, der Christ wurde,) den Ackerbau mit Eifer zu betreiben. Sein Nachfolger, Stephan der Heilige (997—1038), nahm den Königstitel

an und gab dem Lande eine Verfassung. Nach derselben war das Land in 72 Gespannschaften (comitatus) getheilt; an der Spitze jeder Gespannschaft stand ein Obergespann. Die Vertreter der Geistlichkeit und des Adels, Magnaten genannt, wurden zu Reichstagen berufen. Ladislaus I. der Heilige (1077—1095) eroberte Kroatien und Dalmatien; doch wurde ihm das letztere Land von den Venetianern wieder abgenommen. Den in der Mitte des 12. Jahrhunderts unter dem Namen Sachsen eingewanderten Deutschen vom Niederrhein und aus den Niederlanden ward ein Gebiet in Siebenbürgen als Wohnplatz angewiesen und ihnen das Recht zugestanden, sich, ihren Sitten und Gewohnheiten gemäß, aus ihrer Mitte eine Obrigkeit zu wählen. Die folgenden Geschlechter der deutschen Einwanderer haben ihre Nationalität treu bewahrt. In gegenwärtiger Zeit zählt der Sachsenstamm in Siebenbürgen etwa 250,000 Seelen. Dem Adel und der Geistlichkeit gelang es, (ganz wie es in Rußland und Polen geschehen war), ihre Rechte in einer das Wohl der Gesammtheit nicht fördernden Weise zu erweitern. Die dem Könige Andreas II. (1205—1235) von den Magnaten abgerungene Urkunde, die den genannten Ständen Abgabenfreiheit zusprach und ihnen auch noch andere Freiheiten einräumte, ward „das goldene Privilegium" genannt. Für die übrigen Stände wirkte aber diese Urkunde wie eine Bleilast, namentlich ward der Bauernstand in die schmachvollste Knechtschaft herabgedrückt. Die Ueberflutung des Landes durch Mongolen fand im Jahre 1241 statt. Der König Bela IV. floh nach Oesterreich und fand, als er zwei Jahre später zurückkehrte, das Land in eine Wüste verwandelt. Nun konnten die Ungarn fruchtbare Betrachtungen über die Raubzüge anstellen, die sie früher bis ins Herz Deutschlands hinein ausgeführt hatten. Es währte lange, ehe das Land von den Wunden genas, die ihm von den Mongolen geschlagen worden waren. Aus dem Unheil, das über Ungarn gekommen war, nahm der König Bela Anlaß, den bis dahin vernachlässigten Bürgerstand durch Ertheilung von mancherlei Gerechtsamen zu heben. Er gründete Städte (Ofen 1245), rief Ansiedler aus Deutschland und Italien ins Land und gab damit dem Gewerbfleiß und Ackerbau einen neuen Anstoß. Als echten Bürger- und Bauernfreund erwies sich der uns schon (S. 447 und S. 453) bekannt gewordene König Ludwig der Große. Unter seiner Herrschaft ward Ungarn im Innern durch weise Gesetze und heilsame Schöpfungen außerordentlich gefördert, und es erhob sich zugleich nach außen hin als mächtiger Staat. Nach Ludwig's Tode gewann Karl der Kleine von Neapel (S. 447) die Krone, dann

Ludwig's Schwiegersohn, der Kurfürst Sigismund, der im Jahre 1411 zur deutschen Kaiserwürde gelangte (S. 412). Unter Karl dem Kleinen und Sigismund sank das Ansehen Ungarns wieder, und es verlor Gebiete, die Ludwig gewonnen hatte. Auch unter den nächstfolgenden Herrschern blieb das Land in Schwäche bestehen. Dagegen gewann Ungarn in Mathias Corvinus (1458—1490) einen König, der an Geist und Herrschertugenden Ludwig dem Großen glich (S. 421).

## Das byzantinische Reich und die Osmanen.

Wie oben erzählt worden ist, hatten die Kreuzzügler, an deren Spitze sich zu stellen des Hohenstaufenkaisers Heinrich VI. Absicht gewesen war, nach dem plötzlich erfolgten Tode desselben den ursprünglichen Plan, in Palästina zu kämpfen, fallen lassen und waren einem Rufe gefolgt, den entthronten byzantinischen Kaiser Isaak II. Angelus wieder in seine Rechte einzusetzen, was dahin geführt hatte, sie zu Herren von Constantinopel zu machen (S. 352). Es ist auch vorgeführt worden, daß sie an Stelle des als beseitigt erklärten griechischen oder byzantinischen Kaiserreichs das „lateinische Kaiserreich" gründeten, dem von den Führern des Kreuzheeres in Balduin von Flandern sein erster Herrscher gegeben ward. Das Reich Balduin's umfaßte jedoch nur den vierten Theil des eroberten byzantinischen Kaiserreichs; aus den übrigen drei Viertheilen des alten Reiches entstanden neue größere und kleinere selbstständige Reiche, die aber, wie das „lateinische Kaiserreich", vorübergehende Erscheinungen waren. Eines dieser Theile ward das Kaiserthum Nicäa genannt. Als das lateinische Kaiserreich seinen vierten Herrscher (Balduin II.) hatte, wurde es von dem Kaiser von Nicäa, Michael Paläologus, erobert (1261), womit es sein Ende erreichte; für das zum größeren Theile wiederhergestellte byzantinische Reich trat nun der alte Name wieder auf.

Aber der neue Herrscherstamm vermochte nicht dem morschen Reiche neue Lebenskraft einzuflößen. Es siechte noch eine Zeit lang hin, um dann der Herrschaft der Osmanen zu verfallen. Als die Mongolen unter Dschingiskhan sich aus dem mittleren Asien gen Osten ausbreiteten, verließ (1224), aufgeschreckt von jenem Weltbezwinger, eine turkomannische Nomadenhorde von etwa 50,000 Seelen ihren Wohnsitz Khorassan und erkämpfte sich neue Wohnplätze in Hoch-Armenien. Ihr

Haupt war Osman, daher ihr Name Osmanen. Ertoghrul, Osman's Sohn, der zumeist im Dienste des Sultans der Seldschuken stand, erkämpfte sich einzelne Gebiete des byzantinischen Reiches. Er hinterließ seinem Sohne Osman I. (1288—1326) ein umfangreiches Gebiet, er vererbte ihm auch die Würde des Statthalters unter dem seldschukischen Sultan. Als Letzterer starb, stieg Osman I. zur Sultanwürde empor, und es gelang ihm, die Grenzen seines Landes bis zum aegäischen Meere auszudehnen und Brusa, Nicomedia und Nicäa unter seine Gewalt zu bringen. Während der Statthalterschaft seines Vaters war es geschehen, daß Michael Paläologus das lateinische Kaiserthum beseitigt und das alte byzantinische Kaiserthum wieder hergestellt hatte (S. 456). Doch weder er noch sein Nachfolger Andronikus der Aeltere hatten es vermocht, dem wachsenden Reiche der Osmanen, das sich immer weiter über die Länder Kleinasiens ausdehnte, Halt zu gebieten. Der folgende Sultan der Osmanen, Urchan, der seines Vaters Eroberungspläne mit Muth und Glück weiter verfolgte, gründete die Janitscharenmacht. Die kräftigsten Knaben der besiegten christlichen Bevölkerungen wurden durch zweckmäßige kriegerische Uebungen zu vortrefflichen Fußsoldaten und zugleich durch Anwendung einer wohldurchdachten Methode zu fanatischen Bekennern der mohamedanischen Religion erzogen. Das Fußvolk der Janitscharen (Jeni-Tscheri, d. i. die neue Truppe) bildete auf lange Zeit hin den Kern der osmanischen Streitmacht, die oftmals Wunder der Tapferkeit verrichtete. Der Sultan Urchan wurde in die Thronstreitigkeiten des byzantinischen Hofes hineingezogen. Johann Kantakuzenus, dem die vormundschaftliche Regierung über den jugendlichen Sohn des verstorbenen Kaisers Andronikus III. übertragen worden war, erklärte sich zum Kaiser. Als die Anhänger des alten Kaiserhauses sich gegen ihn erhoben, wandte er sich an den Sultan Urchan um Beistand und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin in den Harem. Dieser Vorgang regte in den Osmanen, die bereits Herren des größten Theils von Kleinasien waren, den Plan an, ihr siegreiches Schwert auch über den Hellespont hinüber zu tragen. Die Ausführung dieses Planes nahm der älteste Sohn Urchan's, Suleiman, in Angriff, und es gelang ihm, Gebiete in Thracien zu erobern. Damit war den Osmanen das Thor nach dem europäischen Theile des byzantinischen Reiches in Europa geöffnet, und in überraschender Schnelle breitete nach dem frühzeitigen Tode Suleiman's dessen Bruder Murad I. (1359—1389) die osmanische Herrschaft auf der europäischen Seite aus. Er eroberte das Land zwischen dem Hellespont und dem Hämus, schlug in Adria-

nopel seinen Herrschersitz auf und machte sich slavische Völkerschaften an der Donau tributpflichtig. Gewaltiger noch als er war sein Sohn Bajazeth I. (1389—1402), der den Beinamen Ilderim (der Blitz) erhielt, weil er seine Kriegszüge in staunenswerther Schnelle auszuführen pflegte. Er eroberte Bulgarien, machte sich die Walachei tributpflichtig und ließ dem Kaiser Manuel außer der alten Hauptstadt des byzantinischen Kaiserreichs nur noch ein kleines Landgebiet übrig. Auf Bulgarien machte aber der ungarische König Sigismund (der spätere deutsche Kaiser Sigismund) Anspruch, und es lag darin der Grund, daß es zwischen den Osmanen und Ungarn zum Kriege kam. Sigismund wurde von einzelnen deutschen Fürsten (u. a. von dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, dem er später die Mark Brandenburg gab) und von dem Könige Karl VI. von Frankreich unterstützt, brachte sein Heer auf 100,000 Mann und begann den Krieg mit der Belagerung von Nikopolis. Der Sultan Bajazeth lag um diese Zeit mit einer starken Streitmacht vor Constantinopel, um dem byzantinischen Kaiserreiche sein Ende zu bereiten. Als er Kunde von der Bedrohung Nikopolis durch Sigismund empfing, brach er sogleich mit einer Streitmacht von 120,000 Mann gegen diesen auf. Die Schlacht bei Nikopolis (1396) war verderbenbringend für die Streitmacht Sigismund's. Der größte Theil des christlichen Heeres erlag den Säbeln der Osmanen, viele Tausende von Kriegern geriethen in die Gefangenschaft. Mit Noth hatte Sigismund ein Fahrzeug der Donau erreicht, auf dem er sich rettete. Aus Wuth darüber, daß ihm der Sieg 60,000 seiner besten Krieger gekostet hatte, ließ Bajazeth am Tage nach der Schlacht 10,000 gefangene christliche Krieger erbarmungslos niederhauen. Die den Osmanen in die Hände gefallenen französischen Ritter blieben in strenger Haft, bis für sie ein Lösegeld von 200,000 Dukaten gezahlt war. Bajazeth nahm jetzt die Belagerung von Constantinopel von Neuem auf, aber auch diesmal gelangte er nicht zum Ziele. Wieder war es ein auswärtiger Feind, der seine Macht herausforderte. Timur oder Tamerlan überschwemmte mit seinen Horden Kleinasien, begehrend, als Oberherr des osmanischen Reiches anerkannt zu werden. Bajazeth raffte alle seine Macht zusammen, brachte sein Heer jedoch nur auf 90,000 Mann, während Timur über eine Heeresmacht von 800,000 Mann gebot. Dennoch nahm Bajazeth den Kampf auf. In der Ebene von Angora in Phrygien kam es (1402) zur Schlacht, Bajazeth wurde geschlagen, gerieth lebendig in die Gewalt Timur's und starb nach achtmonatlicher Gefangenschaft. Nun löste sich das Osmanenreich schneller auf, als

es entstanden war, und die unterworfenen Reiche suchten ihre Selbstständigkeit wieder zu gewinnen. Der sich überall kundgebenden Bewegung gegenüber verharrte der byzantinische Kaiserhof in Schlaffheit. Als nun nach kurzer Dauer die Macht Timur's hinschwand, erhob sich unter einem Sohne Bajazeth's, Mohamed I. (1413—1421), die osmanische Macht von Neuem, und seinem Nachfolger, Murad II. (1421—1451), gelang es, sich das jetzt schon winzige byzantinische Kaiserreich tributpflichtig zu machen. Der Papst Eugen IV., um Hülfe von Constantinopel angegangen, machte die Gewährung derselben von der Rückkehr der Griechen in den Schoß der katholischen Kirche abhängig. Es wurden zu Ferrara, wohin sich der griechische Kaiser begeben hatte, Versuche zur Vereinigung der beiden Kirchen gemacht. Während die Christen des Morgenlandes von den Osmanen auf's Aeußerste bedrängt wurden, stritten der Kaiser Johann und eine Zahl griechischer und römischer Bischöfe über theologische Sätze wie dieser: Gehet der Geist vom Vater allein oder vom Vater und Sohne zugleich aus? Nach langen Versammlungen kam ein auf sinnlose Sätze sich stützender Vertrag zu Stande, und feierlich ward die Vereinigung beider Kirchen ausgesprochen. Was aber von verwirrten Gehirnen über unlösbare Glaubenssätze ausgebrütet worden war, fand in Constantinopel den erhofften Beifall nicht. Dort hatte man sich mit gleichem wahnwitzigen Eifer auf die Lösung der bezeichneten theologischen Fragen geworfen und war zu Ergebnissen gelangt, die gegen eine Vereinigung beider Kirchen sprachen. Daher wurden die zurückkehrenden griechischen Bischöfe, die an dem Vereinigungsbeschlusse Theil hatten, mit einem wahren Wuthgeheul empfangen, was sie veranlaßte, zu widerrufen. Der Papst hatte jedoch inzwischen schon, um seinerseits den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, im Abendlande einen Kreuzzug gegen die Osmanen predigen lassen, und es kam auch ein solcher zu Stande. An der Spitze des Heeres, das gegen die Osmanen zog, standen Wladislav, König von Polen und Ungarn, und Hunyades, Herzog von Siebenbürgen. Ihre Heermacht war nur klein, da im Abendlande wenig Neigung vorhanden war, Opfer zu bringen, um den Rest des byzantinischen Reiches vor dem völligen Zusammensturz zu bewahren. Dennoch waren die nächsten Erfolge des kleinen Kreuzheeres derartig, daß der Sultan, dem überdies aus Kleinasien Kunde von dem Ausbruch eines bedenklichen Aufstandes zugegangen war, die Hand zum Frieden bot. Es kam der Friede von Szegedin (1444) zu Stande, in welchem der Sultan auf Serbien Verzicht leistete. Kaum hatte jedoch Murad sich nach

Kleinasien begeben, so drangen der byzantinische Kaiser und der päpstliche Legat Julian in Wladislav, den Frieden zu brechen, denn, sagten sie, einem Ungläubigen brauche man eben so wenig Wort zu halten als einem Ketzer. Zu seinem Unheile lieh der tapfre Polenkönig der Stimme der Versuchung ein williges Ohr und rückte sofort in das von der Heermacht des Sultans verlassene Gebiet ein. Murad führte sein Heer in Eilmärschen zurück und traf auf den wortbrüchigen Feind bei Varna. Es kam daselbst (1444) zu einer mörderischen Schlacht, in der das christliche Heer eine furchtbare Niederlage erlitt. Wladislav fiel im Kampfe, der päpstliche Legat ward auf der Flucht erschlagen. Der tapfere Hungades, zum Reichsverweser in Ungarn erwählt, begann alsbald auf's Neue gegen die Osmanen zu rüsten. Seine Bemühungen, andere Völker des Abendlandes zur Betheiligung an dem Kampfe zu bewegen, waren fast gänzlich wirkungslos, nur der Woiwode der Wallachei fand sich mit einer Hülfsschaar ein. Bei Kassowa in Serbien kam es (1448) zur Schlacht. Als das Christenheer vor der Uebermacht des Feindes zu weichen begann, geschah ihm auch noch das Unheil, daß die Wallachen zu dem Feinde übergingen. Dieser Verrath empfing sofort den verdienten Lohn. Da der Sultan der Meinung war, es handle sich um eine Kriegslist, verlangte er, daß die Wallachen zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit ihre Waffen ablegten. Als dies geschehen war, ließ er sie in die Mitte seines Heeres führen, worauf er den Seinen befahl, die dicht Umstellten niederzumachen. Inzwischen hatte die Niederlage der Ungarn ihren Fortgang genommen. Es fiel die Blüthe des ungarischen Adels, und nur ein kleiner Theil des Heeres rettete sich durch die Flucht. Mohamed II. (1451—1481), der Sohn und Nachfolger Murad's, beschloß, dem Schattenreiche des griechischen Kaiserthums sein Ende zu bereiten. Auf dem Thron zu Constantinopel saß Constantin XI., gegen den der Sultan anfänglich eine Friedensmiene annahm, indem er ihm aus freien Stücken die Zusicherung gab, sich zeitlebens aller Feindseligkeiten gegen ihn zu enthalten. Es geschah dies aber nur, um zunächst ungehindert in Kleinasien seine Macht befestigen zu können, wohin er sich auch mit dem Kerne seiner Macht begab. Ebenso wenig wie ihm, war es dem Kaiser Constantin Ernst mit dem Frieden: denn kaum wußte Letzterer den Sultan fern, so nahm er eine feindselige Haltung gegen die Osmanen an. Da kehrte Mohamed II. aus Kleinasien zurück und schritt zur Belagerung Constantinopels. Constantin sandte zum Papst und bat um Beistand, indem er den Vereinigungsbeschluß von Ferrara in Erinnerung brachte, den er seinerseits aufrecht zu erhalten versprach,

ob er gleich wußte, daß die Mehrzahl der Griechen dem entgegen war. Statt an ernsten Widerstand zu denken, beschäftigten diese sich auch jetzt noch vorherrschend mit Beweisführungen der Unumstößlichkeit von Glaubenssätzen, über die oben Andeutungen gegeben wurden. Ihren Priestern, die Unwesentliches, Ungehöriges und Unergründliches zur Hauptsache der Religion erhoben hatten, war es gelungen, sie in ein geistiges Dunkel zu führen, aus dem Rettung für sie nicht mehr möglich war. Was es heiße, Gott im Geiste und in der Wahrheit zu dienen, seine Gesinnung zu läutern und in Thaten, die in dieser geläuterten Gesinnung wurzelten, Opfer der Liebe zu bringen, wußten sie nicht; sie waren vielmehr der ärgsten Art des Buchstabendienstes verfallen. „Sie suchten viele Künste und kamen weiter von dem Ziel." — „Ihr erbärmlichen Griechen," ruft der Geschichtsschreiber Dukas, „ihr nehmt jetzt eure Zuflucht zu Prophezeihungen, — ihr erwartet von einem Engel gerettet zu werden. Wenn nun aber mitten in dem Unglück, welches euch umgiebt, ein Engel vom Himmel herabstiege und euch, unter der Bedingung, daß ihr euch in die Vereinigung der beiden Kirchen fügt, eure Feinde auszurotten verhieße, so würdet ihr dieses Rettungsmittel entweder zurückweisen, oder es nur annehmen, um wieder meineidig zu werden." Des am 29. Mai 1453 erfolgten Sturmes auf die Stadt und des Falles derselben ist oben (S. 419) schon Erwähnung gethan worden. Mohamed II. erhob Constantinopel zur Hauptstadt des Osmanenreiches — das griechische Kaiserthum hatte sein Ende erreicht.

## Rückblick auf das Kulturleben.

Fast ein Jahrtausend früher (S. 134) war der westliche Theil des alten Römerreiches (das abendländische oder lateinische Kaiserreich) unter den zermalmenden Schlägen der Germanen zusammen gebrochen. Hatte die östliche Hälfte (das morgenländische oder griechische Kaiserreich) seinen längeren Bestand der inneren Tüchtigkeit zu verdanken? Mit nichten. Die Untüchtigkeit der Völkerschaften, von denen es umgeben war, hatte es allein bewirkt, daß sein unrühmliches Dasein nicht viel früher schon erloschen war. Hier wie dort war das Christenthum Staatsreligion geworden. Aber für den Most des neuen Geistes bewährten sich die alten Schläuche nicht. Hier wie dort entstand ein „Kirchenthum," das je länger, je weniger dem von dem Weltheilande gegebenen Grundrisse entsprach. Die Sophistik der vorchristlichen Zeit

wurde noch überboten von der, die sich in Rom und in Constantinopel zur Geltung zu bringen gewußt hatte; nie waren historische Thatsachen so frech gefälscht worden, als es unter der Herrschaft des Papstthums und des Patriarchenthums geschah. In Rom war — in der Form des Königs-Papstthums — das alte Cäsarenthum noch einmal aufgetaucht, um unter dem frevelhaft gemißbrauchten Zeichen des Kreuzes die Welt noch einmal zu täuschen und zu knechten.

Es ist aber der Nachweis geführt worden, daß in dem römischen Cardinal-Collegium die Grundsätze der Politik des alten Rom Aufnahme gefunden hatten: Nie ein ins Auge gefaßtes Ziel aufgeben! Zeitweise ruhen, um neue Kräfte zu sammeln, doch nicht geschlossenen Auges, vielmehr spähend nach Zeit und Gelegenheit, Vortheile zu gewinnen! Nach Herrschaft streben und die erlangte Herrschaft beständig ausdehnen! —

Als Gefäß für das neue Geistesleben war das Volk der Germanen ersehen. Das ist nicht eitel Selbstlob, aufgetaucht inmitten der Germanen; es haben sich vielmehr in diesem Sinne tiefblickende Männer des romanischen Stammes in alter und neuer Zeit ausgesprochen.

Aber auch über die Germanen hatte Rom seine Netze geworfen, angeblich um Seelen für das Himmelreich, in Wahrheit aber um Geld und Gut zu fangen und weltliche Herrschaftsgelüste zu befriedigen. Die Knechtschaft der Seelen wirkte verheerend. Das römische und das griechische Kirchenthum breiteten Schatten des Wahnes über die Gemüther der Menschen aus, und wir haben gesehen, in wie mannigfachen Gestalten und in wie verderblicher Weise sich dieser Wahn im Leben bemerklich machte. Der römische Oberhirt, an dessen Hirtenstabe und an dessen dreifacher Krone — ein Hohn auf den, dessen Nachfolger er sich nannte! — kostbare Edelsteine blitzten, und der immer mehr nach dem Weltruhme strebte, als ein Herr „von dieser Welt," ja als der größeste und gefürchtetste „Herr" anerkannt zu werden, der römische Oberhirt triumphirte, wie einst Augustus triumphirt hatte, als Quinctilius Varus mit seinen Legionen am Rhein stand. Die gegenwärtige Gefahr für die Germanen war größer als die zur Zeit des Augustus. Denn wäre es gelungen, die Germanen innerlich gänzlich zu zerrütten, so wäre der äußere Ruin unausbleiblich gewesen, und die herrlichste Völkerblüthe am Baume der Menschheit wäre in Staub gesunken.

Welch Wogen und Ringen innerhalb der christlichen Völkerfamilien, zumeist unter den Germanen! Hat sich doch außer dem jüdischen Volke kein Volk so ernst mit religiösen Dingen beschäftigt,

als das der Germanen! Leicht hatten die Romanen sich mit den Forderungen, die das Göttliche durch das Gewissen an die Menschheit stellt, abzufinden gewußt. Unter den Romanen sank die Gottesverehrung zuerst und zumeist wieder zu einem äußern Dienst herab, der erfunden schien, sich und Andere zu täuschen. Es kehrte im Wesentlichen zurück, was im alten heidnischen Rom das Herrschende in der Religionsübung gewesen war: peinliche und knechtische Uebung eines äußern Dienstes, durch den man sich gegen die Gottheit gewissermaßen abfinden zu können wähnte, und womit zugleich, wie man sich gern einredete und gern einreden ließ, das Recht erworben sei, darnach desto sorgloser in vollen Zügen die Becher der Weltlust zu leeren. So war wiederum Schall und Pomp des Gottesdienstes an die Stelle wahrer Anbetung Gottes „im Geist und in der Wahrheit" getreten.

Das religiöse Leben eines Volkes ist der Nerv seines Wesens, von ihm aus erhält sein ganzes Leben das Gepräge. Die Stellung eines Volkes dem Göttlichen gegenüber ist maßgebend für seine Haltung gegen die Dinge dieser Welt. Ueber diese Frage giebt es keine Erläuterung, die an Einfachheit und Klarheit jener neutestamentlichen Erzählung gleich kommt, in der uns neben der ganz dem Göttlichen sich hingebenden Maria die sich ausschließlich irdischem Walten widmende Martha vorgeführt wird. Mit Recht kann gesagt werden, daß die Romanen, namentlich die beiden Hauptvölker derselben, die Italiener und die Franzosen, in Dingen dieser Welt in vielfacher Beziehung den Germanen während der Zeit des Mittelalters vorausgeeilt waren. Es war dies nicht allein eine Nachwirkung des Lebens, das so lange Zeit in dem gemeinsamen Hauptstamm beider Völker, den Römern, gestaltend gewirkt hatte, sondern es hing dies zusammen mit dem diese Völker beherrschenden Characterzuge, sich zu allermeist mit Dingen der Welt zu beschäftigen. Aber die „Dinge dieser Welt" vollenden bald ihren Kreislauf, wenn sie als Selbstzweck auftreten, und wirken — das alte Rom mit seinen unermeßlichen Schätzen ist uns das grellste Beispiel dafür! — verheerend für den Einzelnen wie für die Staatsgemeinschaft, während sie in den Händen derer, die am „ersten", d. i. zumeist den Forderungen geistigen Lebensdaseins zu entsprechen sich bemühen, deren „Sorge" mehr der Förderung der geistigen und sittlichen Lebensbedingungen als irdischen Beziehungen gewidmet ist, sich fortgesetzt als segenfördernde Mittel erweisen.

Alles dies muß in Betracht gezogen werden, will man über die Zeit des Mittelalters nicht zu falschen Vorstellungen gelangen. Denn äußerlich betrachtet bietet das Mittelalter eine dem Blick fast wirr

erscheinende Welt. Ritter, ausziehend, um in weiter Ferne ein Stück Land zu erobern, der Mauren phantastische Pracht in Spanien, der Osmanen wilde Kämpfe, denen das griechische Kaiserthum erliegt, der Normanen verwegene Beutefahrten durch die meisten damals bekannten Meere, Tamerlan's Mord- und Brandzüge, Papst- und Kaisermacht sich bis auf den Tod bekämpfend! Und im Einzelnen welche Bilder, zumeist in grellem Gegensatz zu einander stehend: Mönche im härenen Gewande, Ritter im Turnierschmuck, eben so kundig des mörderischen Kampfes mit Streitaxt, Lanze und Schwert, als des Gesanges süßer Lieder, Pilger, Gaukler, fahrende Schüler, Alchymisten, Wegelagerer, Inquisitions- und Fehmrichter, Wahrsager, Astrologen, — dann wiederum Tänze, Geißelfahrten, Mummenschanz, Narrenfeste, Ketzerverbrennungen, dramatische Aufführungen in den Kirchen, Armbrustschießen, Schifferstechen, Ballspiel, Falkenbeize, Bauhüttenwesen, Concilien, Teufelsbeschwörungen, Verkündigung des Interdicts und des Bannes und — in der letzteren Zeit des Mittelalters — Entdeckungsreisen zu Wasser und Erfindungen mancherlei Art!

Wahrlich, ein Chaos dem ersten Blick! Und doch paßt das Wort des Dichters, der die Vergangenheit „Gottes herrliches Gedicht" nennt, auch auf diesen Theil der Geschichte, wie nicht minder der Ausspruch des Philosophen, der, Ursachen und Folgen der Begebenheiten in Betracht und aus der Masse der Einzel-Ergebnisse die Wurzel ziehend, „hinter der Erscheinungen Flucht" den breiter und immer breiter werdenden Strom des geschichtlichen Lebens erblickt und uns von ihm verkündet. „Bei der Betrachtung des Ganges der Menschheit durch die irdische Zeitlichkeit," sagt Josias Bunsen, „zeigen sich dem Denker dunkle Thäler und nächtliche Tiefen voll Trümmer, Pfade voll Blut und voll Thränen. Da aber erscheinen ihm auch strahlende Gipfel, die von göttlichem Schaffen prangen, und Bergeshöhen steigen empor, die von Jubel erschallen. Da erblicken wir, wenn auch nur in dem Schatten, welchen ihre Erscheinungen über die Erde geworfen, und in dem Grabhügel, welchen dichtende Ueberlieferung ihnen gesetzt, jene wahren Lichter, die göttliches Leben schaffen, weil sie willig sich für Wahrheit und Recht opfern, jene Geister, welche die wahren Leiter und Könige der Menschen sind. Wir schauen, wie diese hellen Punkte das Licht, um welches sie sich bewegen, abstrahlen in die dunkeln Thäler, in welchen zwischen Furcht und Hoffen die Menge ihre Eintagssorgen hütet. Diese erleuchteten Männer begeistern ihre Mitbrüder durch ihre Reden und ihre Lehren, durch Wort- und Sinnbilder, in welchen sie dieselben ausprägten, und mehr noch durch das,

was aus ihrer Persönlichkeit belebend ausstrahlte. Sie führen den Reigen in dem Lobgesange, in welchem der Opferzug der Menschheit über die Erde eilt. Dieser Opferzug und dieser Lobgesang sind das Epos der Weltgeschichte."

Ja, auch jene eben geschilderte bunte und fast wirr erscheinende Welt von Begebenheiten und Einzelbildern beginnt vor unsern Augen in dem Maße sich in ihren Theilen harmonisch zu gruppiren, als wir schauen, wie die Dichter und Weisen schaueten, begeisterten Gemüths und forschenden Blickes. Wird doch immer noch Geschichtskenntniß mit Kenntniß der Namen und Zahlen der Geschichte verwechselt! Und wüßte Einer alle geschichtliche Namen, und könnte er uns alle geschichtlichen Zahlen (von denen überdies viele willkürlich angenommen sind!) nennen, entbehrte er aber dabei jenes Geistes, so könnten wir auch auf sein Wissen das Gleichniß von der klingenden Schelle anwenden. Im Anschluß an dasjenige, was oben (S. 380—392) über die Kreuzzüge, die bedeutungsvollsten Vorgänge des Mittelalters, gesagt worden ist, sei ein erläuterndes Wort von Karl Schmidt vorgeführt, der sich also vernehmen läßt: „Eine neue Bildung ward von den Kreuzzügen aus die geistige Atmosphäre der Zeit. Der allgemeine Gesichtskreis war über die bisherigen Schranken, in denen die Völker isolirt neben einander gelebt, und nur einzelne Menschen das Leben und Treiben außerhalb der Heimath kennen gelernt hatten, erweitert: Engländer, Franzosen, Deutsche, Italiener, Schweden, das Abendland und das Morgenland, berührten sich und rissen die einzelnen Nationen aus ihrer Beschränktheit, erfüllten sie mit neuen Lebensanschauungen und Lebensrichtungen. Die gemüthvollen Deutschen gingen mit den phantasiereichen Franzosen und Italienern und kamen vereint nach Constantinopel, dem Zufluchtsorte der alten Kunst, und von da in das heilige Land, das reich an köstlichen Gaben der Natur, wie an Wundern der heiligen Geschichte war. Da mischte sich orientalische Glut und christlicher Glaube, — ein Amalgamationsprozeß, der nach allen Richtungen hin neues Leben erzeugte und das Abendland mit griechischer und arabischer Sprache, Philosophie, Dichtkunst, Märchen- und Sagenwelt, Mathematik und Arzneikunde, Baukunst, Malerei und Sitten bekannt machte, damit aber die eigene Kunst und Wissenschaft wunderbar erfrischte. Die verschiedenen Stände ein und desselben Volkes waren in den Kreuzzügen zu einem Ziele und durch ein Streben vereint, — das eigene Land mit eigenen Augen zu schauen. Und indem sie alle geistigen Zielen zueilten und nach Bildung und Einsicht strebten, mußte der ganze Bildungsstand verändert werden, mußten

für denselben neue Bahnen sich eröffnen, mußte die Geistlichkeit das Reich des Geistes, das sie bisher allein beherrschte, auch mit Anderen theilen. Die Kreuzzüge sind, wie Cramer sagt, eine Reaction des Laienthums gegen den Klerus, der Sinne gegen den Geist, des Schauens gegen den Glauben, der That gegen das Wort. Von nun ab konnte nicht mehr die lateinische Sprache das Vehikel der Bildung und der Wissenschaft sein, weil nicht mehr die Geistlichkeit im Alleinbesitz der Bildung war: in der heimischen Sprache ertönte der Gesang, wie in ihr die Kreuzfahrer den Ihrigen Kunde von sich sandten; es gab verschiedene Uebersetzungen aus einer neuen Sprache in die andere; Italiener und Deutsche dichteten in zwei Sprachen; an den Höfen der Fürsten wurden Söhne und Töchter angehalten, vor Allem die französische Sprache zu erlernen, weil sie sich als bestes Verbindungs- und Vermittlungsglied darbot, und weil die neue Richtung des christlichen Ritterthums zunächst von Frankreich ausging. Mit der alten Sprache fiel aber auch die alte Religion: das Christenthum stieg aus der jenseitigen Welt hernieder in die diesseitige, aus der Kirche in das Herz, aus dem Reiche der Vorstellungen in das Gemüth der Menschen. Da erst ward die Sinnlichkeit von der Innerlichkeit der Religion durchglüht, und „diese schöne und fromme Innigkeit, dieses menschliche Fühlen im Widerschein des Geistigen, diese schöne Menschlichkeit im Lichte des Himmlischen, dieser Frauendienst, im innigen Bunde mit der gerade damals zur höchsten Blüthe entfalteten Verehrung der Maria, bewirkte, daß das tiefste und süßeste Gefühl des Menschen, die irdische Liebe zur himmlischen sich verklärte, und daß dadurch die Frauen gleichsam mit einem irdischen Heiligenscheine umgeben wurden." Eben so in der Wissenschaft. Früher war die Theologie die einzige Wissenschaft, und die ihr untergebene Philosophie beschäftigte sich nur mit Logik und Methaphysik; die Naturwissenschaften dagegen waren geächtet, die Geschichtsschreibung bestand in Legenden. Jetzt sind diese Geschichtsschreiber nicht mehr Mönche, welche in ihrer Zelle mit den alten Worten neue Sachen schief und ungeschickt darstellen; es sind Welt- und Geschichtsmenschen, welche, was sie erlebten, und wobei sie selbst meist handelnd auftraten, klar und im Zusammenhange erzählen. Die Philosophie emancipirt sich fortan von der Theologie, und auf der Universität zu Paris wird 1270 diese Trennung in zwei verschiedenen Facultäten verkörpert. Dazu trug wesentlich die aus näherer Bekanntschaft mit der arabischen Kultur hervorgehende Verbreitung der aristotelischen Schriften bei, der der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. und sein Sohn Manfred

aus allen Kräften Vorschub leisteten, während sich Innocenz III. derselben widersetzte. Ungefähr um 1240 wurden durch Wilhelm von Auvergne auch die physischen Schriften des Aristoteles bekannt, und damit beginnt die Erkenntniß und Betrachtung der Natur als einer göttlichen Offenbarung, bis Raimund von Sabunde die gesammten Lehren des Christenthums aus den Gesetzen der Natur und des menschlichen Geistes zu begründen sucht. Mit der Natur fängt auch der Staat an, auf unmittelbare Berechtigung Anspruch zu machen; zur Begründung desselben wird die aristotelische Politik gründlicher behandelt.“ Wie hatte Rom sich verrechnet, das in den Kreuzzügen ein Mittel sah, seine Herrschaft zu erweitern, die griechische Priesterschaft wieder unter sich zu bringen und dadurch die Herrschaft über die ganze christliche Welt zu gewinnen! Die also erweiterte Anschauung ließ sich nicht mehr gänzlich bannen; Quellen neuen Lebens brachen überall hervor. Die Kirche mühete sich, diese Quellen wenigstens so viel als möglich sich dienstbar zu machen, was zu wunderlichen Erscheinungen führte. Der Philosophie ward der Dienst angewiesen, die Glaubenslehre, wie die „Kirche“ sie festgestellt hatte, zu begründen. So entstand die sogenannte scholastische (Schul-) Philosophie. Erstrebten die Scholastiker, deren berühmtester Abälard war, Unmögliches, so bewirkten sie doch schon dadurch Heilsames, daß sie die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf die griechischen Weltweisen, namentlich auf Aristoteles, lenkten. Sie freilich beschäftigten sich mit diesem Weltweisen nur zu dem Zwecke, seine Lehren zur Begründung der kirchlichen Glaubenslehren zu verwenden. In einem solchen Zwangsdienste mußte die scholastische Philosophie ausarten, und es kann nicht verwundern, daß sie sich mit der Inbetrachtnahme von Fragen wie diese beschäftigte: Kann neben dem Wasser auch mit Luft, Sand, mit Bier, Fischbrühe, Lauge oder Rosenwasser getauft werden? Warum hat Adam im Paradiese in einen Apfel und nicht in eine Birne gebissen? Wie viel Engel haben Platz auf einer Nadelspitze? In welcher Sprache hat die Schlange zu der Eva geredet? — Das war die Folge des unnatürlichen Dienstes, in dem diese Philosophie stand, und die Kirche konnte es sich zum Trost gereichen lassen, daß wenigstens kein Glaubenssatz in Frage gestellt ward. Immerhin aber hätte es ernster Betrachtnahme bedenklich erscheinen müssen, daß eine Schule sich mühte, Glaubenssätze zu stützen, die ja aus dem Schoße der Unfehlbarkeit hervorgegangen waren! — Die „unfehlbare“ Kirche war auch in dieser Sache blind. „In der Scholastik trat zum ersten Male dem bisherigen Wissen das menschliche Denken mit dem Anspruche auf Berechtigung gegenüber, und zwar wagte sich das Den-

ken an den höchsten und einzigen Gegenstand des mittelalterlichen Wissens, außer dem alles andere Wissen nur in einzelnen Notizen bestand." So war die Scholastik die erste große und zwar — blinder Weise — von der Kirche selbst anerkannte Ketzerei. Nicht einmal die Ausartungen der scholastischen Schule, wie sie in spitzfindigen Fragen, von denen oben einige vorgeführt wurden, zu Tage traten, erregten in der Kirche die Besorgniß, daß sie einen Feind unter ihrem Schutze großziehe. „Selbst die unzählbaren Haarspaltereien der Scholastik müssen aus einem vernünftigen Prinzipe, aus ihrem Lichtdurste und Forschergeiste, der sich aber eben in jenen Zeiten und unter der drückenden Herrschaft des alten Kirchengeistes nur so und nicht anders äußern konnte, abgeleitet werden. Alle jene Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien waren nichts Anderes als mühsam eingegrabene Ritzen und Spalten in dem alten Gemäuer der Kirche, um zum Genusse des Lichtes und frischer Luft zu gelangen, nichts Anderes als Aeußerungen einer erwachten Regsamkeit des Verstandes, eines Thätigkeitstriebes des denkenden Geistes, der, wenn er entzogen dem Kreise vernünftiger Gegenstände und angemessener Beschäftigungen, in einem Gefängniß eingesperrt ist, jeden Gegenstand, den er eben zufällig findet, er sei auch noch so geringfügig, zum Object der Beschäftigung macht." Erst nachdem die Scholastik lange Zeit ketzerisch gewirkt und der von ihr geförderte Geist in neuen Formen und in kräftigeren Anläufen sich kund gab, trat sie, alt und abgelebt, den Wachtdienst an der Thür des alten Kirchenglaubens an. Sie hatte überdies auch durch das Hervorrufen ihres Gegensatzes, der Mystik, vortheilhaft gewirkt. Denn wenn auch die Mystiker ebenfalls von einem Grundirrthum ausgingen, nämlich von dem, daß das schwärmerische Sichversenken in die der Menschheit von Rom verschlossene Glaubenswelt sie, ohne daß sie des Denkens benöthigt seien, in den Besitz neuer Wahrheiten setze, so diente auch diese Richtung des Geistes zur Erweiterung der Anschauungen.

Es entstanden Hochschulen, als deren erste uns die zu Bologna errichtete, bezeichnet wird, und auf denen anfänglich nur Rechts- oder Arzneikunde gelehrt ward. Der Hochschule zu Bologna bewilligte Friedrich Barbarossa im Jahre 1158 eigene Gerichtsbarkeit. In nächster Folge wurden Hochschulen errichtet zu Salerno, Montpellier, Toulouse, Oxford, Cambridge, Valencia, Salamanca, Lissabon, Prag, Leipzig, Wittenberg. Die Lehrstühle an den Universitäten mehrten sich, durch die Grammatiker wurde die Literatur des Morgenlandes in dem Abendlande verbreitet.

In welchem Maße die durch die Kreuzzüge erweiterte Vorstellungswelt ihr Dasein in der Poesie bekundete, ist bereits im vorhergehenden „Rückblick" dargelegt worden. Gesanges- und Lebelust gingen Hand in Hand. Die Kirche hatte nichts gegen die üppigste Ausartung der Lebelust, sofern ihr nur die kirchlichen Opfer gebracht und die kirchlichen Gebräuche während der Dienststunden, die für den „Gottesdienst" angesetzt waren, beobachtet wurden, ja selbst die vornehmsten Glieder der kirchlichen Hierarchie bewiesen durch ihr eigenes Verhalten, daß sie dafür hielten, der kirchliche Mensch und der weltliche Mensch könne in einer Person neben einander bestehen, ohne daß der eine auf den andern einzuwirken habe. O, unter dem Krummstabe ward zu jener Zeit ein lustiges Leben geführt. Damals entstand das Sprüchwort: Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben. Für „seliges Sterben" sorgten ja die „geweihten" Priester, und selbst da, wo der Tod plötzlich eintrat, so daß ein Priester nicht hatte herbeigerufen werden können, um der Seele vor ihrem Hingange die Sündenlast abzunehmen, ward als nachträgliche und untrügliche Hülfe das Messelesen in Anwendung gebracht, — freilich nur für diejenigen, die Geld hinterlassen hatten, oder für die Andere die Messen bezahlten! — „Als das „„große Sterben"" (der schwarze Tod) vorüber war, da hub die Welt an zu leben und fröhlich zu sein," heißt es in einer Chronik aus jener Zeit. Da kamen viele der Volksbelustigungen auf, die oben aufgezählt wurden. Daß es so war, kann nach dem, was über die herrschende Ansicht von den „kirchlichen" und den „weltlichen" Menschen, von der Pflicht des Einen und dem Recht des Andern und von der absoluten Macht der Geistlichkeit, die Sünden zu vergeben, nicht Wunder nehmen. Die Ausartungen des Weltsinnes waren zum Theil unerhörter Art. „Man forderte," erzählt Karl Schmidt, „vom Geistlichen nicht mehr, als daß er die Evangelien und die Epistel gut lesen, das athanasische Glaubensbekenntniß wissen und singen, die Teufelsbeschwörungen und Gebete über die Katechumenen hersagen könne. Und doch war das auch noch zu viel verlangt. Eine Synode zu Exeter machte es 1287 den Archidiaconen zur Pflicht, bei den Predigern anzufragen, ob sie die zehn Gebote wüßten und verständen. Durch Ungeschmack wurden die heiligen Stätten verunziert, und der Pöbel wurde von der Kanzel mit den plumpsten Späßen unterhalten. Ein Kapuziner erzählte am Ostertage: Als der Auferstandene an die Pforte der Vorhalle mit seinem Kreuz anklopfte, hielten zwei Teufel ihre langen Nasen statt der Riegel vor; der Herr

aber klopfte dergestalt auf dieselben, daß beide Teufel ihre Nasen unter furchtbarem Gebrüll im Stich ließen. — Ein andrer Geistlicher trat mit einer Courierpeitsche auf die Kanzel, ließ sie dreimal erknallen und sprach dann: „Was wollt's, Courier?" „Christus ist erstanden!" „Woher?" „Vom Hofe!" „Glaub's nit!" Dreimaliger neuer Peitschenknall. „Was ist's, Courier?" „Christus ist erstanden!" „Woher?" „Aus der Stadt!" „Glaub's nit!" Nach weiterem dreimaligen Peitschenknall wird endlich dem Courier geglaubt, weil er „aus der Kirche" kommt. — Die Narrenfeste, die ursprünglich zur Erhöhung der christlichen Weihnachtsfreude die heidnischen travestiren sollten, wurden jetzt, wo das Heidenthum aus der Erinnerung des Volkes geschwunden war, und also auch die Travestien keinen Reiz mehr haben konnten, auf die christlichen Religionsgebräuche übertragen. Aus der Zahl der jüngeren Kirchendiener und anderer jungen Personen wurde ein Narrenbischof erwählt, den man in der Kathedralkirche feierlich einweihete. Er hielt darauf mit seinen Narrendiakonen eine possenhafte Narrenmesse und ertheilte dem zuschauenden Volke die Benediction, wobei Masken an heiliger Stätte unter unfläthigen Gesängen und üppigen Tänzen Possenstreiche übten, indeß der wirkliche Bischof mit den Priestern zusah, ja diese in der Stadt Sens sogar während solcher Zeit auf dem Hochaltar Würfel spielten. — Aehnlich das Eselsfest, welches die Flucht Christi nach Aegypten persiflirte, und an welchem (in Anknüpfung an die Erzählung von Bileam's Esel) ein Esel mit geistlichen Gewändern angethan, eine reichgeschmückte Jungfrau oben auf, unter Begleitung des Klerus in die Kirche geführt, vor den Hochaltar gestellt und zum Knieen genöthigt wurde, worauf man ein Hochamt hielt. Nach demselben wieherte der Priester statt des Segens dreimal wie ein Esel, und das Volk antwortete darauf mit Wiehern im Chore. — In den Schenken, wo sie liederlichen Tänzen beiwohnten, versetzten die Geistlichen Kirchengeräthe, wenn ihnen der Schacher mit Ablaßzetteln und mit Reliquien nicht Geld genug einbrachte." Und was Alles wurde betrügerischer Weise verkauft! Mancher Knochen vom Schindanger galt als Gebein eines Heiligen. Heillose Priester boten sogar „Milch der Gottesmutter" feil! — In welche Zerfahrenheit das Zeitalter gerathen war, zeigte sich schon in der Kleidertracht, bei der Schönheit, Anstand und Bequemlichkeit je länger, je weniger in Betracht gezogen ward. Ein buntes krauses Allerlei machte sich geltend. Nur Einiges sei erwähnt, um daran zu zeigen, bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten man sich verstieg. Zum rechten Verständniß des Folgenden sei vorher

bemerkt, daß die Bezeichnung „Hose" nicht in dem heutigen Sinne gebraucht ward. Wie jedes Bein seinen Strumpf, so hatte es auch seine Hose. Es wurden demnach zwei Hosen, gleichsam verlängerte Strümpfe, mit einem an der Innenseite offenen Oberrande, der groß genug war, eine Hälfte des Unterkörpers zu umschließen, angezogen und an dem Leibe und im Rücken die beiden Hälften zusammengenestelt. Nun war es eine ganze Zeit Gebrauch, verschiedenfarbige Hosen zu tragen, so daß z. B. ein Bein mit einer grauen, das andere mit einer blauen Hose bedeckt war. Auch am Rock traten Doppelfarben auf. Weiterhin durchziehen schräg gehende farbige Streifen die Kleidung. Endlich wurde, namentlich in Bezug auf die Farbe, vollständige Regellosigkeit das Ziel der Mode. Es sei ferner der Schellentracht, der Schnabelschuhe und der Kaputzen Erwähnung gethan. Sämmtliche Kleidungsstücke, rings an den Näthen und Kanten herum, wurden mit Schellen besetzt. Je vornehmer ein Mann sich dünkte, je mehr Schellen trug er an seiner Kleidung, mit desto mehr Geklirr vermochte er somit aufzutreten. Die Schnäbel der Schuhe nahmen allgemach eine solche Länge an, daß sie bis zur Höhe des Kniees reichten und die mit Schellen versehenen Spitzen durch Drähte, die um das Knie geschlungen waren, festgehalten wurden. Nur auf geebneten Wegen war das Gehen in solchen Schuhen möglich. Als die Ritter, die bei Sempach (1367) den schweizer Bauern entgegenrückten, von den Rossen stiegen, um den Strauß zu Fuß auszufechten, sahen sie sich genöthigt, die Schnäbel der Schuhe mit den Schwertern abzuhauen. Dies machte sie beweglich zu Fuß; doch errangen sie, wie bekannt, dennoch nicht den Sieg. Nicht minder auffallend war die Tracht der Kaputze. Der Modemann erschien nicht anders auf der Straße als in hellfarbener Kaputze, die den größten Theil des Hauptes verhüllte. Es kamen sogar Kaputzen in Gebrauch, die das Haupt — bis auf die Augen — vollständig bedeckten; für die Augen waren kleine runde Oeffnungen gelassen. Beim Essen wurden Kaputzen solcher Art aufgeknöpft; der Zipfel der Kaputze reichte bis auf den Boden.

Dies möge genügen, um an äußeren Zeichen darzulegen, in wie hohem Maße das Sittenleben gesunken und zerfahrenes Wesen herrschend geworden war.

Welch ein Abgrund des Verderbens! Welche Lehren ergiebt der Hinblick auf solche Zustände gegenüber jeglicher Art kirchlicher Herrschsucht, kirchlichen Hochmuths, Buchstaben- und Formendienstes, gegenüber aber auch der radicalen Anschauungsweise, die, indem sie

predigt, die Menschheit könne ohne Pflege religiösen Wesens gedeihen, sich nur durch den Klang ihrer Worte von jener verderblichen kirchlichen Richtung unterscheidet, in der Sache aber mit ihr auf gleicher Abgrundsbahn wandelt.

Mit Schaudern nur vermag man an die Beantwortung der Frage heranzutreten: Was wäre wohl aus der abendländischen Menschheit geworden, wenn sie auf dieser Bahn, auf die der verweltlichte Klerus sie geführt hatte, weiter gegangen wäre? Der Führer der Menschheit, die Kirche, war blind für das Himmlische geworden. Die Kirche hatte Nacht über die Christenheit gebreitet; aber es funkelten Sterne am umdunkelten Himmel! In der Stille bildete sich — mitten in dem fortschreitenden Verderben — eine neue Priesterschaft unter den Laien. Nicht durch Handauflegen, ausgeübt von Bischöfen des in Unseligkeit versunkenen Klerus kam die Weihe über sie, sondern durch das Wehen des Geistes aus der durch die tapfre Ritterschaft in den Kreuzzügen erschlossenen Gedankenwelt, die Rom weislich unter Siegel gehalten hatte. In neuen Formen und Weisen, deren wahre Bedeutung den Klugen dieser Welt verborgen blieb, begannen kleinere Kreise — und in denen fehlte es auch nicht an einzelnen wirklich gläubigen Geistlichen, die sich von der Verderbniß ihres Standes frei zu halten gewußt hatten — begann man wieder Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Der Geist machte lebendig. Es sproßten Erzeugnisse auf den Gebieten der Literatur und Kunst auf, die in einer reineren Anschauung, als die herrschende religiöse es zur Zeit war, wurzelten, und deren Duft und Blüthenstaub geheimnißvoll in den von der Verderbniß noch mehr oder minder freigebliebenen Gemüthern verwandtes Leben erweckten. Gedenken wir zunächst der Veränderung, die auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst vor sich ging. Wie das gedankenlose Aufnehmen des Kirchenglaubens von der Scholastik und Mystik verdrängt wurde, so die römische und byzantinische Baukunst von der germanischen oder gothischen. In der ältesten Zeit waren zumeist Mönche die Baumeister der kirchlichen Gebäude. Nun sehen wir auch auf diesem Gebiete die Laienwelt selbstschöpferisch eingreifen, von dem Drange beseelt, den erwachten religiösen Anschauungen Ausdruck zu geben. Es traten Künstler und Handwerker zu freien Genossenschaften zusammen, zuerst in England, dann in Nord-Frankreich und Deutschland. Diese Genossenschaften nahmen den Namen „Bauhütten" an. So entstand die germanische (erst seit Vasari gothisch genannte) Baukunst. Wurde sie auch in Nord-Frankreich längere Zeit mit Eifer gepflegt, so

darf nicht vergessen werden, daß daselbst durch die Ansiedelungen der Normannen der germanische Geist sein Uebergewicht gegen celtisches Wesen behauptete, welches letztere allein unfähig gewesen wäre, einem so erhabenen Aufschwunge des Gemüths sich hinzugeben, wie ein solcher in den Schöpfungen der gothischen Dome sich kund gab. (Der Leser wolle vergleichen, was oben, S. 284—285 über die Bedeutung der normannischen Ansiedlung in Frankreich gesagt worden ist.) Als Pflicht war den Genossen auferlegt, die Geheimnisse der Kunst treu zu wahren, und, da nur ehrbaren und freien Männern Zutritt in die Verbindungen gewährt ward, nannten sich die Genossen auch freie Maurer. Daher heut noch der Name Freimaurer für Mitglieder eines Ordens, der in der Stille an Domen erhabenen Geisteslebens baut. Was jene Genossenschaften baueten, förderte die Erkenntniß einer reineren Gottesanschauung in hohem Maße; denn wahrlich, mit vollem Recht ist der christliche Dom eine schöne Symbolisirung des Gebets und der Herzensandacht genannt worden. In Deutschland gab es vier große Vereinigungen der freien Maurer, in Köln, Straßburg, Zürich und Wien. Im Jahre 1248 wurde von Meister Gerhard der Bau des Domes zu Köln begonnen, dessen Vollendung der neuesten Zeit vorbehalten blieb. Die Dome zu Straßburg, Freiburg, Regensburg, Ulm, Magdeburg, Halberstadt zeugen heut noch von der Erhabenheit und dem Kunstsinne, der die ausführenden Meister erfüllte. „Wie himmlische Ausrufungszeichen", sagt Karl Schmidt, „weisen diese Bauwerke durch die Form des Spitzbogens, mit ihren hohen schlanken Thürmen, mit ihrem hochaufsteigenden Kirchendach, den Menschen empor in seine ewige Heimath. Und während so das Aeußere, dessen Schwere dadurch überwunden wird, daß es sich in unendliche Theile individualisirt, einerseits mit seinen gewaltigen Thürmen das Auge in die Unendlichkeit des Großen trägt, indeß es mit seinen unzähligen kleinen und gekünstelten Verzierungen, die über das Ganze ausgestreut sind und alle Massen in Künstlerstoff umgebildet haben, in die Unendlichkeit des Kleinen hineinzieht, — gelangst du, wenn du durch das Hauptportal in des Domes Innere trittst, in einen Wald voll himmelhoher Steingedanken, in denen die dir vorher unmöglich erscheinende Verbindung des Ungeheuren mit dem Gefälligen und Anmuthigen gelöst ist. Die Massenhaftigkeit wird hier leicht durch die Säulen und Bogen, Fenster und Gewölbe, die uns überall entgegen treten. Die Säulen bestehen aus Bündeln von Säulen, elastisch aufschießend, das Gewölbe tragend und mit den Blätterkronen des Kapitäls in die Bögen und Gurte sich verflechtend,

— die zu Stein gewordenen, himmmeltragenden deutschen Buchen und gigantische Eichen.“ Eingehender noch läßt sich Moritz Carriere über die Bedeutung der gothischen Architectur aus: „Das Selbstgefühl der christlich germanischen Welt, wie es durch die Kreuzzüge mündig geworden war, sein Sehnsuchtsdrang nach dem Unendlichen, sein begeisterter Aufschwung, sein Ringen nach persönlicher Selbstständigkeit und seine kühne Phantasie fand den vollendetsten Ausdruck im gothischen Baustil. Wie der Staat innerhalb des Christenthums bleibt, wenn er auch sich von der Uebermacht der Hierarchie freizukämpfen trachtet, so wird die seither gewonnene Grundgestalt der Kirche erhalten, und die neuen Formen entwickeln sich aus den romanischen. In diesen war die Masse gegliedert und gestaltet worden wie das Volk durch die Autorität der Priester; aber das christliche Volk soll nicht Masse sein, jeder Einzelne soll als selbstbewußtes und willenskräftiges Glied im Gottesreiche dastehen, und wie eine tiefere Poesie des Wissens und die Macht des eigenen Denkens sich regt, so wird auch im Bau die Masse durch die eigenthümliche Lebensgestalt aller besondern Werkstücke überwunden, und das Ganze erscheint wie eine freie Einigung aufstrebender Pfeiler, die sich zusammen neigen und zusammenwirken. Im romanischen Stil verschmolz unter der Leitung der Geistlichkeit die antike Ueberlieferung mit den Forderungen des Kultus und der Gemüthsstimmungen der neuen Völker; so war auch in der Literatur die lateinische Sprache die herrschende gewesen. Jetzt aber werden die Ritter, die Städte Träger der Bildung, jetzt wollen die Menschen in ihrer Muttersprache ihr Herz nnd ihre Weltanschauung dichterisch kundgeben, jetzt treibt es sie auch in eigenen architectonischen Formen die Sinnesweise und Richtung der Zeit zu offenbaren.“ Diese Sinnesweise habe, sagt M. Carriere, „großräumige Hallen“ als Stätten des Gottesdienstes gefordert. „Die Geistlichen traten auf gleichen Boden mit den Laien, und in dem Drang nach der Höhe und dem Licht verschwindet die düstre gedrückte Krypte. So heißt es im Titurel vom Graltempel:

Und fragt ihr dort nach Grüften?
Nein! Gott der Herr bewahre,
Daß in der Erde Schlüften
Sündhaft ein reines Volk sich schaare,
Wie das sich birgt in dunkeln Gründen.
Man soll in lichter Weite
Den Christusdienst und Christenglauben künden!

In lichtvoller Erhabenheit des ganzen Baues sollte der Schauer des Unendlichen das Gemüth ergreifen, das Geheimniß Gottes sich

offenbaren, nicht im Dunkel einer engen Stätte. So ist der Eindruck des Innern feierlich lichtvoll, erhebend und erfreuend zugleich. Das Auge wird von den Pfeilern emporgezogen, welche sich aus sich selber zur Decke verzweigen, und die mannigfaltigen Durchblicke und Reflexe im Spiel von Licht und Schatten gewähren an sich einen malerischen Reiz. Und wie die Malerei nicht an die Schwere der Materie gebunden ist, so scheint dieselbe auch in dieser malerischen Architectur überwunden; nichts lastet und drückt, Alles hält einander in gegenseitiger Strahlung und Spannung, der allseitige Lebensdrang trägt sich selbst in harmonischer Wechselwirkung, die Sehnsucht nach dem Unendlichen ist zugleich geweckt und gestillt. Aber hierzu kommt noch, daß das Licht nicht durch weiße, sondern durch farbige Fenster hereinscheint, und daß dadurch ein magisches Spiel ineinander verschwebender Töne hervorgebracht wird, während aus der höchsten Quelle, aus der thurmartigen Laterne über dem Kreuzungsquadrate, das Licht voll und rein hervorbricht und damit wieder das Auge nach diesem idealen Mittelpunkte lockt. Die Farben der Fenster fügen sich zu Gestalten, zu Bildern zusammen und schimmern am Boden, an den Pfeilern wieder, wenn ihr voller Glanz die Steine trifft. Das Material selbst nimmt gern am festen Pfeilerkern einen dunkeln, an den Diensten einen hellen Ton an, und Gold funkelt an den Sternen der Deckenfelder oder an den Ornamenten der Kapitäle. Dieser Zauber des Helldunkels gesellt sich dem Wunder der Construction, welche alle Erdenschwere besiegt, und sie vollendet den malerischen Eindruck des Ganzen. Während ein Architect unserer Tage, Ludwig Lange, sagt, die Aufgabe der Baukunst sei, das Reale zu idealisiren, nicht aber ein Ideal zu realisiren, hat die Gothik dies Letztere angestrebt, sie hat das Ideal ihrer Zeit architectonisch ausgeprägt, und es ist, als ob der christlich mittelalterliche Geist die besten künstlerischen Kräfte zweier Jahrhunderte an sich herangezogen, um sich im gothischen Dom zu verkörpern, und dies ist höchster Bewunderung werth. Wir sehen hier kein immer und überall Gültiges, aber dennoch eine der glänzendsten Schöpfungen der Menschheit, die dadurch eine Stufe ihres Entwickelungsganges bezeichnet, und der religiösen Begeisterung des christlichen Mittelalters, dem himmelanstrebenden Drange des Gemüths wie dem Ringen nach Selbstständigkeit und Geltung der persönlichen Eigenthümlichkeiten innerhalb des Ganzen das großartigste und ergreifendste Denkmal errichtet hat." „Die Gestalten der heiligen Geschichte", sagt der Kirchenhistoriker Hase, „wuchsen aus den Säulenbündeln hervor, die Welt- und Kirchengeschichte wird

vertreten durch steinerne Schläfer mit gefalteten Händen auf Heiligen-, Fürsten- und Bischofsgräbern. So war die Kirche als ein neuer Tempel Salomonis ein Bild der Erde mit allen ihren Kindern, über die sich der Himmel wölbt." — Wahrlich, die Genossenschaften der freien Maurer standen in ihrer Weltanschauung weit über der Priesterschaft ihrer Zeit! Auch die freien Maurer waren Kreuzritter, die gegen „Ungläubige" kämpften, nicht Ungläubige eines fernen Landes, sondern gegen solche, die in der Heimath zu finden waren; nicht gegen die Besitzer des Stückes Erde, Palästina genannt, sondern gegen die falschen Priester, die das heilige Land christlicher Wahrheit mit ihren Söldlingen besetzt, die Kirche der Auferstehung, Erneuerung und Verklärung geschlossen, die Altäre wahrer Gottesverehrung verwüstet und im Heiligthum die Wechslertische aufgestellt hatten, gegen Priester, die an pilgernde Wahrheitsforscher Hand anlegten, und die der irrenden, darbenden und nach der Anbetung Gottes „im Geist und der Wahrheit" verlangenden Menschheit Steine starrer und todter Glaubenssätze statt des Geist und Gemüth erquickenden Brotes der ungefälschten Jesuslehre darreichten. Wie entschieden die freien Maurer das Pfaffenthum verabscheuten, kann man heut noch an Portalverzierungen einzelner ihrer Bauwerke sehen. Nur an eines dieser Steinbilder sei erinnert. Ein auf einer Kanzel stehender Wolf in Priesterkleidung unterweiset mit der Miene der Demuth und der Frömmigkeit eine Schaar von Zuhörern, die aus Gänsen bestehen, während eine Gans, die er geraubt hat, aus einer ihm auf dem Rücken hängenden Tasche hervorsieht. Stumm und doch beredt predigten hohe Dome der Menschheit Wahrheiten, die ihnen die officielle Priesterschaft nicht mehr bot. Auch in Bezug auf diese aus der Laienwelt hervorgegangene Erscheinung reichte die „Klugheit der Welt", die der Hauptinhalt der Kirche geworden war, nicht hin, Ursprung und Folge zu erkennen oder auch nur zu ahnen. Die Kirche unterstützte sogar die Dombauten, nicht um Gottes willen, sondern um ihrer Herrschaft willen, indem nach ihrer Auffassung durch jene Bauten dem äußeren Gepränge des Gottesdienstes im hohen Grade Vorschub geleistet wurde. Aber es brannten geweihte Kerzen anderer Art in diesen Domen, als die waren, die, von den Priestern aufgesteckt, mit fleischlichem Auge zu sehen waren, Kerzen, die — im Gegensatz zu der Verkommenheit und der Verweltlichung des kirchlichen Lebens — den Seelen eine Ahnung von der Erhabenheit der christlichen Lehre und von ihrer Himmelsreinheit gaben! Durften die freien Maurer ihre Ziele und Zwecke frei und

offen verkünden? O, wie würde die Kirche ihre Schergen gegen sie gehetzt haben! Sie mußten schweigen bei ihrem rastlosen Schaffen, in Hoffnung der Zeit sich tröstend, in der man ihren Staub segnen werde. Ja, seiet gesegnet, ihr Männer, du Konrad von Hochsteden, der du den Grundstein des kölner Doms legtest, du, Erwin von Steinbach, der du den Vorbau des straßburger Münster dachtest, und ihr anderen Meister und Gesellen, die ihr mit dem sicheren Bewußtsein wirktet, daß Weltlohn, Gut und Ehre euch nicht zu Theil werden, daß aber die Welt durch euch Heil empfangen werde! Ihr vererbtet die ungeheuren Pläne, wie auch Geist und Gesinnung nachfolgenden Geschlechtern, da ein Menschenalter zu kurz war, jene zu verwirklichen. Zu einem großen Theile haben diese Männer die Zeit vorbereitet, in der die Verjüngung der Kirche, die wir Reformation nennen, zum Durchbruch kam. Wer vermag es zu ermessen, in wie weit ihr Wirken die Vorreformatoren erweckte oder doch diese in ihrem Wirken bestärkte, Männer wie Heinrich von Laufenberg, Sebastian Brandt, Johannes Rusbrock, Thomas von Kempen, Johannes Tauler, Johann Gailer von Kaisersberg, Roger, Bacon!

Um dieselbe Zeit, in der in Deutschland die freien Maurer, ihre tieferen Absichten und Zwecke in den nothwendigen Schutz des Geheimnisses hüllend, nach Plänen, die aus gotterfülltem Gemüthe geboren und in heiliger Stille gereift waren, vor aller Welt Augen die sichtbaren Werke ihrer Kunst aufrichteten, erhob sich in Italien ein anderer Zweig der Kunst, die Malerei, mehr oder minder bewußt gleicher Mission dienend. Vor dem Aufblühen derselben, das Aufblühen selbst begleitend und es fördernd, sehen wir Kunstschöpfungen anderer Art entstehen. Drei Männer, Dante, Petrarca und Boccaccio schufen eine neue Literatur. Obgleich Dante Alighieri den Kirchenglauben seiner Zeit theilte, hielt er in seinem großen Dichtwerke „Die göttliche Comödie" über die Sünde der Geistlichen ein unbarmherziges Gericht; Petrarca machte seinen Landsleuten die Werke großer Vorfahren wieder zugänglich und schuf selbst Werke, die ihrer Zeit großen Eindruck hervorbrachten. Während Dante die Geißel heiligen Zornes gegen sittenlose Priester schwang, verfolgte dieselben Boccaccio mit dem beißendsten Spott. Hören wir, was der tiefblickende Moritz Carriere über die Bedeutung Dante's sagt: „Mit unerbittlichem Ernst, mit erhabener Unparteilichkeit maß er das Treiben der Welt am Maßstabe der Sittlichkeit; sein Zorneseifer kehrte sich gegen die Entartung der Kirche, gegen die selbstsüchtigen Leidenschaften, die sein Vaterland zerrissen, gegen Sünde und Verkehrtheit jeder Art, um dem Laster

seine eigene Häßlichkeit, seine Pein und Selbstvernichtung in der Hölle zu zeigen; dann wie er selbst sich läuterte, so führte er die bessern Zeitgenossen den Berg der Reinigung mit sich hinan und suchte endlich den Frieden, die Beseligung des Paradieses, die er im Anschauen Gottes fand, der Menschheit mitzutheilen. Sein Gerechtigkeitsgefühl ist das höchste; er darf es wagen über die Zeitgenossen das Weltgericht der Weltgeschichte heraufzubeschwören und die bedeutendsten Menschen der Vergangenheit und Gegenwart einer jener drei Sphären zuzutheilen. — „Verfolge deinen Weg und laß reden die Säule, stehe fest wie ein Thurm, der nimmer die Spitze beuget, wie ihn die Winde umbrausen!" läßt er sich im Fegefeuer zurufen. So klagt sein Zorn über das von Parteien zerissene Vaterland:

O Sclavin, du, Italia, Schmerzensstätte,
Im wilden Sturm ein Fahrzeug ohne Steuer,
Herrin des Landes nicht, nein, Unzuchtbette!
Wie war die edle Seele voll von Feuer
Beim bloßen Klang vom süßen Vaterland,
Wie war des Volkes Ruh' für sie so theuer!
Doch wild in dir steht Hand nun gegen Hand,
Die selber sinnen dr'auf, wie sie sich morden,
Die Eine Mutter, die Ein Wall umspannt.
Blick' in dein eigen Herz! An allen Borden
Elende, such' — o such' an jedem Strand,
Ob einem Ort in dir ist Frieden worden!

Ein Schamerröthen geht durch den Himmel, wie einst bei Jesu Tod die Luft sich verfinsterte, als Petrus im Paradiese die Stimme gegen seine Nachfolger erhebt, die sein Bild zum Siegel verkaufter Privilegien gemacht, das Zeichen der Schlüssel auf eine Kriegsfahne gesetzt. Der Apostel ruft:

Er, der sich selbst auf Erden hat erhöht,
Und angemaßt des Rechts zu meinem Stuhle,
Dem Stuhl, der leer vor Christi Augen steht,
Er hat mein Grab verwandelt jetzt zum Pfuhle.

Das ist Dante's Größe, daß er gleichmäßig an der doppelten Welt, der äußern und innern, festhält, daß er neben dem praktischen Wirken für's Vaterland zugleich den Glauben an das Ideal der Wahrheit und der Liebe in seiner Seele trägt, daß alle Schmerzen und Leiden ihn lehren, sich selbst und Gott zu finden, in Gott zu leben. Die menschliche Natur hat nach ihm zwei Seligkeiten, die des handelnden und beschaulichen Lebens; das Glück der ersteren besteht in tugendhaften Thaten, das des zweiten im Genuß des An=

schauens der Gottheit. Zu beiden hat er sich erhoben, beide möchte er der Welt mittheilen.“ Hatten Dante (der trotz seiner Anhänglichkeit an den Kirchenglauben ein großer Verehrer Virgil's war) und Petrarca in ihren Zeitgenossen Theilnahme für die altrömischen Klassiker erregt, so wußte Boccaccio sie mit gleicher Theilnahme für die griechische Mythologie zu erfüllen. Er führte die Götter Griechenlands nach Italien (und damit zugleich in das Abendland) zurück. Griechenland — in seinen Werken der Kunst und Wissenschaft aus alter Zeit — war in dem ihm stammverwandten Italien lange Zeit vergessen, gleichsam verschüttet gewesen, wie Herculanum und Pompeji es noch waren. Um so freudiger begrüßten die Italiener die ihnen von Meisterhand gebotenen Gaben. Ein äußeres Ereigniß ward Ursach, daß die erwachte Begeisterung für altgriechische Kunst und Wissenschaft ungemein wuchs. Von der Zeit an, in der die Osmanen Constantinopel zu bedrängen begannen, siedelten griechische Gelehrte nach Italien über. Sie waren mittelmäßige Köpfe, aber sie brachten das Erbe der großen Vorzeit ihres Volkes in lebendiger Ueberlieferung einem Volke zu, dessen Sinn für dasselbe erweckt war, und sie wurden von den vornehmen und durch den Handel reich gewordenen Geschlechtern der großen Städte (S. 442 bis 445), namentlich von dem Hause Medici, gleich Aposteln empfangen. Um so eifriger waren diese gelehrten Ansiedler beflissen, den Reichthum der altgriechischen Kunst und Wissenschaft vor ihren Schutzherren und Zuhören auszubreiten, und mancher Schatz, der in Griechenland im Verborgenen geruht hatte, ward wieder an's Tageslicht gebracht. Griechenland feierte in Italien seine Auferstehung. Welche Erquickung für ein Volk nach so vielen Ungeheuerlichkeiten, mit denen der Klerus sein Geistesleben belastet hatte! Selbst die Kirchenfürsten sonnten sich an den Strahlen, die aus dem Eden der Schönheit auf's Neue hervorbrachen. Auch sie wußten nicht, was sie thaten, so wenig die Osmanen bei ihren Kämpfen gegen Griechenland es wußten, daß der Sturz des vermorschten byzantinischen Reiches ein Hauptanlaß zur Belebung und Kräftigung des Abendlandes werden und ihnen dies schließlich nicht zum Heil gereichen würde. Die nächste Folge in Bezug auf die Einwirkung nach außen war die, daß eine neue Art von Römerzügen anhob. Die abendländische Jugend — zuerst Deutsche und Ungarn — zog in Schaaren nach den neuen Pflanzstätten geistigen Lebens, die sich in Italien aufgethan hatten, Beute sammelnd, Beute darauf heimtragend. Zwar das Beste fanden sie nicht, den Edelstein der Menschheit, die Lehre des Heilandes, deren klarste und eindringlichste

Erläuterung des Stifters Leben ist, die nichts des Heilbringenden, das von den Weisesten aller Völker offenbart wurde, ausschließt, vielmehr alles dies in sich schließt und harmonisch vereint — dieser höchste Schatz lag eingesargt und wurde bewacht von einem bannschnaubenden Drachen, dem von Herrschaft und Heuchelei erzeugten „Kirchenrechte" jener Zeit. Aber Gutes mancherlei Art fanden die erglühten Herzen, geeignet, die weltliche Seite des Geistes zu fördern, zu allgemein menschlicher Bildung (Humanismus) zu führen. Es galt, auf dem Gebiete des geistigen Lebens sich bewegen zu lernen, Waffen zu gewinnen zum Kampf gegen den Lügengeist des Papstthums, geistige Maße, um damit Vergleiche anstellen zu können zwischen dem, was die Blüthe der weltlichen Literatur und dem, was der große Freiheitsbrief der Menschheit, die Bibel, bietet; es galt, die Formen der Natur und die der Kunst als Symbole ansehen zu lernen und durch den aufgenommenen geistigen Inhalt zum Fortschreiten auf der Wahrheitsbahn Kraft zu gewinnen. Daß das eröffnete Gebiet des Humanismus nicht gefahrlos war, zeigte sich bald. Seichten Geistern geriethen die Mittel der Bildung, die er bot, zum Verderben; sie blieben an den Formen haften, verlassen von der Ahnung dessen, worauf die Formen hinwiesen. Im Großen und Ganzen stellte es sich weiterhin heraus, daß in Italien dem Aberglauben der Unglaube frech gegenüber trat, während in Deutschland die humanistischen Studien mit nichten auf einen solchen Irrweg führten.

Daß der wieder erwachte Kunstsinn auch auf die Baukunde sich erstreckte, zeigen heut noch die Dome und Paläste, die Venedig, Genua, Mailand und Florenz in ihren Glanzzeiten errichteten. Als berühmte Baumeister sind zu nennen Brunelleschi, Leo Baptista Alberti und Bramante, der Begründer der Peterskirche zu Rom. Auch die Bildhauerkunst feierte neue Triumphe. Nicola Pisano folgte noch ganz antiken Vorbildern. Seine größeren Nachfolger traten selbstständiger auf, unter ihnen Lorenzo Ghiberti, der Schöpfer der Bronzethür an dem Baptisterium zu Florenz, von der ein begeisterter Bewunderer gesagt hat, sie sei werth und würdig, Pforte des Paradieses zu sein, ferner Michel Angelo, dessen Grabmale der Medici tiefsinnige versteinerte Gedanken sind, und dessen Moses den Ausdruck wahrhaft gigantischer Kraft und Hoheit an sich trägt.

Nunmehr möge des hervorragendsten italienischen Kunstzweiges jener Zeit, der Malerei, insbesondere gedacht werden. Die Unnatur byzantinischen Wesens hatte auch in den Heiligenbildern, die man in Constantinopel malte, ihren Ausdruck gefunden. Die Figuren waren seelenlos,

mumienhaft; Hoheit suchte man durch unnatürliche Verlängerung der Körper zu erzielen, Erhabenheit dadurch, daß man auf Goldgrund malte. Jedes gute Museum weiset heut noch Bilder solcher Art auf. Diese Bilder galten in Italien als Muster, bis Griechenlands ältere Kunstschöpfungen den Kunstsinn der italienischen Meister verjüngten. Die wachsende Theilnahme des Volkes an den Werken der neu entstehenden Malerschulen und die Gönnerschaft reicher Kunstfreunde bewirkten, daß die Veränderung zum Besseren schnelle Fortschritte machte. Das Seelenlose in dem Antlitz wich dem belebten Ausdruck, was zuerst auf den Bildern Angelico's von Fiesole in bewunderungswürdiger Weise zu Tage trat, Massaccio fand das Geheimniß des Helldunkels, Tizian wußte dem Fleischtone den Zauber des Lebens zu geben, Leonardo da Vinci verband in seinen Bildern — vor Allem in seinem „Abendmahl" — den Zauber des Ueberirdischen mit hoher individueller Schönheit, Michel Angelo schuf Bilder, die den Ausdruck gigantischer Kraft an sich trugen. Es sind ferner als hochverdiente Meister der Malerkunst jenes Zeitraums anzuführen: Fra Bartolomeo, Perugino, Mantegna, Bellini, Franceso Francia, Antonio da Correggio. Endlich ist noch zu nennen der Meister aller Meister der Malerkunst: Rafael Sanzio von Urbino, der erhabene Künstler, der — nach den Worten Karl Schmidt's — die weise Grazie der Sanftmuth und Seelenstille mit der Größe und Erhabenheit der Handlung harmonisch einte und in seiner sixtinischen Madonna die volle ideale Schönheit, in den reizendsten Formen ausgebildet, „eine Rose, die zugleich im Himmel blüht", mit dem werdenden Gotte in sichtbare Erscheinung stellt, um dann durch seine „Verklärung" sich selbst zu verklären.

Zu solchen Ergebnissen hatten die Anregungen aus der altgriechischen Zeit geführt! Von der Unnatur sich abwendend, von allem Unwesentlichen absehend, war man zur Krippe der Einfalt und Wahrheit zurückgekehrt. Die Stoffe waren meist der biblischen Geschichte entnommen; aber wie anders schaueten diese Bilder die Menschheit an, als jene entmenschten Mumiengestalten, wie solche die byzantinischen Maler geschaffen hatten, oder wie sie durch Rede und Schrift in den Vorstellungskreis des Volkes eingeführt worden waren! Jedem Denkenden drängt sich von selbst die Ueberzeugung auf, daß ein Kunstzweig, der es zu solcher Entwicklung gebracht hatte, dem Allgemeinzwecke der Bildung unwiderstehlich Vorschub leisten mußte. Trefflich characterisirt Leo die Bedeutung der italienischen Malerei des bezeichneten Zeitraums durch folgenden Ausspruch: „So lange jene

alten, düstern, strengen Heiligen- und Gottesbilder noch die Herzen der Gläubigen fesseln konnten, so lange in der Kunst die äußere Ungeschicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geist selbst noch in einer engen Beschränkung in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunst entwickelte sich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maße, und beider Entwicklung war gegenseitig bedingt. Erst als man in der Kunst wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig, sich an den alten Klassikern wahrhaft zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten, und ohne die Aufnahme der alten klassischen Literatur wäre die Reformation nie etwas Anderes, als ein kirchliches Schisma geworden, wie das der Hussiten war." Auch der deutschen Schule der Malerei haben wir ehrenvoll zu gedenken, obgleich sie nicht zu einer solchen Höhe gelangte wie die italienische. Es sind zu nennen die Brüder van Eyk, Lucas Kranach, Martin Schongauer, Bartholomäus Zeitbloom, Lucas von Leyden, Hans Holbein der Jüngere und vor Allem der nürnberger Meister Albrecht Dürer, ein Freund Rafael's, von dem Letzterer sagte: „Wahrlich, dieser Deutsche würde uns alle übertreffen, wenn er wie wir die Meisterwerke der Kunst vor Augen hätte!" Unter den deutschen Künstlern jener Zeit schuf sich durch das Sebaldusgrabdenkmal in der Sebalduskirche zu Nürnberg ebenfalls ein ehrenvolles Denkmal der Erzgießer Peter Vischer.

Es war eine wunderbare Zeit. Während die Gebiete der Künste und Wissenschaften sich aufthaten, während im Reiche des Geistes die kühnsten und lohnendsten Entdeckungsreisen ausgeführt wurden, erweiterte sich auch der Blick über Länder und Meere, ja ein neuer Himmel begann sich dem irdischen Auge aufzuthun, denn — es wurde die Erde umschifft! — Welch eine Veränderung in der Anschauungswelt der Menschheit mußte dies zur Folge haben! War doch bisher die Erde als der feste und unbewegliche Mittelpunkt des Weltalls angesehen worden! Während sie nun aber zurücktrat in eine bescheidene Stelle, that vor der Seele die Unermeßlichkeit des Alls sich auf. Der portugiesische Prinz Heinrich, genannt der Seefahrer, gelangte bis Guinea, Bartolomão Diaz bis zum Cap, Vasco de Gama, der das Cap, das anfänglich „Cap der Stürme", dann aber bezeichnend „Cap der guten Hoffnung" genannt wurde, umschiffte, bis Ostindien, Columbus entdeckte (1492) Amerika. Nimmer wären Seereisen letzterer Art unternommen worden, hätten nicht die Wissenschaften, die Geographie, Astronomie, Mathematik u. s. w., die Gedankenmeere

durchschifft, und es würde letzteres nicht geschehen sein, hätte das nach dem goldenen Vließe des Lichts Verlangen tragende Abendland nicht jene großen Weihezüge nach dem Orient ausgeführt. Der ritterlichen Tapferkeit der Kreuzfahrer folgte hoher Lohn, denn mehr als ein Stück Erde wurde erstritten, es wurde der Anfang der Eroberung des Himmels gemacht. Erfindungen aller Art traten zu Tage, oder (es wurde und wird viel um ihre Geburtsstunde gestritten!) es fanden solche doch jetzt erst fruchtbare Verwendung. In kleineren Kreisen mochte manches Werk der Erfindung längst vorhanden gewesen sein; jetzt ward der staunenden Menge der Anblick des Compasses, der Thurmuhr, des Linnenpapiers, der Kupferstechplatte, der Donnerbüchse und des Schießpulvers, „Kraut" genannt. Von den hohen Thürmen der Dome ertönten der Glocken Klänge wie mahnende Stimmen aus der Welt der Seligen hernieder, der Gesang war durch die Anwendung des Tactes, des Einzel- und Chorgesanges wohltönender geworden, als er es bisher gewesen war, die Orgel hatte sich seit der Vervollkommnung des Tastwerks, und seitdem ihr von dem Deutschen Bernhard das Pedal eingefügt worden war, in ein Riesenwerk verwandelt, wie es der erhabenen Stätte der Anbetung entsprach. Wahrlich, eine wunderbare Zeit! Und wie mußten die Entdeckungen und Erfindungen in den Seelen den Drang erregen, Erschauetes einander mitzutheilen! Siehe, da wird eine Erfindung gemacht, die der Schnelle der Mittheilung unglaublich Vorschub leistet, die an das Wehen des Geistes erinnert, — die Kunst des Buchdruckes, gleichsam — faßt man ihre Wirkung ins Auge — eine neue Gabe der Sprachen! —

Welche Aussichten für die Zukunft! Aber wo Saaten des Lebens ausgestreut werden, streut auch der böse Feind Unkraut dazwischen; wo ein Tempel reiner Gottesgedanken errichtet wird, baut der böse Geist eine Kapelle daneben. Rom war wohl geübt darin, mit den Strömungen, die durch die Massen gingen, zu rechnen, nicht minder mit den Neigungen und Anschauungen der Gewaltigen dieser Erde — immer zu dem Zweck, Eines und das Andere zu seinen Gunsten zu verwenden. Jetzt sehen wir den päpstlichen Stuhl die Rolle des Förderers der Kunst und der Wissenschaft übernehmen. Freiheit wurde den künstlerischen und wissenschaftlichen Richtungen so weit gewährt, als es dem eigenen Behagen entsprach, und es sich als nothwendig erwies, zu täuschen; Zwecke und Ziele waren bestimmt: Künste und Wissenschaften werden in den Dienst des — Papstthums genommen! — (Vergl. S. 447.) Das war die Parole, die von den leitenden Vätern Roms ausgegeben ward. Bald hob die Welt an

Rom zu preisen um der Verdienste willen, die es sich um die Künste und die Wissenschaften in steigendem Maße erwerbe, und es währte darnach nur noch eine kurze Zeit, so waren viele der Geistesschwerter, die sich zum Befreiungskampfe von römischer Herrschaft erhoben hatten, in Ketten verwandelt. Während nun Rom auf's Neue triumphirte, war der Retter, ein zweiter Arminius, schon vorhanden, der mächtigen Armes und Herzens eine neue Römerschlacht schlagen und der gefährdeten Geistesfreiheit eine breite Bahn bereiten sollte.

„Und wie die Menschheit also lag in Ketten,
Da trat ein Mönch aus Wittenberg hervor,
Mit seinem Donnerwort die Welt zu retten.“

# Geschichtstafel.

| | | |
|---|---|---|
| 9 | n. Chr. | Hermannsschlacht. |
| 70 | " | Titus zerstört Jerusalem. |
| 98—117 | " | Trajanus. |
| 161—180 | " | Marcus Aurelius. |
| 325—337 | " | Constantin der Große. |
| 325 | " | Erste allgemeine (ökumenische) Kirchenversammlung zu Nicäa. |
| 375 | " | Völkerwanderung. Die Hunnen. |
| 395 | " | Theilung des römischen Reiches. |
| 410 | " | Alarich in Rom. |
| 451 | " | Attila wird auf den catalaunischen Gefilden (bei Chalons an der Marne) geschlagen. |
| 476 | " | Untergang des abendländischen Kaiserthums. Romulus Augustulus. Odoacer. |
| 481—511 | " | Chlodwig, König der Franken. |
| 488—526 | " | Theodorich der Große. |
| 568 | " | Alboin, der Longobarde. |
| 622 | " | Mohamed's Flucht (Hedschra) von Mekka nach Medina. |
| 732 | " | Karl Martell besiegt die Mauren bei Tours und Poitiers. |
| 755 | " | Bonifacius. |
| 768—814 | " | Karl der Große. |
| 786—809 | " | Harun al Raschid. |
| 843 | " | Vertrag von Virten (Verdun). |
| 871—901 | " | Alfred der Große von England. |
| 899—911 | " | Ludwig das Kind, der letzte Karolinger in Deutschland. |
| 911—918 | " | Kaiser Konrad I., der Franke. |
| 918—936 | " | Kaiser Heinrich I., der Sachse. |
| 933 | " | Sieg Kaiser Heinrich's über die Ungarn bei Merseburg. |
| 936—973 | " | Kaiser Otto I. |
| 955 | " | Sieg Kaiser Otto's I. über die Ungarn auf dem Lechfelde. |

| | | |
|---|---|---|
| 987 | n. Chr. | Aussterben der Karolinger in Frankreich. Hugo Capet. |
| 997—1038 | „ | Stephan der Heilige von Ungarn. |
| 1024—1125 | „ | Das fränkisch-salische Kaiserhaus. |
| 1017—1036 | „ | Der Dänenkönig Kanut der Große. |
| 1066 | „ | Wilhelm der Eroberer gewinnt in der Schlacht bei Hasting die Herrschaft über England. |
| 1056—1106 | „ | Heinrich IV. |
| 1073—1085 | „ | Papst Gregor VII. |
| 1077 | „ | Kaiser Heinrich's IV. Buße zu Canossa. |
| 1096—1099 | „ | Erster Kreuzzug. Peter von Amiens. Gottfried von Bouillon. |
| 1138—1254 | „ | Die Hohenstaufen. |
| 1147—1149 | „ | Zweiter Kreuzzug. Kaiser Konrad III. Bernhard von Clairvaux. |
| 1154 | „ | Mit Heinrich II. kommt das Haus Anjou oder Plantagenet auf den englischen Thron. |
| 1152—1190 | „ | Kaiser Friedrich I. Barbarossa. |
| 1187 | „ | Sultan Saladin erobert Jerusalem. |
| 1189—1192 | „ | Dritter Kreuzzug. Barbarossa ertrinkt in Saleph (1190). Richard Löwenherz. Philipp August von Frankreich. |
| 1190—1197 | „ | Kaiser Heinrich VI. |
| 1199—1216 | „ | Johann ohne Land. |
| 1215 | „ | Johann giebt die magna charta (den großen Freiheitsbrief). |
| 1215—1250 | „ | Kaiser Friedrich II. |
| 1228—1229 | „ | Vierter Kreuzzug. |
| 1230 | „ | Die Deutschritter erobern Preußen. |
| 1241 | „ | Mongolenschlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz. |
| 1248 | „ | Fünfter Kreuzzug. Ludwig IX. (der Heilige), von Frankreich. |
| 1270 | „ | Sechster Kreuzzug. Ludwig IX. (der Heilige) von Frankreich. |
| 1254—1273 | „ | Zwischenreich. (Interregnum.) |
| 1268 | „ | Tod Konradin's, des letzten Hohenstaufen, auf dem Blutgerüst zu Neapel. |
| 1273—1291 | „ | Rudolf von Habsburg. |
| 1278 | „ | Rudolf's Sieg über Ottokar von Böhmen auf dem Marchfelde. |
| 1308 | „ | Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft. Geßler. Wilhelm Tell. |
| 1309—1314 | „ | Kaiser Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg. |
| 1315 | „ | Schlacht bei Moorgarten. |
| 1314—1330 | „ | Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich. |
| 1328 | „ | Das Haus Valois in Frankreich. |

| | | |
|---|---|---|
| 1347—1378 | n. Chr. | Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg. |
| 1348 | " | Kaiser Karl IV. gründet die Universität Prag. |
| 1356 | " | Die goldene Bulle. |
| 1370—1382 | " | Ludwig der Große von Polen und Ungarn. |
| 1396 | " | Sigismund bei Nikopolis von Bajazeth I. besiegt. |
| 1387—1412 | " | Margarete von Dänemark. Kalmarische Union (1397). |
| 1386 | " | Schlacht bei Sempach. Arnold von Winkelried. |
| 1333—1370 | " | Kasimir von Polen. |
| 1350—1364 | " | Johann der Gute von Frankreich. |
| 1410 | " | Sieg der Polen über die Deutschritter bei Tanneberg. |
| 1411—1437 | " | Kaiser Sigismund. |
| 1414—1418 | " | Concil zu Kostnitz. Johann Huß. |
| 1417 | " | Belehnung des Burggrafen Friedrich IV. von Nürnberg mit der Mark Brandenburg. |
| 1419—1434 | " | Hussitenkriege. Ziska. Die beiden Prokope. |
| 1429 | " | Die Jungfrau von Orleans. |
| 1453 | " | Mohamed II. erobert Constantinopel. Kaiser Constantin IX. †. |
| 1467—1477 | " | Herzog Karl der Kühne von Burgund. Wird (1476) bei Granson und bei Murten von den Schweizern besiegt. |
| 1458—1490 | " | Mathias Corvinus. |
| 1462—1505 | " | Großfürst Iwan Wasiljewitsch. Er befreit Rußland von der Oberherrschaft der Mongolen. |
| 1485 | " | Mit Heinrich VII. gelangt das Haus Tudor auf den englischen Thron. |
| 1492 | " | Eroberung Granadas durch Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien. Ende der Maurenherrschaft in Spanien. |
| 1493—1519 | " | Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter". |

Druck von Albert Lewent in Berlin.

# Recensionen

über

# Ferdinand Schmidt, Weltgeschichte.

**Mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.**

Verlag von Albert Goldschmidt in Berlin.

— Weltgeschichte von Ferd. Schmidt. — Wenn gewaltige weltgeschichtliche Ereignisse die Geister bewegen, da wird auch der Sinn für die Geschichte überhaupt geweckt. Man will nicht nur wissen, wie ist der gegenwärtige Zustand entstanden, man will auch Vergleichungen anstellen mit früheren Zeiten, und dies Streben tritt nicht blos in den Gelehrten-, sondern auch — Dank unserer allgemeinen Volksbildung — in allen Schichten des Volkes auf. Es ist darum ein sehr verdienstliches Unternehmen, wenn Männer, wie Ferdinand Schmidt, die auf unübertreffliche Weise im Volkstone zu reden wissen, dem Streben des Volkes nach geschichtlicher Belehrung entgegenkommen. Dies thut Ferdinand Schmidt in dem vorliegenden Werke, welches bis zur 15. Lieferung (Friedrich I., Barbarossa) erschienen ist. Das Werk zeichnet sich nicht nur durch seine volksthümliche, dabei aber edle Sprache, sondern auch durch seine ideale Auffassung aus, vermöge welcher die in der Geschichte auftretenden treibenden Ideen ins klare Licht gestellt und unwesentliche Begebenheiten ausgeschieden werden, eine Darstellung der Geschichte, die allerdings ohne eingehende Vorstudien auch der wissenschaftlich gearbeiteten Werke nicht möglich ist. Möge dies Werk auch von der Lehrerwelt berücksichtigt werden; es verklärt auch das pädagogische Wirken, wie es denn nach großartigen pädagogischen Grundsätzen angelegt ist.

Die Ausstattung, auch in Betreff der Abbildungen, ist eine dem inneren Gehalte entsprechende, gediegene. Preußisches Schulblatt.

---

— Vom Weihnachtstisch. Je seltener ein Volksbuch mit leichtfaßlicher und lebendiger Schilderung, Belehrung und Anziehungskraft verbindet, desto freudiger begrüßen wir den Abschluß der jetzt als Gesammtwerk erschienenen „Geschichte des Alterthums" von Ferdinand Schmidt (Verlag von Alb. Goldschmidt hierselbst), deren wir bereits früher erwähnten. Dem Verfasser ist es gelungen, nicht nur in edler Sprache die Hauptereignisse und Zustände im Leben der Völker ansprechend darzustellen, sondern auch die treibenden Motive der geschichtlichen Vorgänge deutlich darzulegen und in dieser Weise ein Werk zu schaffen, daß durch seinen sittlichen und ästhetischen Gehalt ein vorzügliches Bildungsmittel für das deutsche Volk abgeben muß. Es ist zu wünschen, daß das Werk in deutschen Familien die Verbreitung finde, die es durch seine Vorzüge verdient.

Berliner Gerichts-Zeitung.

---

— Der erste Band der Schmidtschen Weltgeschichte enthält das selbstständige Werk die „Geschichte des Alterthums". (Mit Illustrationen von dem Prof. Georg Bleibtreu, Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt.) Der weitbekannte und gerühmte Jugendschriftsteller, der sich auch als Geschichtschreiber schon bewährt hat, giebt hier ein volksthümliches Werk für Schule und Haus, das vermöge seiner systematischen Anlage und darauf ruhenden trefflichen Ausführung die allgemeinste Beachtung zu finden wohl geeignet ist, zumal Lehrer und Lernende mit gleichem Nutzen aus dem Buche schöpfen können. Alles überflüssige Beiwerk ist vermieden und dem Kern ist eine Aufmerksamkeit zugewandt, welche deutlich zeugt, daß es dem Verfasser darum zu thun war, den Leser auch für den Gegenstand zu interessiren. Die Darstellung fesselt durch ihre Schlichtheit und Ungesuchtheit, das Werk durch seine Vollständigkeit, und die

gediegene äußere Ausstattung mit den schönen Illustrationen eignet es auch zu Geschenken.

Haude und Spener'sche Zeitung.

— „Geschichte des Alterthums" von Ferd. Schmidt, mit Illustrationen von Prof. Bleibtreu, Verlag von Albert Goldschmidt in Berlin, liegt jetzt vollständig vor. Dieselbe behandelt ein für sich vollständig abgeschlossenes Ganze, die Geschichte der Egypter, Chinesen, Inder, Phönicier, Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Israeliten, Griechen und Römer. Wie von einem Schriftsteller von solcher Bedeutung wie Ferdinand Schmidt es ist, nicht anders zu erwarten stand, ist auch dieses Werk höchst ansprechend, anregend und gründlich belehrend gehalten; es sind dies Eigenschaften, die leider nur selten vereint getroffen werden, und die einer jahrelangen Praxis, eines eingehenden und eifrigen Studiums des deutschen Volkscharaarakters bedürfen, aber auch ein Talent und empfängliches Gemüth bedingen, wie der Verfasser des oben genannten Werkes es zu besitzen das Glück hat. Religion, Cultur und Sitten der alten Völker haben in dieser Geschichte des Alterthums dieselbe verdiente Berücksichtigung gefunden, wie die ältesten Volkssagen, denen doch selten der geschichtliche Hintergrund fehlt, die gerade mit zur Charakterisirung der verschiedenen Nationen dienen und welche stets bei Alt und Jung das lebhafteste Interesse erregen; zugleich ist aber auch das von neueren und neuesten Forschern Geleistete nirgends übersehen und mit geschickter Hand in die Erzählung eingeflochten worden. Daß Bleibtreu's Illustrationen dem Werke zur Ehre gereichen und ihm ein schmuckreiches Relief geben, ist bei Arbeiten von der Hand dieses bewährten Künstlers nur selbstverständlich. Wie selten haben sich hier wieder Dichter und Künstler zusammengefunden, um ein prachtvolles Buch für den Weihnachtstisch der lernbegierigen reiferen Jugend zu schaffen. Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

— Nachdem wir vor längerer Zeit schon des ganzen Werkes: „Weltgeschichte" im Allgemeinen in diesen Blättern hervorhebend Erwähnung gethan, wollen wir in Kurzem noch dieses Bandes, der den ersten Theil des ganzen Werkes bildet, gedenken. Die Geschichte des Alterthums behandelt ein für sich abgeschlossenes Ganzes: die Aegypter, Chinesen, Inder, Phönicier, Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Israeliten, Griechen und Römer, sie führt uns abgeschlossene Lebenskreise bedeutender Völker und großer Männer vor. Wird diese Geschichte nun noch von einem so gewandten Erzähler, wie F. Schmidt, den wir unbedingt zu den bedeutendsten Volksschriftstellern zählen müssen, vorgetragen, so ist sie um so interessanter und namentlich für die Jugend anziehender. „Wir möchten dies Buch", schreib t die in Darmstadt erscheinende Allgemeine Schulzeitung, „in den Händen aller Volksschüler sehen, welche, am Ende der Schulzeit angekommen und so weit vorgeschritten sind, daß sie die lebensvolle Darstellung eines Sagen- oder Geschichtsbildes zu verstehen im Stande sind. Wir möchten es ferner sehen in den Händen jener Zöglinge in den höhern Schulen, welche den biographischen Geschichts-Cursus hinter sich haben und nun zu einer tiefern zusammenhängenderen Auffassung der geschichtlichen Ereignisse geführt werden sollen, und endlich möchten wir es sehen im Kreise bürgerlicher Familien. Wenn Klein und Groß am stillen Abend am heimischen Heerde versammelt ist, gehört das Vorlesen und Besprechen irgend eines Abschnitts aus einem Geschichtswerke, das wie das vorliegende mit der sinnigen Auswahl des Stoffes klare und anziehende Darstellung verbindet, sicher zu den schönsten und anregendsten Unterhaltungen."

Königsberger Hartung'sche Zeitung.

— Zur Recension über Herrn Ferdinand Schmidt's Weltgeschichte, die dem Unterzeichneten für eine frühere Nr. dieses Bl. nur in 1. Lieferung vorlag, hält sich derselbe verpflichtet, hier einen Nachtrag in der Richtung zu liefern, daß er die Andeutung über den Verdacht, als ob genannter Herr Verfasser der streng-orthodoxen Partei ungehörige Zugeständnisse mache, oder seiner Stellung als Lehrer durch gewisse Concessionen Rechnung trage, ausdrücklich zurücknimmt. Schon die 2. Lieferung der erwähnten allgemeinen Geschichte überzeugte ihn, daß Hr. Schmidt aus einer, ein wohldurchdachtes Ganzes bildenden Lebens-, Welt- und Geschichtsanschauung heraus, ohne jede persönliche Rücksicht, der Wahrheit, wie sie sich in seinem Geiste durch fleißige Forschung und eigenes Denken gebildet hat, die Ehre gebe. Zum Beleg dafür stehe hier, zugleich einen Blick in die treffliche Behandlung der verarbeiteten Geschichtsstoffe verstattend, ein Absatz aus genannter 2. Lieferung welcher die Einleitung in die Geschichte der Erzväter bildet.

„Ueberall, wo es Geschichte giebt, rankt auch das Wundergewächs der Sage sich empor, und darin macht auch das Land, das wir im Hinblick auf die unter dem Einfluß des göttlichen Geistes in ihm zu Tage getretenen Ereignisse gern das heilige Land nennen, keine Ausnahme. Jenes Wundergewächs ist ein Erzeugniß der von den wirklichen Ereignissen erregten Gemüthswelt. Die Sage ist nicht die Sache selbst, aber ihre Wurzelfäden haften mit derselben in einem Boden und leiten auf sie hin. So wichtig demnach die Sage ist, so viel Unheil für die Menschheit ist schon daraus entstanden, sie als die Sache selbst auszugeben. Sie ist die poetische Begleiterin der Thatsachen, geeignet, das Thor des Verständnisses aufzuschließen, falls sie nach ihrer innern Natur gewürdigt wird. Sie ist nicht das Werk willkürlicher

Erfindung, sie ist kein Werk priesterlichen Truges; wer dies annimmt, der mißkennt sie eben so sehr, als derjenige, der Götzendienst mir ihr treibt, indem er sie in ihrem äußeren Gepräge als geschichtliche Thatsache anerkannt wissen will. Der in Farbenglut leuchtende Morgenhimmel ist nicht die Sonne selbst, aber dieser leuchtende Farbenhimmel wäre nicht vorhanden, wenn das strahlende Himmelsgestirn nicht hinter den Wolkengebilden stünde. Wir erfreuen uns der Farbengluth, aber wir sehnen uns doch danach, daß die Sonne über den Horizont emporsteige, das Gewölk sich theile und die Erde von dem himmlischen Lichte umflossen werde.

Dies sei denen ans Herz gelegt, die, irre gemacht durch wundersüchtige Erklärer der heiligen Bücher des israelitischen Volkes, ihren Blick für die in jenen Büchern ruhenden Schätze sich haben trüben lassen, die ihre Unbefangenheit sich rauben ließen von Erklärern, deren Glauben des äußeren Gerüstes von Zeichen und Wundern nicht zu entbehren vermag, denen aber der Sinn verschlossen ist, in die innere Wunderwelt der Geistesoffenbarungen zu schauen."

Damit sei gedachtes Werk nochmals und zwar rückhaltslos, ohne Wenn und Aber, allen Vätern und Lehrern empfohlen. Fr. W. Pfeiffer.

Organ des bayerischen Volksschullehrer-Vereins.

— Ferdinand Schmidt, der bekannte Volks- und Jugendschriftsteller, hat es unternommen, eine Lücke unserer Literatur auszufüllen — eine echt volksthümliche, leicht verständliche, anschauliche Weltgeschichte. — Die Geschichte des Alterthums (Berlin, Goldschmidt), welche als erster Band vorliegt, giebt uns das Vertrauen, daß das Buch ein echtes Volksbuch werden werde. Der Verfasser hat es verstanden, die Geschichte geschickt zu gruppiren. Daß er einfach und populär darzustellen weiß, ist allbekannt, und daß er nicht blos Kompilator, sondern selbst Forscher, hat er oft genug bewiesen. So wird sich auch dies von Bleibtreu illustrirte Werk seine Wege bahnen.

Ueber Land und Meer.

— Alles ist stilistisch sauber, psychologisch tief, lauter Schilderungen, die uns in den Gegenstand mitten hinein versetzen! Demnach darf man bei solcher Produktionskraft mit Fug und Recht sagen: Ferdinand Schmidt ist ein Schriftsteller von Gottes Gnaden. Dieses 1. Heft liefert in vielen Partieen wahre Meisterstücke unterhaltend-belehrender Geschichts-Erzählung. Man hört nicht gern auf, wenn man einen Abschnitt probeweise als Recensent von Profession zu lesen begonnen hat; es zieht das Auge magisch weiter, wie wenn man mitten in einem schönen Gedicht aufhören sollte. Wir glauben fest, daß dies Buch ein Volksschrift für die Familie wird.

Bayerische Lehrer-Zeitung.

— Dieser Band bildet den ersten Theil der vom Verfasser auf vier Theile berechneten „Weltgeschichte für Haus und Schule." Er behandelt als ein für sich abgeschlossenes Ganzes die Aegypter, Chinesen, Inder, Phönicier, Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Israeliten, Griechen und Römer. Die Darstellung ist, wie es von Ferdinand Schmidt, einem unserer bedeutensten Volksschriftsteller, nicht anders zu erwarten, höchst ansprechend, immer anregend und eine gediegene Erkenntniß fördernd. Es ist das von neueren und neuesten Forschern nirgend übersehen, und daß auch den ältesten Völkersagen ihr Recht wiederfuhr, muß Anerkennung finden, da ihm ja ein geschichtlicher Hintergrund nicht mangelt, da sie gerade mit zur Charakterisirung der verschiedenen Nationen dienen und stets bei Alt und Jung das lebhafteste Interesse erregen. Religion, Cultur und Sitten haben in dem Werk die verdiente Berücksichtigung gefunden. Bleibtreu's charakteristische Illustrationen zu rühmen, können wir füglich unterlassen; was des Meisters kunstreiche Hand bisher geschaffen hat, ist ja allbekannt. August Geyder.

Breslauer Zeitung.

— Wir begrüßen dieses neue Geschichtswerk mit aufrichtiger Freude. Ferdinand Schmidt's meisterhafte Darstellung der preußischen Geschichte und die geschickte Bearbeitung so manch anderer historischen Stoffe erwecken volles Vertrauen in die Befähigung des Verfassers für diese neue Arbeit und bieten Garantie für eine gediegene und gründliche, auf Quellenstudien beruhende Behandlung des Werks. Schon die erste Lieferung, welche die wichtigsten Hauptmomente aus der Geschichte der Urzeit, der Aegypter, Chinesen und Indier in klarer und fließender Sprache darstellt, berechtigt zu einem günstigen Urtheil über den Textinhalt. Statt trockener Kriegserzählungen und bloßer Angaben von Zahlen und Namen bietet sie interessante lebensvolle Darstellungen, welche einen Einblick in die eigenthümliche Natur des Landes, in die geistige Entwicklung der Völker und in die religiösen und sittlichen Zustände und Anschauungen verschaffen. — Die vorliegenden Proben der Illustrationen geben noch keinen Maßstab zu einer Beurtheilung. — Wir werden das Werk eingehender besprechen, sobald es vollständig vorliegt.

St. Galler Blätter.

— Weltgeschichte für Schule und Haus von Ferdinand Schmidt. I. Band Das Alterthum. Goldschmidt. — Den Ruf eines bedeutenden Geschichtsschreibers für Jugend und Volk hat Ferd. Schmidt schon durch seine „Geschichte Preußens" begründet. Durch diese neue hervorragende Leistung wird sein Verdienst auch in weiteren Kreisen Anerkennung finden. Wie seine früheren historischen Werke, so zeichnet sich auch das vorliegende durch sorgfältige Auswahl und

Sichtung des reichen geschichtlichen Materials, durch geistreiche Auffassung und durch meisterhafte Behandlung und Durchführung vortheilhaft aus. Die Darstellung ist durchweg klar und einfach, dazu lebendig und anziehend, und wo es sein soll ergreifend und hinreißend. Durch das ganze Werk weht ein frischer Geist, der Geist der Freiheit. — Wohl sucht der Verfasser das richtige Verständniß der Geschichte, den Einblick in den Zusammenhang der Weltereignisse zu vermitteln; doch ist ihm die Mittheilung historischer Kenntnisse offenbar nicht der höchste Zweck; es ist ihm vor Allem darum zu thun, auf Gesinnung und Charakter hinzuwirken, das Volk auf einen höheren geistigen und sittlichen Standpunkt zu führen, es auf eine weitere Stufe der Entwicklung und Kultur, auf einen höhern Punkt staatlicher Einrichtung zu erheben. — Gewiß wird man es deshalb billigen, daß der Verfasser keine bloße Kriegsgeschichte lieferte, sondern auch die Werke des Friedens: Arbeit, Literatur und Kunst berücksichtigte und das sittliche und religiöse Leben eingehend schilderte. Ebenso wird man es vom pädagogischen Standpunkte begründet finden, wenn er auch der historischen Sache volle Rücksicht schenkt. „In der Sage spiegelt sich ja die Denkart und Gesinnung alter Zeit ab.“ — Das ganze Werk, auf dessen Fortsetzung wir uns aufrichtig freuen, ist auf 4 Theile berechnet. Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. Vorliegender erster Band giebt ein Gemälde der alten Welt. An Völkerschaften treten auf: die Aegypter, die Inder, die Phönizier, die Babylonier, die Assyrier, die Meder, die Perser, Israeliten, insbesondere die Griechen und Römer. Möge dem ausgezeichneten Buche die verdiente freundliche Aufnahme zu Theil werden.

St. Galler Blätter.

— Alle Schöpfungen Ferd. Schmidt's sind tüchtiger Art; in allen waltet „das Ewigweibliche“, d. i. die Liebe, die Liebe zur Wahrheit, zur Tugend, zur Jugend und zur Menschheit, die uns alle „hinan“ zieht. Der Lehrerstand kann auf dieses Mitglied, dessen Verdienste noch nicht annähernd gewürdigt sind, stolz sein. Ich wollte, alle Gebildete prüfen einmal mit eigenen Augen, ob dieses Urtheil ein richtiges ist oder nicht. Was die Leistungen dieses Mannes betrifft, so kann man Allen getrost zurufen: kommt und sehet, und wenn ihr gesehen habt, sorgt dafür, daß dem Volke jene gesunde, kräftigende und veredelnde geistige Nahrung vorgelegt werde, die dieser Erzieher im großen Stile zu bereiten weiß.

Rhein. Blätter für Erziehung u. Unterricht.

## Auswahl von Besprechungen des ersten Bandes der
# Weltgeschichte von Ferdinand Schmidt.

— Ferdinand Schmidt, der bekannte Volks- und Jugendschriftsteller, hat es unternommen, eine Lücke unserer Literatur auszufüllen — eine echt volksthümliche, leicht verständliche, anschauliche Weltgeschichte. — Die Geschichte des Alterthums (Berlin, Goldschmidt), welche als erster Band vorliegt, giebt uns das Vertrauen, daß das Buch ein echtes Volksbuch werden werde. Der Verfasser hat es verstanden, die Geschichte geschickt zu gruppiren. Daß er einfach und populär darzustellen weiß, ist allbekannt, und daß er nicht blos Kompilator, sondern selbst Forscher, hat er oft genug bewiesen. So wird sich auch dies von Bleibtreu illustrirte Werk seine Wege bahnen.

Ueber Land und Meer.

— Alles ist stilistisch sauber, psychologisch tief, lauter Schilderungen, die uns in den Gegenstand mitten hinein versetzen! Demnach darf man bei solcher Produktionskraft mit Fug und Recht sagen: Ferdinand Schmidt ist ein Schriftsteller von Gottes Gnaden. Dieses 1. Heft liefert in vielen Partieen wahre Meisterstücke unterhaltend-belehrender Geschichts-Erzählung. Man hört nicht gern auf, wenn man einen Abschnitt probeweise als Recensent von Profession zu lesen begonnen hat; es zieht das Auge magisch weiter, wie wenn man mitten in einem schönen Gedicht aufhören sollte. Wir glauben fest, daß dies Buch ein Volksschrift für die Familie wird.

Bayerische Lehrer-Zeitung.

— Alle Schöpfungen Ferd. Schmidt's sind tüchtiger Art; in allen waltet „das Ewigweibliche", d. i. die Liebe, die Liebe zur Wahrheit, zur Tugend, zur Jugend und zur Menschheit, die uns alle „hinan" zieht. Der Lehrerstand kann auf dieses Mitglied, dessen Verdienste noch nicht annähernd gewürdigt sind, stolz sein. Ich wollte, alle Gebildete prüfen einmal mit eigenen Augen, ob dieses Urtheil ein richtiges ist oder nicht. Was die Leistungen dieses Mannes betrifft, so kann man Allen getrost zurufen: kommt und sehet, und wenn ihr gesehen habt, sorgt dafür, daß dem Volke jene gesunde, kräftigende und veredelnde geistige Nahrung vorgelegt werde, die dieser Erzieher im großen Stile zu bereiten weiß.

Rhein. Blätter für Erziehung u. Unterricht.

— Weltgeschichte von Ferd. Schmidt. — Wenn gewaltige weltgeschichtliche Ereignisse die Geister bewegen, da wird auch der Sinn für die Geschichte überhaupt geweckt. Man will nicht nur wissen, wie ist der gegenwärtige Zustand entstanden, man will auch Vergleichungen anstellen mit früheren Zeiten, und dies Streben tritt nicht blos in den Gelehrten-, sondern auch — Dank unserer allgemeinen Volksbildung — in allen Schichten des Volkes auf. Es ist darum ein sehr verdienstliches Unternehmen, wenn Männer, wie Ferdinand Schmidt, die auf unübertreffliche Weise im Volkstone zu reden wissen, dem Streben des Volkes nach geschichtlicher Belehrung entgegenkommen. Dies thut Ferdinand Schmidt in dem vorliegenden Werke, welches bis zur 15. Lieferung (Friedrich I., Barbarossa) erschienen ist. Das Werk zeichnet sich nicht nur durch seine volksthümliche, dabei aber edle Sprache, sondern auch durch seine ideale Auffassung aus, vermöge welcher die in der Geschichte auftretenden treibenden Ideen ins klare Licht gestellt und unwesentliche Begebenheiten ausgeschieden werden, eine Darstellung der Geschichte, die allerdings ohne eingehende Vorstudien auch der wissenschaftlich gearbeiteten Werke nicht möglich ist. Möge dies Werk auch von der Lehrerwelt berücksichtigt werden; es verklärt auch das pädagogische Wirken, wie es denn nach großartigen pädagogischen Grundsätzen angelegt ist.

Die Ausstattung, auch in Betreff der Abbildungen, ist eine dem inneren Gehalte entsprechende, gediegene.

Preußisches Schulblatt.

— Wir begrüßen dieses neue Geschichtswerk mit aufrichtiger Freude. Ferdinand Schmidt's meisterhafte Darstellung der preußischen Geschichte und die geschickte Bearbeitung so manch anderer historischen Stoffe erwecken volles Vertrauen in die Befähigung des Verfassers für diese neue Arbeit und bieten Garantie für eine gediegene und gründliche, auf Quellenstudien beruhende Behandlung des Werks. Schon die erste Lieferung, welche die wichtigsten Hauptmomente aus der Geschichte der Urzeit, der Aegypter, Chinesen und Indier in klarer und fließender Sprache darstellt, berechtigt zu einem günstigen Urtheil über den Textinhalt. Statt trockener Kriegserzählungen und bloßer Angaben von Zahlen und Namen bietet sie interessante lebensvolle Darstellungen, welche einen Einblick in die eigenthümliche Natur des Landes, in die geistige Entwicklung der Völker und in die religiösen und sittlichen Zustände und Anschauungen verschaffen. — Die vorliegenden Proben der Illustrationen geben noch keinen Maßstab zu einer Beurtheilung. — Wir werden das Werk eingehender besprechen, sobald es vollständig vorliegt.

St. Galler Blätter.

Druck von Albert Sewent in Berlin.